Princeton University Library
32101 065088583

Digitized by Google

902
43
800
ANNEX LIBRARY

Library of
Princeton University.

Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues Hannöverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.

10ter Jahrgang.

vom Jahre 1800.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1801.
Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Register.

Rubriken vom Jahre 1800.

Stück.

1. Erinnerungen in Betreff der physischen Erziehung in den ersten Jahren der Kindheit. Von Hrn. W. Richter zu Göttingen.
2. I. Schluß.
II. Aechtes erprobtes Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe auf den Pflanzenländern.
3. Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten. Vorgelesen in der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, von Adolph Murray, Professor der Anatomie und Chirurgie zu Upsala. Aus dem Schwedischen von Hrn. C. F. A. M. zu G.
4. Fortsetzung.
5. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1799. Von Hrn. W.
II. Vorschlag zur Sicherung gegen ein fürchterliches Uebel. Von Hrn. P-f. zu R-m.
III. Etwas zur Beantwortung der Anfrage: das beständige Stehen und Nichtstehen der Pferde betreffend. Von Hrn. B. zu B.
6. I. Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände. Vom Hrn. Geh. Cancelliesecretair Brandes.
II. Vom Bau der Kartoffeln und deren Nutzen zum Brodbacken.
7. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber die Benutzung des Heidekrautes zum Bierbrauen.
8. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Anfrage und Bitte an erfahrne Pferdeärzte und Oekonomen. Von Hrn. S.

Stück.

9. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
10. Fortsetzung.
11. Fortsetzung.
12. I. Schluß.
II. Ueber das nächtliche Einpissen der Kinder. Vom Herrn Hofmedicus Lodemann.
13. I. Schluß des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Was sagt man in England von den Kuhpocken? Von Hrn. Candidus.
III. Merkwürdiges Beispiel der Treue eines Hundes. Aus dem Schreiben eines Deutschen in Paris, 30. Fruct. (16ten Sept. 1796.)
14. Ueber die Diebstähle der Gelehrten. Von Hrn. v. D. zu H.
15. Uebersicht der in Hannover mit der Kuhpockenimpfung angestellten Versuche. Von den Herren Doktor G. F. Ballhorn und Hofchirurgus C. F. Stromeyer.
16. I. Schluß.
II. Ueber die Pflanzen, deren sich die alten Völker Europa's bei Vergiftung ihrer Pfeile bedienten. Aus dem Französischen Von Hrn. C. F. A. Müller in Göttingen.
III. Von der Mästung der Gänse.
17. I. Fortsetzung der im 4ten Stück abgebrochenen Abhandlung, von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.
II. Verwahrungsmittel gegen die leichte Entzündbarkeit von Theater coulissen. Aus dem Magazin Encyclopédique übersetzt von Hrn. W.
III. Aepfel vor dem Frost zu verwahren.

491124

Digitized by Google

Stück.

18. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Ueber die Farben der Schmetterlingsflügel. Aus dem Magazin Encyclopédique übers. von Hrn. Wackerhagen.
19. I. Vorschlag zur Einführung besserer Oefen und Feuerheerde. Von Hrn. J. B. v. H. zu G.
II. Beantwortung der im 8ten St. unter Nr. II. befindlichen Anfrage und Bitte an Pferdeärzte und Oekonomen. Von Hn. Reutter Churfürstl. Sächsischen Oberthierarzt zu Dresden.
III. Pielau der Türken zu Salonich; von dem Bürger de Villeneuve. Aus dem Französischen übersetzt von Hrn. C. F. M. Müller.
20. I. Fortsetzung der im 18ten Stück befindlichen ersten Abhandlung, von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.
II. Notiz über Karl Wadström. Von Hrn. W.
21. I. Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen ersten Abhandlung.
II. Mittel gegen die Bücherwürmer, als Beantwortung der im 42ten St. 1799. dieses Magazins befindlichen Anfrage. Von Hrn. Nölting zu Ratzeburg.
22. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
23. I. Fortsetzung.
II. Ein Wink für die medicinische Polizei, höchst strafbare Zuckerverfälschungen betreffend. Von dem Hrn. Apotheker Liphardt.
24. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Warum werden die Schweine, die in die Mastung gehen, niemals vollkommen fett und gemästet, so reichlich auch die Eichel- und Buchmastung immerhin seyn mag?
25. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

Stück.

II. Ein Wort über die oft verkannte Ehre des Kaufmannsstandes und höchst nothwendiger Wink für Aeltern und Vorgesetzte, die ihre Söhne und Untergebene zur Handlung bestimmt haben. Von Hrn. G. F. Bischoff zu Hannover.
III. Theorie und Praxis. Von Hrn. H.
26. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Brod aus bloßem Reis.
III. Beantwortung über die im 7ten Stück des diesjährigen Magazins empfohlene Benutzung des Heidekrauts zum Bierbrauen.
27. I. Etwas über die Speisung der Armen, besonders in London und Hamburg. Vom Hrn. Geh. Canzl. Secretair Wackerhagen.
II. Des Schauspielers Garrick freundschaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger, den äußern Anstand der Amtsverrichtungen betreffend. Aus dem Englischen.
28. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
29. Schluß.
30. I. Versuch über die nächtliche Gasfeuerleuchtung und deren Einrichtung in den Städten. Vom Hrn Polizeicommissair G. L. Woempner in Hannover.
II. Wunsch. Von Hrn. J. B. v. H.
31. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Von einem einheimischen Thee. Vom Hrn. Kaufhauscommissair Schulz in Lüneburg.
III. Vom Nutzen der Klettenwurzeln und der Schaafgarbe in der Arzneikunst.
32. I. Ueber das Kämmen der spanischen Schaafwolle zum eignen ökonomischen Gebrauch, nebst einem Hinblick auf die richtige Behandlung spanischer Böcke

Digitized by Google

Rubriken vom Jahr 1800.

Stück.

Böcke. Vom Hrn. Oberverwalter F. Südeckum in Imbshausen.

II. Zufällige Gedanken über Trennung und Wiedersehen. Von Hrn. Müller zu Hassel.

III. Klocke und Bekleiden. Von Hrn. L. P. H. zu W.

33. I. Ueber die Vorliebe für die Alten und ihre Werke. Von Hrn. v. D.

II. Anweisung zum Anbau des französischen Raygrases.

34. I. Einige Vorschläge, wie man gegen nächtliche Einbrüche der Diebe sich zu sichern und zu verhalten habe. Von Hrn. J. A. Weppen.

II. Einige Vorsichtigkeitsregeln bei Erziehung eines guten Nelkensaamen. (Ein Beitrag zu dem im 36ten St. des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatze: Auf Erfahrung sich gründender Vortheil, viel und guten Nelkensaamen zu gewinnen. Von Herrn C. L. Wdm. zu E.

III. Vorschlag zu einem Instrumente, durch dessen Hülfe man Mehl aus Kartoffeln am leichtesten erhalten kann. Von Hrn. Movers.

35. Einige Erläuterungen über unsern jetzigen Calender, die Art seiner Entstehung und Verbesserung bis auf die neuesten Zeiten. Ein Beitrag zur genaueren Bestimmung des Urtheils über den Anfang des neuen Jahrhunderts. Von Hrn. Munke.

36. I. Schluß.

II. Verzeichniß und Berichtigung einiger sehr gemeinen deutschen Sprachfehler. Von Herrn M . . . r zu Hassel.

37. I. Werden die Ehen im Himmel geschlossen? Von Hrn. H.

II. Von einer Oelpflanze.

III. Bewährtes Mittel wider das Aufblähen des Rindviehes durch übermäßige Kleefütterung.

Stück.

38. Ueber die zweite Auflage der Lieder für Volksschulen und die Grundsätze ihrer Bearbeitung; von A. L. Hoppenstedt, Superintendent zu Stolzenau in der Grafschaft Hoya.

39. I. Fortsetzung.

II. Was für Zehntverordnungen gelten im Churhannöverschen Amte Wildeshausen? Von Hrn. von Rüling in Celle.

III. Von Berechnung und Vergütung des mit Mist gedüngten Feldlandes. Von Hrn. N. zu B.

40. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1800 gehalten werden sollen.

II. Einfluß eines englischen Landpredigers auf die Sittenverbesserung in vornehmen und geringen Ständen, vermittelst der seinen vier Töchtern gegebenen guten Erziehung; besonders durch die von diesem gestifteten und beförderten Sonntagsschulen. Aus dem Englischen. Von Hrn. V. zu St.

41. Etwas über den Hering, den Sprott und die Sardellen und über deren Fang.

42. I. Ein Paar Worte über das schreckliche Gewitter, welches am 29sten April um Göttingen herum so fürchterliche Verheerungen anrichtete. Von Hrn. Joh. Heinr. Moritz Poppe zu Göttingen.

II. Ueber eine Schwämmchenkrankheit (das Mundfohr, Aphthae) der Kühe. Von Dr. J. H. Sternberg.

III. Sollten die Menschen an natürlichen Krankheiten nur gewöhnlich zur Zeit des Eintritts der Ebbe auf der See sterben? Von Herrn J. H. zu B.

IV. Anfrage.

43. I. Etwas zur Empfehlung der Kuhpockeneinimpfung. Vom Hrn. Doct. Bönig.

Digitized by Google

Stück.

II. Beantwortung der im 42ten Stück des hannöverschen Magazins von d. J. befindlichen Anfrage. Von Hrn. G. L. Wehrs in Hannover.

III. Anfrage.

44. Etwas von der nachtheiligen Vergrößerung der Schäfereien und dem Gewinne aus dem Hürdenschlage. Von Hrn. A. K. zu J.

45. I. Bild eines kürzlich Verstorbenen.

II. Fortsetzung des Aufsatzes im vorigen Stück.

46. I. Schluß.

II. Erinnerung an ein wohlfeiles Nahrungsmittel, die sogenannte Soupe dauphinoise. Vom Hrn. Past. Horn zu Verden.

III. Kur eines fetten Ochsen von einem starken Hämorrhoidalblutflusse, gewöhnlich Lenden- und Rückenblut genannt. Von Hrn. W. zu E.

IV. Merkwürdiges Objet für ein Familiengemälde. Von Hrn. W.

47. Ueber den großen Einfluß eines mäßigen Wohlstandes auf die menschliche Glückseligkeit und auf die Beförderung guter Gesinnungen. Von Hrn. — — r. zu — — l.

48. I. Schluß.

II. Warnung für zwei schädlichen Wurzeln. Von Hrn. W.

III. Mittel wider die Raupen in der Blützeit der Obstbäume. Von Hrn. J. C. Rundspaden zu Barrigsen.

49. Nachricht von der Bereitung des Stahls, für diejenigen, welche in Eisen arbeiten. Von den B. Vandermonde, Berthollet u. Monge. Aus den Annales de Chemie übersetzt von dem Hrn. Eisenhüttenverwalter J. G. L. Blumhof zu der Rothen Hütte bei Elbingerode.

50. Fortsetzung.

51. Von den künstlichen Getränken. Von Hrn. G. L. W.

Stück.

52. I. Fortsetzung.

II. Anfrage.

53. Was stört allgemeinen Frohsinn und Zufriedenheit, vorzüglich bei den gebildeten Ständen? Von Herrn J. zu L.

54. I. Fortsetzung.

II. Beobacht. einer sonderbaren Krankheit unter den Karpfen.

55. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Fortsetzung der im 52sten Stück abgebrochenen ersten Abhandl.: Von den künstlichen Getränken.

56. Fortsetzung.

57. I. Schluß.

II. Kurze Anweisung, wie in den Haushaltungen der Wein zu behandeln ist.

III. Ueber den Anbau der Sahlweide und Birke. Von Hrn. G. Rahne zu Steierthal im Holsteinischen.

IV. Zu dem Aufsatze im 39sten Stück des diesjährigen hannöv. Magazins: Was für Zehntverordnungen im Amte Wildeshausen gelten? Von Hrn. K.

58. I. Resultate der Kuhpockeneinimpfung in Großbritannien während des Jahrs 1799. Von Hrn. B. C. Faust in Bückeburg.

II. Ueber den Gebrauch der linken Hand.

59. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Einige Bemerkungen über das häufige Mißlingen der Versuche zur Wiederbelebung plötzlich Verunglückter u. Scheintodter. Von Hrn. E. H. W. Münchmeyer, der Arzneikunde Beflissenen in Göttingen.

III. Anfrage und Bitte über die blauen Flecke auf der Kuhmilch. Von Hrn. H.

60. I. Fortsetzung des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Beantwortung der im 20sten Stück des neuen hannöverschen Magazins von diesem Jahre befindl. Anfrage: Wie

Digitized by Google

Stück.

Wie eigentlich die spanische Wolle zu seinem Gespinste vorbereitet wird. Vom Herrn Leggemeister Huld zu Uslar.

61. I. Schluß des im vorigen Stück abgebrochenen ersten Aufsatzes.

II. Von den Kirchhöfen. Von Herrn Horn in Verden.

III. Beispiel eines Riesenknaben. Von Hrn. W.

62. I. Schluß des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Ueber das Beschneiden der Obstbäume, und den Gebrauch des Baumwachses, nebst Anweisung zur Verfertigung des letztern, und des bei kranken Bäumen zu gebrauchenden Forsythischen und andern Baumwördels. Von Herrn C. L. Wdm. zu E.

III. Verzeichniß und Berichtigung einiger sehr gemeinen deutschen Sprachfehler.

63. I. Schluß des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Beitrag zur Historie der Diamanten. Von Hrn. K.

64. I. Schluß.

II. Einige Bemerkungen über die sogenannten Thurm- und Kirchenuhren. Von Hrn. Joh. Heinrich Moritz Poppe zu Göttingen.

65. I. Warnung an das Publikum für den unzeitigen Gebrauch der Arzeneien. Von Hrn. Detmering zu Göttingen.

II. Zuverlässiges Mittel zur Vertilgung des schwarzen Kornwurms. Von Hrn. J. J. S. zu H.

66. Erklärung des Satzes: Δος μοι που στω! Von Hrn. Georg Wilhelm Block zu Holtorf bei Gartow.

67. I. Schluß.

II. Etwas vom Schlaf. Vom Herrn Doktor J. H. Behrens zu Nordheim.

Stück.

III. Einige Bemerkungen über den Schimmel oder Moder in den Treibebeeten. Von Hrn. W. zu E.

68. Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung. Von den Herren Hofmedicus G. H. Ballhorn und Hofchirurgus Stromeyer in Hannover.

69. Fortsetzung.

70. Fortsetzung.

71. I. Schluß.

II. Ueber die Nutzbarkeit des Weidemannschen Auszugs aus den Landesverordnungen für den Landmann. Von Hrn. Chr. Dassel zu Schloß Ricklingen.

72. I. Schluß.

II. Ein merkwürdiges Beispiel von Weiberlist und Belohnung derselben. Auszug der Amtskellerei Lodebach Weisthumbuches vom Jahre 1761. S. 154.

73. I. Der Spaziergang um Hannover. Von Hrn. G. L. Woempner in Hannover.

II. Schreiben eines Gelehrten an den Hrn. Hofrath Meiners in Göttingen.

74. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Vorschlag und Anfrage wegen der Bau- und Reparationskosten verpachteter Güter. Von Hrn. E. zu W.

III. Ueber den mindern Druck der öffentlichen Abgaben, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten. Von Hrn. G. zu G.

IV. Beitrag zur Beantwortung einer Anfrage, Hazyuthen betreffend. S. St. 42. Von Hrn. M. zu W.

75. I. Ueber die öffentlichen Hinrichtungen und deren Einfluß, den sie auf die Moralität des Volks haben.

II. Anfrage.

76. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

Digitized by Google

Stück.

77. Fortsetzung.
78. Fortsetzung.
79. I. Schluß.
II. Ueber die Stubenheitzung mit Steinkohlen. Von Hrn. K. zu S.
III. Eine merkwürdige Nachricht aus dem 11ten Jahrhundert, über den Gebrauch der Felle ungebohrner Lämmer in Deutschland. Von Hrn. C. M.
80. I. Ueber Medicinaltaxen.
II. Meteoro-entomologische Anfrage.
81. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Bekanntmachung eines leicht anwendbaren Mittels, große Eisschollen zu zerstückeln. Von Hrn. J. A. Dinglinger zu Lüneburg.
III. Nachtrag zu dem im 94ten Stück des N. H. Mag. von 1799. befindlichen Aufsatze: Ueber magnetische Granitfelsen des Harzes. Von Hrn. Wächter zu Clausthal.
82. Einige Nachrichten über die Verheerungen, welche ein heftiges Gewitter am 29sten April d. J. in den umliegenden Gegenden von Göttingen angerichtet hat. Von dem Hrn. Hofr. Meiners in Göttingen.
83. I. Fortsetzung.
II. Preisaufgabe für deutsche Papierfabrikanten. Von Hrn. G. F. Wehrs, der Königl. Großbrit. Societät zur Aufmunterung der Künste, Manufakturen und des Handels in London ausländischen Ehrenmitgliede in Hannover.
84. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1800. bis Ostern 1801. gehalten werden sollen.
II. Edelmüthige Handlung eines armen Israeliten. Von Hrn. J. G. L. Blumhof
III. Mittel gegen blaue oder mit Flekken bewornene Milch. Vom Herrn Postmeister Coberg zu Diepenau.

Stück.

85. Fortsetzung des im 83sten Stück abgebrochenen ersten Aufsatzes.
86. I. Schluß.
II Oekonomische Behandlung der Pastinaken. Von Herrn J. G. L. Blumhof.
III. Mittel wider den Bücherwurm. Von Hrn. P. zu V.
87. I Ist der Mensch zur Tugend und Glückseligkeit geschaffen? Von Hrn. Müller zu Hassel.
II Anekdote.
88. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Fortsetzung u. Schluß des Aufsatzes im 74sten Stück des hannöv. Mag. von diesem Jahre, über den mindern Druck der öffentlichen Abgaben.
89. I. Ueber die Vortheile des Steinkohlenbrandes bei dem allgemeinen Gebrauch. Vom Hrn Berginspektor Frölich zu Oberkirchen.
II. Scharfsinnigkeit eines Pferdes.
90. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II Einfaches Mittel wider den giftigen Schlangenbiß. Von Hrn. W-h-g-n.
III. Beantwortung der im 75ten Stück des hannöv. Magaz. aufgeworfenen Frage: Ob gegen die Hühnerläuse ein erprobtes Mittel vorhanden sey? Vom Hrn. Pastor G. J. Strackerjan zu Lehe.
IV. Nachtrag zu dem Aufsatze im 37. Stück des hannöver. Mag. v. d. J. von einer Oelpflanze, Rudick oder Rubbick genannt. Von Hrn. D. L. Meyer zu Kirchwerder.
V. Rechnungsexempel.
91. I. Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im größeren Publikum; besonders über die von J. Brown. Vom Hrn. Landphysikus Dr. C. C. Matthäi
II. Antrage. Von Hrn. G. F. Wehrs zu Hannover.

Digitized by Google

Stück.

92. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

93. I. Fortsetzung.

II. Auf Erfahrung sich gründende Beantwortung der im 22sten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre geschehenen Anfrage: Wie man die lästigen Ameisen aus einem Altare vertreiben könne, ohne den Altar umreissen zu dürfen. Von Hn. W-d-m in E-b-n.

94. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Noch ein Paar Worte zur Beantwortung der Anfrage: Ob gefüllte Hyacinthen in einfache ausarten können. Von Hrn. L.

III. Pünktliche Geschäftsführung.

95. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Beantwortung der meteoro-entomologischen Anfrage im 30sten St. des neuen hannöverschen Magazins von diesem Jahre. Vom Hrn. Dr. D. H. Hoppe zu Regensburg.

III. Ueber das Moos auf den Bäumen. Von Hrn. W. in E.

IV. Anfrage. Von Hrn. D. L. Meyer.

96. I. Dr. H. L. W. Völkers Beantwortung der Frage: Unter welchen Umständen ist es rathsam, in einer Stadt die Meister eines Handwerks auf eine gewisse Zahl einzuschränken? welche Vortheile und Nachtheile sind davon zu erwarten? und wie sind letztere zu vermeiden? — welche von der Königl. Großbritannischen Societät der Wissenschaften in Göttingen mit dem Preise gekrönt wurde.

II. Recept zu einem Tischbiere.

97. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

Stück.

98. I. Schluß.

II. Wie alt wird höchstens der Titel Römischer Kaiser? Von Hrn. H. C. Beneke zu Celle.

III Nachricht für Freunde der englischen Küche.

99. I. Ueber das Einquellen des Getreides. Eine ökonomische Untersuchung. Von Hrn. C. L. Wdm. in E.

II Anfrage.

100. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Etwas über die Kuhrocken. Vom Hrn. Hofmedikus Koch zu Münder.

101. I. Erfahrungen eines praktischen Forstmannes über den Anbau des ächten Acazienbaums (Robinia pseudoacacia Linn.)

II. Ueber das Versetzen der jungen Bäume im Frühjahre.

102. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Einiges zur Beantwortung der Anfrage im 91sten Stück dieses Magazins von diesem Jahre. Vom Hrn. Hofrath G. H. Wehrs in Hannover.

III. Rettung durch die Treue eines Hundes. Von G. H. K.

IV. Heldenmuth eines Frauenzimmers.

V. Anekdote.

103. Hrn. Olof Schwartz Bemerkungen über die Naturgeschichte der weißen Ameisen oder Termiten (Termes L.) Aus den Kongl. Svenska Vetensk. Acad. Nya Handlingar Tom XIII. p. 228 — 238. im Auszuge übersetzt vom Hrn. Eisenhüttengehülfen J. G. L. Blumhof.

104. Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des Königl. Churfürstl. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1799. bis 1800.

Zweites Register.

Nach alphabetischer Ordnung.

Seite.

A.

Abgaben, öffentliche, über den mindern Druck derselben, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten. 1387 f. 1607 f.
Acacienbaum, unächter, über den Anbau desselben. 1807 f. 1823 f.
Aepfel vor dem Frost zu bewahren. 267.
Alte, über die Vorliebe für sie und ihre Werke. 709 f.
Ameisen aus einem Altare zu vertreiben 1695 f. weiße oder Termiten, Naturgeschichte derselben. 1839 f.
Anatomie, ders. Fortschritte in neuern Zeiten. 33 f. 253 f. 269 f. 301 f. 317 f. 333. f. 365 f. 381 f. 397 f.
Anekdoten. 365. 1599 f. 1711. 1833. 1835. 1837

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Das beständige Stehen und Nichtstehen der Pferde betreffend. 79
Beantwortung der im 8ten St. befindlichen Anfrage und Bitte an Pferdeärzte und Oekonomen. 291 f.
Beantwortung der Anfrage im 42ten Stück vom Jahre 1799: Wie man Bücher gegen Würmer schützen könne. 331 f. 1581 f.
Beantwortung über die im 7ten Stück empfohlene Benutzung des Heidekrauts zum Bierbrauen. 411
Ob gedörrte Hyacinthen in einfache ausarten. 883. 1389. 1709 f.
Wie eigentlich die spanische Wolle zu seinem Gespinnste vorbereitet wird. 1151 f.

Seite.

Das Blauwerden der Kuhmilch zu verhüten, als Beantwortung der Anfrage im 59sten Stück. 1551
Beantwortung der im 22sten St. dieses Magazins vom vorigen Jahre befindlichen Anfrage: Wie man die Ameisen aus einem Altare vertreiben könne, ohne den Altar umreißen zu dürfen. 1695
Beantwortung der meteoro-entomologischen Anfrage, die diesjährige Seltenheit der Insekten in England betreffend. 1719 f.
Wegen eines Hopfensurrogats 1827 f.

II. Unbeantwortete.

Das Leben und die Schriften des sel. Residenten Weber, des Verfassers des veränderten Rußlands, betr. 475
Wie die Ratzen zu vertreiben? 883
Wodurch steht die auf Fischereyen sehr überhand genommene Wasserlinse, oder das sogenannte Entenkraut, am geschwindesten und auf die wohlfeilste Art zu vertilgen? 1027.
Wegen der Bau- und Reparationskosten verpachteter Güter. 1381 f.
Wodurch die, oftmals auch in hinreichend geräumigen Hühnerställen, überhand nehmenden Hühnerläuse zu vertreiben? 1407
Wodurch werden die oft an den Blüthenknospen befindlichen grünen Läuse erzeugt und vertilgt? 1727
Anfragen, gewisse Stellen in Urkunden von den Jahren 1269, 1409, 1412 und 1453 betreffend. 1789 f.
Anweisung zum Anbau des französischen Raygrases. 721 f. wie in den

Haus-

Seite.

Haushaltungen der Weln zu behandeln ist. 1099 f.
Anzeigen, gelehrte, oder Journale. Ueber das Lesen derselben. 81 f.
Armen, über die Speisung derselben, besonders in London und Hamburg. 413. 419 f.
Armenpflege, Uebersicht der allgemeinen des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1799 bis 1800. 1855 f.
Arzeneien, Warnung für den unzeitigen Gebrauch derselben. 1219 f.

B.

Bäume, über das Moos auf denselben. 1275 f. über das Versetzen der jungen Bäume im Frühjahre. 1819 f.
Baukosten, verpachteter Güter, Vorschlag und Anfrage deswegen. 1381
Baumwachs, forstphilischer, über den Gebrauch desselben bei kranken Bäumen. 1186 f.
Baumwachs, Gebrauch u. Anweisung zur Verfertigung desselben. 1177
Begräbnißplätze, der Griechen. 1164. der Römer 1165. der Juden. 1171. der ersten Christen. 1171 f.
Beispiel eines Riesenknaben. 1169 f.
Bekleiden, ein Amt, ist richtiger als begleiten. 705 f.
Bekleidung, beste der Kinder in den ersten Jahren. 18 f.
Berechnung und Vergütung des mit Mist gedüngten Feldlandes. 817 f.
Bewegung, Zuträglichkeit derselben für Kinder in den ersten Jahren. 25 f.
Bierbrauen, Benutzung des Heidekrautes dazu, 111. Diese ist gefährlich, 411 f.
Bild eines kürzlich Verstorbenen. 901 f.
Birke, über den Anbau derf. 1103 f.
Böcke, spanische, Hinblick auf die richtige Behandlung derselben. 693 f.
Brod, von Kartoffeln, 95. aus blosem Reis, 409 f.
Brown, medicinische Theorie desselben, über Ausbreitung derselben im größern Publikum. 1649 f. 1665 f. 1697 f. 1713 f.
Bücher, gegen Würmer zu schützen. 331 f. 1581.
Busenbühner, über die im Amte Nassau an der Lahn. 1365 f.

C.

Calender, einige Erläuterungen über unsern jetzigen, die Art seiner Entstehung und Verbesserung bis auf die neuesten Zeiten. 741 f.
Chirurgie, derf. Fortschritte in neuern Zeiten. 33 f. 253 f. 269 f. 301 f. 317 f. 333 f. 365 f. 381 f. 397 f.
Compendien, große Anzahl derselben in allen Wissenschaften und Urtheile darüber. 89 f.
Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe, Witterung daselbst. 65 f.

D.

Diamanten, Beitrag zur Historie derselben. 1191 f.
Diebe, wie man sich gegen die nächtlichen Einbrüche derselben zu sichern und zu verhalten habe. 725 f.
Diebstähle der Gelehrten. 205 f.

E.

Ehen, ob solche im Himmel geschlossen werden? 773 f.
Einpissen, über das nächtliche der Kinder. 177 f.
Eisschollen, große, wie sie leicht zu zerstückeln. 1497 f.
Erdflöhe, sichres Mittel sie auf den Pflanzenländern zu vertilgen. 31
Erklärung des Satzes: [illegible] 1235 f.
Erziehung, physische, in den ersten Jahren der Kindheit, Erinnerungen darüber. 1 f.

Seite.

F.

Familiengemälde, merkwürdiges Suiet dafür. 931 f.
Farben, über die der Schmetterlingsflügel. 181 f.
Feldland, mit Mist gedüngt, Berechnung und Vergütung desselben. 817 f.
Felle, ungeborner Lämmer, werden im 11ten Jahrhundert zur Fütterung einiger Kleidungsstücke gebraucht. 1469 f.
Feuerheerde, Vorschlag zu Einführung dess r. 185 f.
Fichtenbier, wie es verfertigt wird. 1829 f.
Flecken, blaue auf der Kuhmilch, Mittel dagegen. 1551
Frohsinn, allgemeiner, was ihn stört. 1019 f. 1061 f.
Füeßli, Matthias, Anekdote von demselben. 1837
Futter, verschlämmtes, ist nachtheilig allen zur Dauer dienenden Vieh. 293 f. unreines, Nachtheile davon. 294 f.

G.

Gänse, Mästung derselben. 251
Garrick des Schauspielers, freundschaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger, den äußern Anstand der Amtsverrichtungen betreffend. 427 f.
Gassenerleuchtung, nächtliche, und deren Einrichtung in den Städten, Versuch darüber. 461 f. 477 f.
Gedanken zufällige, über Trennung u. Wersetzen. 701 f.
Geisteskräfte, Nachtheile der zu frühen Entwickelung derselben in den ersten Kinderjahren. 28 f.
Gelehrte, derselben Diebstähle und Benutzung fremder Ideen. 105 f.
Geschäftsführung pünktliche. 1711
Getränke, künstliche, Abhandlung darüber. 997 f. 1067 f.
Getreide, über das Einquellen desselben. 1777 f. 1793 f.

Seite.

Gewitter, über das schreckliche am 29. April bei Göttingen. 853 f. 1503 f. 1553 f.
Granitfelsen, magnetische, des Harzes, 1501 f.
Güter, verpachtete, über die Bau- und Reparationskosten derselben. 1381 f.

H.

Hand, linke, über den Gebrauch derselben. 1183
Handlung, edelmüthige eines armen Jungen. 1549 f.
Handwerksmeister, unter welchen Umständen die Zahl derselben in einer Stadt einzuschränken, Abhandlung darüber. 1729 f. 1749 f.
Hannover, Verbesserungen und Verschönerungen dieser Stadt. 1353 f. 1377 f.
Heidekraut, kann zum Bierbrauen statt des Hopfens benutzt werden. 111 Aber diese Benutzung ist gefährl. und nicht anzurathen. 411 f.
Heldenmuth eines Frauenzimmers. 1833
Heringe, etwas darüber und deren Fang. 837 f.
Einrichtungen, öffentliche, Abhandlung darüber und deren Nachtheile. 1393 f.
Historie, der Diamanten, Beitrag dazu. 1191 f.
Hopfensurrogat. 1817
Hürdenschlag, von dem Gewinne aus demselben. 885 f. 905 f.
Hunde, Behandlung derselben bei strenger Winterkälte, um sie gegen die Hundswuth zu sichern. 77 f. Merkwürdiges Beispiel der Treue eines Hundes. 203 Rettung durch die Treue eines. 1833 f.
Hyacinthen, gefüllte, ob sie ausarten. 883. 1389 f. 1709 f.

J.

Jahrhundert, neues, ein Beitrag zur genauern Bestimmung des Urtheils über den Anfang desselben. 741 f.

Il-

Nach alphabetischer Ordnung.

Seite.

Ilfeld, Verzeichniß der Lectionen auf dem dasigen Pädagogio. 821. 1537 f.
Insekten, Seltenheit derselben in England, im Jahr 1800 und Ursachen davon. 1719 f.
Journale, über Leserei derselben. 81 f.

K.

Kaiser, römischer, Alter dieses Titels. 1769 f.
Karpfen, sonderbare Krankheit unter denselben. 1057 f.
Kartoffeln, vom Bau derselben und ihren Kräften zum Brodbacken. 95 f.
Kaufmannsstand, über die oft verkannte Ehre desselben. 387 f.
Kinder, über das nächtliche Einpissen derselben. 177 f.
Kirchhöfe, Abhandlung darüber. 1159 1171 f.
Klettenwurzeln, Nutzen derselben in der Arzneikunst. 691 f.
Klocke, ist richtiger als Glocke. 705 f.
Kornwurm, schwarzer, zuverlässiges Mittel zur Vertilgung desselben. 1233
Krankheiten, natürliche, ob die Menschen daran zur Zeit des Eintritts der Ebbe auf der See sterben. 867 f.
Kuhpocken, was man in England davon sagt. 191 f. Uebersicht der in Hannover mit der Impfung derselben angestellten Versuche. 271 f. 1273 f. Etwas zur Empfehlung der Impfung derselben. 869 f. Resultate dieser Impfung in Großbritannien während des Jahrs 1799. 1109 f. 1123 f. Etwas darüber vom Hofmedicus Koch in Münder. 1803 f.
Kur eines fetten Ochsen vom Hämorrhoidalblutflusse. 929 f.

L.

Landesverordnungen, Nutzbarkeit des Weidemannschen Auszugs derselben. 1331 f.
Lectionenverzeichniß, Ilfeldsches. 821 f. 1537 f.
Leserei, über die der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände. 81 f. Nachtheil derf. für Geschäftsleute, 151 f. für Geistliche und Schulmänner, 160 f. für Aerzte. 169 f.
Lieder, für Volksschulen, über die 2te Auflage derselben und die Grundsätze ihrer Bearbeitung. 789 f.
Luft, zuträgliche, in den ersten Jahren der Kindheit. 9 f.

M.

Mästung, der Gänse, 251. der Schweine. 275 f.
Medicinaltaxen, Abhandlung darüber. 1473 f.
Mensch, ob er zur Tugend und Glückseligkeit geschaffen. 1585 f. 1605 f.
Milch, das Blauwerden derselben, und Flecken darauf zu verhüten. 1551 f.
Modebücher, über die Leserei derselben und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände. 81 f.
Monatsschriften und Zeitschriften, wie sie entstehen, 110 f. fortdauern, 114 f. Zustand derselben in Deutschland in Vergleichung mit den der Engländer und Franzosen, 115 f. Menge und Leserei derselben. 117 f.
Moos, über das auf den Bäumen. 1725 f.
More, englischer Landprediger, dessen Einfluß auf die Sittenverbesserung. 831 f.
Mundfohr, der Kühe, Abhandlung darüber. 863 f.

N.

Nachricht von der Bereitung des Stahls für die, welche in Eisen arbeiten. 965 f.
Nahrung, zuträgliche in den ersten Jahren der Kindheit. 5 f.

Seite.

Nahrungsmittel, ein wohlfeiles. 921 f.
Nelkensaamen, zu er, wie man ihn erzieht; einige Vorsichtigkeitsregeln dabei. 737 f.
Notiz über Karl Wadström. 311 f.

O.

Obstbäume, über das Beschneiden derselben. 1177 f. 1187 f.
Oefen, Vorschlag zur Einführung besserer. 285 f.
Oelpflanze, von einer im osnabrückschen Amte Fürstenau, Rubbick genannt. 781 f. 1645 f.

P.

Papierfabrikanten, deutsche, Preisaufgabe für dieselben. 1535 f.
Parz, Depeschensecretair, Bild desselben. 901 f.
Pastinacken, ökonomische Behandlung derselben. 1577
Pferde, das beständige Stehen und Nichtstehen derselben betreffend, 79 f.
Scharfsinnigkeit eines 1631
Pflanzen, deren sich die alten Völker Europa's bei Vergiftung ihrer Pfeile bedienten 247 f.
Pilau der Türken zu Salonich, 295 f.
zu Constantinopel. 299 f.
Polizei, medicinische, ein Wink für dieselbe, höchst strafbare Zuckerverfälschungen betreffend. 361 f.
Preisaufgabe, für deutsche Papierfabrikanten. 1535 f.

R.

Raupen, Mittel wider die in der Blütezeit der Obstbäume. 961 f.
Raygras, französisches, Anweisung zum Anbau desselben. 721 f.
Rechnungsexempel, 1647
Reinlichkeit, Wichtigkeit und Nutzen derselben in den ersten Jahren der Kindheit. 1 f. 179 f.
Reis, wie man Brod daraus backt. 409 f.
Rezensionen, Urtheile über die gewöhnliche Beschaffenheit derselben. 91. 97 f. Nachtheile von dem Lesen derselben. 106 f.
Riesenknabe, Beisp. von einem. 1169
Rindfleisch, gebratenes, oder Roast-beef, wie es weit zu versenden. 1775 f.
Rindvieh, Mittel wider das Aufblähen desselben durch übermäßige Kleefütterung. 785
Rubbick, eine Oelpflanze, Abhandlung darüber. 781 f. 1645
Ruhe, Zuträglichkeit derselben für Mastvieh. 377 f.

S.

Sahlweide, über den Anbau derselben. 1103 f.
Sardellen, etwas darüber und deren Fang. 837 f.
Schaafgarbe, Nutzen derselben in der Arzneikunst. 691 f.
Schaafwolle, spanische, über das Kämmen derselben zum eignen ökonomischen Gebrauch, 693 f. wie sie zu feinem Gespinnste vorbereitet wird. 1151 f.
Schäfereien, von der nachtheiligen Vergrößerung derselben. 885 f. 901 f.
Scharfsinnigkeit eines Pferdes. 1631
Scheintodte, Bemerkungen über das häufige Mißlingen der Versuche zur Wiederbelebung derselben. 1129 f. 1139 f. 1155 f.
Schlaf, Zuträglichkeit desselben in der zarten Kindheit. 20 f. Etwas davon. 1259 f.
Schlangenbiß, giftiger, einfaches Mittel dagegen. 1639 f.
Schmetterlingsflügel, über die Farben derselben. 282 f.
Schreiben eines Gelehrten an den Hrn. Hofrath Meiners in Göttingen, das Bauernrecht betreffend. 1365.

Seite.

Schwämmchenkrankheit, der Kühe, Abhandlung darüber. 861 f.
Schweine, warum die, welche in die Mastung gehen, niemals vollkommen fett und gemästet werden. 375 f.
Sonntagsschulen, gestiftete von einem englischen Landprediger, deren Einfluß auf die Sittenverbesserung. 831 f.
Soupe dauphinoise, ein wohlfeiles Nahrungsmittel. 921 f.
Spaziergang um Hannover. 1353 f. 1377 f.
Speisung der Armen, besonders in London und Hamburg. 413 f. 429 f.
Sprachfehler, einiger sehr gemeinen deutschen, und Berichtigung derselben. 771. Vergl. 705. 1185
Sprotte, etwas darüber. 837 f.
Stahl, Nachricht von der Bereitung desselben. 965 f.
Stehen und Nichtstehen, das der Pferde betreffend. 79 f.
Steinkohlenbrand, Vortheile desselben bei dem allgemeinen Gebrauch. 1617 f.
Stubenheizung, über die mit Steinkohlen. 1463 f.

T.

Termiten, Bemerkungen über die Naturgeschichte derselben. 1839 f.
Theater, Verwahrungsmittel gegen die leichte Entzündbarkeit der Decorationen derselben. 267 f.
Thee, von einem einheimischen. 683 f.
Theorie und Praxis, in Ansehung Kantischer Philosophen. Eine Anekdote. 395. Ausbreitung medicinischer Theorien im größern Publikum Abhandl. darüber. 1649 f. 1665 f. 1697 f. 1713 f.
Thurmuhren, Bemerkungen darüber. 1211 f.
Tischbier, Recept zu einem. 1743 f.
Todte, Behandlung derselben bei verschiedenen Völkern. 1161 f.
Treibebeete, über den Schimmel und Moder in denselben. 1269 f.
Trennung und Wiedersehen, Gedanken darüber. 701 f.
Trollhätta, Wasserfall in Schweden. 311 f.

U.

Uebel, fürchterliches, Vorschlag zur Sicherung dagegen. 75 f.
Uhren, Thurm- oder Kirchenuhren, einige Bemerkungen darüber. 1211 f.

V.

Versuch über die nächtliche Gassenerleuchtung und deren Einrichtung in den Städten. 461 f. 477 f.
Verwahrungsmittel, gegen die leichte Entzündbarkeit von Theaterdecorationen. 267
Volksschulen, über Lieder für dieselben. 789 f.
Vorliebe für die Alten und ihre Werke. 709 f.
Vorschlag, zur Sicherung gegen ein fürchterliches Uebel, 75 f. zur Einführung besserer Oefen und Feuerheerde, 285 f. Wie man gegen nächtliche Einbrüche der Diebe sich zu sichern und zu verhalten habe, 725 f. zu einem Instrumente, durch dessen Hülfe man Mehl aus Kartoffeln am leichtesten erhalten kann. 739 f.
Vorsichtigkeitsregeln, einige, bei Erziehung eines guten Nelkensaamen 737 f.

W.

Wadström, Karl, Notiz darüber. 311 f.
Weiberlist, merkwürdiges Beispiel davon. 1349 f.
Weidemann, über dessen Auszug aus den Landesverordnungen für den Landmann. 1331 f.
Weidenbast, ein Hopfensurrogat. 1829 f.

Seite.

Wein, wie er in den Haushaltungen zu behandeln ist. 1099 f.
Wiederbelebung plötzlich Verunglückter und Scheintodter, über das häufige Mißlingen der Versuche zu derselben. 1129 f. 1139 f. 1155 f.
Wildeshausen, Amt, was für Zehntverordnungen daselbst gelten. 809 f. 1107 f.
Wink für die medicinische Polizei, höchst strafbare Zuckerverfälschungen betreffend, 361. für Aeltern und Vorgesetzte, die ihre Söhne und Untergebene zur Handlung bestimmt haben. 287 f.
Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe. 65 f.
Wohlstand, mäßiger, hat großen Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit und Beförderung guter Gesinnungen. 933 f.
Wolle, spanische, über das Kämmen derselben zum eigenen ökonomischen Gebrauch, 691 f. wie sie zu seinem Gespinnste vorbereitet wird. 1151 f.
Würmer, schädliche, für die Bücher, Mittel dagegen. 331 f. 1581 f.
Wurzeln, zwei schädliche, Warnung dafür. 957 f.

Z.

Zehntverordnungen, gültige, im churhannöverschen Amte Wildeshausen. 809 f. 1107 f.
Zeitschriften, deutsche, Zustand derselben und Vergleichung mit französischen und englischen. 115 f.
Zeitungen, politische, Folgen von der Leserei derselben. 131 f.
Zuckerverfälschungen, höchst strafbare. 361.
Zufriedenheit, allgemeine, was sie stöhrt, vorzüglich in den gebildeten Ständen. 1029 f. 1061 f.

Neues Hannöverisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 3ten Januar 2800.

Erinnerungen in Betreff der physischen Erziehung in den ersten Jahren der Kindheit.

Die erste Periode des menschlichen Lebens ist auch immer die gefährlichste. Kaum ist das zarte Kind auf die Welt geboren, so drohen ihm auch schon so manche Dinge, welche jetzt erst Einfluß auf dasselbe bekommen, und ihm deshalb ganz etwas Neues sind, seinen gesunden Zustand zu untergraben und den Tod herbeizuführen. Wir sehen daher auch, daß die bei weitem größere Anzahl aller Gebornen, schon nach Verlauf der ersten Jahre, nachdem sie kaum angefangen hatten die Süssigkeit dieses Lebens zu genießen, auf immer derselben beraubt werden.

Diese allgemein beobachtete große Sterblichkeit in den ersten Jahren der Kindheit hat also, theils in der Beschaffenheit derselben und in der zu großen Empfindlichkeit, theils in dem verminderten Einfluß äusserer Dinge ihren natürlichen Grund. Je gefährlicher nun aber diese Periode ist, um desto mehr Aufmerksamkeit erheischt sie; um desto mehr Sorgfalt muß angewandt werden, die immer nothwendig vorhandene Gefahr durch fehlerhafte Behandlung nicht zu vermehren. — Noch ein anderer Umstand macht uns die genaue Rücksicht auf die frühere Periode des Lebens zur dringenden Pflicht.

Wir können nemlich als gewiß annehmen, daß in ihr der Grund gelegt werden kann, zu einem künftigen entweder gesunden und starken oder kränklichen und schwächlichen Leben. Das zarte Kindesalter nimt jede Richtung an die man ihm giebt; es kömmt hier alles auf die Wartung und Pflege an. So wie die zarte Pflanze unter den Händen eines emsigen und geschickten Gärtners zu einem geraden, hohen, fruchttragenden Baume gezogen wird, eben so legt auch die sorg-

same Mutter durch eine kluge Wartung des zarten Kindes den Grund zu nachmaliger Stärke und Dauer.

Vernachlässigung hingegen in dieser Periode schlägt unvertilgbare Wurzeln, aus denen immer neue Keime der Unpäßlichkeit sich entwickeln. Die Wichtichkeit der genauesten Aufmerksamkeit auf die frühere Periode des kindlichen Alters wird daher gewiß von Niemandem bezweifelt werden. Von mehreren würdigen Aerzten sind deshalb auch in den neuern Zeiten Vorschriften zu einer zweckmäßigen Behandlung junger Kinder entworfen worden. Allein man darf den Glauben noch nicht nähren, daß sie durchgängig gehörig gewürdigt, noch weniger aber, daß sie bereits allenthalben befolgt und in Ausübung gebracht werden. Diese erste Ueberzeugung, die sich nicht blos auf Muthmaßung gründet, hat mich bewogen, nicht neue, aber bewährte auf Vernunft und Erfahrung sich stützende Regeln in Betref dieses Gegenstandes in einer gedrängten Kürze zu entwerfen, und, um recht viele auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen; um hie und da auch wohl einige zu belehren, in einem viel gelesenen allgemein beliebten Blatte bekannt zu machen.

Man erwarte hier also nichts neues, aber etwas Wahres und Nützliches, und erlaube dem Verfasser bei der Bekanntmachung dieser Skizze sich auf jenen alten Ausspruch zu berufen: Die Wahrheit kann nicht oft genug gesagt werden.

Um die beste Pflege für das Physische der früheren Periode bestimmen zu können, wird es nöthig seyn, den auszeichnenden Charakter derselben anzugeben. Ist dies geschehen, so werden sich daraus schon von selbst die einzelnen dienlichen Vorschriften und der Grund, weshalb sie dienlich sind, ergeben. Ein sehr hoher Grad der Reizbarkeit und Empfindlichkeit ist es vorzüglich, wodurch sich die frühere Periode des Lebens von der folgenden unterscheidet. Dazu kommt eine sehr große Zartheit und Laxität aller Organe, die nur allein die vielen wichtigen Veränderungen, welche einem solchen Subjecte noch bevor stehen, möglich machen. Je empfindlicher und reizbarer ein Subject ist, desto leichter erzeugt alles, was auf dasselbe Einfluß bekommt, Veränderungen in demselben, und diese werden immer auch um desto wichtiger seyn.

Auf dergleichen Subjecte, weil sie so sehr schnell verändert werden können, müssen also auch alle Dinge mit ungemeiner Vorsichtigkeit angewandt werden, damit nicht zu beträchtliche Veränderungen in ihnen entstehen, oder, was einerlei ist, damit sie nicht von Krankheiten befallen werden.

Die

Die ganze Kunst der physischen Erziehung für die früh re Periode des Lebens besteht also darin: nicht zu starke Reize auf die reizbaren und empfindlichen Subjecte einwirken zu lassen, und zugleich dieser großen Reizbarkeit und Empfi dlichkeit gehörige Schranken zu s tzen, sie zu mindern und abzustumpfen. Es hält schwer, hier die Mittelstraße zu gehn, und beide Fehler, sowohl das zu viel thun, als das zu wenig thun, zu vermeiden. Wir wollen nun hier die einzelnen Dinge, welche theils zur Fortsetzung des Lebens, theils zu Abhärtung der jungen Kinder nothwendig sind, einzeln betrachten.

1) Die Nahrung. In dem Kindesalter ist die Nahrung in einer zwiefachen Hinsicht wichtig: sie soll das Kind nicht allein erhalten, wie es ist, sondern sie soll auch den Stoff zur fernern Entwickelung und Ausbildung desselben liefern. Alles was man dem zarten Kinde giebt, muß, damit diese Zwecke erreicht werden können, nahrhaft und leicht verdaulich seyn. Diese Eigenschaften sind aber nicht die einzigen erforderlichen, es ist noch ausserdem nöthig, daß jene Dinge, wegen der beträchtlichen Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Kinder, einen nur sehr mäßigen Reiz auszuüben vermögen. Man würde großen Nachtheil hervorbringen, wenn man diesen Punkt übersehen, und Fleisch und Eier für zuträglich halten wollte, welche den ersten Forderungen entsprechen.

Nichts ist dem zarten Kinde zuträglicher als die Milch s iner Mutter, sie besitzt hinreichenden Nahrungsstoff, ist dabei leicht v rdaulich und bewirkt einen Grad des Reizes, welcher dem Bedürfnisse der zarten Kinder vollkommen entspricht. In dieser Hinsicht sollte es sich keine Mutter erlauben, dem Geschäfte des Selbststillens sich zu entziehen, wenn nicht wichtige Hindernisse dasselbe durchaus untersagen. Wo sie Statt finden, da wird die Milch einer gesunden Amme noch am besten die natürlichste Nahrung der Muttermilch ersetzen. Allein auch diese Wahl untersagen nicht selten mancherlei Umstände, und es trit die Nothwendigkeit ein, andere Nahrungsmittel zu verordnen. Am zuträglichsten werden ohne Zweifel klein geriebener Zwieback oder gut ausgebackene einige Tage alte Semmel seyn, die mit gleichviel Milch und Wasser zu einem zarten Brei gebracht sind; zu diesem nemlichen Behufe kann man auch feinen Gries benutzen. Der Gebrauch eines Schwammes, der auf ein Glas gebunden ist, und mit einer Brustwarze Aehnlichkeit besitzt, wodurch man den Kleinen das Trinken zu erleichtern hofft, sollte nicht so allgemein seyn, da Nachtheil aus demselben entspringen kann. Man begünstigt dadurch die Entstehung der Blähungen, woran Kinder schon ohnehin

nehin gar leicht leiden, indem man Veranlassung giebt, daß sie ungewöhnlich viel Luft niederschlucken. Dazu kommt noch, daß in jenem Instrumente sich dann und wann wenn es nicht aufs genaueste reinlich gehalten wird, eine Schärfe erzeugt, die in den empfindlichen Organen so zarter Geschöpfe sehr üble Zufälle hervorzubringen vermag.

Man reiche dem zarten Kinde öfter von dem angegebenen Breie, aber immer nur wenig auf einmal. Es wird am besten seyn, sie Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends mit Nahrung zu erquicken. Viel Nahrung auf einmal würde den Magen und die Gedärme zu sehr ausdehnen und sie entkräften.

Nach Verlauf eines ganzen oder eines halben Jahrs ist es erlaubt, den Kindern Brühen von Kalbfleisch und Hühnern zu reichen, auch können jetzt leicht verdauliche nicht blähende Gemüse, z. B. Spinat, Carotten u. m. genossen werden; gekochtes Obst wird auch gewiß nicht nachtheilig seyn. — Sind nun die Zähne bereits zum Vorschein gekommen, so kann man unbesorgt eine geringe Menge nicht fetter Fleischbrühe erlauben. Ja, der Genuß desselben wird manchem etwas schwächlichem Kinde ganz vorzüglich anzurathen stehen.

Schwere Mehlspeisen, Kartoffeln, Zwiebeln, Senf, Wein, Kaffee, Thee und alle beträchtliche Nahrungsmittel, müssen aber auch jetzt noch sorgfältig vermieden werden. Es müßte sonst seyn, daß man eins oder das andere dieser Dinge als Arznei anwenden wollte; eine solche Anwendung muß aber immer nur von dem Arzte bestimmt werden. Auch bei den Kindern, welche Anfangs aus der Brust der Mutter die Nahrung erhielten, und nun entwöhnt wurden, sind alle die hier aufgezählten Dinge anwendbar und nützlich.

Vorzüglich wichtig ist noch der Umstand, die Kinder an eine gehörige Ordnung im Essen und Trinken zu gewöhnen. Nichts erhält und befördert die Gesundheit so sehr, als die Befolgung dieser Regel. Bei zarten Kindern hält es freilich schwer, dieser Vorschrift ganz streng zu folgen, allein man lasse sich dadurch nicht abhalten, schon jetzt diesen Versuch zu machen. Ist die ganz frühe Periode des Lebens bereits verstrichen, so wird es schon leichter seyn, nur immer zu bestimmten Zeiten den Genuß von Nahrungsmitteln und Getränken zu erlauben.

Am besten wird es seyn, bald nach dem Aufstehen eine mäßige Menge sauer Milch mit etwas gutem weißem Brodte nehmen zu lassen, um 9 Uhr kann eine ähnliche nur etwas geringere Menge Nahrung und Getränk genossen werden, um 12 Uhr folgt denn ein mäßiges Mittagessen, um 4 Uhr oder etwas später wird es zuträglich seyn, etwas Obst oder weißes Brod

mit

mit Butter, oder Zwetschenmuß und dergleichen mehr darzureichen. Auch Abends um 7 oder 8 Uhr wird es dienlich seyn, den Kleinen ein geringfügiges Essen von Milch, Obst, eine Suppe oder dergleichen reichen zu lassen. Nur gebe man genau darauf Achtung, daß jetzt nicht eine Unmäßigkeit begangen werde.

Nie ist die Ueberladung des Magens nachtheiliger, als kurz vor dem Schlafengehen, und muß deshalb auch besonders vermieden werden.

Zum Getränk wird reines Wasser vorzüglich anzurathen stehen, bei schwächlichen Kindern haben dünnes Bier oder auch Wasser mit einer sehr mäßigen Menge eines leichten Weins den Vorzug.

Die Luft. Will man gesunde Kinder erziehen, so ist es durchaus nöthig, daß man sie täglich der freien Luft aussetze. Die ersten Monate nach der Geburt sind hier freilich auszunehmen, in diesen könnten sehr leicht wegen der gänzlichen Ungewohnheit den zarten Kleinen an dieses wichtige Element die größten Nachtheile für die Gesundheit die Folgen seyn. Ist aber diese Periode einmal verstrichen, so wähle man nicht nur die mildesten und heitersten Tage, um die Kleinen mit der Luft bekannter und vertrauter zu machen, sondern man lasse nun auch keinen einzigen Tag verstreichen, ohne ihnen doch wenigstens einen Luftgenuß zu verschaffen.

Das ist ohne Zweifel das beste Mittel, die große Empfindlichkeit des Körpers zu mindern, gegen die Veränderlichkeit des Wetters zu sichern, und den Grund zu einer nachmaligen recht dauerhaften Gesundheit zu legen. Ganz vorzüglich wird das wichtige Organ, die Haut bei diesem Verfahren gestärkt werden, ausserdem zeigt sich noch der vortheilhafte Einfluß der freien Luft auf die Augen der Kleinen. Von der Augenschwäche, die immer allgemeiner zu werden anfängt, bleiben diejenigen frei, bei welchen schon in der früheren Lebensperiode die Thätigkeit der Augen dadurch, daß man sie ins Freie brachte, erhalten wurde.

Die Stubenluft, in welcher manche zu sorgsame Mutter immerhin ihre Kinder eingeschlossen hält, ist ein wahres Gift für sie; in ihr können sich die Kräfte des Körpers nicht gehörig entwickeln, die Haut bleibt eben so empfindlich, als sie im Anfange des Lebens war, und daher erkranken dergleichen Kinder bei jedem rauhen Lüftchen, dem sie ausgesetzt werden. Noch nachtheiliger ist eine zu warme Temperatur der Luft.

Wärme ist zur Entwickelung des zarten Körpers durchaus nöthig und erforderlich, aber das Uebermaaß derselben schadet, indem es jene zu frühzeitig befördert, und, was das schlimmeste ist, die Anlage zurück läßt, nun bei einem auch noch so unbedeutenden

rauhen

rauhen Lüftchen zu erkranken. Gar zu kalte Luft schadet aber auch auf eine entgegengesetzte Art, dadurch nemlich, daß sie die Entwickelung des Körpers verhindert, und eine gar zu große Empfindlichkeit gegen die Wärme erzeugt. Auch hier ist die goldene Mittelstraße der sicherste Weg.

Die Reinlichkeit. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß Reinlichkeit in keiner Periode des Lebens so durchaus nöthig und nützlich ist, als in der früheren Periode desselben. Die sehr beträchtliche Ausdünstung der zarten Kinder, die bei denselben unwillkührlich erfolgenden Ausleerungen, von denen ihre empfindliche Haut nur zu leicht angegriffen und beschädigt wird, beweisen dies hinlänglich.

Es folgt hieraus die Regel, so oft es nur immer möglich ist, die Kleinen mit der Wäsche wechseln zu lassen, und ihnen recht oft frische und trockne Wäsche zu ertheilen. Der Sorgsamkeit der Aeltern bietet sich hier die beste Gelegenheit dar, sich recht thätig zu beweisen. Zu der Sorge für die Reinlichkeit gehört ausserdem noch das tägliche Waschen und Baden.

Nichts verdient so sehr empfohlen zu werden, als die Regel: den zarten Kindern alle Morgen mit kaltem Wasser den ganzen Körper zu waschen. Auf diese Art wird demselben ein Theil der Wärme, welche sich gar leicht im Uebermaaße anhäuft, entzogen, und eine überaus wohlthätige Abkühlung hervorgebracht; alle Organe werden dadurch zu verstärkter Thätigkeit aufgefordert. Was kann hievon anders die Folge seyn, als Vermehrung der Dichtigkeit der zarten Fasern der Kinder, der Hauptgrund ihrer Schwächlichkeit? Da nur diese durch einen fortgesetzten Gebrauch des kalten Bades immer mehr gemindert wird, so erhellet der große Nutzen desselben leicht genug. Will man aber den ganzen Vortheil dieses heilsamen Mittels erlangen, so ist es durchaus nöthig, einige wichtige Rücksichten nicht aus den Augen zu verlieren.

Ohne die Beobachtung und Befolgung derselben könnte das tägliche kalte Waschen allerdings nachtheilig seyn, aber es ist nicht die geringste Gefahr zu besorgen, wenn nur folgende Punkte genau beobachtet werden: Man wasche die zarten Kleinen nie vor dem Ende des ersten Monats ganz kalt, sondern bediene sich dazu Anfangs des lauen Wassers. Mit jedem Tage aber mindere man den Grad der Wärme desselben, bis man denn nach Verlauf der angegebenen Periode zu dem ganz kalten Wasser den Uebergang macht. Ferner wende man das kalte Waschen nicht dann sogleich an, wenn der Schlaf erst eben die Kleinen verließ, und wenn

man

man sie nur aus ihrem warmen Lager genommen hat. Es ist durchaus nöthig, daß sie vorher durch das Umhertragen in einer gemäßigteren Temperatur der Stubenluft abgekühlt werden.

Ohne dies zu beobachten, würde man gewiß wegen der zu sehr beträchtlichen Verschiedenheit der vorigen Wärme und der nun anzuwendenden Kälte Statt zu nützen, beträchtlich schaden. Eine zu plötzliche Veränderung des Wärmegrades, der auf den Erwachsenen wirkt, ist ihm schon nachtheilig, wie viel mehr würde dies nicht bei dieser früheren Periode des Lebens Statt finden.

Endlich ist es noch nöthig, bei dem Kaltwaschen schnell zu seyn, und dasselbe in kurzer Zeit zu beenden. Eine allzu lange Anwendung des kalten Wassers würde die Wärme in einem zu beträchtlichen Grade entziehen, einen von dem vorigen sehr verschiedenen, also einen krampfhaften Zustand hervorbringen. Erkältung würde nothwendig mit allen den Uebeln, die sie begleiten, dennoch erfolgen. Sie kann aber unmöglich entstehen, wenn das Abtrocknen des benetzten Körpers schnell genug und unter Reiben geschiehet. In der wichtigen Anwendung dieses Mittels liegt das große Geheimniß, vor einer beträchtlichen Anzahl von Krankheiten zu schützen, welche jetzt die unangenehmen aber sehr getreuen Begleiter der meisten Kinder und sehr vieler Erwachsenen sind.

Täglich werde daher dies wohlthätige Verwahrungsmittel gegen Krankheiten angewandt, und selbst kleine Unpäßlichkeiten untersagen dasselbe durchaus nicht.

Mit der Anwendung des Kaltwaschens verbindet man mit dem größten Nutzen den Gebrauch des Badens. Gesetzt auch, daß Kinder nach der angegebenen Vorschrift täglich gewaschen und mit frischer Wäsche versehen werden, so erzeugt sich doch gar leicht bei diesen bekanntlich sehr unsaubern Geschöpfen ein scharfer Schmutz auf der Haut, der die Thätigkeit dieses wichtigen Organs stört, und die Entstehung mancher Krankheiten, besonders der Hautkrankheiten, begünstigt. Der unangenehme Geruch, welcher selbst bei der größten Reinlichkeit nicht vermieden werden kann, giebt einen Beweis von der Wahrheit unserer Behauptung.

Das öftere Baden erhält die Reinlichkeit am aller vollkommensten, und es frägt sich nur, was für Bäder am verträglichsten sind, die kalten, die lauen oder die warmen? Es war eine Zeit, und diese ist noch so gar lange nicht verstrichen, in der man durch den Gebrauch kalter Bäder den Kindern am sichersten einen hohen Grad der

der Festigkeit und der Stärke zu geben glaubte. Allein man verfehlt dabei ohne Zweifel diese gute Absicht. Die zu lange fortwirkende Kälte bei dem Bade entziehet zu viel Wärme, und es fehlt nun an demjenige Stoffe, der das Wachsthum und das Gedeihen wie in der ganzen Natur, so auch in dem belebten menschlichen Körper, befördert.

Das kalte Baden kann also in der früheren Periode des Lebens zur Befestigung der Gesundheit auf keine Weise empfohlen werden. Noch zweckwidriger würde das warme Baden seyn. Durch eine so starke Einwirkung, als dieses Mittel zu Wege bringt, wird der sehr empfindliche Körper zarter Kinder auf kurze Zeit zu einer übermäßigen Anstrengung gebracht, die Wirksamkeit aller Theile desselben wird beträchtlich vermehrt, aber gerade darin liegt der Grund der kurz nachher eintretenden Schwäche und Erschlaffung derselben.

Also nur das laue Baden kann als brauchbar und nützlich benutzt werden, aber von diesem dürfen wir uns dann auch ungemein viel versprechen. Der Reinlichkeit, welche dadurch unterhalten wird, wollen wir hier nicht weiter gedenken, wir wollen hier nur an den sanften Reiz des lauen Wassers erinnern, wodurch vorzüglich die Haut, aber mit dieser auch jeder Theil des Körpers oft neues Leben und neue Stärke erhält.

Das behagliche süße Gefühl nach einem solchen Bade erweiset den grossen Nutzen desselben, gegen jeden Widerspruch. Nur durch dieses Mittel können wir die schwächliche Beschaffenheit zarter Kinder auf eine diesem Alter angemessene Art verbessern, und dadurch manche in ihnen gewöhnliche Krankheiten abwenden. Indem wir den Kleinen die Empfindlichkeit der Haut mindern, entziehen wir sie so manchen krankhaften Einflüssen, und legen dadurch den ersten Grund zu einer recht dauerhaften Gesundheit.

Die Temperatur des lauen Bades kann zwischen 24 u. 28 Graden nach dem Reaumürischen Thermometer seyn. Man sehe dabei auf die Constitution des Kindes, und lasse ein schwächliches Kind wärmer, ein stärkeres Kind kälter baden; doch wird man gut thun, bei dem ersten den Grad der Wärme des Bades allmählig zu verringern.

Der Schluß folgt künftig.

Neues Hannöverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 6ten Januar 1800.

Erinnerungen in Betreff der physischen Erziehung in den ersten Jahren der Kindheit.

(Schluß.)

Was die Zeit betrift, während welcher das Kind in dem Bade sich aufhalten kann, so muß noch in Betreff dieses auf das Alter des Kindes genaue Rücksicht genommen werden. Bei ganz zarten Kindern wird es hinreichend seyn, das Bad eine halbe Viertelstunde fortzusetzen, nach und nach kann eine ganze Viertelstunde und in der Folge noch längere Zeit dazu verwandt werden. Die Wirksamkeit des Bades wird dadurch beträchtlich verstärkt, wenn man die Kleinen, die sich in demselben befinden, mit einem Schwamm oder einer andern weichen Substanz sanft streicht und reibt. Bei dem Herausnehmen und Abtrocknen des Kindes kommt es vorzüglich darauf an, daß beides schnell genug geschieht, sonst kann sehr leicht eine Erkältung mit allen ihren üblen Wirkungen die Folge davon seyn. Am besten ist das Trocknen mit erwärmtem Flanell zu verrichten, weil dieser die Feuchtigkeit schneller und leichter aufnimmt, als andere Tücher, und ausserdem noch durch einen gelinden Reiz, den er bewirkt, die Thätigkeit der Haut befördert.

Die Bekleidung. Von dem wichtigen Einflusse einer reinlichen Bekleidung haben wir bereits geredet, es ist noch zu bestimmen übrig, wie sie beschaffen seyn muß. Das feste und heiße Einwickeln, welches ehemals bei den meisten Kindern angewandt wurde, scheint der Absicht, die man dabei haben kann, auf keine Weise zu entsprechen und daher verwerflich zu seyn.

Offenbar wird durch das Einzwängen in einen so engen Raum die Wirksam-

samkeit aller Organe gestört, und die Ausbildung derselben kann daher nicht gehörig von statten gehen. Der hohe Grad der Wärme aber, dem die Kinder auf diese Art ausgesetzt sind, schwächt sie, und macht sie ungemein empfindlich gegen die Einwirkung eines jeden rauhen Lüftchens, dem sie in der Folge sich aussetzen. Ein doppelter Grund, der die gewöhnliche Art der Bekleidung in der frühesten Periode des Lebens, ausser allen Zweifel setzt.

Man würde aber in einen andern Fehler verfallen, wenn man das Wikkeln durchaus verwerfen wollte, ein mäßiger Grad desselben ist nicht allein nützlich, sondern sogar erforderlich. Man will dadurch den zarten biegsamen Gliedern der Kleinen eine sehr dienliche Unterstützung, durch welche sie vor den nachtheiligen Folgen gesichert werden, die so leicht durch ein unvorsichtiges Heben, Tragen und sonstiges Behandeln der Wärterinnen oder der Ammen veranlaßt werden. Am besten ist es, die Kleinen zuerst mit Leinewand und Flanell zu umkleiden, und denn den Körper mit einer wo möglich gestrickten Binde, weil eine solche egaler als eine andere anschließt, zu bewinden; die Arme bleiben frei. Das auf die angegebene Art umwickelte Kind wird denn ganz und gar in Flanell eingeschlagen, wodurch der ganze Körper eine sehr passende Erwärmung und der Kopf die nöthige Unterstützung erhält. Dieses Verfahren kann bis an das Ende des ersten Vierteljahrs beobachtet, und denn die Matratze weggelassen werden.

Zur Bedeckung des Kopfes dient eine dünne wenig erwärmende Mütze. Die Füße können ganz unbedeckt bleiben; die Strümpfe schaden mehr, als sie nützen, da sie, fast unaufhörlich mit Feuchtigkeit benetzt, gar leicht zu Erkältungen Veranlassung geben. Ist dem Körper mehrere Festigkeit zu Theil geworden, so kann das Wikkeln unterbleiben, und eine leichte, weite linnene und flanellene Bekleidung kann die Stelle der vorher beschriebenen einnehmen. Die Kinder können dann auch mit bloßem Kopfe umhergetragen werden, sobald sich die naturgemäße Bedeckung des Kopfes, des Haars, bei ihnen in einiger Menge eingestellt hat. Auf diese Art wird der Kopf in einer mäßig kühlen Temperatur erhalten, und derselbe gegen den nachtheiligen Einfluß einer abwechselnden Temperatur der äussern Wärme gesichert.

Das Schlafen. Im Wachen gehen alle Verrichtungen des Körpers mit größerer Stärke vor sich. Alle Kräfte sind lebhafter und thätiger, das Athemholen und der Blutumlauf sind beschleunigt, die Wärme des Körpers ist verstärkt u. dgl. mehr, aber eben diese Zunahme in der Thätigkeit aller Organe giebt zu einer frühen Ermat-

mattung und Erschöpfung der Kräfte Veranlassung. Je geringer nun das Maaß der Kräfte eines Körpers ist, um desto zeitiger muß die Erschöpfung derselben und die Nothwendigkeit sie zu ersetzen eintreten.

Der Schlaf ist der wohlthätige Zustand, in welchem wir Ersatz der Kräfte finden, und wir haben hier den Grund, weshalb Kinder so oft und so leicht in denselben verfallen. Es läßt sich aus dem Angegebenen die Folgerung ziehen, je zarter und jünger das Kind ist, um desto mehr Schlaf bedarf dasselbe. Man darf es deshalb auch keineswegs für ein übles Zeichen halten, wenn neugeborne Kinder viel schlafen, und es wird nie zuträglich seyn, diese Kleinen in ihrem süßen Schlafe zu stören, weil man vielleicht irrig glaubt, sie mögten zu viel schlafen. Vor der üblen Gewohnheit, müssen wir hier noch warnen, die Kinder häufig entweder aus Neugierde, oder aus Liebe, oder wegen einer andern Ursache, aus ihrem ruhigen Lager zu nehmen, und auf diese Art ihren Schlaf zu unterbrechen, oder sie wohl gar aus demselben aufzuschrecken. Eine solche plötzliche Unterbrechung ist immer schon an sich nachtheilig und giebt zu einem nachmals erfolgenden sehr unruhigen Schlafe der Kleinen Veranlassung. Wird aber der nemliche Fehler oft begangen, so entsteht daraus eine Abmagerung und Erschöpfung der Kräfte der Kinder, mit allen den üblen Symptomen, welche diesen Krankheitszustand begleiten. Denn wundern sich die Aeltern über den so oft und gewöhnlich mit Schrecken unterbrochenen Schlaf der Kinder, und bedenken nicht, daß sie selbst den Grund dazu gelegt haben.

Man lasse also das Kind so lange ungestört fortschlafen, bis es von selbst erwacht. Sobald aber dieser Zeitpunkt eingetreten ist, dann wird es wenigsteus den Kindern, welche schon aus der ganz frühen Periode des Lebens herausgetreten sind, sehr zuträglich seyn, aus ihrem Lager genommen zu werden, damit sie sich nicht ganz selbst überlassen werden. Es könnte dadurch zu einem sehr gefährlichen Laster der Grund gelegt werden.

Bei den ganz zarten Kindern muß jede Neigung zum Schlaf respectirt werden; man suche sie nie durch Aufheiterungsmittel zu hintertreiben, sondern lasse derselben ihren freien Lauf. Den Forderungen der Natur wird man sich nie ohne Nachtheile entziehen können, und diese werden allemal um desto beträchtlicher seyn, je zarter das Subject ist, von welchem dergleichen Uebertretungen begangen werden. Bei etwas ältern Kindern suche man aber das Bedürfniß des Schlafs auf bestimmte Zeit zu beschränken. Der Morgenschlaf kann ihnen jetzt schon

entzogen werden, allein es wird sehr zuträglich, wenn sie des Nachmittags eine Stunde, oder auch wohl einige Stunden schlafen. Die Kräfte der Kinder werden wegen der großen Reizbarkeit derselben schnell erschöpft, sie reichen nicht hin, den ganzen Tag einen wachenden Zustand zu erhalten, und müssen deswegen in der Hälfte des Tages durch einen erquickenden Schlaf ersetzt werden.

In Betreff der Schlafstellen sind hier noch einige Bemerkungen zu machen. Man wähle dazu wo möglich ein hohes und geräumiges Zimmer, weil in einem solchen die Luft, durch das Athmen mehrerer Menschen in demselben, am wenigsten der Verderbniß ausgesetzt ist. Es ist auch gut, wenn oft frische Luft in dasselbe gebracht wird, und der Zutritt der Sonne nicht verhindert ist. So lange indessen die Kinder ganz zart sind, so lange ist ihnen das helle Licht überhaupt, und das helle Licht der Sonne insbesondere, nicht zuträglich, es muß gemindert und großentheils von ihnen abgehalten werden, weil es wegen der großen Reizbarkeit solcher Subjecte einen gar zu starken Eindruck auf sie machen und deshalb schädlich seyn würde.

Die Zimmer, in denen ein beständiger Zugwind herrscht, oder in denen es beständig feucht ist, müssen durchaus vermieden werden; sie geben zu immer neuen Erkältungen Veranlassung, und legen dadurch den Grund zu einem schwächlichen Leben.

Für die Reinlichkeit des Zimmers ist noch besonders Sorge zu tragen. Man entferne daher alle Dinge, welche der Luft nachtheilige Stoffe mittheilen können, so schnell als möglich. Dahin gehören z. B. die Ueberreste der Speisen, die excernirten Speisenstoffe, die schmutzige Wäsche und dergleichen.

Was das Lager der Kleinen selbst betrift, so hat man hier besonders für Reinlichkeit zu sorgen; die starke Ausdünstung und die so oft unwillkührlich abgehenden Excretionen machen dies besonders nöthig. Man vertausche daher die verunreinigten einzelnen Stücke des Lagers recht häufig mit neuen und trocknen. Der wohlthätige Einfluß der Befolgung dieser Vorschrift wird in dem ganzen folgenden Leben sich deutlich äussern.

Ferner verdient noch der Umstand genaue Aufmerksamkeit, daß man den Kleinen kein zu warmes, kein heißes Lager bereiten läße. Die Federbetten sind deshalb nachtheilig, sie legen den Grund zu dem Bedürfniß eines so beträchtlichen Grades der Wärme, und deshalb zugleich zu manchen Kränklichkeiten, welche dem entstehen, wenn jener höhere Grad der Wärme mit einem geringern vertauscht

tauscht wird. Wie häufig ist dies aber nicht der Fall, besonders bei dem so sehr veränderlichen Klima in unsern Gegenden. Statt der Federbetten gebe man den Kindern Matrazzen, die in den ersten Jahren mit Spreu, in den folgenden mit Pferdehaaren angefüllt seyn können, durch sie wird man die vorhin angegebenen Nachtheile, Unreinlichkeit und zu große Wärme, am besten vermeiden. Die Bereitung neuer mit Spreu angefüllten Kissen mit unbedeutenden Kosten begleitet, und daß sie nicht zu stark wärmen, bedarf keines Beweises.

Der hier mitgetheilte Rath mögte vielleicht einigen zu sorgsamen Müttern, welche ihre Kinder sehr weichlich halten, anstößig, ja barbarisch scheinen; allein für diese müssen wir die Erinnerung mittheilen, daß sie für das wahre Beste ihrer Kinder, indem sie dieselben verweichlichen, in der That schlecht sorgen. Die verzärtelten Kinder werden wahrlich nicht mit Gesinnungen der Dankbarkeit die vielen Sorgen der Mütter belohnen! wie könnten sie dies auch, da sie denselben ihre Schwäche zuzuschreiben haben.

Die Bewegung. Bewegung des Körpers ist das wirksamste Mittel zur Ausbildung der Theile desselben, sie ist deshalb sehr zuträglich und höchst nöthig. In der frühesten Periode der Kindheit ist das Schreien selbst als eine Bewegung des Körpers anzusehen, und deshalb nicht immer als etwas Schädliches, sondern vielmehr als etwas Nützliches zu betrachten. Die ängstlichen Bemühungen zärtlicher Mütter, welche darauf bedacht sind, das ihnen schreckliche Geschrei ihrer Kinder so schnell als möglich zu hemmen, zwecken daher nicht immer auf das Beste derselben ab, besonders da noch dazu nicht selten nachtheilige Mittel zur Erlangung dieses Zwecks angewandt werden. Es versteht sich hiebei indessen, daß ein lange Zeit anhaltendes ängstliches Geschrei eines Kindes als ein Beweis vorhandener Unpäßlichkeit betrachtet werden muß, und daß dieses allerdings die Aufmerksamkeit der Mütter und in vielen Fällen die Hülfe des Arztes erheischt.

Wir glauben hier noch das gelinde Wiegen der Kinder als ein sehr dienliches Mittel denselben einige Bewegung zu verschaffen, empfehlen zu können. Man hat in den neueren Zeiten freilich sehr viele Einwendungen gegen das Wiegen gemacht, allein diese sind sämtlich nicht von der Art, daß durch sie der Vortheil desselben widerlegt und sein Nachtheil erwiesen wäre. Die Nachtheile, welche daraus entstehen sollen, treffen nur den Mißbrauch desselben, das zu oft angewandte und zu anhaltend fortgesetzte Wiegen. Auch die Einwendung, daß sich die Kinder zuletzt

so sehr daran gewöhnen, daß sie immer gewiegt seyn wollen, ist nach unserer Meinung ohne Gewicht, da sie den größten Theil des Tages schlafen und es doch dann gar nicht empfinden, ob sie gewiegt werden oder nicht.

Ausserdem trage man die Kleinen, wenn sie wach sind, fleißig umher. Anfangs darf dies freilich nur in der eingeschlossenen Zimmerluft geschehen, aber nach einer kurzen Zeit kann man die Kleinen unbesorgt in die freie Luft bringen lassen. Dann ist sogar nöthig, daß dies täglich geschehe, um sie an das Element, in dem sie zu leben bestimmt sind, so früh als möglich zu gewöhnen. Das bekannte Sprichwort: a teneris assuescere multum est (jung gewöhnt, alt gethan) findet auch hier seine vollkommene Anwendung.

Können die Kinder gehen, so erlaube man ihnen, so viel sie nur immer wollen, sich zu bewegen. Am zuträglichsten ist es, wenn dies unter Aufsicht im Freien geschehen kann. Die so nöthige Entwickelung der Kräfte des Körpers wird auf diese Weise am sichersten erlangt, und Kinder, die auch in diesem Stücke, wie wir angegeben haben, erzogen wurden, werden sich gewiß vor andern durch Festigkeit des Körpers und Gewandheit der Glieder auszeichnen.

Das Licht. Auch das Licht ist ein nothwendiges Erforderniß zur Ausbildung des Körpers. Vorzüglich äussert sich die Wirkung desselben auf das Auge, allein sie ist auf dieses Organ durchaus nicht eingeschränkt, sondern erstreckt sich über den ganzen Körper. Daß sich dies wirklich so verhalte, lehren zahlreiche an Thieren und Pflanzen angestellte Versuche und an Menschen gemachte Beobachtungen. Der Zutrit des Lichts darf daher auf keine Weise ganz verhindert werden, allein es ist Vorsichtigkeit nöthig, um die nachtheiligen Folgen zu vermeiden, welche durch ein zu helles Licht erzeugt werden können; dies gilt sowohl von der Sonne, als von einem jeden andern Lichte.

Entzündungen der Augen sind es vorzüglich, welche durch Versehen in diesem Punkte erzeugt werden. Sehr viele neugebohrne Kinder werden davon befallen, und behalten denn nicht selten auf ihr ganzes Leben eine große Schwäche der Augen und eine Anlage bei jeder Gelegenheit aufs neue Entzündungen der Augen zu bekommen. Eine vorsichtige Anwendung des Lichts sichert vor diesem Uebel gänzlich.

Die Geisteskräfte. Bei ganz zarten Kindern wird man freilich nicht in Betreff der Entwickelung der Geisteskräfte fehlen, allein desto häufiger werden in einem etwas vorgerückten kindlichen Alter hieher gehörende Fehler begangen. Am leichtesten verfallen

len Aeltern bei der Erziehung ihrer ersten Kinder in dieselben. In der guten Absicht, ungewöhnlich kluge Menschen aus ihren Kleinen zu bilden, machen sie schon jetzt den Anfang, die Seelenkräfte derselben zu entwickeln, und vergessen dabei, daß dies nur erst dann geschehen kann und darf, wenn der Körper doch wenigstens zu einiger Ausbildung gelangt ist. Sie erwecken die Kräfte des Geistes auf Unkosten der Kräfte des Körpers, entziehen diesem die ihm nöthige Nahrung, und indem sie es nun auch so weit bringen, daß das Kind für sein Alter ungewöhnliche Fähigkeiten äussert, so legen sie den Grund zu einem schwächlichen und entnervten Körper.

Allein auch die Freude, ein ungewöhnlich geistreiches Kind zu besitzen, ist nur von kurzer Dauer. Nach der Abnahme der Kräfte des Körpers pflegt auch der sonst muntere und lebhafte Geist in eine ungewöhnliche Trägheit und Mattigkeit zu verfallen; mit einem Worte, die zu frühe Entwickelung der Geisteskräfte geht in Stumpfheit derselben über. Gesetzt aber auch, wie es allerdings bisweilen der Fall ist, daß die früh entwickelten Geisteskräfte sich erhalten, daß sie auch in der folgenden Periode des Lebens fortdauern, so kann man sie doch unmöglich für einen Gewinn erklären, weil mit ihnen zugleich ein kränklicher und schwächlicher Körper erzeugt wurde, der jeden Genuß des Lebens verbittert, Unlust zu allen Geschäften erweckt, und überhaupt den Mißmuth und die Uebehaglichkeit begünstigt, die dergleichen Schwächlingen eigenthümlich ist.

Aeltern, die mit Nachdenken für das Wohl ihrer Kinder sorgen, werden daher zuerst auf die Ausbildung des Körpers derselben bedacht seyn, ehe sie den eiteln Versuch machen, durch zu frühe Ausbildung ihrer Seele sie zu ungewöhnlich klugen Menschen zu machen. In der frühern Periode des Lebens hat der Körper den Vorzug vor der Seele, den er dieser denn freilich in der Folge abtrit.

Im allgemeinen kann es gar nicht bestimmt werden, wenn man den Anfang machen solle und könne, die Fähigkeiten des Geistes zu entwickeln; dies richtet sich nach der geringern oder größern Stärke der Kleinen. Je schwächlicher die Constitution derselben ist, desto länger muß die Ausbildung des Geistes ausgesetzt bleiben.

Die Befolgung dieser hier in der Kürze vorgetragenen Erinnerungen in Betreff der physischen Erziehung in der früheren Periode des Lebens, wird gewiß den Zweck nicht verfehlen, gesunde und starke Kinder zu erziehen. Wir haben gesehen, daß die Regeln in Betreff dieses Gegenstandes durchaus nicht im Allgemeinen fest bestimmt wer-

werden können; alles richtet sich hier nach der verschiedenen Constitution der zarten Kleinen.

Es ist daher immer Nachdenken nöthig, um in einem einzelnen Falle die gerade hier dienlichen Mittel anzuwenden. Rechtschaffene Aeltern werden sich aber auch gewiß die geringe Mühe geben, mit Aufmerksamkeit die körperliche Beschaffenheit ihrer Kinder zu untersuchen, hier noch die gegebenen Vorschriften anzuwenden, und die Wirkungen derselben auf einige Zeit genau zu beobachten. Sollten diese den Erwartungen nicht entsprechen, dann freilich wird es Pflicht, einen gebildeten Arzt zu Rathe zu ziehen.

Meine geringen Bemühungen bei der Aufstellung der hier mitgetheilten Regeln, werden auf das befriedigendste belohnt seyn, wenn auch nur für das eine oder für das andere zarte Kind Nutzen daraus erwachsen sollte.

Göttingen. W. Richter.

Aechtes erprobtes Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe auf den Pflanzenländern.

Folgendes bewährte Mittel wider dieses sehr schädliche Ungeziefer erzeugte ein bloßer Zufall:

Ein Gartenfreund ließ sich einst an einem mit diesen Käferchen geplagten Pflanzenlande ein Spalier mit Oelfarbe anstreichen. Die Farbe trocknete langsam. Als am Tage die Pflanzen begossen wurden, um den Fraß der Erdflöhe etwas zu steuren, hüpften sie weg und häufig wider das Spalier, da sie dann an der klebrigten Oelfarbe hangen blieben, und zu Grunde gingen. Diesen Zufall machte er sich nun zu Nutze, stellte in einer Weite von anderthalb bis zwei Fuß von einander Bretter in dem Pflanzenlande auf, die er mit Schifftheer bestreichen ließ; in andere Bretter steckte er auch hin und wieder Stäbe ein, die mit klebrigten Sachen bestrichen waren, (als wozu auch Letten oder Leimen und Kuhmist, zu einem steifen Brei gemengt, sehr dienlich,) und in etlichen Tagen wurden diese schädlichen Thierchen, ehe sie noch ihre Brut angesetzt hatten, rein weggefangen, indem die Pflanzen öfters begossen und die Erdflöhe fleißig abgejagt worden.

Hannöverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 10ten Januar 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

Vorgelesen in der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, von Adolph Murray, Professor der Anatomie und Chirurgie zu Upsala.

Aus dem Schwedischen. *)

Die Anatomie hat mit den meisten andern Wissenschaften gleiches Schicksal gehabt. Bald wurde sie mit allem möglichen Eifer getrieben, bald kam sie wiederum ganz in Verachtung oder Vergessenheit; daher kam es, daß die einmal gemachten Entdeckungen mit neuern so vermischt wurden, daß man am Ende nicht wußte, was vorher bekannt gewesen war, und was späterer Fleiß ins Licht gesetzt hatte. Man eignet mit Recht den Philosophen der pythagorischen Secte das Verdienst zu, das erste Licht in der Kenntniß des Baues und der Verrichtungen animalischer Körper angezündet zu haben, obgleich die Gewohnheit der Griechen, ihre Leichen zu verbrennen, und andre unüberwindliche Vorurtheile, die Untersuchung menschlicher Körper gehindert haben.

Herophilus und Erasistratus, welche ungefähr 280 Jahre vor der spätern Zeitrechnung lebten, waren die ersten, welche menschliche Leichen öfneten. Sie erwarben sich dadurch mit desto größerem Rechte einen unsterblichen Namen unter den Zergliederern, weil nicht minder ihre Entdeckungen der Milch- und Blutgefäße, des Baues des Herzens und der übrigen Eingeweide, als auch ihre

*) Afhandling om Anatomiens framsteg i nyare tider; af A. Murray. Stockholm 1796.

Untersuchungen des Gehirns und der Zeugungstheile, den Gelehrten unserer Zeiten, welche sich dieselben Entdeckungen zugeschrieben haben, zur Ehre gereicht hätten. Aber mit dem Tode dieser berühmten Männer schien die Wissenschaft abzunehmen, während dem zwei Secten unter den Aerzten, nemlich Dogmatiker und Empyriker, sich um den Vorzug stritten. Die erstern haben zwar die Anatomie vertheidigt, aber sie suchten nicht durch fleißige Untersuchung der Natur, die würkliche Fortschreitung der Wissenschaft zu verbessern. Die übrigen Secten, Methodiker, Pneumatiker, Episynthetiker und Eclectiker vermehrten die Verwirrung der Dunkelheit noch mehr. Alle, ausgenommen ein Celsus, beschäftigten sich mit leeren Muthmaßungen und unnützen Hypothesen. — Inzwischen, und da die Wissenschaften von Griechenland nach Rom anfingen überzugehen, und Constantinus die Zerstörung der Leichen durch Feuer verbot, gab es wiederum hie und da Gelegenheit, obgleich heimlich, seine Wißbegierde an Verbrechern und andern, die nicht beerdigt wurden, zu befriedigen. Besonders sammelte und untersuchte man sehr begierig die Knochen derjenigen, die zufällig umgekommen waren, oder, von Flüssen und Seen aufgeworfen, gefunden wurden. Durch solche unvollkommene Untersuchungen hielt man sich endlich von einer vollkommenen Gleichheit zwischen Menschen und Affen überzeugt; und letztere wurden dergestalt der eigentliche Gegenstand ana tomischer Untersuchungen. Währen dieser langen Periode lebten zwar ei Asclepiades, Cassius, Marinus Rufus Ephesius, Aretäus un Soranus, welche alle ausgezeichne Verdienste vor ihren Zeitgenossen ha ten; aber ihre Bemühungen überzeu ten die Aerzte noch nicht allgemei von der Nothwendigkeit der Anatomi und konnten also die alten Vorurthei und irrigen Meinungen nicht verdrä gen. Ein solches Glück war de Galenus im 2ten Säculum vorb halten. Durch ungemeinen Fleiß i der Untersuchung der Körper konn er allen vorhergenannten Secten d Spitze bieten, und sie überzeugen, da die wahren Aufschlüsse über die natü lichen Verrichtungen animalischer Kö per, im gesunden sowohl, als kra ken Zustande, einzig und allein dur die Kenntniß des Baues derselbe gewonnen werden müssen. Sei tiefen anatomischen Einsichten setzt alle in Verwunderung, und bracht seine Gegner selbst zum Stillschwe gen; seine Schriften, welche den u widersprechlichsten Beweis ihres Vo zugs vor allen bisher bekannten gebe gewannen ein solches Ansehn von U fehlbarkeit, daß sie auch mit ihr Fehlern in den aufgeklärtern Zeit mit Heftigkeit vertheidigt wurden.

Die Arbeiten des Galenus ve dienen inzwischen das ertheilte Lob u so viel mehr, weil man nicht selt mehrerer von den in neuern Zeiten genan

genannten Entdeckungen, in ihnen erwähnt findet. Mit seinem Tode aber gerieth die Anatomie bei den Griechen und Römern wieder in ihren ersten Verfall; denn, weit entfernt, erworbene Kenntnisse zu vermehren, schien alles Bemühen dahin abzuzwecken, dasjenige, was bereits gelehrt und für erwiesene Wahrheit angenommen worden war, zu vergessen. So war der Zustand der Anatomie am Ende des 5ten Säculums. Der Untergang des römischen Reichs erstickte noch mehr alle Neigung zur Beschäftigung mit den Wissenschaften überhaupt, und vorzüglich der Anatomie. Weil der Alcoran die Berührung todter Körper verbot, so zog sie später, als Astronomie, Mathematik, Chemie und Botanik die Aufmerksamkeit der Sarazenen auf sich. Nicht eher, als gegen das Ende des 13ten Säculums, da man von Italien aus die über ganz Europa herrschende Finsterniß zu verscheuchen suchte, schien man sich auch der Anatomie zu erinnern. So wie Neapel und Sicilien cultivirt, Städte erbauet und Universitäten angelegt wurden, fand man auch für nöthig, die verborgene menschliche Natur zu untersuchen. Das bekannte, von Friedrich II. heraus gegebene Edict, daß die Chirurgen, welche ihre Kunst ausüben wollten, vorher Anatomie an menschlichen Körpern sollten studirt haben, hatte vortrefliche Folgen. Bald wurden die Italiener die eigentlichen Wiederhersteller der Wissenschaft.

Mundinus, welcher ungefähr 1306. drei Cadaver öfnete, wird für den ersten gehalten, welcher nach einem Zeitraum von 1500 Jahren diese Wissenschaft, mit Sectionen verbunden, lehrte. Schnell verbreitete sich darauf der Eifer für diese Beschäftigung. An mehrern Orten beschäftigte man sich mit Cadavern.

In Montpellier ward es gegen das Ende desselben Jahrhunderts erlaubt, sich todter Verbrecher dazu zu bedienen. Späterhin pflanzte sich die Neigung für diese Wissenschaft nach Paris, und von da nach Deutschland fort. Weil man aber bei allen diesen Oefnungen die ältern Arbeiten minder zu Rathe zog, als die Natur selbst, so war es kein Wunder, daß man auch bei jedem Schritt glaubte, neue Entdeckungen gemacht zu haben. Die Geschichte lehrt auch, daß während eines ganzen Jahrhunderts mehrere neue Hindernisse sich unserer Wissenschaft in den Weg stellten, welche leicht von neuem alle Hofnung zur vermehrten Aufklärung hätten vernichten können. Die Arzneiwissenschaft wurde von Priestern getrieben, und die päbstliche Gewalt ließ sich schwer bezwingen. Die Priester, welche sich mit Ausübung der Arzneiwissenschaft beschäftigten, die Oefnung der Leichen aber unter ihrer Würde hielten und Bequemlichkeit liebten, hielten es daher für nothwendig, denjenigen mit Excommunication zu drohen,

welche sich einer ihrer Meinung nach scheußlichen, ihrer Unwissenheit aber wegen gefährlichen Arbeit unterzogen. Es schien ihnen hinlänglich, Galenus Schriften zu studiren, obgleich diese schon durch die Araber verunstaltet waren. Es erforderte also in der That eine Entschlossenheit eines Carls V., um eine so bedeutende Gegenwirkung hinweg zu räumen. Durch ihn wurden bald alle neue Hindernisse weggeschaft, und der glückliche Zeitpunct erreicht, in welchem die Verfechter der Anatomie ungehindert Gelegenheit hatten, Galenus zu widerlegen und zu vertheidigen, Untersuchungen anzustellen, Knochen und Knorpel zu beschreiben, Skelette zu machen, die Eingeweide zu besehen, den feinen Zertheilungen der Muskeln, Blutgefäße und Nerven nachzuspüren. Im 16. Säculum lebte ein Jacob Berengarius Vesalius, Fallopius, Eustachius und mehrere. Die Ehre, welche die Zergliederer in dem nächst darauf folgenden Säculum durch ihre vortreflichen Schriften einerneten, gehörte eigentlich diesen Stützen der Wissenschaft; und man muß sich nicht scheuen, es zugestehen, daß sie zu dem jetzigen glücklichen Zustande der Wissenschaft am meisten beigetragen haben.

Bei der Darstellung des Zuwachses, welchen die Anatomie im Zeitalter des Morgagni, Albini und Hallers und nach demselben gehabt hat, welches eins der wichtigsten Triumvirate für diese Wissenschaft umfaßt, läßt sich bei der Vergleichung der Verdienste der Aeltern gegen die der Neuern, der Antheil der erstern an den Entdeckungen der letztern, leicht einsehen.

Von den Bestandtheilen und der ersten Entstehungsart der Knochen haben die ältern, welche sich meist mit Untersuchungen vollkommen ausgewachsener Knochen beschäftigten, sehr unrichtige Begriffe gehabt. Mizaldus entdeckte zwar bereits 1567. die Kraft des Krapps Knochen zu färben allein Duhamel und neueren Schriftstellern war der Beweis vorbehalten daß nur der erdigte Theil der Knochen den Farbestoff annähme, so wie auch übrigens aus andern dergleichen Versuchen, auf die Entstehungsart der Knochen zu schließen. Wenn auch Pinäus und Santorinus wußten daß die Knochen zwei Bestandtheile hätten, daß ihr erdigter Stoff in Säuren auflößbar sey, der häutige Bestandtheil hingegen unverändert bliebe; so ward man doch in spätern Zeiten zuerst von schwedischen Chemikern, einem Gahn und Bergmann unterrichtet, daß diese Erde eine mit Phosphorsäure gebundene Kalkerde sey; gleichwie Herissant bewiesen hat, daß der häutigte Bestandtheil der Knochen die Grundlage des Knorpels ausmache, aber daß zugleich ihre Zusammensetzung viel Verschiedenheit verriethe, und mit einem schleimigten Bestandtheile und einem cellulensen

Gewebe

Gewebe vermischt sey. Um Aufschluß von der Mitwirkung der Natur bei der ersten Bildung der Knochen zu bekommen, muß man die Art der Zusammenheilung und Reproduction beschädigter Knochen, und die Entwickelung derselben vom ersten Keim, bis zu ihrer vollkommenen Ausbildung, genau untersuchen. Duhamel war es, der behauptete, daß die Camellen der Beinhaut nach und nach in Knorpel und Knochen verwandelt würden; daß die Knochen in gleichem Grade zunähmen, wie ihre Camellen erhärteten; Haller wiederum, der Grundstoff der Knochen sey eine verhärtete Gallerte, die in gleicher Proportion die vorhin angeführte Knochenerde aufnähme, wie ihre Gefäße sich erweiterten. Die Wahrheit dieses letztern Satzes wird durch die Erzeugung des Knochensaftes bestätigt, welcher aus den zerbrochenen Knochenenden ausgeschwitzt, nachdem erhärtet, von deutlichen Blutgefäßen durchdrungen, und endlich mit Knochenfasern bereichert wird. Campers, Trojas, Köhlers, Blumenbachs, Weidemanns u. Sömmerings vortreffliche Beobachtungen setzen diesen Satz ausser allen Zweifel, zeigen aber, wie viel die Beinhaut selbst hierzu beitragen kann. Die Knochen der Fötus sind alle zuerst knorpelartig, und treiben bei den flachen Knochen Knochenfasern aus den Mittelpunkten, bei den cylindrischen von dem Körper des Knochens, und bei dicken von dem Kerne. Ueberall aber werden zuerst die Gefäße erweitert und mit Blut gefüllt, ehe die Knochenerde abgesetzt wird. Dergestalt wird der Knochensaft, welcher aus einem mit Knochenerde verbundenen Leim zu bestehen scheint, durch Gefäße zu den Knochen geführt, und muß durch andere Gefäße wieder zurück geführt werden; denn durch die Absorbtion können die harten Knochen wieder weich werden, große Räume in übrigens festen Knochen entstehen, und der Knorpelstoff würde auch absterben, wenn die Knochenerde dessen Stelle einnehmen sollte. Die Kenntniß von der Bildung der Knochen im Allgemeinen, so wie auch eines jeden einzelnen ist nicht allein in spätern Zeiten entdeckt, denn man kann sagen, daß Gabriel Fallopius, Volcher Coyter, J. Riolanus, Kerkring, Gagliardi, Salzmann, Havers und Vater den Grund zur jetzigen Aufklärung gelegt, und einen Nesbitt und vorzüglich einen Albinus angefeuert haben, sowohl in Zeichnungen als Beschreibungen hievon, alle ihre Vorgänger zu übertreffen. Diese Icones ossium foetus verdienen in aller Hinsicht für Meisterstücke angesehen zu werden. — Doch ist man gewiß noch nicht mit der Kenntniß von der Bildung der Knochen aufs Reine. Von der Beschaffenheit der Kraft, wodurch jeder Knochen seine bestimmte Form, Länge, seine eigene Lage erhält, und wodurch auch die Stelle zerstörter Knochen neue eben so beschaffene regenerirt werden, haben wir keine sichere Kenntniß. Was Albinus

nus, Blumenbach und mehrere anführen, muß als gut ausgedachte Muthmaßungen angesehen werden.

Die Alten hatten sehr dunkle Begriffe von der Natur und Zusammensetzung des incrustirenden Knorpels. Der berühmte Hunter lehrte uns, daß sie aus geraden, parallel neben einander liegenden Fasern bestehen, welche gegen die Oberfläche wie Wolle auf Sammet aufrecht stehen, und sehr spät, oder nie knochenartig werden. Uebrigens sieht man mit Gewißheit, daß der Knorpel aus einem gleichförmigen, biegsamen, halb durchsichtigen Wesen besteht, welches getrocknet, zusammen schrumpft, und wenn es zerstört ist, nicht so leicht regenerirt werden kann. Der Knorpel an den Rippen ist ganz besonders gebaut, wodurch die Elasticität sehr vermehrt wird. Clopton Havers beschrieb genau die Schleimdrüsen der Gelenkhöhlen; aber eine nähere Kenntniß von der Mannigfaltigkeit der Absonderungen einer und derselben Art Organe, hat nachher bewiesen, daß die größte Menge des Gliedwassers von den bloßen Enden der Gefäße sich herleitet, und daß kein Fett aus dem Mark, welches beim Fötus blos gelecartig ist, in die Gelenke hervorbringen kann. Wir kennen jetzt sowohl die Entstehung, als den Nutzen des Marks, und sehen es als eine der wichtigern von Camper gemachten Entdeckungen an, daß bei den Vögeln die Luft aus der Brust durch besondere Canäle in die markleeren Höhlen ihrer Knochen dringt, und a eine eigene Art durch dieselben ausgeleert wird. — Von der ersten Entwickelungsart, den vorher gebildeten Kernen, der Hervorbrechungszeit dem Ausfallen und der Ersetzung d Zähne, verbunden mit den übrig besondern Eigenschaften derselbe hatten die ältern, ausgenommen Eustachius nnd Rau sehr unvollkommene Begriffe; wogegen Jank Herissant, Albinus, J. Hunte Gehler und Sömmering jeder seiner Art die Geschichte von der Natur und Beschaffenheit dieser The so ins Licht gesetzt haben, daß scheint, als ob wenig mehr darin entdecken sey. — Die Beschreibungen und Zeichnungen der Alten v ausgewachsenen Knochen waren schö Aber man kann sie doch nicht in A sehung der Genauigkeit mit den ein Cheselden, Albinus, Monro u Sue und einiger anderer neuer Schriftsteller, wie Böhmer, Wa ter, Loder, Blumenbach u Sömmering vergleichen, welc von einer Genauigkeit und Deutlic keit zeugen, die nicht selten in d ältern Zeiten vermißt ward. —

Mit der Lehre von den Muske beschäftigte man sich zeitig. Die sten Abbildungen von ihnen liefer Cannäus 1572., aber Jacob Sy vius, der um eben dieselbe Zeit leb hat das Verdienst, sowohl mehre Muskeln entdeckt, also auch ihn eige

eigene Namen beigelegt zu haben, da sie vorher blos durch Nummern unterschieden wurden. Wie sehr sich Vesalius, Eustachius, Fabricius ab Aquapendente, Casserius, Borellus, Steno und Winslow um die Kenntniß der Muskeln verdient gemacht haben, ist allgemein bekannt. Nicht minder weiß man, gehörigen Werth in Cowpers u. Bidlo's, Tarins und Barths Tafeln zu setzen. Daß aber Albinus Beschreibungen und Zeichnungen alles leisten, was man in dieser Hinsicht wünschen kann, muß man auch nach der strengsten Critik eingestehen.

Douglas unternahm ein verdienstliches Werk, das er eine Descriptio comparata musculorum corporis humani et quadrupedum ausarbeitete. Die Abhandlungen eines De Courcelle, Hallers, Hoadley's, Santorini und Campers über die Muskeln specieller Theile, haben auch viel Licht in der feinern Myologie verbreitet. Dergestalt ist in diesem Theile der Anatomie wenig Wichtiges mehr aufzufinden; besonders nachdem die sogenannten Schleimsäcke (bursae mucosae), welche um die Sehnen der Muskeln liegen, von Monro beschrieben wurden, und ihre Anzahl von Fourcray, Koch, Haase, Creve und Gerlach durch neue Entdekkungen vermehrt worden ist. Wirft man aber die Frage auf, was die Fleischfasern und Sehnen eigentlich sind; welche Eigenschaften ihnen im lebendigen Zustande zukommen, und wie diese in Wirksamkeit gesetzt werden; so wird man genöthigt seyn, eine noch nicht genug überzeugende Gewißheit einzugestehen. Einige von den ältern hielten die Fleischfasern für hohle und andere für feste Fasern: einige legten ihnen eine canalähnliche, andere eine celluleuse, wiederum andere eine gegliederte Gestalt bei, da jedes Glied aus kleinen runden oder rhomboidalischen Blasen bestehen sollte, die von einem gewissen Fluidum durchdrungen und erweitert worden. Hielt man hingegen die Fasern für fest, so wollten einige sie spiralförmig gewunden, andere ganz glatt, aber ins Unendliche getheilt gefunden haben; andere näherten sich mehr der Wahrheit, da sie behaupteten, sie wären runzlicht und mit unzählbaren Gefäßen durchflochten. Alle sehr verschiedene Muthmaßungen wurden darnach vertheidigt, je nachdem der eine oder der andere Satz sich zu einer gewissen angenommenen Hypothese besser schickte, aber man fand endlich, daß die Bemühungen der Mathematiker nach mechanischen Gründen durch Calcül die Wirkungskraft der Muskeln zu berechnen, nicht mit der Erfahrung übereinstimmten. Es kömmt einem sehr glaublich vor, daß die Fleischfasern nicht so theilbar, als Muys angiebt, und nicht so hohl sind, sondern solide und runzlicht, und in thierischen Körpern eine eigene Art Fasern ausmachen, deren Wirkungsart in einer Zusammenziehung besteht, welche ent-

entweder eine Folge der ihnen beiwohnenden Elasticität, oder der Einmischung der Nerven, oder nach Prochaskas Behauptung, blos der Würkung der dazwischenliegenden Gefäße auf die Fasern ist.

Der durch seine unzähligen Verdienste in der Anatomie und Physiologie unsterbliche Haller hat in der Lehre von der Irritabilität der Muskeln gezeigt, was ein forschender Fleiß ausrichten kann. Er hat durch unzählbare, theils eigene, theils von andern gelehrten Männern angestellte Versuche, auf die Art, die Gewißheit von dieser besondern Eigenschaft der Muskeln bestimmt, daß er die meisten Einwürfe gegen seine angegebenen Folgerungen lösen konnte; und daß endlich ein Felix Fontana die Gesetze anzugeben wagte, nach welchen sich die Natur bei der Ausübung dieser ihrer Kraft zu richten scheint. Die lebende Kraft der Irritabilität wird also mit Recht für eine den Muskelfasern zugehörige Eigenschaft angesehen, welche in den Verrichtungen thierischer Körper sehr wirksam wird. Obgleich schon Glisson, Bellinus, Gorter, Boerhave und einige wenige andere der Reizbarkeit der Fleischfasern erwähnen, so kannten sie solche doch nicht in ihrem ganzen Umfange noch weniger wußten sie, wodurch sie diese von der alten gemeinen Zusammenziehungskraft, Contractilität und Sensibilität unterscheide, welche Whytt, Corry, Barthes und einige der neuesten Physiologen gerade wie die alten mit einander verwechselt und behauptet haben, es sey im Grunde alles einerlei. Ausserdem nehmen jetzt einige eine besondere Lebenskraft (vis vitalis) in den animalischen Körpern an, aber sie scheinen noch zweifelhaft zu seyn, welchen Theile des Körpers sie eigentlich beigelegt werden müsse. Blumenbach schränkt die vita propria auf solche Theile des Körpers ein, die besondere Verrichtungen haben, und deren Bau auch etwas Eigenes verräth, so z. B. die Iris, Gebärmutter, die Secretionsgefäße u. s. w. Nach der Meinung anderer sollen die Nerven und alle Theile, welche diese aufnehmen, dies Vermögen besitzen; andere nehmen mit Girtanner die Reizbarkeit für den rechten Grundstoff des Lebens in der organisirten Natur an; endlich glauben auch einige, daß die eigentliche Lebenskraft ihren Sitz in dem Zellgewebe und den Theilen habe, worin dieses liegt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 13ten Januar 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Obgleich schwerlich solche so verschiedene Meinungen werden vereint werden können, da die verschiedenen Eigenschaften verschiedener Fasern zuweilen durch unbekannte Ursachen mit einander scheinen vermischt zu seyn, so muß doch inzwischen zugestanden werden, daß die Nerven sehr großen Einfluß auf das Zellgewebe haben können, und in den Theilen welche damit mehr oder weniger bereichert sind, wie die Haut, die feinern Blut- und Absorbtionsgefäße und die größern Membranen, eine Contractilität verursachen, welche man blos von Muskelfasern erwarten sollte; ferner, daß jede Faser, sie sey sensibel, reizbar, oder auch nur contractibel bei der Lebenszeit eines Thiers eine größere Lebhaftigkeit besitze, welche seine Stärke befördert, seine Wirkungskraft erhält, und die nächste Ursache zu allen organischen Verrichtungen ist. —

Der verschiedene Grad der Irritabilität verschiedener Theile ist besonders merkwürdig. Dieser ist vor allen in der Stärke und anhaltenden Bewegung des Herzens sichtbar, obgleich nach Berens Entdeckung, welche durch Scarpas vortrefliche Beobachtungen weiter bestätigt worden ist, keine Nerven in die Substanz desselben gehen, und sie also keinen andern Einfluß auf dasselbe haben, als welche die Gefäße veranlassen können. Diese einfache Beobachtung scheint den sehr allgemeinen, und von Sömmering mit seinen Gegengründen vortreflich entwickelten Satz, daß Sensibilität ein und dasselbe sey, vollkommen umzustoßen. Wenn übrigens die lebhafte Zusammenziehungskraft der Fleischfasern als eine von ihnen unzertrennliche Eigenschaft angesehen wird, so scheint alle Untersuchung über die innere Ursache davon überflüßig zu seyn.

Weit mehr Nutzen bringt es, die Gesetze, deren sich die Natur bei Anwendung derselben bedient, genau zu entwickeln; und hierin werden wir durch die Betrachtung der Phänomene unterstützt, welche sich bei Zusammenziehungen der Muskeln zeigen, durch Berechnung der Schnelligkeit der Bewegungen, eben so auch durch Ueberlegung der Hindernisse und Hülfsmittel, welche sich bei dem übrigen Bau des Körpers zugleich vorzeigen. Die Mannigfaltigkeit und Complicationen der Bewegungen hat Weitbrecht durch aufklärende Anmerkungen aus einander gesetzt.

Von der Bildungsart und der Natur der Sehnen, so wie der sehnigten Bänder, giebt es viele Muthmaßungen, von denen die eine endlich die andere verdrängt hat. Glaubte Galenus, daß die Sehnen von Ligamenten und nervenartigen Fasern entstünden, und hielt Fabricius beide für eine Art, so fand Vesalius wiederum Grund, die Sehnen mit den Ligamenten für gleichartig anzusehen. Andere schrieben ihre Entstehung der Beinhaut zu; andere wollten, daß sowohl die Beinhaut, also auch die Knochen selbst, von Sehnen gebildet würden. Die meisten, bis auf Douglas, Albinus und Mayer glaubten doch, daß die Muskelfasern in Sehnenfasern verwandelt würden. Nachdem aber Sparaglia und Mery zeigten, wie sich die sehnenartigen Fasern von den fleischartigen leicht trennen ließen, und Leuwenhoek wieß, daß die Bekleidung von der erstern über die letztern fortgesetzt wird gleichwie Muy's fand, daß sie bei Verbindungen in spitze Winkel mit einander verbunden werden; so wurde endlich durch diese und mehrere Versuche ausgemacht, daß die Sehnen nichts anders, als in celluleuse Scheiden zusammengepackte Muskelfasern wären, und also von dem allgemeinen Zellgewebe gebildet würden, welches an verschiedenen Stellen auch eine verschiedene Gestalt annimmt, und der gestalt Membranen, Aponeurosen und Ligamente erzeugt. Simson und Van Guns waren die ersten, welche diesen, von den meisten jetzt angenommenen Satz, der auch durch die Insensibilität der Theile noch mehr bestätigt wird, verfochten.

Die Kenntniß von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der Eingeweide rührt aus den ältesten Zeiten her, obgleich spätere Zeiten das Verdienst hatten, die Kenntniß von einem jeden besondern Theil zu erweitern.

Die Ausdehnung und besondere Bekleidungen des Brustsacks hat man sehr leicht bestimmen können. Seine ausdünstende Feuchtigkeit, so wie das Herzwasser, wird mit Recht von den Arterien, und nicht von eigenen Drüsen hergeleitet. Aber das Einsaugen derselben Feuchtigkeit geschieht nach der Erfahrung neuerer, nicht durch

Wener

Venen, sondern durch die in diesem Falle häufig verbreiteten Absorbtionsgefäße. Haller bewieß, daß dies Fell keine Empfindung habe, und also der Sitz der Pleureſie nicht eigentlich in ihm zu ſuchen ſey.

Eraſiſtratus und Herophilus Entdeckungen von den Gefäßen und Valveln des Herzens und dem Vermögen der Lunge, das Blut aufzunehmen, kamen dem Galenus ſehr wohl zu ſtatten, obgleich, wenn er und die nachfolgenden Zergliederer beſſer über das nachgedacht hätten, was Eraſiſtratus von dem Nutzen der Valveln der Venen ſagte, ſie ihren Irrthum von dem Umlaufe des Bluts zeitiger hätten berichtigen können.

Die wahre Lage des Herzens wußte man erſt im 16ten Jahrhundert, als Veſalius und Columbus ſie entdeckte. Euſtachius beſchrieb die Valvel der untern Hohlader; aber dieſe wichtige Entdeckung lag 140 Jahre verborgen, bis Lanciſius und Winslow wieder daran erinnerten, und bewieſen, daß ſie allezeit zu finden ſey. Veſalius, Arantius und Vidus Vidius beſchrieben die Herzvalveln, und Lower den Herzbeutel, die Kranzadern und Herzohren. Obgleich dem Galenus die Gegenwart des eyrunden Lochs (Foram. oval.) und ſeiner Valvel, und das duct. arter. bekannt war, ſo wurden dieſe doch beſſer von den Zergliederern des 16ten Säculums beſchrieben. Vergleicht man wiederum dieſe Beſchreibungen mit denjenigen, die nach der Entdeckung der Circulation des Bluts angegeben wurden, und vergleicht man dieſes beſonders mit den vortreflichen Schriften eines Senacs u. Hallers über den Bau des Herzens, ſo findet man bald, wer den Vorzug hat. Eben ſo übertreffen Wolffs Beſchreibung der Herzfaſern an Genauigkeit und Deutlichkeit alle vorher damit vorgenommenen Verſuche. Seine Erklärung von der wahren Lage, Entſtehung und dem Nutzen der Euſtachiſchen Klappe und des eyrunden Lochs, ſind auch ſehr wichtig. Der Nutzen der erſtern beſteht auch keinesweges darin, das Blut in der vordern Nebenkammer aufzubewahren, ſondern damit bei ungebornen Kindern die Blutſäule von der untern Hohlader durch dieſen Damm oder Vormauer zum eyrunden Loche geleitet wird. Sie iſt bei dieſen am vollkommenſten, und verliert ſich nachher mit den Jahren.

Die Entdeckung vom Umlaufe des Bluts machte in der Anatomie und ganzen Arzneiwiſſenſchaft Epoche. Bei der Erwägung aller Nachrichten von dem wahren Entdecker, geſtehe ich doch dem Michael Servetus mehr zu, als ihm gewöhnlich vergönnet wird. Er behauptete bereits 1553., daß das Blut durch Venen in der vordern Herzkammer geſammelt, und von da in die Lungen getrieben, blos aus den Lungen durch die Lungenblutadern (venae pulmonales) zur hin-

tern Herzkammer geführt, und nachdem durch die Aorta ausgeleert würde. Arantius und Carsalpinus beobachteten auch bei Unterbindungen das Anschwellen der Venen zwischen ihrem Ende und dem Bande. Aber da noch die alten Irrthümer, welche Galenus eingeführt hatte, allgemein anklebten, so gereicht es inzwischen allezeit dem Harvey zum unsterblichen Verdienst, daß er im Jahr 1628. in seiner Exercitatio anatom. de motu cordis et sanguinis in animalibus auf eine unwidersprechliche Art, die Gelehrten sowohl von der Unrichtigkeit der vorigen Meinungen, also auch von den wirklichen Veränderungen des Herzens bei seinen doppelten Bewegungen, und von dem allgemeinen Vermögen der Venen das Blut zurück zu führen, überzeugte. Malpighi und Leuwenhoek gehört die Ehre, die unmittelbaren Vereinigungen der Arterien mit den äussersten Aesten der Venen zuerst gesehen zu haben. Aber unter die Entdeckungen späterer Zeiten gehört es, daß alle Ausdünstungen und Absonderungen, entweder durch die Endäste der Arterien, oder die Poren der Gefäße geschehen; daß die Absonderungsgefäße der Drüsen einen unmittelbaren Zusammenhang mit den Arterien haben; daß die sogenannten vasa neuro-lymphatica, blos durchscheinende u. durch größere Stämme zusammenhängende Arterien sind; daß die Arterien eine eigene, nicht vom Herzen abhängende, aber zur Erhaltung der Circulation sehr thätige Bewegungskraft haben; daß die Venen eigentlich von den Enden der Arterien, und nicht von der Oberfläche des Körpers, oder dessen Höhlen oder Zellgewebe entspringen; daß diese also nicht für solche Gefäße können angesehen werden, wodurch die Natur eigentlich die Absorbtion in dem Körper befördert, und daß die Nerven, weit davon entfernt, geringen Einfluß auf den Umlauf des Bluts zu haben, denselben aufs kräftigste ausüben. Daß sie in größter Anzahl an den Gefäßen der Theile verbreitet gefunden werden, welche unserm Willen nicht unterworfen sind, scheint von den Verbreitungen des Intercostalnerven vorzüglich gesehen werden zu können. Weder Venen, noch Arterien bringen Absorbtionsgefäße hervor, und erstere sind mit ihnen an keinem andern Orte, als wo sie aufhören, verbunden.

Wichtig ist gleichfalls William Coles Entdeckung, daß die Diameter der Aeste zusammen genommen größer sind, als die der Stämme; daß man die Spitze des Kegels, welchen sie bilden, bei dem Herzen, und die Basis hingegen bei dem Ende derselben annehmen kann. Das die Venen größer, als die Arterien sind konnte nicht unbekannt bleiben, aber daß, umgekehrt, in den Lungen die die erstern übertreffen, lehrten bereits Blasius, Welsch, Drake und mehrere, und Aurivillius bestätigte die

ses mit neuern genauen Messungen. Man hat auch in neuern Zeiten versucht, die Winkel und Krümmungen der Arterien und ihre Stärke, verglichen mit andern Gefäßen, genau abzumessen, aber gefunden, daß die Anwendung der Geometrie bei Erklärungen der natürlichen Verrichtungen des Körpers weniger anwendbar ist, als man vermuthete, weil diese durch so viele Nebenursachen, Veränderungen unterworfen sind.

Sanctorius Versuche die Grade der unmerklichen Ausdünstung zu bestimmen, von der Hippocrates schon redet, sind sehr wichtig. Ohne der Erfindung seiner Waage hätte er nicht im Jahr 1614. seine lehrreiche Medicina statica herausgeben können. Man sagt aber, der Cardinal Cusanus habe sich vor ihm mit Abmessung des Ausdünstungsstoffes beschäftigt. Gewiß daß seine Anleitungen nachher den Eifer bei Robinson, Keil, Rye, Gorter und Linnings erweckten, dergleichen Versuche fortzusetzen, durch welche man endlich zu sehr wichtigen Folgerungen gelangte. Die Lehre vom Einnehmen muß auch hiebei in Rechnung gebracht werden. Abernetty's Versuche, wodurch die Gleichheit des Ausdünstungsstoffes zwischen den Lungen und der Haut bewiesen wird, verdienen auch alle Aufmerksamkeit. Er hat an den Tag gelegt, daß mit der unmerklichen Ausdünstung ⅔ kohlengesäuertes Gas (gas carbonique) und ⅓ oder ¼ Salpeterstoffgas (gas azote) evaporire, daß aber die Feuchtigkeit, welche an der Haut hängen bleibt, bald größer, bald geringer ist. Wird durch die Bewegung des Körpers die Ausdünstung vermehrt, so vermindert sich die Menge der Luft, welche, wie er glaubt, aus den Mündungen der Gefäße herausgetrieben wird. Auch vermuthet er, daß Sauerstoffgas (gas oxygenium) zugleich mit Salpeterstoffgas eingeathmet, oder richtiger von den Gefäßen absorbirt werde. Mit dem Wasserstoffgas (gas hydrogène) geht es träger. Anstatt die Ausdünstung in merkliche und unmerkliche zu theilen, nimt er eine luftförmige und wässerartige Ausdünstung an.

Die Medicina infusoria und transfusoria wurden fast zu derselben Zeit erfunden, und gereichten der Lehre vom Umlaufe des Bluts zu einer wichtigen Stütze. Gewisse Medicamente in die Adern einzusprützen, wurde zuerst 1656. von dem Professor der Astronomie in Oxford, Wreen, versucht, und Boyle fand Vergnügen daran, die Wirkung gewisser Vermischungen mit dem Blute bei Lebendigen zu untersuchen. Purmann machte den Versuch an sich selbst mit gutem Erfolg. Um dagegen in die Adern eines lebendigen Körpers durch die Transfusion eben so viel anderes Blut, als altes, abgezapft wird, hinein zu bringen, gab zwar Libarius bereits als eine gebräuchliche Heilungsart bei den Paracelsisten an, aber Lower

behauptet doch, diese Methode zuerst bei Menschen angewandt zu haben. Er ward zu diesem ungewöhnlich dreisten Schritt durch einen vorher angestellten Versuch bewogen. Er zapfte nemlich einem Hunde alles Blut ab, sprützte aber zugleich in eine andere Ader eben so viel Bier und Wein ein, wobei er beobachtete, daß das Herz seine Bewegungskraft nicht änderte. Was für ein unglückliches Schicksal diese beiden Erfindungen nachdem hatten, leidet der Raum nicht, anzuführen; aber unerwartet war es doch, daß in den neuesten Zeiten Köhler 6 Gran aufgelößten Brechweinstein in eine Ader am Arm einsprützte, um dadurch bei einem Soldaten, der Gefahr lief, an einer Sehne, die in der Speiseröhre steckte, zu ersticken, Erbrechen zu bewirken. Hiedurch aufmunteret, bediente sich Hemmann nachher der Infusion bei einer Epilepsie und einem bösartigen Nervenfieber, wie er sagt, mit glücklichem Erfolg. Auch noch einige andere stellten in neuern Zeiten Versuche an, die sehr glücklich ausfielen. Ich glaube also, daß dies Verfahren, dem Körper Medicamente beizubringen, nicht Verachtung und Spott verdient.

Von den Bestandtheilen und Eigenschaften des Bluts hat man zu aller Zeit sehr viel geschrieben, aber erst in neuern Zeiten haben wir, unterstützt durch eine gesunde Chemie, richtige Begriffe sammeln können. Man kennt jetzt nicht allein die Quantität desselben bei einem Menschen, sondern man weiß auch durch Hewsons schöne Versuche, woher der Unterschied zwischen dem Blute der Schlagadern und Venen entsteht; man kennt den Grad der Wärme des Bluts u. s. w. Man weiß, daß durchs Erstarren und Abluiren des Bluts die hauptsächlichsten Bestandtheile desselben können getrennt werden; daß das Wasser, die coagulable Lymphe und die Blutkügelchen ihre besondern Eigenschaften haben; daß verschiedene Salze des Bluts vorzüglich in dem Wasser desselben enthalten sind; daß die coagulable Lymphe der nährende Stoff desselben, so wie die Grundmaterie zum Eiter, die Speckhaut (Crusta inflam.) und mehrere dergleichen Zusammengerinnungen ist, und daß, ungeachtet der verschiedenen Streitigkeiten über die Form und Größe der Blutkügelchen, ob sie solide oder hohl, platt oder sphärisch sind, sie keine andere, als die letztgenannte Figur haben, welche Malpighi ihr Entdecker im Jahr 1665 ihnen bereits beilegte. Die Bestandtheile und Menge des Eisens in den Blutkügelchen ist nicht minder vollkommen ausgemacht. Dergestalt ist uns bereits sehr viel vom Blute bekannt; aber sehr viel ist noch auszumachen übrig, besonders in der Frage wegen der Veränderungen, welche das Blut bei Krankheiten und durch die Wirkung der Medicamente u. s. w. annimmt. Die Hülfsleistung der Chemie wird gewiß hiebei nothwendig;

und was haben wir nicht von der Vollkommenheit, wozu sie jetzt gebracht zu seyn scheint, und dem Eifer, welchen man bei den Forschern derselben verspürt, zu erwarten? Sollte auch nach der neuen erfolgten Umschmelzung dieser Wissenschaft, ein übertriebener Eifer, voreilige Folgerungen und Versuche veranlassen, nach den Principien der antiphlogistischen Chemie die heimlichsten Verrichtungen der Natur im gesunden sowohl, als kranken Zustande zu erklären; so wird doch dadurch niemand zu Irrthümern verleitet, welcher gelernt hat, die Wahrheit mit Sanftmuth aufzusuchen und zu vertheidigen.

Das Schicksal, welches die Humoralpathologie in spätern Zeiten hatte, zeigt hinlänglich, wie bald irrige Schlüsse, wenn sie auch gleich lange allgemein, als Axiome angenommen werden, auch wiederum umgeworfen werden können.

Der Figur, Lage, ungleichen Größe der Lungen, so wie ihrer Eintheilung in Lappen, ihrer Bekleidung, der sonderbaren Verbindung zwischen ihren Gefäßen und des innern Gewebes derselben, erwähnen bereits die ältern, nach Vesalius, mit rühmlicher Genauigkeit; aber diese Theile sind nicht minder durch ausführlichere Beschreibungen und Beihülfe der Thieranatomie noch vollkommener ins Licht gesetzt worden. Daß der linke Ast der Luftröhre länger und schmäler ist, und also die linke Lunge später mit Luft anfüllt, ist eine Entdeckung unserer Zeit. Die querliegenden Fasern, welche hinten die Enden des Knorpels binden, hielt Galenus für Ligamente, aber Morgagni hat, nachdem Laurenti bewies, daß sie Fleischfasern wären, sie zugleich mit den longitudinellen genauer beschrieben. Ihm gehört auch die Entdekkung derjenigen Fleischfasern, welche den Zwischenraum der knorplichten Ringe der Länge nach ausfüllen. Die Unrichtigkeit, daß die innere Bekleidung der Luftröhre bei der Angina polyposa oder Suffocatio stridula sich löse und aufgehustet werde, sahe man bald ein. Diese Haut ist nicht organisch, und besteht aus einem während der Krankheit abgesonderten Schleim und Ausdünstungsstoff, welcher consistent wird. Die sogenannten Luftröhrendrüsen sind dagegen nach den Erfahrungen Morgagnis und neuerer, gewiß blos lymphatische, haben keine Excretionswege, und verursachen nicht die graue und schwärzliche Farbe, die man bei aufgehustetem Schleim findet. Die Luftröhrenschlagadern waren bereits dem Erasistratus, Galenus und den Arabern bekannt, wurden aber von Ruysch genauer beschrieben, und sind zuletzt von Haller so nachgespürt, daß man von ihren Vereinigungen mit den Aesten der Lungenschlagader überzeugt seyn kann. Diese, welche Herophilus Vena arteriosa nannte, und alle nachher unter dem Namen Vena

kannten, verändert sich bei verschiedenen Altern.

Neuere Beobachtungen beweisen, daß sie bei Erwachsenen kleiner als die Aorta, beim Fötus aber größer ist. Die Verhältnisse suchten Sauvages, Nicholls, Meckel und Haller anzugeben. Die größern Schlagaderäste begleiten die größere Luftröhre und die Venen, so daß sie alle drei neben einander liegen, durch Zellgewebe verbunden sind, und sich zugleich einander unterstützen. Aber die kleinern Schlagadern trennen sich von der Luftröhre, und verbreiten sich ins Zellgewebe, um die Luftblasen zu umgeben. Malpighi und Cowper entdeckten die Vereinigungen der Aeste der Schlagadern und Venen, und Reichel sah, wie beide auf der Oberfläche der Luftbläschen kleine Netze bilden. Den innern Bau der Lungen haben sich einige als sehr verwickelt, andere mehr einfach vorgestellt. Malpighis Muskelbekleidungen u. Blasen, welche Willis für beerenartige hielt, und glaubte, sie wären an der Luftröhre gleichsam wie Beeren an ihren Stielen befestigt, und Hales als vielseitig ansah, aber Keil zu einer gewissen Anzahl annahm, um dadurch die ganze innere Fläche der Lungen bestimmen zu können; hat Helvetius nirgends wieder finden können, sondern er beweist, daß die Lungen aus einem häutigten, sehr losen und schwammigten Gewebe bestehen, deren unzählige Zellen durch stärkere Häute in Lappen abgesondert werden, und innerhalb diesen Lappen die kleinern Bläschen sich mit einander vereinigen. Die Oberflächen werden wiederum mit netzartigen Gefäßen bedeckt, welche mit ihren Mündungen zum Theil sich in die Höhlen öfnen, welche die Enden der Luftröhre aufnehmen. Hales gab den Durchmesser der geringsten Zelle zu $\frac{1}{600}$ Zoll, und Lieberkühn die ganze innere Oberfläche der Lungen zu 1500 Cubikfuß an; welches doch unglaublich scheint. Den Unterschied zwischen den Lungen der Vögel und Quadrupeden zeigte Harvey zuerst.

Die Absorbtionsgefäße haben, wie Herrein, Hunauld und Haller beobachteten, ihre Lage theils in der Oberfläche, theils kommen sie aus der Tiefe.

Wie das Einathmen der Luft selbst bewerkstelligt wird, und welcher Nuzzen dem Körper dadurch zufließt, sind Untersuchungen, worin die Aeltern nicht so weit gekommen sind, als die Neuern, welche die Mechanik glücklicher zum Bau des Körpers anwandten, aus der Chemie die neuesten Entdeckungen von den Luftarten zu Hülfe hatten, und mannichfaltige Versuche mit Vorsicht an lebendigen Thieren anstellten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Hannöverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 17ten Januar 1800.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1799.

Im Monat Julius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	3.	9.	12.	2.	5.
Mittage.	7.	7.	8.	0.	9.
Abende.	3.	11.	4.	1.	12.
Mitternächte.	3.	6.	16.	1.	5.
Ganze Tage.	4.	8½.	10.	1.	7½.

1 Tag Gewitter. 14 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 55, 8 / Mittags im Schatten 68, 2 } Gr. Fahrnh.

größte d. 7ten, 81 Grad.
kleinste d. 18ten, 45 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 946 Zoll engl. { größte d. 6ten 30, 298 Zoll. / kleinste d. 19ten 29, 594 Zoll.

Gesammter Niederschlag 3, 78 Zoll Regenwasser; gr. d. 21ten; 1, 03 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 3, 28 Zoll;

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad, 15½ Minuten.
größte den 3ten, 20 Grad 21 Minuten.
kleinste den 19ten und 20ten, 20 Gr. 9 Minuten.

Mittlere Inclination der Magnetnadel 73 Grad 28½ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1.	7.	2½.	12.	½.	0.	3.	2.	3.
Mittage.	1.	4.	3.	15.	3.	1½.	3½.	0.	0.
Abende.	½.	4½.	1½.	15½.	3.	1.	2½.	1½.	1.
Mitternächte.	1.	4.	3.	14.	1.	2.	3.	2.	1.
Ganze Tage.	⅞.	4⅞.	2½.	14⅛.	1⅞.	1⅛.	3.	1⅜.	1¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
23, 0	16, 8	25, 3	26, 2	22, 0	12, 0	13, 8	0 Fuß.

größte d. 30ten, Wind NW. 44 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 82 / Abend. 10, 42 } Fuß.

gr. d. 17ten; 12, 2 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 34 Fuß.
kleinste den 28ten; 8, 8 Fuß. Wind O. Geschwindigk. 15 Fuß.

Im Monat August.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	1.	14.	10.	0.	6.
Mittage.	2.	15.	7.	0.	7.
Abende.	3.	10.	6.	0.	12.
Mittern.	6.	9.	9.	0.	7.
Ganze Tage.	3.	12.	8.	0.	8.

6 Tage Gewitter; 16 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 53, 4 / Mittags im Schatten 68, 8 } Gr. Fahrnh.

größte den 15ten, 79 Grad; kleinste den 14ten, 46 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers.

29, 962 Zoll engl. { größte d. 8, 30, 254 Zoll. / kleinste d. 5, 29, 726 Zoll. }

Gesammter Niederschl. 4, 69 Zoll Regenwasser;

größte d. 4ten, 0, 87 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 3, 19 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 15½ Minuten.

größte d. 26ten, 20 Gr. 22 Minuten.
kleinste d. 28ten, 20 Gr. 12 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 32 1/10 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5½.	14½.	5.	1½.	1½.	0.	½.	2½.	0.
Mittage.	3½.	10½.	7½.	6.	½.	1.	1.	1.	0.
Abende.	2½.	10.	8.	5.	2.	0.	2.	1½.	0.
Mitternächte.	2.	11½.	10½.	3.	1.	1.	1½.	½.	0.
Ganze Tage.	3⅜.	11⅝.	7¾.	3⅞.	1¼.	½.	1¼.	1⅜	0.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
21, 7	22, 1	31, 8	31, 1	15, 0	12, 0	12, 0	17, 0 Fuß.

größte d. 25ten, Wind NW.; 49 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 94 / Abends 10, 29 } Fuß.

gr. den 25ten; 12, 2 Fuß. Wind NW; Geschwindigkeit 49 Fuß.
kl. den 27ten; 8, 1 Fuß. Wind SSW; Geschwindigkeit 15 Fuß.

Im Monat September.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	4.	9.	8.	3.	6.
Mittage.	3.	13.	6.	0.	8.
Abende.	5.	10.	8.	0.	7.
Mitternächte.	6.	10.	9.	0.	5.
Ganze Tage.	4½.	10½.	7¾.	¾.	6½.

2 Tage Gewitter; 18 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morgens vor Sonn. Aufg. 51, 4 / Mittags im Schatten 62, 0 } Gr. Fahrnh.

gr. den 26ten 73 Gr. kl. den 17ten 44 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers,

29, 94 Zoll engl. { gr. d. 7ten; 30, 496 Zoll. / kl. d. 30ten; 29, 308 Zoll.

Gesammter Niederschl. 2, 88 Zoll Regenwasser,

größte den 13ten; 0, 37 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 1, 58 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 12½ Minuten.

gr. den 5ten; 20 Gr. 24 Minuten.

kl. den 24ten; 20 Gr. 8 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 45 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	3½.	7½.	2.	5.	½.	3.	4.	3½.	1.
Mittage.	½.	7.	5½.	5.	1½.	1½.	5.	4.	0.
Abende.	1½.	5.	5.	7.	½.	3.	4½.	3½.	0.
Mitternächte.	2.	7.	2.	6½.	1½.	2.	4½.	3½.	1.
Ganze Tage.	1⅞.	6⅛.	3½.	5⅞.	1.	2⅜.	4½.	3⅝.	⅛.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
16, 0	28, 6	22, 4	29, 0	19, 3	13, 0	24, 3	20, 4	Fuß.

größte den 2ten; Wind NW. 46 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 84 / Abend. 10, 12 } Fuß

gr. d. 2ten 13, 3 Fuß; Wind NW; Geschwindigkeit 46 Fuß.

kleinste den 12ten 7, 9 Fuß. Wind OSO. Geschwindigk. 38 Fuß.

Die

Die Witterung des ganzen Jahrs vom 1ten October 1798 bis dahin 1799 läßt sich folgendermaaßen übersehen:

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Tage.	63¼.	91.	114½.	18¾.	57¼.	2¾.	11¼.	5¼.

10 Tage Gewitter; 14 Abende Nordlicht; 98 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 39, 2 / Mittags im Schatten 49, 0 } Gr. Fahrnh.

größte den 10ten Jun. und 7ten Jul., 81 Grad.

kleinste den 9ten Febr., 0 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,952 Zoll engl. { größte d. 30ten Decbr. 30, 826 Zoll. / kleinste d. 9ten November, 28, 045 Zoll.

Gesammter Niederschlag 28, 88 Zoll Regen- Hagel- und Schneewasser.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 17, 33 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 8 9/10 Minuten.

größte den 5ten Sept.; 20 Gr. 24 Min.

kleinste den 13ten Jan.; 19 Grad 53 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 73 Grad. 23½ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	Stille.
Tage.	31⅛.	71½.	48⅛.	60¼.	24⅛.	30⅝.	50½.	45⅛.	8¾.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
18 1	19, 7	23, 2	26, 4	18, 9	18, 3	21, 7	19, 4 Fuß.

größte den 13ten Jun.; Wind NW. 52 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9 67 / Abend. 9, 93 } Fuß.

größte den 12ten Oct.; 16, 0 Fuß. Wind NW. Geschwindigkeit caret.

kleinste den 28ten März; 6, 6 Fuß. Wind OSO. Geschwindigkeit 45 Fuß.

Die

Die Witterung dieses Jahrs zeichnet sich insonderheit durch ungewöhnliche Kälte, nicht nur im Winter, sondern auch im Mai und Junius aus, wodurch alle Gewächse 3 bis 4 Wochen später als gewöhnlich zum Aufkommen, Wachsthum und zur Reife gelangt sind. Einiges Sommergetreide, Haber, Bohnen u. dgl. wie auch die türkischen Hülsenfrüchte und verschiedenes Obst, sind nicht einmal reif geworden. Die Heu- und Kornernten sind an Quantität ziemlich ergiebig, aber mit Regenwetter sehr begleitet gewesen, wodurch die Güte des Futters und einiges Getreide gelitten hat. Hauptsächlich ist der Weizen in hiesiger Gegend größtentheils beschädigt und feuchte eingescheuert worden.

Epidemische Krankheiten unter Menschen und Vieh sind nicht verspürt, und inoculirte Blattern im August sehr gelinde gewesen, auch zuweilen nur durch wiederholte Operation zum Ausbruch gekommen, haben auch durch keine Ansteckung natürliche Blattern in Glang gebracht.

C. W.

Vorschlag
zur Sicherung gegen ein fürchterliches Uebel.

Bei der gegenwärtigen strengen Jahreszeit bitte ich um Erlaubniß, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Umstand lenken zu dürfen, worin, nach den Untersuchungen und Beobachtungen des Hn. Predigers Paulus zu Rinteln, höchstwahrscheinlich allein die Ursache der uns so fürchterlichen Hundswuth liegt.

Herr Paulus, der, als hessischer Feldprediger, den Feldzügen in Nordamerika beigewohnt, und daselbst erfahren hat, daß man dort nichts von tollen Hunden gewußt habe, daß man aber auch dort die Hunde ganz anders behandle, als sie bei uns behandelt werden, glaubt die Ursache jenes fürchterlichen Uebels blos in der schnellen Abwechselung von großer Hitze mit großer Kälte zu finden.

Diejenigen Hunde bei uns, die am mehrsten toll werden, die der Landleute und Schäfer, müssen gemeiniglich des Nachts ausser dem Hause in der Kälte sich aufhalten, wo diese armen Thiere oft ohne allen Schutz gegen die Strenge der Witterung sind. Die guten Landleute glauben nemlich, daß sie so am besten ihr Eigenthum gegen Diebe sichern kön-

nen; aber sie wissen nicht, daß Diebe auch Mittel kennen und haben, den bellenden Hund zu stillen.

Zur Schadloshaltung für dieses harte Ungemach erlaubt man dem von Kälte erstarrten Hunde, am Tage gewöhnlich, unter den heißen Ofen zu kriechen: welchen unnatürlichen Aufenthalt er denn am Abend wieder mit einem entgegengesetzten, eben so unnatürlichen Aufenthalte, ohne Obdach und Lagerstätte in der Kälte, schnell verwechseln muß.

Kann aus dieser, der Natur höchst mangemessenen Abwechselung etwas Gutes folgen? und haben wir nicht Grund, in ihr die Ursache der Hundswuth wenigstens zu muthmaaßen?

Wäre es also, auch um der bloßen Wahrscheinlichkeit willen, nicht schon rathsam, die Behandlungsart der Hunde dahin abzuändern, daß man sie am Tage durchaus nicht unter dem heißen Ofen liegen ließe, bei Nacht hingegen ihnen einen Platz im Hause vergönnte, wo sie hinlänglichen Schutz gegen die strengste Kälte haben könnten?

Herr Paulus empfiehlt zu diesem Zweck folgende Vorkehrungen:

1) In jeder Wohnstube muß ein etwa drei Schuh hohes Stacket um den Ofen so gestellet werden, daß es an jeder Seite desselben einen Schuh weit davon entfernt bleibt. Hiedurch wird es den Hunden unmöglich gemacht, dem Ofen so nahe zu kommen, daß die Hitze ihnen schaden könnte.

2) Sobald es Nacht wird, muß kein Hund aus dem Hause gelassen werden.

3) Damit der Hund des Nachts desto besser gegen die Wirkungen der strengen Kälte geschützt würde, müßte ihm ein seiner Größe angemessener Kasten besorgt, und solcher mit Stroh oder Heu angefüllt, in den wärmsten Winkel des Hauses gestellt werden. Dieser Kasten müßte oben bedeckt seyn, und nur an einer Seite ein Loch haben, durch welches der Hund hineinkriechen könnte. Ein alter Backtrog oder Krippe würden leicht dazu einzurichten seyn.

Es wäre doch schön, wenn wir, durch so einfache Mittel, gegen eins der schrecklichsten Uebel uns sichern könnten. Ich habe absichtlich mich hier so kurz wie möglich gefaßt, weil ich weiß, daß oft die nützlichsten Abhandlungen, blos darum, weil sie so lang sind, ungelesen bleiben: indem die meisten Leser lieber unterhalten als belehrt seyn mögen. Wer aber über diese Angelegenheit sich genauer belehren und überzeugen will, den verweise ich auf die angeführte

führete kleine Schrift selbst, die nur einige Groschen kostet, in weniger als einer Stunde durchgelesen werden kann, und folgenden Titel führt:

„Die einzige Ursache der Hunds„wuth, und die Mittel, dies „Uebel ganz auszurotten; von „Carl Paulus, Pastor extraord. „des reformirten Ministerii zu „Rinteln. Rinteln 1798. ge„druckt bei A. H. Böschenbahl."

Es wäre sehr zu wünschen, daß der, so viel er in seinem Wirkungskreise vermögte, insonderheit die Herren Landprediger, Schullehrer, Vögte und andere, welche dazu Gelegenheit haben, sich's angelegen seyn ließen, die Warnungen und Belehrungen jener Schrift über diese Sache weiter bekannt zu machen, und zur Befolgung nachdrücklich zu empfehlen, auch mit ihrem eigenen Beispiel darin vorzugehen. Menschenliebe fordert uns dazu auf; und auch die Selbstliebe wird ihre Belohnung darin finden.

K — m. P — f.

Etwas zur Beantwortung der Anfrage:
das beständige Stehen und Nichtstehen der Pferde betreffend.

So viel ich weiß, und auch von andern erfahrnen Freunden gehört habe, legt sich jedes gute, gesunde, muntere, nicht zu alte Pferd, auf kürzere oder längere Zeit, mehr oder weniger nieder, und scheuet das Wiederaufstehen nicht. Dies Niederlegen und Ruhen im Liegen auf kürzere oder längere Zeit, ist auch dem Pferde zu seiner Erquickung und Stärkung sehr nothwendig. Nur steife, abgetriebene, stumpfe und sehr alte Pferde, die das Wiederaufstehen scheuen, pflegen lieber zu stehen, und sich nicht niederzulegen, welches denn die Steifheit natürlich sehr vermehrt. Bei gesunden, guten, unverdorbenen Pferden, die nicht steif, stumpf oder krank sind, wird der Fall nicht eintreten, daß sie immer stehen und niemals sich hinlegen.

B. B.

Hannöverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 20ten Januar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

Vom Geheimen Canzleisekretair Brandes.

Da es wohl ziemlich allgemein anerkannt wird, daß das Lesen gedruckter Schriften nicht ohne einigen Einfluß auf die Bildung des Verstandes oder des Charakters der Lesenden ist, so scheint eine Untersuchung über die Natur des Einflusses gewisser Gattungen von Schriften auf die Bildung des Verstandes und des Charakters nicht überflüssig zu seyn.

Jetzt ist die Zahl der Lesenden, unter den Ständen, die auf einige Bildung Anspruch machen, gewiß weit größer als vor zwanzig Jahren. Was ist es denn aber, was die größte Anzahl lieset? Gelehrte Zeitungen oder Journale, Monatsschriften oder Zeitschriften, politische Zeitungen, und höchstens neue Bücher.

Die Lesegesellschaften, Leseinstitute oder Lesecabinetter und Leihbibliotheken, in welchen fast nichts wie neue Schriften anzutreffen sind, haben sich in den letzten Zeiten in allen Ländern und auch in dem unsrigen, in den Städten und auf dem platten Lande, ausserordentlich vermehrt. Diese Gattung von Leserei hat schon lange genug gedauert, um über die Folgen derselben Beobachtungen anstellen zu können. Wir sehen was geschehen ist, und da die nemliche Gattung von Leserei nicht allein fortdauert, sondern mit grösserer Vermehrung und Ausbreitung fortdauert, so lassen sich auch recht gut die künftigen wahrscheinlichen Folgen davon vorhersagen.

Man wende nicht im Voraus gegen diese Betrachtungen ein, daß, da die Gattungen und der Werth der angegebenen Arten von Schriften eben so äusserst verschieden sey, als es die Leser nach Geist, Herz, Bildung und Lage sind, sich nichts allgemeines über diesen Gegenstand sagen lasse. Bei der in der größten Aus-

dehnung eingeräumten großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Sachen die gelesen werden und der Personen die da lesen, wird die Folge doch zeigen, daß sich Betrachtungen über die Gattungen der jetzigen Leserei recht gut unter allgemeine Gesichtspunkte bringen lassen.

Wir wollen zuerst die Folgen der Leserei der angegebenen Arten von Schriften einzeln im allgemeinen untersuchen, und dann einiges von dem Einflusse dieser Leserei auf die verschiedenen Hauptklassen der Leser nach ihren Verhältnissen im Staate angeben.

1) Gelehrte Anzeigen oder Journale. Der Wunsch, mit unserm Zeitalter fortzugehen, wie man es nennt, ist ein sehr natürlicher und begründeter Wunsch. Die Bekanntschaft mit der Denkungsart unsrer Zeitgenossen muß in manchen Beziehungen die interessanteste Bekanntschaft für uns seyn. Die nächsten und wichtigsten unserer Zeitgenossen sind zwar für uns diejenigen, mit denen wir leben, mit denen wir gemeinschaftlich Berufspflichten erfüllen sollen, die neben, über, unter uns arbeiten, da die Bekanntschaft mit deren Denkungsart für das praktische Leben, die erste und wichtigste Bestimmung unsers Daseyns, für die bessere Erfüllung unserer Berufspflichten, so äusserst nothwendig ist. Aber denen, die am Ruder des Staats sitzen, die auf irgend eine Weise Theil an der auf lesende Menschen sich beziehende Direktion der Geschäfte haben, können der Bekanntschaft mit der Denkungsart ihrer Zeitgenossen, die sich in Schriften zeigt, zur vollkommenen Erfüllung ihrer Berufspflichten, gar nicht entbehren, weil diese Schriften theils Zeugen der Denkungsart des Zeitalters, theils Hauptursachen der Bestimmung dieser Denkungsart werden und demjenigen, der nach der genauen Erfüllung seiner Berufspflichten noch Zeit übrig hat, wird eine Bekanntschaft mit der Denkungsart seiner Zeitgenossen, in so fern sie aus gedruckten Schriften zu erhalten steht, lehrreich und dadurch nützlich seyn.

Da der Umfang der Litteratur in neueren Zeiten so ungeheuer groß geworden, daß es fast unmöglich ist, alle herauskommende Schriften in einem eswas ausgebreiteten wissenschaftlichen Fache zu lesen, so hat dieses den Hang zu der Rezensionsleserei ausserordentlich begünstigt. Eine Parthei will auf diese Weise von allem was in einem bestimmten Fache geliefert wird sich unterrichten, eine andere, noch größere, will sich von dem Zustande mehrerer oder gar aller Wissenschaften wenigstens eine oberflächliche Kenntniß verschaffen. Unter beiden Partheien giebts einige Menschen die sich erst durch Rezensionen in der Wahl der neuen Schriften, die sie zu lesen gedenken, bestimmen

zu

zu müssen glauben. Wir wollen das alles näher prüfen.

So sehr ich auf das lebhafteste von der Nothwendigkeit überzeugt bin, daß diejenigen, die im Großen oder im Kleinen Antheil an der Direktion über die sogenannten gebildeten Klassen haben, wahre Kenntniß von der Tendenz des Ganges der Litteratur in Beziehung auf Moral, Politik und Theologie besitzen müssen, eben so sehr halte ich mich auch davon fest versichert, daß dieses vollkommen hinlänglich, ohne einen großen Zeitaufwand, ohne Lesung vieler gelehrten Journale, Zeitschriften und vieler neuen Bücher, erreicht werden könne. Wer nur zu diesem Endzwecke lieset, der braucht wirklich nicht viel zu lesen, wenn er nur Augen mitbringt um den rechten Gesichtspunkt zu fassen, und hat er diese nicht, dann mögte das Vielesleſen nicht nur zu der erwähnten Absicht nichts helfen, sondern im Gegentheile stark dazu beitragen, ihm den rechten Gesichtspunkt noch mehr zu verrücken. Die Hauptumrisse der Denkungsart der Zeit, in so weit sie sich in Schriften in dieser Beziehung zeigt, fallen leicht genug auf, ohne daß zu ihrer Ergreifung ein großer Aufwand der Zeit zur Lesung von Journalen und Monatsschriften nöthig wäre.

Es ist freilich nicht ein Geist, der sich in Schriften dieser Art zeigt. Es giebt periodische Schriften, deren bestimmte Absicht dahin geht, dem Geiste des Zeitalters entgegen zu arbeiten. In den besten Journalen und Monatsschriften finden sich Rezensionen und Abhandlungen, die die treflichsten wahrsten Gedanken enthalten. Diese sind aber höchst selten zur Geschichte der Denkungsart der Zeit merkwürdig. Zuweilen mögen sie den Strom wo nicht leiten doch aufhalten, als Ursache aber nicht als Wirkung wichtig seyn. Sie verdienen die Schätzung und den Beifall, den die vorzüglichen Arbeiten vorzüglicher Köpfe zu jeder Zeit verdienten. Nur für die Darstellung der Denkungsart der Zeit sind sie nicht wichtig, es sey denn, daß solche Rezensionen und Abhandlungen gerade diesem Zwecke gewidmet wären. Die neuen Bücher, deren jedes für sich einen großen Einfluß auf eine Veränderung der Denkungsart der Zeit hätte, oder diese auf eine auszeichnende Art darstellte, sind äusserst selten.

In dem Gange unserer Litteratur wirkt die Menge der Schriften, welche den herrschenden Neigungen schmeicheln und dadurch diese verstärken und die öftere Wiederholung des oft gesagten. Höchst selten wirkt der einzelne Mann, das einzelne Buch. Männer wie Burke gehören in allen Zeitaltern, bei allen Völkern, zu den höchst seltenen Erzeugnissen der Natur. Wenn aber auch in Deutschland ein Mann wie Burke aufstände, nie

würde es ihm gelingen, allein durch seine Werke sich den Einfluß auf die Stimmung des grössern Theils der gebildeteren Stände zu verschaffen, den Burke in England erhielt.

Noch einmal: Zur Bekanntschaft mit der Denkungsart des Zeitalters über Moral, Politik und Theologie im allgemeinen, bedarf es wahrlich nicht vieler Zeitschriften. Eine Kenntniß der Meinungen einzelner Menschen und der feineren Unterscheidungen ist zu diesem Endzwecke nicht nothwendig. Ein richtiger Blick und eine äusserst beschränkte Lektüre werden gewiß zur Auffassung des Geistes der Zeiten hinlänglich seyn. Nur fortgesetzt muß die wenn gleich billiger Weise in dieser Absicht äusserst beschränkte Leserei werden, denn derjenige, der den Geist der Zeiten vor zehn, ja vor fünf Jahren kannte, würde sich sehr irren, wenn er ihn in allen Stücken fortdauernd unverändert glaubte. Betrift diese Veränderung auch nur das Mehr und Minder, so ist dieses doch schon äusserst wichtig und zur Ziehung von manchen Schlüssen entscheidend.

Diejenigen, die sich entweder von allem, was Neues in einer Wissenschaft erscheint, durch Rezensionen unterrichten wollen, oder solche, bei denen diese Neigung sich über mehrere oder alle wissenschaftliche Fächer erstreckt, laufen sehr leicht Gefahr, ihre litterarische Neugier auf Unkosten der wahren Gelehrsamkeit und der reifen Bildung des Verstandes zu befriedigen, oder sie wenigstens durch einen großen und unnützen Zeitaufwand zu bezahlen.

Vollständigkeit war von jeher das höchste Ziel das die größte Anzahl der Schriftsteller Deutschlands zu erreichen strebte. Das erste Erforderniß zur größten Vollständigkeit in dem gewählten Wege der Schriftstellerei ist der größte Fleiß oder die größte Belesenheit. Die übermäßig hohe Schätzung dieses Verdienstes hat das große Unglück veranlaßt, daß wir mehr wie irgend eine andere Nation eine Menge von Büchern besitzen, die weiter keinen Werth haben, als daß aus 11 Büchern das 12te geworden ist, ohne eigne Gedanken und Ansichten der Verfasser zu enthalten und ohne solche bei den Lesern zu erregen. Daß der Sitz der Schriftstellerei bei uns, wenn nicht ganz ausschließend, doch ganz überwiegend auf den Universitäten war, mußte diese Neigung zur Vollständigkeit erhalten und vermehren, weil es die erste Bestimmung akademischer Lehrer ist, die Anfangsgründe der Wissenschaften ihren Zuhörern vorzutragen. Freilich konnte in dem Vortrage nicht alles weitläuftig ausgeführt, aber alles sollte doch wenigstens angedeutet werden und in dem Systeme keine Lücke seyn.

Aus dieser Lage des größtentheils unsrer Schriftsteller entstand das zahlreiche

reiche Heer der Compendien in allen Wissenschaften und der nach dem Zuschnitte der Compendien geformten Systeme und grösserer wissenschaftlicher Werke *). In der größten Anzahl solcher Arbeiten kann nicht viel Eignes, selbst Gedachtes, syn. In der grössere Anzahl der Bücher, die entweder nur die Grundrisse der Wissenschaft in allen ihren Theilen angeben, oder einen beträchtlichen Zweig einer Wissenschaft systematisch, vollständig und ausführlich behandeln wollen, können sich nicht viele eigenthümliche Ideen finden, da die ausserordentlichen Köpfe, die einer ganzen Wissenschaft eine neue haltbare Gestalt zu geben vermögen, so äusserst selten sind. Es wird zusammengetragen und wieder zusammengetragen, was, wenn es mit Kopf und in nicht genugsam bekannten Fächern von Wissenschaften geschieht, auch allerdings sein Verdienst hat. Der eine stellt dieses Ding vorne, der andere hinten und der dritte das nemliche wieder in die Mitte, und jeder glaubt, durch die von ihm gewählte Ordnung, die Gränzen der Wissenschaft um ein merkliches erweitert zu haben, da solches doch viel häufiger der Fall seyn würde, wenn wir uns begnügten, eigne Beobachtungen und Bemerkungen zu einem gewissen Zwecke gesammelt, und unter bestimmte Gesichtspunkte gestellt, der Welt mitzutheilen.

So wie die größte Anzahl der Schriftsteller, so die größte Anzahl der Leser. Auch diese schätzen Vollständigkeit über alles. Sie wollen von allem wenigstens oberflächlich unterr

*) Man glaube ja nicht, daß ich den Werth der Compendien überhaupt verkenne, noch der Meinung bin, daß weniger Genie dazu gehöre, ein meisterhaftes Compendium zu schreiben, als ein anderes vortreffliches Buch. Was das letzte betrift, so besitzen wir mehrere ganz ausgezeichnete Werke in dieser Gattung als irgend eine andere Nation, und es giebt gewiß kein Volk, das darin eine Vergleichung mit dem unsrigen aushalten konnte. Wir haben mehrere Compendien, aus welchen der geübteste Denker und der mit der Wissenschaft am genauesten bekannte Kopf weit mehr als aus den dicksten Büchern lernen kann, Compendien, die eigentlich ungleich mehr für den reifen Kopf, der schon die Wissenschaft kennt, als für den Anfänger, bestimmt sind, und die, wie ich glaube, lange nicht genug von den ersteren gebraucht werden. Um nur unter mehreren dieser Art zwei der neuesten zu gedenken, so sey es mir erlaubt, hier Hrn. Professor Hugo's Lehrbuch des Naturrechts als einer Philosophie des positiven Rechts, in welchem so viele äusserst fruchtbare eigne Gedanken und Beobachtungen enthalten sind, und Hrn. Professor Heerens Handbuch der alten Geschichte zu nennen. Nur gegen die Ueberströmung der Litteratur mit Compendien, von denen die größte Anzahl füglich ungeschrieben hätte bleiben können, nur von dem Hange des schriftstellerischen Theils der Nation zur Vollständigkeit, den dieser in Lehrbüchern und Systemen äussert, habe ich reden wollen.

terrichtet seyn, was in der oder den Wissenschaften, je nachdem ihre Neugier sich ein grösseres oder kleineres Feld abgesteckt hat, neues gedruckt wird.

Was hilft es aber, mittelmäßige oder schlechte Rezensionen von mittelmäßigen oder schlechten Büchern zu lesen, da in einem halben Jahre beide, die Rezension und die Schrift, ganz vergessen sind, und uns keine Gedanken zurücklassen? Was ist aus den Rezensionen für Gewinn zu schöpfen, die nichts weiter enthalten, als daß in denselben der Inhalt der Kapitel des Buchs fein fleißig abgeschrieben ist, wo der Titel schon die Materie hinlänglich bezeichnet? Wahrlich, eine gute Rezension ist kein leichtes Ding. Soll die Rezension das Neue angeben, was in dem Buche enthalten ist, so wird dabei vorausgesetzt, daß wirklich etwas neues und wissenswürdiges in dem Buche enthalten sey. Soll sie sich tief in die Materie, von welcher das Buch handelt, verbreiten, soll sie die darin enthaltene Irrthümer bestreiten: so muß das Buch an sich Werth haben, oder wenigstens müssen doch die Umstände, unter welchen es erscheint, es für den Augenblick wichtig machen, denn welcher gute Kopf wird sich sonst die Mühe geben, seine guten Gedanken bei Gelegenheit eines geistlosen oder unwichtigen Produkts zu entwickeln und sie unter dieser Firma an den Tag zu bringen.

Diejenigen Journale, deren Zweck auf eine vollständige Anzeige aller neuen Schriften einer Nation, oder gar der neuen Schriften aller Nationen, deren Sprachen die bekanntesten sind, geht, müssen durchaus viele mittelmäßige oder schlechte Bücher rezensiren und viele mittelmäßige oder schlechte Rezensionen liefern. Das Gute, das Ausgezeichnete, war von jeher in allen Gattungen der Werke des Geistes selten, und wenn gleich in gewissen Perioden mehrere gute Schriften bei einer Nation als in früheren oder späteren Perioden erschienen sind, wenn man auch diejenigen Schriften, wie billig, unter die guten mitrechnen will, die kleine und geringe Beiträge zur Erweiterung eines Zweiges einer Wissenschaft enthalten und also nur dem Gelehrten in diesem Fache interessant seyn können, wenn man ferner auch zweckmäßige brauchbare Sammlungen mit hinzu rechnet, die nützliche Bücher sind, ob schon ihre Verfertigung keine vorzügliche Anlagen des Geistes erfordert, wenn endlich auch diejenigen Schriften einer Anführung und Beurtheilung werth sind, die zwar keinen innern Werth haben, aber durch zufällige Umstände, als besondere Erscheinungen, durch ihren Einfluß den sie erhalten, selbst durch eine Lokalcelebrität merkwürdig werden, so fällt doch eine sehr große Anzahl von Büchern und Schriften aus, die gar keine Rezension verdienen, weil sich aus ihnen nichts neues lernen läßt,

nichts

nichts was nicht anderswo schon besser gesagt wäre, und bei deren Rezension sich gewiß kein guter Kopf verweilt, wenn er nicht durch Nebenumstände gedrungen wird, ihre Anzeige zu übernehmen.

Der Zweck der Vollständigkeit bei einem Journale kann also der Natur der Sache nach nicht auf Erweiterung des nützlichen Wissens, sondern des eiteln unnützen Wissens gehen. Die Urtheile verschiedener Menschen über das Gute und Nützliche müssen zwar verschieden ausfallen, auch kann es selbst die Lage einzelner Menschen mit sich bringen, daß sie aus sehr vernünftigen Gründen sich von einem Theile des mittelmäßigen und schlechten der neueren Litteratur unterrichten wollen, aber für diese wenige Menschen werden gewiß keine Journale geschrieben, denn jene Personen sind nicht zahlreich genug, um den Journalen Abgang zu verschaffen und bei aller möglichen Verschiedenheit in den Urtheilen der guten Köpfe über den Werth mancher Werke, wird doch die Zahl derjenigen Schriften über deren Mittelmäßigkeit sie gleichstimmig denken, die folglich keine Rezension verdienen, immer sehr beträchtlich seyn.

So viel von dem Zwecke der Vollständigkeit bei Journalen. Nun von der Ausführung dieses Zwecks.

Diese Vollständigkeit erfordert unnachlässig eine große Anzahl Mitarbeiter. Die Direktion eines Journals wird sich freilich bemühen, die berühmtesten Männer in allen Fächern der Wissenschaften zu Mitarbeitern zu gewinnen. Ehre und Eigennuß rathen beide gleich stark hiezu. Allein, da es der Journale so viele und der wirklich mit Grunde sehr berühmten Köpfe nicht so viele giebt, so sind deren, die müssig, noch ungedungen, am Markte stehen, nur eine kleine Anzahl. Der eine arbeitet schon an diesem Journale, der andere an jenem. Der guten Köpfe, die viel rezensiren wollen und können, sind sehr wenige. Einige von ihnen wollen auch mit dem ganzen Rezensionswesen nichts zu thun haben und lieber ihre Gedanken in eignen Schriften vortragen. Die Urtheile anderer vorzüglichen Köpfe sind nicht nach dem Geschmacke der Zeit. Die Journaldirektionen glauben ihrem theuersten Zwecke, dem Absatze, zu schaden, wenn sie von dieser Waare viel aufnehmen. Aus diesem allen folgt denn, daß man genöthigt wird, Mitarbeiter und Arbeiten anzunehmen, wie man sie nur irgend bekommen kann.

Die Theile oder Blätter von Journalen erscheinen zu einer bestimmten Zeit. Es muß also Manuscript da seyn. Um dieses hinlänglich im Vorrathe zu erhalten, muß eine sehr große Anzahl Arbeiter da seyn und bei einer sehr großen Anzahl, da ohnehin schon sehr viele gute Köpfe aus

den

den angeführten Ursachen abgehen, hat das Mittelgut gewiß ein entschiedenes Uebergewicht, vornemlich bei einem Journale, dessen Zweck Vollständigkeit ist, denn, ich wiederhole es, welcher gute Kopf wird ohne Veranlassung ganz besonderer Umstände, seine Zeit mit Durchlesung einer großen Zahl seichter und mittelmäßiger neuen Produkte verderben?

Diese angegebene Uebel wären schon groß genug; aber nun kömmt noch ein grösseres hinzu — die so weit und so sehr in das ekelhaft-kleinliche gehenden litterarische Treibereien u Kabalen. Bei Rezensionen ausld discher Schriften sind diese wohl n selten wirksam. Die Urtheile üb diese Schriften, von einem guten K pfe geliefert, werden freimüthiger u auch gerechter seyn, wenn nur d Rezensent von der Denkungsart u dem Zustande der Wissenschaft un der Nation, in welcher das Buch schint, hinlänglich unterrichtet i was doch zu einer billigen Beurth lung eines fremden Werks durcha mit gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Bau der Kartoffeln und deren Nutzen zum Brodbacke

So wichtig der Kartoffelnbau an sich schon ist, so könnte er doch für manche Gegend, besonders in Zeiten der Noth, immer noch wichtiger werden. Die Ernte dieser Frucht ist um so weniger der Gefahr unterworfen, fehl zu schlagen, weil die Wurzel dieser Pflanze keiner Art von widriger Witterung blos gestellt ist. In einigen Gegenden wird sie folgendermaassen gebauet: man pflügt zuförderst den Boden, der dazu bestimmt ist, und gegen Ausgang Aprils breitet man Mist über diesen Boden aus, den man abermals ungefähr 6 Zoll tief gepflügt, daß zwischen den Furchen ein Raum von 18 bis 20 Zoll bleibt. In diese Furchen vertheilt man die Kartoffeln, indem man sie, wenn sie klein sind, ganz läßt, und wenn sie groß sind, zerstückelt. Die Stücke müssen wenigstens 2 Augen haben und 5 bis 6 Zoll weit von einander kommen.

Wann die Blätter dieser Pflan eine Art von Höhe erreicht haben, sti zet man sie mit Erdklößen; eben d thut man auch, je höher die Blätt werden. Zu Ausgang des Septem schneidet man einen Theil dieser Bl ter aus, um der Frucht in ihre Wachsthume förderlich zu seyn. I October und November nimt man aus der Erde.

Diese Frucht kann als Brod zu Nahrung dienen, wenn man sie z Brei macht und wenigstens ein Dri theil Weizen oder Rocken darunte mengt. Das Brod, das sie gieb läßt sich sehr wohl essen, und ist sch weiß, zumal wenn Weizenmehl dazu kömmt. Man braucht dazu gemeine Sauerteich, macht aber den Backofe nicht so heiß, als wenn man Bro von bloßem Getreide backen will.

Hannöverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 24ten Januar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

(Fortsetzung.)

Von den litterarischen Treibereien und Kabalen, die sich in ihrer ganzen Stärke in so vielen Rezensionsanstalten und Rezensionen deutscher Schriften zeigen, wird so vieles mit dem Anscheine der größten Wahrheit erzählt, daß selbst derjenige, der weder litterarische Kronen in Rezensionen austheilt, noch begierig ist, solche zu erhalten, also aus eigener Erfahrung nichts von diesem allen weiß, nicht umhin kann, manchen Nachrichten der Art Glauben beizumessen, zumal wenn er sie mit den nur zu häufig vor dem Publiko verhandelten Akten, mit den Kritiken und Antikritiken, Aufkündigungen und Antworten vergleicht. Hier rezensirt und lobt ein Schriftsteller sein eigenes Werk, von einer kurzen Anzeige des Inhalts ist nicht die Rede. Dort werden Partheien für oder wider diesen oder jenen Schriftsteller gemacht. Der muß gut rezensirt werden, weil er wieder rezensirt. Jener muß eine üble Rezension bekommen, weil er nicht genug ein Buch des Rezensenten oder seiner Freunde gelobt oder getadelt hat. Zuweilen soll man sich an Damen, die bei Rezensenten viel vermögen, wenden, um eine gute Rezension zu erhalten. Kurz, alle Kabalen und Leidenschaften, die sich je bei Hofintriguen zeigten, wüthen bei Rezensionsanstalten, und lassen sich hier in viel plumpern, gröbern und ungesittetern Ausbrüchen sehen. Freilich hat der Theil der vornehmen Welt Unrecht, der allein die Erlaubniß haben will, eitel seyn zu dürfen. Wo Menschen sind, da haben menschliche Leidenschaften ihr Spiel. Nur wenige Wissenschaften an sich wirken auf Verbesserung des Charakters, allein vorzüglich empörend wird es immer dem unverdorbenen Gefühle

bleiben hinter dem aufgehängten Schilde des Strebens nach Wahrheit, des reinen Interesse für Wissenschaft, die kleinlichsten Leidenschaften in der häßlichsten Gestalt ungezügelt wirksam zu sehen, so wenig, wie es sich auch mit Billigkeit fordern läßt, daß Gelehrte auf eingebildete oder wirkliche Vorzüge ihres Geistes schlechthin nicht eitel seyn sollen, da andere Menschen es auf ihren Reichthum, ihren Rang, ihre Geburt, ihre körperlichen Vorzüge sind, diesen Eitelkeiten oft so vieles aufopfern, und zu ihrer Befriedigung sich oft der kleinlichsten Mittel bedienen.

Die Eitelkeit ist aber nicht der einzige Grund, der die Treibereien bei dem Rezensionswesen so sehr in Bewegung setzt. Es kömmt noch eine andere, gewiß eben so mächtige Triebfeder hinzu — die Gewinnsucht oder der Hunger. Wenn die Schrift eines Verfassers in einigen bedeutenden Journalen schlechtes Lob erhalten hat, so findet dieser Verfasser für eine andere Schrift schwerlich einen Verleger, oder er muß wenigstens mit einem geringen Honorario zufrieden seyn. Die Verleger geben sich zwar, ihres eigenen Vortheils wegen, die größte Mühe, anpreisende Rezensionen für ihre Verlagsartikel zu bekommen, und sehr häufig wird in der Verabredung über den Verlag eines Buchs dem Autor von dem Verleger versprochen, daß für eine gute Rezension von ihm gesorgt werden solle. Der Einfluß mancher Verleger in einigen Rezensionsanstalten ist von der größten Bedeutung. Sie erhalten ihn oft durch alles, was Connexionen, Intriguen ja sogar Eigennutz aufbieten können Andere Leidenschaften, die edle Leidenschaft der Wahrheit nicht ganz ausgeschlossen, arbeiten oft diesem Einfluß entgegen, und wenn sie ihn gleich manchmal überwinden, so bleibt er doch von Bedeutung.

Dem Autor, der allein vom Bücherschreiben seinen kärglichen Unterhalt genießt, sieht es wahrlich nicht zu verdenken, daß er mit der größten Aengstlichkeit zu den Thronen der Rezensenten hinauf blickt, und alles anwendet, diese mächtigen Götter für sich zu gewinnen, denn wenn man gleich zu vielen Autoren der Art in wissenschaftlicher Hinsicht recht wohl sagen könnte: Wir sehen die Nothwendigkeit nicht ein, daß ihr leben müsset, so kann doch keiner mit Recht den Trieb der Selbsterhaltung tadeln, sondern ein jeder billiger Mann muß es bemitleiden, daß diejenigen unter diesen Autoren, die keine vorzüglich Köpfe sind, sich nicht einem andern Handwerke, als dem, der Schriftstellerei, widmeten, und den vorzügliche Köpfen unter dieser Klasse wird er ein anderes Schicksal wünschen, und wenn er es vermag, zu ihrem besser Emporkommen beizutragen suchen.

Dieses Mitleiden, diese Rücksichten verdient aber nicht diejenige Klas-

von Schriftstellern, die, um gemächlicher zu leben, um Geld zu machen, sich in den Büchererwerb und alle Entrepriſen der Art einläßt, ohne von dem Triebe nach Wahrheit von dem Triebe des Genies und der Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse beseelt zu seyn. Wenn die Noth die schlechten Arbeiten der Schriftsteller der erwehnten erstern Klasse entschuldigt, so thut dieses nicht der Trieb nach Gemächlichkeit und Reichthum. Es ist ungleich ruhmvoller, in einer beschränkten Lage zu leben, als sich Reichthümer, oder auch nur Ueberfluß, auf Kosten der edelsten Gaben des Geistes zu erwerben, Bücher zu schreiben, ehe man sich von dem Drange der Gedanken getrieben fühlt, täglich einen Bogen für den Verleger zu liefern, wenige Ideen in einem Geschwätz von Worten zu verdünnen, oder mit zahlreichen Bänden von Messe zu Messe aufzutreten, um unter der Maske in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit Rath zu ertheilen, die Absicht zu hegen, nur Geld, dessen man nicht durchaus bedürftig ist, einzunehmen. Diese Klasse von gewinnsüchtigen Schriftstellern hängt sich mit einer ähnlichen Aengstlichkeit, als die wirklich bedürftigen Autoren, an die Rezensentenstühle, bei denen ihr Einfluß oft bedeutender, wie der, der letzt gedachten Gattung ist, da sie gegen reisende Gelehrte und Rezensenten Gastfreiheit üben, und manche sich schon ein gewisses Ansehn erworben haben, das man nicht gern beleidigen will.

Nie wirkten alle diese angegebenen Ursachen auf den Zustand unserer Litteratur so stark, wie jetzt, weil noch nie das Büchermachen so sehr zum Gewerbe herab sank, als gerade in unsern Zeiten, nie der Bücher und der Journale so viele waren. Einige Journale haben sich von den gerügten groben Fehlern sehr rein erhalten. Sie genießen daher auch der Achtung der vernünftigen Klasse der Leser, die sie verdienen, wenn sie auch nicht die größte Anzahl der Leser erhalten. Fast allen Journalen wird es aber sehr schwer, in ihren Urtheilen über deutsche Schriften mit der gehörigen Freimüthigkeit und Offenheit heraus zu gehen. Wenn der einzelne Rezensent auch Muth genug hat, in die Wespennester zu fahren, so können doch Gründe, die nicht tadelnswürdig sind, der Direction einer solchen Anstalt rathen, Vorsichten zu beobachten, damit nicht alles vereint gegen sie die Waffen ergreife, und ihren Einfluß, der sich bei vielen doch nicht auf eine Rezensionsanstalt beschränkt, zu wichtigern Endzwecken zu vernichten suche. Das Treiben der Autoren bei den Directionen der Rezensionsanstalten und den Rezensenten ihre Arbeiten angezeigt zu sehen, hat kein Ende. Es würde eine unerschütterliche Festigkeit, die oft sogar in Hartherzigkeit ausarten müßte, dazu gehören, wenn nicht durch dieses Treiben so manches mittelmäßige Buch zur Anzeige käme und den so manches Buch einen relativen, wenn gleich keinen unbedingten Werth.

Diejenigen Journale, deren Zweck Vollständigkeit ist, sind der Einwirkung der Nebenabsichten auf die Rezensionen, die sie liefern, am meisten ausgesetzt. Sie können sich nicht damit helfen, das Buch unrezensirt zu lassen, wenn sie nichts Uebles davon sagen wollen. Das Heer der Arbeiter, und die große Anzahl der zu liefernden Arbeiten sind aber die größten Uebel, die von dem Zwecke der Vollständigkeit ganz unzertrennlich sind, denn noch einmal sey diese nicht genug zu widerholende Wahrheit gesagt: Je größer die Menge der Arbeiter, je zahlreicher die zu liefernden Arbeiten seyn müssen, je mittelmäßiger wird die größte Zahl der Arbeiten ausfallen. In der Theorie mag man noch so viel dagegen aufstellen, die größte Sorgfalt der Journaldirectionen kann in der Praxis diesem Uebel nicht vorbeugen. Einzelne treffliche Rezensionen können solche vollständige Journale liefern, aber gegen die Menge der Rezensionen gerechnet, werden sie Seltenheiten seyn.

Der blinde und tiefe Respekt, den einige mit der litterarischen Welt wenig bekannte Personen für Journale überhaupt hegen, würde in unsern Zeiten um so mehr Aufsehn erregen, da einer von den gangbarsten Hauptsätzen unsrer Zeit, daß man nichts auf Autorität annehmen, sondern alles selbst prüfen, und darüber urtheilen müsse, ein Satz, der so viel zur Verminderung des Ansehens der gesetzmäßigen Autoritäten beigetragen hat, mit diesem blinden Respekte für die Journalautoritäten im Widerspruche steht, wenn nicht die menschlichen Meinungen so voller Inconsequenzen wären, und der große Haufen nur selbst urtheilen könnte, der wohl sein Götzen aber nicht den Götzendienst verwerfen kann. Dieser blinde Respect für Journale läßt sich nicht auf Gründe ein. Die Menschen, die ihm ergeben sind, hängen an die Urtheile der gangbaren Journale. Das Ipse dixit des unbekannten Rezensenten ist ihnen ein neues Evangelium. In den blauen Büchern, die einzigen Bücher, die wir lesen, steht es, denken sie. Die werden von berühmten hochgelehrten Herrn geschrieben. Die Herren Rezensenten müssen ja das wissen. Nach der Vorstellung dieser guten Leute sind die Rezensenten, um so mehr, weil sie ihnen dem Namen nach unbekannt sind, und in dem Geschäftsnamen, Rezensent, für sie ein was magisches liegen muß, die Auswahl der besten Köpfe der Nation. Sie stellen sich die Rezensentenwürde als die höchste Stufe des Ansehens als ein Ehrenamt vor, das einer erst nach langen und schweren Prüfungen erlangen kann. Ach! als ein Knabe hatte auch ich den großen Respekt für diese Richter im Lande der Wissenschaften. Da ich aber, bei einiger Bekanntschaft mit Menschen, unter einzelnen sehr ehrwürdigen Männern, eine beträchtliche Zahl der Mitarbeiter an den vollständigsten berühmtesten

Jour-

Journalen als solche erkannte, deren Urtheile ohne vorgängige genaueste Prüfung desselben nicht der geringste Werth beizulegen war, da mußte dieser blinde Respekt ganz verschwinden.

Eine ausgezeichnet gute Rezension verdient allerdings die größte Achtung aller vernünftigen Menschen. Als ein Werk des Verstandes oder der Kenntnisse oder des Geschmacks, kann sie oft eben so schwer, wie ein gutes Buch zu schreiben seyn. Solche Rezensionen haben wir in Deutschland gewiß mehrere, wie deren in andern Ländern erscheinen, und haben deren in mehrern Journalen. Meisterwerke sind in allen Gattungen selten, aber auch die gewöhnlich guten Rezensionen haben ihren Werth, und sind gar keine leichte Arbeit. Allein das Rezensionswesen im allgemeinen ist in Deutschland einer gesunden, billigen und reifen Prüfung der Arbeiten des menschlichen Geistes nicht vortheilhaft, und das viele Lesen von Journalen gewiß eine Hauptursache der zunehmenden Seichtigkeit in den Studien und den Urtheilen der Menschen, worüber so manche erfahrne Männer mit Recht klagen.

Einmal, da die größte Anzahl der Rezensionen nur von sehr mittelmäßigem Werthe ist, so bleibt es eine unausbleibliche Folge des vielen Rezensionslesens, daß die Menschen, die sich diesem ergeben, sehr viel mittelmäßiges oder schlechtes lesen. Der vielen mittelmäßigen und schlechten Bücher, die keine Rezension verdienen, und doch rezensirt werden, ist schon oben gedacht. Besser, weit besser ist es aber, selbst ein mittelmäßiges Buch, als zwanzig oder vierzig mittelmäßige Rezensionen zu lesen. Der Geist wird doch dabei in einer gewissen Thätigkeit erhalten, an Ordnung, Zusammenhang im Denken, an Ueberschauung des ganzen Gegenstandes, kurz an alle dem gewöhnt, was zur Gründlichkeit führt, da hingegen die Leser des vielen Troßes von Rezensionen, so reichhaltig an Erweckung von Gedanken auch gute Rezensionen sind, in eine Geistesunthätigkeit in eine Gattung von Seelenschlaf zu verfallen pflegen, in der sie selten mehr aufraffen, als daß dieses oder jenes Buch hier gelobt und da getadelt sey. Der Spreu, mit dem sie ihren Geist nähren, kann diesem keine gesunde Nahrung gewähren. Nichts geht in die Nahrungssäfte über. Es ist ein zweckloser verdorbener Zeitaufwand, von dem gar nicht abzusehen ist, was für wohlthätige Folgen, die den nachtheiligen das Gleichgewicht hielten, hervor gehen könnten.

Zweitens wird durch das viele Lesen von Rezensionen das oberflächige Wissen ungemein begünstigt. Man sage ja nicht, um sich gegen den Vorwurf des Zeitaufwandes zu rechtfertigen, daß man die meisten Journale nicht ordentlich lese, sondern sie nur durch-

durchblättere. Dieses Durchblättern ist es gerade, was darum so vielen Schaden bringt, weil es uns von aller Anstrengung der Seele abzieht, ohne die doch nichts, was wir in irgend einem Fache vornehmen, gedeihliches geschehen kann. Wir wissen jetzt, Dank sey es unserer modigen Leserei, über alles ein Paar Worte zu schwatzen, aber es ist gar nicht unsere Bestimmung, von allem etwas zu wissen. Derjenigen ausserordentlichen Köpfe, die viel von allem wußten und darüber nachgedacht hatten, gab es von jeher nur in sehr geringer Zahl. Unsere Bestimmung ist einiges, und dieses recht zu wissen. Die Alten haben das schon in ihrem Sprüchworte: non multa sed multum lebhaft gefühlt und anerkannt. Eine ganz oberflächige Vielseitigkeit ist wahrscheinlich zu nichts nütze, und selbst Einseitigkeit ist in den meisten Wirkungskreisen lange nicht so schädlich, als die oberflächige Vielseitigkeit, die alle Beharrlichkeit in den Grundsätzen aufhebt, oder sie nicht aufkommen läßt.

Um mit den wichtigsten Erscheinungen in dem Fach der Litteratur, das man sich gewählt hat, nicht unbekannt zu bleiben, dazu gehört im allgemeinen nicht viel Rezensionslesserei. Man halte sich ein gutes Journal, und lese solches mit Aufmerksamkeit. Einiges Wissenswürdiges wird einem freilich bei dieser Beschränkung entgehen, allein dieser Abgang wird auf das reichlichste, durch die Zeit, die man dabei zur Lesung guter Bücher erspart, ersetzt werden.

Aber auf diesem Wege wird me ja wenig oder nichts von den gangb ren gelehrten Zänkereien erfahren, vo denen in einem guten Journale gera am wenigsten vorkömmt. Antwor desto besser, denn es ist wahrlich f die meisten Menschen lehrreicher, v den Zänkereien und Treibereien, d an unserm Wohnorte vorfallen, u terrichtet zu seyn, die doch noch der Bekanntschaft der Gesinnung und Verhältnisse der Personen, m denen man lebt, beitragen, als v den so oft persönlichen, oder in d Persönliche ausartenden Fehden d Gelehrten recht Notiz zu nehmen, geschweige, daß die genaue Bekann schaft mit den Zänkereien unter d Gelehrten einem jeden, der vernün tiger Weise Litteratur und Litterator geachtet zu sehen wünscht, empören Gefühle erregt, wodurch so leic bei dem besserdenkenden Theile der ser das große Uebel der Nichtachtu der Wissenschaften und der Gelehrt hervor geht, auch des Umstand nicht zu gedenken, daß sehr viele fa dalöse litterarische Treibereien u Zänkereien wegfallen würden, wen das Publikum sich nicht mit ihnen b schäftigte, da manche dieser Art n um der Leser Willen geführt, und d Streitenden dadurch, wo nicht b rühmt, doch berüchtigt werden wolle

Es bleibt mir noch übrig, v der nicht sehr zahlreichen Klasse d

Me

Menschen zu reden, denn der große Haufen hat an den Rezensionen genug, die sich durch Rezensionen in der Wahl derjenigen Bücher, die sie lesen wollen, bestimmen zu lassen gedenken. Damit hat es denn auch seine Richtigkeit, daß manches gute Buch, vorzüglich der ausländischen Litteratur, erst durch Rezensionen bekannt wird; aber bei der einheimischen Litteratur zumal giebt es ja zur Bekanntwerdung guter Schriften so manche andere Wege. Durch die Gespräche und Urtheile denkender Männer lernt man ja so manches Buch kennen, überdem sind die Buchhändler mit Herumsendung derjenigen neuen Werke, die sie für gangbar halten, so thätig, und, was das wichtigste ist, so macht ja die Lesung eines guten Journals auf die meisten der vorzüglichen Bücher hinlänglich aufmerksam. Zur Erreichung dieser lobenswürdigen erwehnten Absicht wird also keineswegs das Lesen vieler Journale erfordert. In dieser Beziehung kann man sich mit einem guten Journale ungefähr begnügen, und sollte auch der Fall dabei eintreten, daß dann und wann ein merkwürdiges Buch nicht angezeigt würde, und wir auf keine andere Weise von dessen Daseyn Nachricht erhielten, was doch bei wirklich merkwürdigen Schriften sehr selten seyn wird, so sollen wir ja nicht alles Gute, was geschrieben wird, lesen; wenigstens der Gefahr, daß manchmal ein gutes Buch unserer Aufmerksamkeit entgehen konnte, nicht durch dem größern Uebel eines unnützen Zeitaufwandes in Lesung vieler Journale vorzubeugen suchen.

2) **Monatsschriften und Zeitschriften.** Mit den Journalen haben diese das gemein, daß sie gleich jenen, wie bei diesen schon der Name der Gattung andeutet, fast alle zu einer bestimmten Zeit, und die meisten alle Monate erscheinen müssen. Die deutsche Litteratur hat überhaupt das eigene, daß die Erscheinung ihrer Produkte auf Zwangstermine, in peremtorische Fristen, gesetzt ist. In Frankreich und England kommen die Bücher, mit Ausschluß von Journalen und Zeitschriften, heraus, wenn sie fertig sind. Bei uns, wenn sie fertig seyn müssen, das heißt, zur Messe. Die Buchhändler bestehen darauf, daß die bedungene Arbeit frühzeitig genug geliefert werde, um zur nächsten Messe zum Absatz gebracht werden zu können, und müssen dieses auch in der Rücksicht thun, weil sie nicht wissen, ob der Geschmack des lesenden Publikums zur zweiten Messe nicht schon eine andere, dem Debite des Buches nachtheilige Wendung genommen haben werde. Da Verleger und Autor sehr häufig ihre Contracte zu einer Zeit mit einander abschließen, wo das Buch größtentheils noch nicht geschrieben ist, so tritt auch in dieser Beziehung der Fall einer übereilten Geburt nicht selten ein. Die Messe nahet heran. Das Manuscript muß fertig werden. Wer nicht schnell und

gut zugleich arbeiten kann, der arbeitet wenigstens schnell, auf Kosten der Reife der Gedanken in wissenschaftlichen Werken, und auf Kosten der Feile im Ausdrucke in Sachen des Geschmacks. Dieses Uebel ist eine Folge der Messen. Wir dürfen also nicht stolz darauf seyn, daß wir die einzige Nation sind, die Messen zum Büchervertrieb hat.

Von Messe zu Messe geht doch ein halbes Jahr dahin, aber die Zeitschriften erscheinen bei uns und andern Nationen meistens monatlich. Es sind Postwagen, die zu einer bestimmten Zeit, aber doch nie mit leeren weißen Blättern abgehen müssen. Gedrucktes müssen sie liefern. Haben sie keine gute Abhandlungen zum Aufnehmen, so füllen mittelmäßige oder schlechte den Platz. Einigermaaßen haben sie das mit den Journalen, von denen der größte Theil auch periodi heraus kömmt, gemein; aber es blei hierin doch ein beträchtlicher Unt schied. An Büchern zum rezensi wird es den Directionen der Journ nicht fehlen, wenn es auch gleich guten wichtigen Büchern fehlen kan und jeder billige Mann wird die A zeige mittelmäßiger Bücher, in mangelung guter, entschuldigen, we nur nicht der Zuschnitt des Journ so weitläuftig gemacht worden, t vorher zu sehen steht, daß dem Pl gemäß, so viel unerhebliches schle tes rezensirt werden muß. An S für Journale mangelt es nicht. T sind die anzuzeigenden Bücher. V viel leichter wird es aber an zweckm ßigem Stoff für die Zeitschriften brechen. Wer ist der Herausgeb der auf eine geraume Zeit sicher ist, Monatsschrift Abhandlungen, des Druckes würdig sind, zu besitze

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Benutzung des Heidekrautes zum Bierbrauen.

Ehe noch der Hopfen durch die Gothen, die einige Jahrhunderte nach Christi Geburt Europa durchstreiften, nach Deutschl. kam, nahm man statt dessen das Kraut Porst, auch Har heide, Bienenheide genannt, zum Bierbrauen. Daß das Heidekraut wirklich als ein Surrogat des Hopfens benutzbar sey, erhellet aus einigen beiläufigen Aeusserungen in J cobsons technol. Wörterb. Th. 5. 542. wo unter andern der Anwendu desselben zum Gerben erwähnt wi das schon einigermaßen, wie de überhaupt seine Bitterkeit und adst girende Kraft jene Anwendbarkeit v muthen läßt.

Hannöverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 27ten Januar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

(Fortsetzung.)

So unbillig es wäre, lauter meisterhafte Aufsätze in einer Zeitschrift, wie lauter meisterhafte Rezensionen in einem Journale, zu verlangen, so hat diese Billigkeit, wenn sie nicht nach dem Geiste des Zeitalters in elende Schwäche ausarten soll, die sich unter dem edlen Namen der Billigkeit verbirgt und diesen schändet, ihre Gränzen.

Ja wenn die meisten Herausgeber ehrlich genug wären, von selbst ihre Zeitschriften eingehen zu lassen, wenn sie sehen, daß sie des Guten nicht mehr oder nicht genug haben, dann mögte von einer Seite gegen die Entstehung so vieler Zeitschriften nichts beträchtliches einzuwenden seyn. Allein, die Eitelkeit und Vorliebe abgerechnet, die diese litterarische Hebammen für ihre Geburten zu hegen pflegen, so wirkt der Eigennutz dem zeitigen Aufhören der periodischen Schriften stark entgegen. So lange noch bei der Herausgabe einer Zeitschrift etwas zu verdienen ist, wollen manche Herausgeber solche nicht schließen. Sie spiegeln sich wohl selbst die Täuschung vor, daß die Monatsschrift doch noch gut seyn müsse, weil immer noch Gewinn bei der Herausgabe sey, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß mehrere fortfahren die Zeitschrift zu kaufen, weil sie solche einmal zu halten angefangen haben, und daß das Heer der Lesegesellschaften den Abgang vieler sichert, anderer Ursachen nicht zu gedenken. So kränkelt denn die Zeitschrift lange fort. Die wenigsten sterben zur rechten Zeit, und wenn ihr Tod endlich aus Mangel eines genugsamen Absatzes erfolgt, so war nur zu oft das Publikum ihres Lebens schon lange vorher müde gewesen.

Der Verleger ist in diesem Falle derjenige, der den eigentlichen Gnadenstoß giebt. Um diesen aufzuhalten, werden manche Künste angewandt. Man bittet nur noch einen Jahrgang zu wagen. Man wolle etwas liefern, das recht viel Lärm machen solle. Um dieses zu bewerkstellizen, hat sich wohl der Fall ereignet, daß der neue Jahrgang mit einem Pasquille gezieret worden, in welchem viele der ersten Männer unsrer Litteratur auf das unverschämteste angegriffen sind, um durch diese niedrige Gistmischerei dem Verleger Käufer zu verschaffen und dadurch sich selbst die Fortdauer der periodischen Schrift, das heißt der Einnahme des Honorarii, zu sichern.

Glaube doch keiner aus dem vorhergehenden und dem folgenden, daß ich den Werth der Zeitschriften in der Theorie im mindesten verkenne. Die Gelegenheiten, einzelne Aufsätze darin zum Drucke befördern zu können, sind an sich sehr schätzenswerth, weil solche Abhandlungen, als kleine Flugschriften besonders gedruckt, sich zu leicht verlieren würden und mancher kleine Aufsatz mehr richtige und neue Gedanken enthalten und solche bei den Lesern erregen kann, als viele dicke Bücher zu thun vermögen.

Was den wirklichen Zustand der Zeitschriften in Deutschland betrift, so erscheinen bei uns in den Zeitschriften gewiß weit vorzüglichere Aufsätze, als die Engländer in ihren meist elenden Mazazinen liefern, und so wie unsre Journale weit reicher an guten Rezensionen, als die Journale der Franzosen und Engländer sind, so enthalten auch unsre besten Zeitschriften mehrere gute Aufsätze, als die jetzigen Zeitschriften der letzten Nation. Ueber die französische Litteratur in dem Fache der Zeitschriften läßt sich sehr wenig sagen, da diejenigen französischen Schriften, die hieher gerechnet werden könnten, ausser Abhandlungen über politische Gegenstande des Tages, wenige eigene Aufsätze, sondern weit mehr Rezensionen enthalten, und das was ich von dem ersteren kenne mir nur einen sehr geringen Werth zu haben scheint.

In Vergleichung mit den beiden andern genannten Nationen und ohne alle Vergleichung bin ich der Meinung, daß wir Deutschen in unsern Zeitschriften eine beträchtliche Anzahl sehr wichtiger Produkte des menschlichen Geistes gehabt haben, denn selbst das erste Werk der deutschen Dichtkunst und eines der ersten der Dichtkunst überhaupt — Wielands Oberon — erschien ja zuerst im deutschen Merkur. Aber wenn gleich noch jetzt recht gute Abhandlungen in einigen periodischen Schriften von Zeit zu Zeit erscheinen, so ist doch unsre Litteratur durch die unglückliche Wendung die philosophische und ästhetische Speculationen genommen haben, durch

durch die affektirte Sprache und Wörter, deren man sich so häufig bei diesen Speculationen bedient, durch die politischen Gährungen, die so viel einseitiges, seichtes, unverdauetes Geschwätz hervorbrachten, und durch die übergroße Menge der Zeitschriften, seit einem Jahrzehend überhaupt, und insbesondere in Rücksicht auf den Werth der Zeitschriften, ausserordentlich gesunken.

Die Menge der Zeitschriften, wodurch diese, in Verbindung mit den andern angegebenen Ursachen, so viel schlechter dem innern Gehalte nach werden müssen, ist größtentheils eine Folge des in allen Fächern der Litteratur leider so überhand nehmenden merkantilischen Geistes. Finanzspeculationen, der Gewinn, den einige Herausgeber periodischer Schriften durch diese hatten, lockten so viele Nachahmer. Die zur Mode werdende Lesrei solcher Schriften begünstigte deren Absatz, und die Menge der Zeitschriften wieder diese Leserei. Die Menge dieser Schriften, die schon allein ihren innern Gehalt verderben müßte, und die Leserei der Zeitschriften in Menge, das sind die Uebel, und Uebel von sehr nachtheiligen Folgen.

Im Jahre 1773. entstand bei uns die erste Zeitschrift, der deutsche Merkur, denn unsre ältern Schriften, die man zu dieser Gattung zählen könnte, der Patriot, nordische Aufseher, Jüngling ꝛc., sind nach einem ganz andern Muster, dem englischen Zuschauer, geformt und mit den jetzigen Zeitschriften, der so großen Verschiedenheit des Tons, der Gegenstände, der Mannigfaltigkeit der Verfasser wegen, nicht in Vergleichung zu stellen. Die bremer Beiträge ließen sich weit eher mit gewissen Gattungen neuerer Zeitschriften vergleichen, aber sie blieben eine vorübergehende isolirte Erscheinung.

Seit 1773. erschienen mehrere Zeitschriften, Anfangs sparsam und häufig mit interessanten Aufsätzen versehen, von denen viele von unsern besten Köpfen herrührten. Allein, kaum war ein Jahrzehend verflossen, als die Menge sehr zunahm. Seit dieser Zeit war sie immer im Steigen, und je mehr die Anzahl wuchs, je mehr verloren sie am innern Werthe. Die guten Köpfe vertheilten ihre Arbeiten oder hörten auf sie den periodischen Werken einverleiben zu lassen. Die abgehenden guten oder fehlenden Arbeiter wurden durch mittelmäßige oder schlechte ersetzt. Das lag in der Natur der Sache, um so mehr, da die Zeitschrift regelmäßig ohne Aufschub herauskommen mußte.

Die Herausgeber freueten sich, wenn sie einmal einen Aufsatz erhielten, der in der litterarischen Sprache zu reden Lärm machen würde, unbekümmert, ob dieser Lärm oder vielmehr der Aufsatz, der ihn veranlassen sollte, des

Lärmens werth sey. Die ersten Köpfe Deutschlands, die zugleich Herausgeber von Zeitschriften waren, haben in die Länge dabei gewiß ihrem Ruhm geschadet. Das größte Genie kann sich nicht anheischig machen, monatlich Originalideen oder Arbeiten, die seiner werth sind, zu liefern, und besser ist es für ihn auf seinen Lorbeern zu ruhen, als in Ermangelung guter Aufsätze von anderer Hand, Lückenbüßer für Zeitschriften im Druck zu geben, zumal da das aufgeklärte Publikum nicht unbillig die Arbeiten großer Männer strenger wie die von andern beurtheilt.

Der Werth dieser Gattung von Schriften ist äusserst gesunken, und es scheint ihr gar nicht wieder aufgeholfen werden zu können, als wenn Dreiviertel der periodischen Schriften gänzlich eingiengen und dadurch den übrig bleibenden eine strengere Auswahl verstattet würde. Es existirt auch keine Zeitschrift, die für sich einen großen Credit im Publiko hätte, ein Paar Zeitschriften politischen Inhalts ausgenommen, die nicht allein der Materie wegen interessiren, so unläugbar es auch ist, daß gerade der an sich natürliche Hang des Zeitalters zu politischen Gegenständen dazu beigetragen hat, den übrigen Theilen der Litteratur, zumal der schönen Litteratur, nachtheilig zu werden.

Gerade wie die Menge der Zeitschriften sehr zunahm und ihr innerer Gehalt so sehr herabsank, ward die Leserei der Zeitschriften, so wie die der Journale, erst recht allgemein verbreitet. An mehreren Journalen arbeiten doch noch Männer von grossem Kopf und großer Gelehrsamkeit und in ein Paar Journalen arbeiten solche Männer so gar viel und aus der bloßen zweckmäßigen Anzeige eines guten Buches läßt sich doch noch manches lernen. Allein, laße uns doch die Leser vieler Zeitschriften offenherzig sagen, welchen Gewinn sie von dieser Lektüre, mit Ausnahme von ein Paar Zeitschriften haben? Wir wollen die Folgen dieser ausgebreiteten Leserei auf die Leser und die Litteratur angeben und denn die Hauptveranlassung dieser Leserei gedenken.

Wer wenig oder nichts anders als Zeitschriften und Journale lieset, und das ist die größte Anzahl der Leser wird im Geistigen, vorzüglich durch die erste Gattung von Schriften, den Effekt fühlen, den im Leiblichen derjenige empfindet, dessen Kost aus nahrungslosen, blähenden Speisen besteht, aus einer Nahrung ohne Saft und Kraft, die nur für den Augenblick füllet, aber keine wahre Stärkung zurück läßt.

Die schlechten Abhandlungen, über die mannigfaltigsten Gegenstände, wo dem Geschwätze oder Klingklang von Worten so wenige und so unreife Gedanken zum Grunde liegen, oder

dies

diese gar in dunkle schwerfällige Worte und Perioden nach dem Muster der neuen Philosophie, oder in hochtrabende poetisch-philosophische Floskeln, eingehüllt sind, harte Nüsse ohne Kerne, geben an sich dem Geiste sehr geringe oder gar keine gesunde Nahrung. Viele gute Köpfe haben daher oft laut darüber geklagt, daß wenn sie einmal einen Morgen mit Leserei von Zeitschriften verdorben hätten, ihnen den ganzen Tag ein sehr unbehagliches Gefühl von Leerheit des Geistes, verbunden mit dem Bewußtseyn der übel angewandten Zeit, zurück geblieben wäre.

Der gewöhnliche Schlag von Menschen wird dieses Gefühl nicht lebhaft empfinden und sich die Ursachen davon nicht deutlich denken, weil ihm Gegenstände der Art keine lebhaften Gefühle erregen und er noch weniger über die Ursachen seiner Empfindungen nachdenkt. Allein das ewige Abspringen in dem Lesen der Zeitschriften, von den Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände und von der verschiedensten Behandlungsart, ist schon für die gewöhnlichen Köpfe, wenn auch die meisten Aufsätze wirklich gut wären, ein grosses Uebel. Dieses stete Vorgaukeln der magischen Laterne erlaubt der größern Anzahl der Leser nicht einen Gedanken zu ergreifen und ihn fest zu halten. Kaum hat der mittelmäßig Kopf angefangen ein Interesse zu fassen, so ist der Aufsatz zu Ende und nun geht es zur Lesung eines andern, der mit diesem in gar keinem Zusammenhange steht. So dauert das Schattenspiel fort und jedes Bild verschwindet ohne Eindruck zu lassen. Daß bei vielen schlechten Aufsätzen das Uebel der Lesereinoch viel größer seyn müsse, liegt am Tage.

Wenn man zur Rechtfertigung des vielen Lesens der Zeitschriften sagt, daß man solche ja nur durchblättern und nach Belieben überschlagen kann, so ist dagegen folgendes einzuwenden:

Erstlich will eine nicht unbeträchtliche Zahl das Geld was ihr diese Leserei kostet nicht größtentheils umsonst ausgeben. Sie fängt zu lesen an, und weil sie angefangen hat, liest sie weiter.

Zweitens derjenige Theil, der sich mit dem Durchblättern begnügt, geräth wirklich in eine sehr nachtheilige Gewohnheit, da halbe Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der Beschäftigung fast die unausbleibliche Folge von diesem beliebten Durchblättern wird: was man thut und treibt, thue man doch ganz mit derjenigen Aufmerksamkeit und Anstrengung, ohne unnütze Ueberspannung, deren die Seele fähig ist.

Welchen Nutzen kann man sich sonst von der Leserei versprechen? Ist diese Gattung von Leserei nur einer halben Aufmerksamkeit werth,

so lasse man sie fahren, wähle eine andere oder Zeitvertreibe, die wirklich für solche gelten und, ohne Uebermaaß, nicht nachtheilig wirken können. Gelehrt seyn zu wollen, oder auch nur lesen zu wollen, ohne Nachdenken, kann doch zu nichts nützen. Diejenigen Köpfe, welche im Durchblättern das Talent haben, geschwind Ideen aufzufassen, sind sehr selten. Was solche seltene Köpfe thun dürfen, geht uns hier nichts an. Die Menge wird von einer solchen Leserei keinen andern Gewinn, als den thörigten Dünkel: auch unter den Lesenden bin ich und vielleicht die Fertigkeit leicht über manches mitplappern zu können, ziehen.

Noch eines Nachtheils der Leserei der Zeitschriften, der mir nicht ganz selten vorgekommen ist, muß ich erwähnen. Einige Zeitschriften sind ganz der Schilderung der Sitten und der Denkungsart auswärtiger Nationen, besonders der französischen und engländischen, gewidmet, und in sehr vielen der übrigen kommen auch hierauf sich beziehende Briefe und Notizen vor. Diese gedenken denn sehr häufig des Luxus, der Verschwendungen und der Thorheiten, deren sich einzelne Menschen oder ganze Klassen von Menschen in London oder in Paris schuldig machen, und das nicht in dem gebührenden Tone der Mißbilligung, in welchem jeder vernünftige Engländer oder Franzose selbst davon reden würde, sondern häufig so aufgestutzt und gestellt, als wenn b
diesen Beispielen von sträflichen Ver
schwendungen und Thorheiten nicht
zu erinnern wäre, solche etwa ga
von dem Zustande des Glücks di
Nationen, unter welchen sie vorfallen
zeugen könnten.

Nun kann zwar eine Nation, u
geachtet des angegebenen bösen Be
spiels Einzelner glücklich seyn, ab
besser wäre es doch, auch für das al
gemeine Wohl, wenn solche Beispiel
nicht Statt fänden, und so wie wi
gewöhnlich davon die Erzählung i
den Zeitschriften bekommen, so i
diese theils so gestellt, daß der Lese
veranlaßt wird zu glauben, daß al
Leute, die zur vornehmen Welt i
London gehören, täglich zehn tausen
Pfund verspielen, oder zu ander
sträflichen Thorheiten anwenden, theil
wird von allen Verschwendungen i
einem solchen Tone geredet, als wen
es höchstens gleichgültige Sachen wä
ren. Menschen die eine entschieden
Neigung zu dem brillanten Leben de
großen Welt hegen, eine Klasse di
nicht gering ist und unter welcher sich
Personen von den besten Anlagen be
finden, werden durch die öftere Lesung
so vorgetragener Sachen zwar nicht
zum Nachahmen der erzählten Hand
lungen verleitet, denn dazu fehlt es
ihnen an vielen erforderlichen Umstän
den, aber sie verlieren doch leicht den
Sinn der feineren Moralität in Be
ziehung auf diese Laster, die sie ge
wohnt werden, weit weniger sträflich,

als

als sie an sich sind, zu betrachten, woraus besonders für die Sitten in kleineren Staaten, in welchen es durchaus bürgerlicher als in den größeren hergehen muß, und, Gottlob! viel bürgerlicher hergehen kann, nicht ein großer Nachtheil erwächst.

Solche Beschreibungen und Erzählungen tragen gewiß das ihrige dazu bei, die Menschen leichtsinniger und weniger haushälterisch zu machen und zu ihrer Beschönigung die Entschuldigung des Cardinal Retz in seinen Finanzverlegenheiten: Cäsar hatte ja mehr Schulden wie ich, auf sich anzuwenden.

Das Modejournal befördert also nicht allein den Hang zum Luxus und zu allen Thorheiten einzelner in der großen Welt, der gleichfalls durch den oben angegebenen Vortrag der seyn sollenden Sittengemälde genährt wird. Ueber den sehr großen Nachtheil, den diese Zeitschrift anrichtet, die zwar jetzt nur noch geringen Unfug in den höheren Ständen der grössern Städte stiftet, aber in den etwas geringern Klassen, in kleinen Städten und auf dem Lande noch immer ihr äusserst verderbliches Unwesen treibt, ist schon so viel wahres von andern gesagt, daß wir uns hier nicht weiter, als mit der lauten Beistimmung des Gesagten, dabei aufzuhalten brauchen.

Die Folgen der großen Leserei der Zeitschriften sind aber nicht allein für die Leser verderblich. Sie sind auch der Litteratur selbst höchst nachtheilig. Der innere Gehalt der meisten Zeitschriften ist so beschaffen, daß die guten Köpfe, die sich von dieser Leserei nicht ganz los machen können, oder wenigstens die Modebücher an Orten wo sie hinkommen gäng und gebe finden, gar leicht eine große Verachtung für die Litteratur und die Bücher überhaupt bekommen. So sehr unsre Litteratur diese Verachtung leider von manchen Seiten verdienen mag, so ist diese Verachtung an sich doch wieder ein großes Uebel. Bücher sind freilich bei weitem nicht das einzige Mittel unsern Verstand und unsern Charakter zu bilden, aber sie sind doch, recht ausgesucht und recht angewandt, eines der wichtigsten Hülfsmittel, das uns die Vorsehung zu dem doppelten Endzwecke schenkte, das nicht ungestraft, von demjenigen, der fähig ist, Unterricht, Stärkung oder Erholung der Seele daraus zu empfangen, vernachlässigt wird. Die Verachtung der Litteratur bei den guten Köpfen unter den höheren Ständen, die Anlagen haben sich durch gute Bücher immer mehr zu vervollkommnen, bleibt also ein sehr großes Uebel.

Die angegebene Veranlassung dazu ist leider gerecht, so ungerecht und nachtheilig der aus dieser Veranlassung gezogene übereilte Schluß auch ist. Für die Litteratur wirkt aber diese Verachtung derselben auf das

schäd-

schädlichste. Sie versperrt guten Büchern den Eingang bei guten Köpfen unter den höheren Ständen, wo von der Einwirkung guter Bücher am meisten zu hoffen wäre.

Die meisten Litteratoren unserer Zeit wollen von dieser Verachtung nichts wissen, weil ihnen keiner das Urtheil der Verdammniß ins Gesicht sagt, oder, wenn sie solche in einzelnen Fällen nicht abläugnen können, so nennen sie die Verächter Obskuranten. Ja, wenn nur wahre Obskuranten so urtheilten, so würde uns dieses Urtheil wenig zu kümmern brauchen, wenn aber mehrere der bessern Köpfe zu diesen sogenannten Obskuranten gehören, wenn ihr ungerechtes Urtheil aus einer gerechten Veranlassung herrührt, dann bleibt der Wunsch wahrlich sehr wichtig diese Veranlassung gehoben zu sehen

Mögte die Menge unsrer litterarischen und die Menge unsrer herauskommenden Schriften achtungswürdig seyn, dann würden auch beide mehr geachtet werden. — Da aber die Menge von Sachen und Menschen höchst selten seyn kann, so bleibt nichts als eine beträchtliche Verringerung dieser Menge zu wünschen übrig, vornemlich der Zeitschriften die der Hauptgrund der Verachtung der Litteratur werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage und Bitte
an erfahrne Pferdeärzte und Oekonomen.

1.

Ist die Futterung der zu Heyel geschnittenen ungedroschenen Wickengarben wegen des vielen in sich haltenden Staubes und Sandes der Gesundheit der Pferde nachtheilig — wodurch kann dem Nachtheil vorgebeugt oder gar abgeholfen werden?

2.

Welches sind die Folgen einer unumgänglich nothwendigen Futterung des in diesem Jahre häufig naß und feucht eingescheuerten und deswegen mulstrig gewordenen Sommerkorns und Wickenzeugs für Pferde — wodurch können die Folgen vermindert oder unschädlich gemacht werden?

Die Beantwortung dieser Fragen von erfahrnen Pferdeärzten und Oekonomen würde gewiß ein nicht geringer Theil des Publikums mit Interesse und Dankbarkeit in diesen so allgemein beliebten Blättern lesen.

S.

Hannöverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 31ten Januar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höhern Stände.

(Fortsetzung.)

Die Hauptveranlassung der so ausgebreiteten Leserei von Zeitschriften und Journalen sind die Lesegesellschaften oder Leseinstitute. Ohne diese würde diese Gattung von Leserei nie so Ueberhand genommen, noch sich so lange gehalten haben. Die Anzahl der Einzelnen, die für sich mehrere Journale und Zeitschriften halten, ist äußerst geringe. Dazu können und wollen nur sehr wenige Menschen die nicht unbeträchtlichen Ausgaben, die solches nach sich ziehen würde, anwenden; aber zu den meist nicht hohen Beiträgen zu Lesegesellschaften entschließen sie sich leicht, ja auch wohl leichtsinnig, denn für manchen sind diese Beiträge, in Verhältniß des Nutzens, den sie davon ziehen, selbst zuweilen, in Rücksicht ihrer beschränkten Einnahme, unnütze Geldverschwendungen. Einige Lesegesellschaften sind ganz aus Zeitschriften und Journale eingeschränkt. Andere fügen neue Bücher hinzu, aber dasjenige, was am meisten gelesen wird, sind und bleiben Journale und Zeitschriften. Durch die Menge dieser Lesegesellschaften und Leseinstitute können sich allein die größere Anzahl der Journale und Zeitschriften, denen es ohne diese an hinlänglichen Abnehmern fehlen würde, erhalten. Eine Verbesserung in dem Zustande unserer Litteratur und unserer Leserei kann daher nicht eher eintreten, als bis sich die Zahl der Lesegesellschaften merklich vermindert. Möchten doch so viele einsichtsvolle und rechtschaffene Männer, die sich mit der Direction solcher Gesellschaften abgeben, die unvermeidlichen Uebel, die sie für die Menge der Subscribenten nach sich ziehen, recht beherzigen, und sie dahin gebracht werden, in solchen Orten, wo die Gelegenheiten zur Lesung guter fruchtbringender

gender Bücher nicht selten sind, die Directionen der Lesegesellschaften aufzugeben. Der Glaube, der Leserei eine bessere Wendung geben zu können, hat mehrere wohldenkende Männer irre geleitet, aber die Erfahrung zeigt, daß nur Lesegesellschaften von neuen Schriften sich halten, daß Zeitschriften und Journale, wo ihnen der Eingang gestattet wird, darin prädominiren.

3. Politische Zeitungen. Es hat keine Zeit in der Geschichte gegeben, wo die Politik, der Ausgang der großen Weltbegebenheiten, so sehr alle Menschen interessiren konnte, als die gegenwärtige Zeit, weil Religion, Staatsverfassung, Moralität, Eigenthum, kurz alles, was dem vernünftigen Menschen am theuersten seyn muß, jetzt von dem Ausgange der großen Weltbegebenheiten abhängt. Natürlich genug hat sich also die Leserei der politischen Zeitungen seit den letzteren Jahren ganz ausserordentlich vermehren müssen. Aber bei der größten Billigkeit in Beurtheilung dieser so gränzenlos ausgebreiteten Leserei können und dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß hierunter von manchen Menschen viel zu viel von einigen auf Kosten ihres Verstandes und ihrer Berufspflichten geschieht.

Derjenige, der durch seinen Geist oder seine Neigung vorzüglich auf die Betrachtung der großen Weltbegebenheiten geführt wird, hat doch wahrlich zu diesem Endzwecke meistens genug, wenn er eine oder zwei gute Zeitungen ordentlich lieset. Eine etwa ausgebreitete Leserei von Zeitunge wird so leicht äusserst zeitverderbend Sie giebt dem Geiste höchst selte neue Gedanken, stärkt uns nicht i Handeln, nicht in der Erfüllung u serer Berufspflichten, und kann u sern Geschmack gar nicht bilden. Ei allgemeine üble Folge des übertrieb nen Zeitungslesens ist die gränze lose Vermehrung der politischen Ka nengießerei. Zu allen Zeiten ist kannengießert worden. Etwas Ka nengießerei wollen wir uns auch g nicht nehmen lassen, denn die groß Weltbegebenheiten waren von je ein beliebter Gegenstand des allgem nen Gesprächs, und da von dem Au gange der Begebenheiten unserer Ta das künftige Wohl und Weh ein jeden einzelnen Menschen abhängt, ist eine beträchtliche Vermehrung d ser Kannengießerei nur zu natürl und nicht zu tadeln. Alles muß a seine Gränzen und sein Maaß hab Gewiß ist es schädlich, wenn dur die übertriebene Zeitungsleserei so vi Menschen verleitet werden, nur st von politischen Gegenständen zu schw zen, und nothwendig über so viel in den Tag hinein ohne vernünft Gründe urtheilen. Man wende nicht hiegegen ein, daß diejenigen viele Zeitungen lesen, viel besser u terrichtet sind, als solche, die sich der Lesung weniger Zeitungen b gen. Aus ein Paar guten Zeitung

bekömmt man sicher alle Hauptdata um richtig urtheilen zu können, insofern solches durch Zeitungen zu erlangen steht. Wer gesunde Augen des Verstandes mitbringt, kann aus ein Paar guten Zeitungen sehr vieles und alles das lernen, was aus Zeitungen erlernt werden mag; und ohne diese Augen giebt das Lesen vieler Zeitungen nur einen aufgeblasenen eiteln politischen Dünkel.

Voll dieses Dünkels sprechen wir leichtsinnig in den Tag hinein über die Absichten der Cabinetter, die wir doch ohne mühsames Nachdenken und Zusammenhalten wichtiger Thatsachen nicht einmal oft im Allgemeinen, geschweige denn in einzelnen Fällen, beurtheilen können. Das wichtigste aus den Heiligthümern der Cabinetter ist zwar den Profanen keinesweges ganz verschlossen. Aus den Früchten erkennt man den Baum. Die Absichten gehen in Handlungen über, und die Männer, die die Absichten leiten, werden auch in anderu Cabinettern meistens nur nach ihren vorigen Handlungen beurtheilt. Ueber die eigentlichen Absichten der Cabinetter geben uns aber viele Zeitungen sicher nicht mehr Aufschluß, als wenige. Die guten Augen des Verstandes sind allein zur richtigen Beurtheilung entscheidend.

Noch mehr, als die Absichten der Cabinetter, werden von den rüstigen Zeitungslesern die Kriegsoperationen gleich nachdem sie vorgefallen sind, wo uns also in den meisten Fällen noch die hinlänglichen Data zu deren richtigen Beurtheilung mangeln, gerichtet. Wir glauben, daß, wenn wir allenfalls Landkarten dabei zur Hand nehmen, unser Urtheil ganz vollgültig sey, und vergessen so oft, daß, wie Herzog Bernhard von Weimar zum Pater Joseph sagte: unsere Finger keine Brücken sind.

Alles dieses hat freilich zu allen Zeiten Statt gefunden, aber nicht in dem Uebermaaße der gegenwärtig aus der großen Zeitungslesereі entsteht. Dieses durch das Lesen vieler Zeitungen so unverhältnißmäßig genährte große Interesse, vermindert bei einigen offenbar das Interesse, das ihre Berufs- oder andere Pflichten erfordern. Möchten wir doch die unumstößliche Wahrheit bedenken, daß wir alle, wir hier im Lande, auf den Ausgang der großen Weltbegebenheiten keinen Einfluß haben, sondern nur auf die einzige Weise zur Erhaltung der Ordnung der Welt, durch feste Treue und Anhänglichkeit an unsere Verfassung, die sich durch die genaue edle Erfüllung unserer Berufspflichten am besten zeigen wird, mitwirken können.

Selbst der treffliche Kopf handelt nicht weise, in Beziehung auf sich, wenn er sich dem Zeitungsinteresse fast ausschließend ergiebt, und zu viel Zeit auf Lesung von Zeitungen verwendet.

Er, der nichts in dem Gange der Dinge ändern kann, wird nicht allein seine Gemüthsruhe durch dieses ausschließende Interesse verlieren, und Gefahr laufen, fast nur in einer fixen Idee zu leben, eine Gefahr, die von jeher der ausschliessenden Beschäftigung mit einem Gegenstande, in welchem wir nicht zugleich handeln können, anklebte. Selten sieht man alsdenn heller, wenn man mit unverwandten Augen stets auf den nemlichen Fleck hinblickt. Eine gehörige Abziehung von einem auf einen andern interessanten Gegenstand stärkt und schärft den Blick, selbst in Beziehung auf den Gegenstand, von welchem wir uns wegwandten, behütet uns für eine höchst quälende Einseitigkeit im Denken und in unsern Gefühlen, und beugt einer, an eine Verwirrung des Verstandes gränzenden Stimmung der Seele vor.

Auch das Lesen vieler Zeitungen ist an manchen Orten durch kleinere Lesegesellschaften zu diesem Zwecke und Leseinstitute ungemein vermehrt und befördert. Zur Verminderung des Uebels müssen wir also auch hier die Verstopfungen der Quellen des Uebels wünschen.

4. *Neue Bücher.* Die einzigen Bücher, die neben Journalen, Zeitschriften und Zeitungen noch gelesen werden, sind neue Bücher, daß auch neue Bücher, wie anderes Neues, die meisten Menschen, besonders die jungen Leute, stärker anziehen, als ältere Werke, hat seine Gründe, von denen manche wirklich erheblich sind. Theils beschreiben neue Bücher den jetzigen Zustand der Dinge, der für die Menge interessanter, wie der vergangene seyn muß, theils sind sie Abdrücke des Geistes lebender Verfasser, und auch darum für viele anziehender, wie Schriften schon längst Verstorbener, theils sind wir in einigen Wissenschaften wirklich schon darum weiter, weil wir auf den Schultern unserer Vorältern stehen, machen darin wichtige neue Entdeckungen, theils und vornehmlich haben neue Bücher, weil sie eine allgemeinere, örtliche oder Lektüre des Zirkels, in welchem wir leben werden, ein größeres Interesse, wie ältere, indem wir mit so vielen Menschen, die gerade das nemliche Buch lesen, unsere Urtheile darüber austauschen können, was bei einem ältern Werke nicht der Fall ist, da viele das Buch, was ich gerade lese, nicht kennen, und andere sich dieses nicht mehr lebhaft erinnern. Dieses allgemeinere Interesse ist aber zur Beförderung des lebhaften Interesses des einzelnen Lesers sehr nichtig. Die gemeinschaftliche Beschäftigung unserer Bekannten mit einem Gegenstand erhöhet unsere Theilnahme für denselben, wenn wir wirklich einer Theilnahme für ihn fähig sind, oder wir wollen doch wenigstens nicht zurückbleiben, und die Mode, weil sie einmal Mode ist, mit machen. Der Einfluß des jedesmaligen Zustandes

der

der Litteratur, vorzüglich der schönen Litteratur, auf die Bildung der jungen Köpfe ist, darum sehr groß. Glücklich und doppelt groß wirkt dieser Einfluß auf diejenigen hofnungsvollen Köpfe, die sich zu der Zeit bilden, wo die Litteratur ihres Vaterlandes in der größten Blüthe ist, wo gerade die Meisterwerke der Nation erscheinen. Eine solche Periode haben wir gehabt. Die Zeit, wo Lessings vortrefliche dramatische Sachen, wo Wielands mannichfaltigen Meisterstücke, wo die besten Schriften von Göthe, die besten Gedichte von Bürger, unsere besten Trauerspiele von Klinger, Leisewitz und Unzer erschienen, wo als elegante Schriftsteller Seurz und Zimmermann schrieben, füllt einen sehr kurzen Zeitraum aus. Eine solche Periode sehen wir nicht wieder, wenn wir gleich seitdem einzelne seltene Produkte in der schönen Litteratur erhielten, die gleichfalls der Nation Ehre bringen. War es besser, sich in der Blüthezeit einer solchen schönen Litteratur zu bilden, oder seine Bildung in einer Periode zu erlangen, wo das allgemeine Interesse der Zeit, die abstrakteste Philosophie geworden ist, die freilich der Natur der Menschen nach nur von äusserst wenigen verstanden werden kann, an deren kahlen Gerippe aber doch alles nagen will, die Modebeschäftigung ward, was gerade diese Philosophie am letzten hätte werden sollen, die der Bildung des guten Geschmacks so sehr, als einer guten Bildung für das praktische Leben entgegen strebt? Nach Anführung der zum Theil erheblichen Gründe, welche vorzüglich die Lesung der neuen Bücher begünstigen, müssen wir nun auch die noch weit erheblichern Einwendungen hören, die der blos auf neue Bücher beschränkten Leserei im Wege stehen, die die nachtheiligen Folgen dieser so beschränkten Leserei von selbst entwikkeln werden.

Vorzügliche gute Bücher waren zu jeder Zeit selten, wenn gleich in einer oder mehrern Gattung in einer Periode häufiger, als in der andern. Warum sollen wir also allein das neue lesen? Warum sollen wir uns nicht an dem vorzüglichen, es sey alt oder neu, halten, voraus gesetzt, daß wir zum Lesen mehr Zeit haben, als die wirklich vorzüglichen neuern Schriften wegnehmen? Vernünftige Menschen sollen doch nur lesen, um sich zu unterrichten, ihren Geist und Character zu stärken und zu bessern, oder ihren Geschmack zu bilden, und sich auf diese Weise eine angenehme Erholung von trocknen Berufspflichten verschaffen. Das muß der Zweck aller Leserei seyn, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Da wir selten Zeit genug haben, alles gute zu lesen, so laßt uns ja nicht unsere Muße mit dem Mittelmäßigen oder Schlechten verderben, laßt uns unter dem Guten sogar das Bessere aufsuchen. Die Leserei von Zeitschriften und Journalen hat nicht allein die alten Bücher

verdrängt, sondern auch bei vielen zur Lesung guter neuer Bücher keine Zeit übrig gelassen. Wer recht viel thun will, kennt nur noch neue Produkte.

Sehr viele unserer jungen Leute beiderlei Geschlechts kennen nicht Wielands und Göthens Meisterwerke, nicht die Emilia Galotti, noch Klingers Zwillinge, noch den Julius von Tarent, aber sie haben alle Musenalmanache der letzten Jahre, und den großen Abälino und die Zauberin Sidonia gelesen. Fieldings und Richardsons Romane sind ihnen ganz fremd. Desto größer ist ihre Belesenheit in zahllosen Ritterromanen, und, wenns hoch kömmt, etwa in Jean Pauls Schriften, die einige bewundern, weil sie selbige ganz unverständlich finden. Aeltere Männer, die sich mit etwas ernsthaftern Gegenständen beschäftigen wollen, lesen das Heer von Reisebeschreibungen, wie es von Messe zu Messe erscheint, ohne je die vorzüglichsten Werke in dieser Art, die dem Geiste der Verfasser und den beschriebenen Gegenständen nach, noch immer klassich bleiben, als Chardins Reisen, Kämpfers Beschreibung von Japan, und des alten Forsters treffliche Bemerkungen über die Südseeinseln, je gelesen zu haben. In der Geschichte wird nicht Hume, nicht Robertson, nicht Gibbon, nicht was wir Deutschen darin von Joh. Müller und Spittler treffliches besitzen, gelesen, sondern die Uebersetzungen der wahren Geschichten der französischen Revolution, und die Geschichten der Revolutionen und Verschwörungen, die von Messe zu Messe heraus kommen. Schillers Abfall der Niederlande ist schon alt und vergessen. Möser, der über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens, und in der Geschichte so vieles zu denken giebt, ist kaum dem Namen nach mehr gekannt. Wie viele sind unter uns, die in dem Fache der politischen Oekonomie, worüber doch die meisten schwatzen wollen, Büschens Meisterschriften, den Steuart, den Smith studirt haben?

Dagegen vertiefe sich eine große Anzahl in die Streitschriften über die kritische, Reinholdsche oder Fichtesche Philosophie, in Speculationen, zu deren Beschäftigung die Natur vielleicht nur ein halbes Dutzend Köpfe in Deutschland formte und bestimmte. Der große Haufen, der in diese öden, dürren, steinigten, sandigten Wüsten herum irrt, in welchen kein Brunnen des Lebens für ihn quillt, der seinem Verstande Klarheit, seinem Herzen Wärme und Kraft zum Handeln gebe, bringt es kaum dahin, die neuen Worte dieser Philosophie zu verstehen, zehrt aber die Kraft seines Geistes bei dieser Beschäftigung auf, und lernt das einzige aus ihr, alle ihm nützliche Kenntnisse zu verachten oder gering zu schätzen.

Die besten Moralisten aller Nationen, die klare Begriffe über die menschlichen Neigungen und Kräfte

geben, dabei aber zugleich den Willen lebhaft anfuern, die Seele reinigen, sie mit guten Gesinnungen und zur Vollbringung guter zusammenhängender Handlungen stärken, werden nicht mehr gelesen. Wie wenig wird der Werth solcher Schriften durch die meisten unserer trockenen Skelette von Systemen der Moral und des Naturrechts ersetzt. Derjenige, der diese Bücher wegwirft, um statt ihrer Arrians Dissertationen des Epiktets zu lesen, handelt ja viel weiser, und wird sicher eine ungleich reichere Ausbeute davon empfangen, als andere, die ihre Musse den genannten neuen Werken widmen.

Unter den neuen Büchern machen die kleinen Brochüren, wovon ein großer Theil politischen Inhalts ist, eine beträchtliche Anzahl aus. Der sehr natürliche Tendenz des Zeitalters zu politischen Gegenständen ist schon mehrmals oben gedacht. Aber wir sollten doch, je näher uns das Interesse scheint, wichtige gescheute Bücher über diese Gegenstände lesen. Wir haben so viele alte treffliche Werke, vorzüglich in der Geschichte, die reichen Stoff zu Betrachtungen über die Vorfälle unserer Tage darbieten, die nicht gelesen werden, wogegen wir aus dem größten Theile der Brochüren nichts lernen können. Das ermüdend philosophisch seyn sollende Geschwätz über die besten Regierungsformen, welches häufig so vorgetragen ward, daß der Leser glauben mußte, es sey eben so leicht, eine neue Constitution zu entwerfen und einzuführen, als ein neues Hemd anzuziehen, hat Gottlob! schon etwas nachgelassen, und die ganz neuen Begebenheiten in Frankreich werden noch mehr zur Verminderung der theoretischen Constitutionsprojecte in Deutschland beitragen, um so mehr, da in der Constitution von 1799. weder von Menschenrechten, noch von der Preßfreiheit, das wichtigste für die Autoren, die Rede ist. Selbst über dem wichtigsten Theile der französischen Revolution, dem historischen, sind nicht die besten Werke im Umlaufe, den die Memoiren von Bertrand de Molleville, die unter allen Büchern, die ich kenne, darüber die anschaulichsten Nachrichten gewähren, sind, meines Wissens, nie recht zur Modelektüre geworden, ungeachtet das Buch vor drei Jahren noch ganz neu war.

Das Vorzügliche, das Gute, sollen wir lesen, gleich viel, ob es alt sey, oder neu. Bleiben wir bei dieser Regel stehen, dann werden wir auch neue Bücher lesen, denn unter den neuen Büchern giebt es auch gute. Der billigen Ausnahmen von der Regel werden ohnehin genug vorfallen. Wir werden dieses Buch lesen, weil uns der Verfasser in gewissen Beziehungen interessant ist; jenes, weil wir uns über neuere Thatsachen daraus zu unterrichten glauben; ein drittes, weil einmal alle Welt, das heißt

viele

viele Menschen, die wir sehen, davon spricht. Aber man suche diese Ausnahmen doch nur möglichst zu beschränken, und den Zeitverderb möglichst zu verringern.

Schon die Betrachtung, die aber freilich den meisten Menschen nicht nahe genug liegt, sollte davon abhalten, blos das Neue zu lesen, daß nemlich kein Schriftsteller bei der Verfertigung seines Buchs sich mehr die gehörige Mühe geben wird, wenn er voraus sehen kann, daß ihn nach einem Jahre niemand mehr lieset. Dieses Gefühl muß alle gute Arbeiten in der Litteratur ersticken, denn die wenigen Autoren, die für wenige Leser oder für das Vergnügen der sorgfältigern Vollendung arbeiten, werden bald nicht in Rechnung kommen. Der schlechten Arbeit, die für den Kauf gemacht ist, wird auf diese Weise immer mehr. Daß wir uns schon gegenwärtig in diesem Falle befinden, zeigen allein die Anzeigen unserer Buchhändler, die zur Empfehlung der Ladenbücher das zum Absatz wichtigste; in dieser Messe sind neu, oder in voriger Messe waren neu, stets hinzufügen.

Wie sehr unsere Litteratur fabrikmäßig betrieben wird, davon haben die wenigsten Leser, weil sie sich nicht genau um die Sache bekümmern, und unsere Autoren große Entrepreneurs und Buchhändler nicht gern davon öffentlich aus guten Gründen reden mögen, die gehörigen Nachrichten. Bücher werden von den Verlegern zu Dutzenden bestellt, wie unsere Krämer Fässer mit Syrup verschreiben. Nach dieser Bestellung denkt erst der Autor über die Materie, über welche er schreiben soll, nach. Ja, wir haben Reisen, die auf Unkosten der Buchhändler unternommen sind, damit eine Reisebeschreibung von dem Reisenden geschrieben werden sollte. Daß nicht zuweilen ein Mann von Kopf oder gehöriger Gelehrsamkeit eine aufgegebene Arbeit gut machen sollte, wollen wir gern einräumen. Was aber im Allgemeinen bei der fabrikmäßigen Behandlung der Litteratur heraus kommen muß, läßt sich leicht voraus sehen, und wird durch die Erfahrung bestätigt.

Das wichtigste, was von sehr aufgeklärten Männern zur Entschuldigung der auf das Neue beschränkten Leserei angeführt wird, ist dieses, daß die meisten Menschen, wenn sie nicht ihre Leserei auf diese Gegenstände, auf Journale, Zeitschriften und höchstens neue Bücher richteten, gar nichts lesen würden. Neu oder nichts sey die Losung. In diesem Einwurfe liegt gewiß viel Wahres, aber wir wollen untersuchen, ob denn das Unglück sehr groß seyn würde, wenn solche Menschen gar nichts lesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 3ten Februar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

(Fortsetzung.)

So ausgemacht es wohl ist, daß der ungleich größere Theil der besten Köpfe in der jetzigen Welt die Ausbildung seiner geistigen Anlagen dem Lesen guter Bücher vorzüglich mit verdankt, daß die wenigsten ohne dieses das geworden seyn würden, was sie waren, daß vorzüglich es jetzt keine, große, ihrem Posten gewachsene Staatsmänner mehr geben kann, die nicht über die wichtigsten Angelegenheiten ihres Amtes, durch Erfahrungen, die die Geschichte darbietet, sich belehren müßten, so gehören doch alle diese Köpfe gewiß nicht in diejenige Klasse, von welcher nur das Neue gelesen wird. Sind sie durch das Neue erst zur Lesung des Alten geführt, so trift doch sie der Einwurf nicht. Wer fruchtbringend lieset, hat entweder vorzügliche Talente von der Natur empfangen, oder von Jugend an Gelegenheit zur Benutzung guter Bücher gehabt, die seinen Verstand oder Charakter bildeten. Wahre, sehr nutzbare Ausbildung des Geistes und Herzens durch Lektüre setzt, mit Ausnahmen sehr großer seltener Gaben, eine frühe Angewöhnung voraus, die sehr häufig nur das Werk günstiger Umstände ist. Nun giebt es aber eine sehr beträchtliche Anzahl vernünftiger, nutzbarer, achtungswerther Männer, die in ihrer Jugend keine oder sehr geringe Gelegenheit oder Geschmack zum Lesen hatten, die auf Universitäten die Wissenschaften, so weit sie solche zur Anwendung brauchten, ordentlich erlernten, und denen bei Ausübung derselben ihr natürlicher gut r Kopf die besten Dienste leistete. Nach den Jünglingsjahren hat bei sehr vielen dieser Männer weder der Geschmack noch die Gelegenheit zum Lesen zugenommen. Wenn sie einmal etwas la-

sen, so war ihnen doch das nicht prak-
tisch genug. Sie konnten nicht recht
mit den Büchern fertig werden, lern-
ten wenig oder nichts daraus und
warfen sie bald ganz bei Seite blieben
aber das was sie waren, recht tüch-
tige, vernünftige, brauchbare Men-
schen. Andere, die mit ihnen in den
Jünglingsjahren gleich wenige Gele-
genheiten noch Geschmack am Lesen
fanden, fingen später an, sich auf
das Lesen zu legen. Die Zahl der
eine späte Leserei glückte, die edle
Früchte davon trug, ist aber sehr ge-
ring. Weit zahlreicher sind hingegen
diejenigen, die halbe Ideen aus dieser
spät angefangenen Leserei auffassen.
Diese sind es vorzüglich, die nur aus
Mode und also nur das Neue le-
sen, und der Gewinn den diese Men-
schen davon ziehen, ist so gering, daß
er den Schaden nicht aufwiegt, der
bei ihnen aus den halben unverdau-
ten Ideen, aus dem Dünkel, dem
die Leserei ihnen giebt, aus der Schwä-
che, die, in ihrem ohnehin nicht star-
ken Charakter, durch das für und ge-
gen, was sie in so manchen Schriften
finden, befördert wird, so, daß sie
wie Buridans Esel, zwischen zwei
Bund Heu, nicht mehr wissen, was
sie wollen, nicht wissen, was recht
ist, mithin untauglich zum Handeln
werden, entsteht.

Der Fälle, wo es besser seyn sollte,
nur das Neue als gar nichts zu lesen,
scheinen mir wenige zu seyn. Ja,
wenn nur davon die Rede wäre, n
neue Sachen, aber nur gute
Sachen zu lesen, denn würde ich au
diese Leserei gleich für Gewinn erk
ren, aber diese Beschränkung
wohl am seltensten ein. Was
Leserei unnützer Bücher veranla
wird selten in Anschlag gebrac
Freilich kann auch diese von n
schädlichern Vergnügungen abhalt
Ehe ich aber das Lesen eines Mann
schätzen kann, muß ich die Früch
sehen, die solches auf seinen K
und Charakter hervorbringt.

Der Heishunger zum Lesen,
Verschlingen der Bücher, bewe
noch nichts gutes, sondern m
eher von etwas nachtheiligem zeug
wenigstens sind wir in unsern Zei
zu sehr geneigt, der gewöhnlichen
genannten gelehrten Bildung und
Leserei einen zu ausschließenden W
zu gestatten, zu glauben, daß
diese kein großer Mann in irg
einem Fache auftreten und sich bei
Vernachlässigung der Anfangsgrü
der gelehrten Bildung auszeich
könne. Der große Herzog von M
borough, gleich groß als Feldh
Menschenbeherrscher und liebenswü
diger Mann, las nicht und ko
noch viel weniger orthograph
schreiben, was selbst der große
drich bekanntlich der sonst gewiß
sehr gelehrter König war, n
konnte.

Zu

Zweier Vortheile, die selbst die oberflächliche Lesung des Neuen mit sich bringen soll, muß noch gedacht werden. Der erste ist Achtung für die Wissenschaften und derer, die sich damit beschäftigen. Da beides den Wissenschaften zur Aufmunterung gereicht, so ist dieses allerdings ein Gewinn, aber bei den Lesern der neuen Sachen trift man beides nicht allemal an. Sie urtheilen eben so oft über sehr genievolle verdienstvolle Werke und ihre Verfasser herabwürdigend, als sie mittelmäßige Schriftsteller und deren Produkte loben.

Der zweite Vortheil ist die unterhaltendere Unterredung, die der Umgang mit Menschen, welche lesen gewähren soll. Zum Anknüpfen einer Unterredung mag freilich ein Modebuch gute Gelegenheit geben, aber dazu hat man ja auch den Ostwind, die Hitze und die Kälte, nächst den Zeitungen. Schlecht über wichtige Gegenstände des Nachdenkens reden zu hören, kann doch unmöglich Freude gewähren, und wer gut darüber reden kann, der bleibt gewiß nicht beim Lesen des Neuen stehen.

Zur Beschränkung des Lesens auf neue Bücher wirken vorzüglich wieder Lesegesellschaften und Leseinstitute. Wären diese nicht vorhanden, dann würde doch mancher, statt eines sehr mittelmäßigen neuen Werkes, ein altes gutes Buch zur Hand nehmen.

Nachdem wir jetzt die Folgen der Leserei von vier verschiedenen Arten oder Gattungen von Schriften angegeben haben, bleibt uns noch übrig, einiges über den Einfluß dieser Leserei auf verschiedene Hauptklassen der Leser, nach ihren Verhältnissen im Staate, zu sagen.

Hier im Lande haben wir, glücklicher Weise! äusserst wenige oder gar keine sogenannte hommes de lettres, Menschen, die allein ihr Leben, ohne übrige Berufspflichten, der Schriftstellerei oder Leserei weihen, ein Beruf, der an sich allein höchst ehrwürdig seyn könnte, der auch von einigen der größten Geister in Deutschland auf das ehrwürdigste erfüllt ist, der aber, sobald sich eine beträchtliche Zahl diesem Berufe widmet, nothwendig an seiner Achtung sehr verlieren muß. Für keinen Staat ist es zu wünschen, daß die Klasse der ohne andere Berufspflichten lebenden Schriftsteller oder Leser zahlreich darin seyn möge, am wenigsten aber für einen kleinen Staat.

Unsere berühmtesten Schriftsteller sind zugleich und vornemlich unsre wichtigsten eigentlichen Lehrer im mündlichen Unterrichte. Wir besitzen eine Universität, die an Nützlichkeit der Lehrer und Lehranstalten nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Daß unsre Professoren in Göttingen über das Lesen der neuen Bücher die

lesung der alten nicht verabsäumen, davon zeugen ihre Vorträge und ihre Schriften.

Die Hauptklassen in unserm lesenden Publikum machen die sogenannten Geschäftsleute, Geistliche und Schulmänner und Aerzte aus, Männer, denen allen die höchst wichtigsten Berufspflichten obliegen, bei denen das Lesen, die wenigen der Erholung gewidmeten Augenblicke abgerechnet, vernünftiger Weise hauptsächlich auf die bessere Erfüllung ihrer Berufspflichten abzwecken soll.

Nie kann man es genug wiederholen, daß es die unerläßlichste Pflicht für einem jeden sey, auf den Fleck, den Posten, wohin ihn die Vorsehung gestellt hat, so viel gutes als möglich zu wirken, so nützlich als möglich zu seyn. Dahin gehört vorzüglich die pflichtmäßige gute Besorgung der Geschäfte, zu welcher wir bestellt sind und wofür wir besoldet werden. Laßt uns doch das selbst täglich und laut sagen, daß wir der Geschäfte wegen da sind, nicht um die Besoldung als Eigenthum, ohne Rücksicht auf die Führung der Geschäfte, zu genießen. Jetzt wollen wir etwas ins Einzelne gehen.

1) **Die sogenannten Geschäftsleute.** In diese Klasse kommen Männer von mannigfaltigen sehr verschiedenen u. ungleichgearteten Berufspflichten zusammen. Der zahlreichste Theil unter ihr ist derjenige, der sich dem Justizfache gewidmet, von denen wieder eine beträchtliche Zahl sich auch mit Polizeiangelegenheiten beschäftigen, und von diesen wieder viele, leider, noch dazu, auch die Oekonomie im Großen treiben müssen. Die übrigen Gattungen der Geschäftsleute sind der Zahl nach zu unbedeutend, als daß wir uns bei ihnen aufzuhalten brauchten.

Die Theorie des Rechts wird von denen, die sich dem Justizfache widmen, auf Universitäten erlernt, dann geht es an praktische Arbeiten. Der Erlernung der Routine in diesen müssen die meisten, bevor sie die nothwendige Fertigkeit und Geschicklichkeit darin erlangen, mehrere Jahre anstrengungsvoll widmen. In den praktischen Arbeiten kömmt aber gegen zehn ja zwanzig Fälle, wo es allein auf eine klare Darstellung und Aufklärung des Fakti ankömmt, nur ein Fall vor, der eine streitige Rechtsfrage betrift, oder zu dessen Entscheidung die Theorie des Rechts das wichtigste wäre.

Die Routine zieht also gar leicht von der genauen Bekanntschaft der Theorie des Rechts, in Fällen, die nicht täglich vorkommen, ab; wenn aber auch die Fälle zu deren Entscheidung viel gründliche Theorie des Rechts erforderlich ist nicht häufig vor-

vorkommen, so kommen sie doch eben so wenig ganz selten vor, und zur rechten Anwendung der Theorie gehört viel Scharfsinn des Verstandes. Die bloße Routine führt so leicht von dem nothwendigen Nachdenken ab. Nach den Meinungen der berühmtesten Rechtsgelehrten ist ein fast ähnlicher Fall so entschieden. Wir übersehen das fast und kommen sachte und allmählig von der rechten Bahn, daraus entstehen am Ende Präjudizien, die sich, gerade heraus gesagt, zuerst auf Willkührlichkeiten, auf Vernachlässigung des gehörigen Nachdenkens und der Theorie des Rechts gründen. Sich dagegen zu bewahren ist es also höchst erforderlich, stets mit der Theorie des Rechts in allen ihren Theilen in genauer Bekanntschaft zu bleiben und darüber reiflich nachzudenken.

Die Rechtsgelehrten müssen also häufig und eifrig die Gesetze, wenigstens die Compendien, die einmal dafür anerkannt sind, daß sie die Theorie des Rechts am reinsten enthalten, studiren, damit sie nicht in der Theorie in eben dem Maaße zurück gehen und sie vergessen, so wie sie in der Praxis vorwärts kommen. Mit dem Nachschlagen allein, wenn gerade der seltenere vorkommende Fall da ist, wird man nicht ausreichen, denn der Gelegenheiten sind so viele, wo es sehr wichtig ist, die Theorie gleich gegenwärtig im Kopfe zu haben.

Den Rechtsgelehrten ist also zur gründlichen Ausübung ihrer Wissenschaft das fleißige Lesen und Wiederholen des Alten durchaus unentbehrlich. Diejenigen unter ihnen, die, nicht auf Kosten ihrer Berufspflichten, noch so viele Zeit ersparen können, um sich mit der neuen Litteratur ihres Faches in Bekanntschaft zu erhalten, verdienen deshalb alles Lob, aber hiebei ist die Anwendung gewisser Vorsichtsregeln sehr nöthig, ohne deren Beobachtung die genaue Bekanntschaft mit der neuen Litteratur sehr nachtheilig wirken kann. Nur zwei Anmerkungen sollen hier darüber beigefügt werden.

Einmal enthalten manche neue Schriften nur Paradoxen, oder man sah die Sache vorhin nur von einer Seite an, in neuen Schriften wird sie aber, ganz mit Vernachlässigung der Betrachtung dieser Seite, von einer andern angesehen. Gegen die Einflüsse von beider Art hat gewiß der Richter die größte Ursach, auf seiner Hut zu seyn. Selbst wenn im letztern Fall auch die neue Ansicht der Sache um etwas theoretisch richtiger wie die ältere Art wäre, so bleibt es doch immer sehr nachtheilig, sich von den seit langen Zeiten in dem Gerichte angenommenen Entscheidungsgrundsätzen zu entfernen, da es in dem Fache der Civiljustiz weit mehr darauf ankömmt, daß nach festen Normen entschieden wird, mithin die

Justiz

Justiz sich gleichförmig bleibt, als wie entschieden wird. Dem übeln Einflusse der neuen Litteratur im letztern Falle kann jedoch die Gesetzgebung, wenn von dieser Seite das gehörige geschieht, ziemlich vorbeugen.

Zweitens ist in den Justizsachen, bei deren Entscheidung es auf Gründe des allgemeinen Staatsrechts ankömmt und in dem Fache der Criminaljustiz, besonders die größte Vorsicht bei den Rechtsgelehrten nöthig, sich nicht durch manche in der neuen Litteratur herrschende Grundsätze von der genauen Erfüllung ihrer beschwornen Amtspflichten abwendig machen zu lassen. Der Richter soll die Gesetze auf einzelne Fälle anwenden. Er wird aber meineidig, wenn er sich verleiten läßt, den bestimmtesten Gesetzen Gewalt an zu thun, um sie den Modebegriffen anzupassen, oder gar ungescheut sich von den gesetzlichen Vorschriften in seinen Entscheidungen entfernt. Man denke ja nicht, daß die Gefahr, die aus dem vielen Lesen neuer Schriften entstehen kann, so groß nicht sey. Derjenige Richter, der so vieles gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen überhaupt, oder nur gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen bei Diebstählen lieset, hat die größte Ursache, sich vor dem Einfluß dieser Modebegriffe sorgfältigst zu bewahren. Nur ein sehr starker Kopf und sehr pflichtmäßiger Charakter wird in dem Falle einer völligen Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit gewisser Gesetze dennoch in seinen Entscheidungen nicht von diesen Gesetzen abweichen.

Diese so leicht durch den Geist des Zeitalters beförderte Abweichung von den Gesetzen in richterlichen Erkenntnissen ziehen das größte Uebel in dem Justizfache nach sich, nemlich dieses, daß der Richter zugleich Gesetzgeber wird. Ob es nicht gut, ja nothwendig wäre, die Criminalgesetzgebung, bei eingetretener gänzlichen Veränderung der Sitten, einer Revision zu unterwerfen, und zum Beispiel bei den jetzt viel häufiger vorkommenden Fällen des Betruges und des Meineides die gesetzmäßigen Strafen zu schärfen, und bei den viel seltener gewordenen Gewaltthätigkeiten sie allenfalls zu vermindern, ist eine ganz andere Frage, die dem Richter in dem einzelnen Falle, den er zu beurtheilen hat, nichts angeht.

Ein jeder sehe doch zuerst auf das Seine, auf das, was seines Amtes ist, so unläugbar es auch seyn mag, daß dem Einflusse der neuen Litteratur in der Ausübung des Richteramts nicht besser, als durch bestimmte zweckmäßige neue Gesetze, oder der Erneuerung der alten Gesetze, wenn solche schon bestimmt und zweckmäßig genug sind, vorgebeugt oder entgegen gearbeitet werden kann.

Wenn

Wenn in dem eigentlichen Justizfache eine große Vorsicht gegen den nachtheiligen Einfluß der neuen Litteratur erforderlich wird, so ist diese Vorsicht bei denjenigen Geschäftsleuten, denen die Besorgung der Polizeiangelegenheiten obliegt, noch nothwendiger, weil hierin von dem einzelnen Manne mehr abhängt, es vorzüglich auf praktische Thätigkeit bei dem Fache ankömmt und die Nothwendigkeit zu neuen Vorbeugungsmitteln gegen zu besorgende Uebel darin weit häufiger eintrit. Die Entscheidungen in Polizeisachen müssen sehr häufig schnell, nach einem reifen festen Plane, gefaßt werden. Bei den gewöhnlichen Menschen lähmt schon sehr leicht vieles Lesen die Thätigkeit und den Einfluß zum Handeln. Was wird aber herauskommen, wenn die Geschäftsleute überhaupt, besonders die Geschäftsleute dieser Klasse, heute rothe, morgen blaue, übermorgen grüne Zeitschriften und Bücher lesen, in welchen, ungeachtet der Uebereinstimmung des Geistes der Denkart in manchen Punkten, für und wider einen Gegenstand stets geschrieben und disputirt wird?

Der Geist der meisten Menschen erhält bei einer solchen Beschäftigung keine Reife, der Willen und Charakter keine Stetigkeit. Man glaubt der letzten Abhandlung, die man lieset, glaubt aber nichts fest; ändert die heutige Ueberzeugung morgen und ist stets schwankend oder heftig, je nachdem der Charakter, den letzten Eindrücken, die man aus dem letzten Buche empfangen hat, zugethan.

Die Früchte von dem allen sind diese: wir gehen in der Irre wie Schaafe und verlieren den Weg auf den wir wandeln sollen. Die lebendige Ueberzeugung von dem, was recht ist, die schnelle Entschließung da wo gehandelt werden muß, verläßt uns. Was können wir mit Geschäftsleuten anfangen, die entweder wie Molière's Marfurius an allem überhaupt zweifeln, oder Zweifel und wieder Zweifel, bei Abthuung von Kleinigkeiten die Entschließung, oft schnelle Entschließung erfordern, erregen.

Hier muß ich dem Einwurfe begegnen, als wenn ich dem vorschnellen, schiefen, einseitigen Handeln und Grundsätzen das Wort reden, oder gar in Entscheidung von Beschwerden die güldene Regel: Höre auch den andern Theil, in so fern die Beschwerde nicht in facto et jure die Sache schon hinlänglich aufklärt, was doch oft der Fall ist, verletzen wollte. Nichts kann von meiner Meinung entfernter, als diese Absicht seyn. Aber wenn Festigkeit der Ueberzeugung in religiösen Gegenständen bei einem guten Charakter, in welchem der Glaube durch die Liebe thätig wird, äusserst wichtig bleibt, weil dieser Charakter dadurch

mehr Sicherheit der Hofnung, des Trostes und der Beruhigung erhält; so ist feste Ueberzeugung in politischen Angelegenheiten und den Geschäften des handelnden Lebens, der Blick gleich zu sehen worauf es ankommt, die Gegenwart des Geistes und der Muth des Charakters im Augenblicke die gehörige Entscheidung treffen und solche durchsetzen zu können, ein ganz unerlässiges Erforderniß. Die Vielseitigkeit, die den Geist und den Muth zum Handeln lähmt, ihn hin- und herschwanken macht, ist sicher nachtheiliger als die Einseitigkeit, die fest den Plan, wenn auch gleich nicht den bestmöglichsten Plan, befolgt.

Selbst die so sehr gerühmte Billigkeit kann, wie alle Tugenden, übertrieben werden. Vorzüglich wird die falsche Billigkeit, oder, eigentlich gesagt, die zu große Nachsicht, gegen den Einzelnen, auf Kosten der wahren Billigkeit, gegen die bürgerliche Gesellschaft, das heißt, die Rechte aller Einzelnen, von Geschäftsleuten ausgeübt, wenn sie sich durch die falsche Philosophie des Zeitalters, die die natürliche Charakterschwäche vermehrt und bei dieser zu leicht Eingang findet, verleiten lassen, den pflichtvergessenen Mann, den Verbrecher, den Mörder, in Schutz zu nehmen, ihre Nachsicht und ihr Mitleiden, auf Unkosten des unschuldig Gekränkten, des Beraubten, des Ermordeten, an ihn auf das übelste anzuwenden und zu verschwenden.

Ueber die Gefühle dieser mitleidenden Schwäche muß jeder gute Geschäftsmann Herr seyn, und diese sogenannte Billigkeit gegen unsere Feinde — die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft, die wir, wo wir sie finden, bekriegen müssen, unterdrücken. Selbst der General, der Subalternofficier, der die feindlichen Truppen oft mit großer Wärme öffentlich rühmt, wird, wenn er seine eigenen Truppen nicht noch mehr erhebt, den Muth dieser lähmen und äusserst leicht den nachtheiligsten Effekt hervorbringen. So schädlich kann sogar die wahre Billigkeit wirken, so sehr ist der Satz begründet, daß man nicht zu allen Zeiten, bei allen Gelegenheiten, alles sagen darf.

Der Feind im Kriege ist aber noch ein Feind der Quartier bekömmt, mit dem man morgen Frieden schließt, da hingegen der Uebertreter der bürgerlichen Ordnung keine Schonung, ohne merklichen Schaden dieser Ordnung, erhalten kann, mit ihm nie Frieden zu schließen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 7ten Februar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

(Fortsetzung.)

Durch die vielen zur mitleidigen Ammenphilosophie gehörigen Beiträge, durch glattzüngige Beschönigung so mancher Frevel, durch das fabrichte Pro- und Contrakalsonniren, was in so vielen Modebüchern so häufig vorkömmt, wirken diese besonders auf den großen Haufen der Geschäftsleute so sehr nachtheilig. Derjenigen Journale und Zeitschriften, die eine decidirte Tendenz zu Revolutionsgrundsätzen, Umstürzung der Religion und Untergrabung der Moralität haben, sind sehr wenige, und werden, da der Geschmack an dahin abzielenden Schriften abnimt, Gottlob! immer weniger.

Die wenigen von der Art, die noch existiren, sollten gar nicht geduldet werden. Es dürfte auch gar nicht schwer seyn, ihren Umlauf zu hemmen, da die Erfahrung genugsam zeigt, daß Bücherverbote, wenn sie mit großer Weisheit, sehr selten und zweckmäßig erlassen werden, den Vertrieb der verbotenen Schriften sehr erschweren und einschränken können. Von dieser Seite ist also der Einfluß der Modeschriften nicht sehr bedenklich aber wohl in Rücksicht der theils schon angegebenen, theils noch anzugebenden Beziehungen.

2. Geistliche und Schulmänner. Das Forschen in der Schrift gehört vorzüglich zur gelehrten Bestimmung des geistlichen Standes. Diese gelehrte Bestimmung macht aber nur einen Theil und gewiß nicht den wichtigsten Theil der Bestimmung dieses ehrwürdigen Standes aus und dazu einen Theil den, der Natur der Sache und der Menschen nach, nur Wenige dieses Standes recht erfüllen können.

Unsre heiligen Urkunden sind in alten schweren Sprachen geschrieben. Zum gelehrten Forschen in ihnen gehört, ausser der genauen Kenntniß dieser Sprachen, eine eben so genaue Kenntniß der Philosophie, der Begriffe, der Sitten und Geschichte der verschiedenen Zeiten, in welchen sie geschrieben wurden. Das gelehrte gründliche Forschen erfordert also einen äusserst großen mannigfaltigen Umfang von Kenntnissen und eine sehr richtige Beurtheilungskraft. Diese Talente können nur wenigen zu Theil werden. Sollte aber bei dem stümperhaften eignen gelehrten Forschen viel ersprießliches herauskommen? Sollte nicht gerade halbe Gelehrsamkeit in der Theologie noch nachtheiliger wie in andern Wissenschaften seyn?

Das gelehrte Forschen darf nicht aussterben. Wir müssen gelehrte Theologen behalten, aber sollen wir darum wünschen, daß der große Haufen, von dem in dieser Hinsicht doch so wenig nutzbares zu erwarten steht, sich in diese gelehrte Forschungen vertiefen möge? Noch mehr: wird nicht viele Bekanntschaft mit der neuen Philosophie manche Köpfe verwirren, auch selbst alsdann verwirren, wenn die große Anzahl der Theologen sich nur mit dieser Philosophie beschäftigt, um das Falsche davon einzusehen? In dem Irrgarten dieser Philosophie ist es leicht, hineingeführt zu werden. Die Mode ist an [illegible] schon anlockend genug. Aber nie steht es vorher zu sehen, ob derjenige, der das Labyrinth einmal betrat, auch den rechten Ausgang wiederfinden, oder sich auf immer in demselben verlieren wird. Lasset uns also zu diesen Forschungen in dem Gebiete der neuen Philosophie ja den großen Haufen nicht anreizen.

Die Theologie ist freilich eine gelehrte Wissenschaft und stand als solche stets auch in gewisser Verbindung mit der Philosophie, ja sie ward von den ältesten Zeiten her von der Philosophie der Zeit angesteckt. Allein, wenn die Zeitphilosophie dahin geht, nicht die Begriffe, die in den heiligen Büchern liegen, rein aufzufassen, sondern wenn sie ganz ungescheut und unverholen ihre Begriffe in diese Urkunden hineintragen will, dann ist, auf das gelindeste gesagt, die Beschäftigung mit dieser Philosophie unnütz, wo nicht gar verderblich.

Für den Zustand der Theologie im Ganzen wäre es sehr zu wünschen, daß ein Mann mit Speners lebendigem Geiste und Speners Thätigkeit wieder aufträte, Epoche machte und den großen Haufen von der unfruchtbaren Beschäftigung mit der Zeitphilosophie zurück auf wichtigere Zwecke führte. Glücklicher Weise besitzen wir hier im Lande noch manche Geistliche, die in ihren Vorträgen nicht dem Modeton der neueren Gelehrten, weder in der Form noch der

Ma-

Materie, huldigen, und die, gerade weil sie dieses nicht thun, den ausgebreitetsten Nutzen stiften und den größten Beifall erhalten.

Der wichtigste Theil der Bestimmung des geistlichen Standes ist als Lehrer, Seelsorger, Muster in seiner Gemeinde zu wirken. Nur durch Erfüllung dieses erhabenen Theils seines Berufs kann er recht ehrwürdig werden. Zu der Erreichung dieses Endzwecks bedürfen unsre Geistliche viel gesunde Vernunft, viel Menschenkenntniß und einen musterhaften Charakter. Dieses sind die nothwendigsten Erfordernisse bei den 8 bis 900 Pfarren, die wir hier im Lande haben, nicht halbe Gelehrsamkeit, die oft mehr schadet, als gar keine, nicht die Bekanntschaft mit der neuen Philosophie, bei der so leicht alles Interesse an dem Praktischen, Nützlichen vertrocknet.

Auf Universitäten müssen die Theologen die theologischen Wissenschaften gründlich erlernen, und hienächst einen Theil ihrer Zeit dazu anwenden, das Erlernte nicht zu vergessen. Eine große Bekanntschaft mit Journalen, Zeitschriften und neuen Büchern wird sie aber sehr leicht von der Erfüllung des Hauptzweckes ihrer Bestimmung abführen, und sie den Folgen des Fehlers des halben Wissens und der Verirrung in dem Labyrinthe der neuen Philophie recht aussetzen.

Die Folgen der genauen Bekanntschaft mit der neuen Philosophie zeigen sich in dem Predigtamte auch leicht auf eine sehr nachtheilige traurige Weise. Weder der Bauer, noch der Bürger verstehen die aus der neuen Philosophie entlehnten Worte und Begriffe, die der Prediger damit verbindet, und die er, der sich viel mit der neuen Philosophie beschäftigt, auch ohne es selbst zu wissen, ihnen vorträgt. Selbst in den höhern Ständen sind diese Begriffe, diese Worte, diese Ausdrücke, lange nicht so allgemein bekannt, wie manche glauben mögen. Nicht der zwanzigste Theil der männlichen Zuhörer aus diesen Klassen hat sie je anders, als auf der Kanzel gehört, und weiß also gar nicht, was er sich dabei denken soll. Die Enthaltung von allen aus der neuen Philosophie entlehnten Redensarten und Begriffe ist also auf der Kanzel äusserst zu wünschen. Möchten wir doch wieder dahin kommen, von allen unsern Predigern häufige wohlgewählte Sprüche aus der Bibel in ihren Vorträgen zu hören! Diese werden dadurch dem Gedächtnisse der Zuhörer wieder eingepräget, oder auf das neue wieder bei ihnen erweckt. Nichts ist aber in der Zeit der Anfechtung wirksamer, nichts in den Tagen der Trübsale, denen alle Sterbliche ausgesetzt sind, erweckender, trostreicher, als solche Kernsprüche, wie sie uns Luthers Bibelübersetzung liefert, wogegen alle schulgerechte Abhandlungen oder pomphafte Reden völlig unwirksam bleiben.

Ihr, die ihr gleichgesinnt mit mir, das Gute auf das lebhafteste wollet,

aber zu dessen Erreichung Wege erwählt, die mir den Zweck zu verfehlen scheinen, verzeiht es mir, daß ich freimüthig rede. Ich ehre eure Absichten, ehre eure sonstigen Einsichten, glaube mich aber, in der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit berechtigt, euch zurufen zu dürfen: Der Weg führt nicht zum Ziele. Meine Ueberzeugung über Wahrheit habe ich nie gebeugt, sondern habe sie stets auch da laut werden lassen, wo wohl mancher verstummet wäre. Von euch, den bestellten Dienern der Wahrheit, darf ich also am wenigsten die Mißbilligung einer freimüthigen Untersuchung erwarten.

Noch eines großen Uebels muß ich gedenken, das sehr eingerissen ist, und durch die Lesung der großen und kleinen Bücher der Zeit sehr befördert wird, nemlich der eigenmächtigen Veränderung der Liturgie. Nur der höchsten Gewalt im Staate kömmt es zu, die einmal ertheilten liturgischen Vorschriften abzuändern, wenn ihr solches gutdünkt. Das ist klares Recht, und zugleich ein sehr weises Recht denn was wird am Ende daraus werden, wenn jeder Pfarrer, also gegen 1000 Menschen, man denke sich, was unter einer solchen Anzahl für eine Verschiedenheit von Köpfen und Fähigkeiten seyn muß, beliebige Abänderungen und Zusätze macht? Sind denn nun gar unsere liturgischen Vorschriften beim Abendmahl, bei der Taufe, bei Trauungen, einer grossen Abänderung durchaus bedürftig? Nach meiner Einsicht, mit Ausschluß des Exorcismi, dessen man sich aber seit langen Zeiten nicht mehr bedient, und ein Paar Stellen in dem Gebete bei der Taufe, die als Allegorien aus einem gern allegorisirenden Zeitalter, jetzt die Ehrfurcht stören, die alle Formeln bei wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens durchaus erhalten müssen, ist unsere Liturgie, durch die alte kernhafte Sprache, in welcher sie abgefaßt ist, durch die wahre Salbung, die darin herrscht, äusserst ehrwürdig, und ich weiß es, daß eine beträchtliche Anzahl von Männern, die man zu den besten Köpfen des Vaterlandes rechnen kann, darüber mit mir völlig gleichstimmig denkt, und sehr klagt, wenn bei heiligen Handlungen die liturgischen Vorschriften durch selbstgemachte Arbeiten verdrängt werden. In den niedern Ständen richtet besonders das Uebel der willkührlichen Abänderungen in der Liturgie, die in der einen Kirche so, in der andern anders, von dem Nachfolger nicht, wie von dem Vorgänger, vorgenommen werden, einen sehr großen Schaden an, irret gute, aber schwache Gewissen, im Glauben, nimt ihnen das Feste, an dem sie sich so gern halten, und nach den Kräften ihres Verstandes halten müssen. Wohin sind wir denn mit unserer Weisheit gekommen? Die weisesten Völker der alten und neuen Zeit hatten und haben zu den wichtigsten Handlungen des menschlichen Lebens gewisse verbalen-

Solennia, gewisse consecrirte Formeln, die gerade durch ihr Alterthum ihnen recht ehrwürdig wurden. Noch eine Folge unsers schnöden Bestrebens, klüger seyn zu wollen, wie die klügsten Völker, ist diese, daß der geistliche Stand, zum innigen Bedauern aller derer, die seine Wichtigkeit recht fühlen, so sehr durch diese eigenmächtigen Willkührlichkeiten an seiner Achtung verliert, die er nicht durch noch so wohl verfaßte eigene Reden bei den heiligen Handlungen wieder erlangen kann, Reden, deren großer Nutzen, wenn sie kurz und den besondern Umständen der Personen, die Theil an der geistlichen Handlung nehmen, angemessen sind, keinesweges verkannt wird, und die bei der genauesten Befolgung der liturgischen Vorschriften immer noch Platz finden können.

Denke man über die Liturgie wie man will. Die eigenmächtigen Abänderungen in derselben müssen unterbleiben, weil sie Eingriffe in die Rechte der höchsten Staatsgewalt sind. Möge doch alles geschehen, um diese Unordnungen abzustellen, wozu eine kurze Revision der Liturgie, die sich auf geringe Weglassungen beschränken dürfte, wahrscheinlich das zweckmäßigste Mittel wäre.

An dem Ursprunge und Fortgange der freimüthig von mir gerügten Uebel, der gegen das wahre Interesse der Geistlichen von manchem aus diesem Stande geschehenen Vernachläßigung des äussern Costüms und mehrerer anderer nicht zu gedenken, hat gewiß das Lesen neuer Schriften, besonders der Journale und Zeitschriften, einen sehr großen Antheil.

Auch auf unsere Schulmänner in gelehrten Schulen und Erziehungsanstalten, denn hoffentlich nehmen noch wenige Schullehrer der Volksschulen an der neuen Litteratur Theil, ist der Einfluß der modigen Leserei beträchtlich gewesen. Ausführlich darüber zu reden, würde eine eigene weitläuftige Abhandlung erfordern, hier können nur ein Paar Resultate gezogen werden.

Ein Hauptfehler der Deutschen, der unselige Hang zum steten abstrakten Speculiren, und steten Räsonniren, wirkt in den Erziehungsveränderungen recht auffallend. Von so vielen der Erzieher wird der Mensch nur als ein vernünftiges Wesen, ja als eine Ideenmaschine, behandelt, welches er nicht ist, nicht seyn soll. Es soll nichts erlernt werden, was nicht sogleich deutlich gedacht und begriffen werden kann. Darum sollen die Kinder erst in dem reifern Kinderalter von religiösen Gegenständen hören, erst dann in der Religion unterrichtet werden. O! Ihr angeblichen Menschenkenner, wie wenig kennt ihr den Menschen? Religion, Elternliebe, Vaterlandsliebe sind nicht allein Gegenstände des Verstandes. Sollen sie recht wirksam auf das künftige Leben

der

der Menschen seyn, so muß der Anfang des Unterrichts, in denen von diesen wichtigsten Angelegenheiten, in welchen überhaupt Unterricht Statt findet, nicht erst in reifern Jahren gelehrt, sondern der Grund zu diesen Wahrheiten, diesen Lichtern fürs handelnde Leben, viel früher gelegt werden. Es ist nicht wahr, daß nur deutliche Begriffe recht wirksam oder nützlich seyn können. Die stärksten Empfindungen der Menschen, die sie zum Handeln treiben, sind gewöhnlich dunkle Empfindungen. Diese müssen geläutert, berichtigt werden; aber bloße Begriffe führen die Menschen nicht. Je jünger der Mensch, je mehr ist er der tiefen Eindrücke fähig. Sollen die einzigen Jahre, in welchen religiöse Gefühle sich ganz in dem noch zarten Wesen des Menschen verweben können, ungenutzt vorbei gehen, weil sie noch nicht die schulgerechten Begriffe eurer Theologie fassen können? Tief eingeprägte Maximen in der Jugend über Religion und Moralität, sind der zu säende Kern, aus welchem sich das Eigenthümliche des ganzen Menschen demnächst entwickelt, und weiter ausbildet. Was nicht aus diesem, und demnächst aus seinen eigenen Empfindungen, seinen eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen hervor geht, wird für den Charakter wenig fruchten. Der Charakter stimmt aber bei den meisten Menschen den Verstand zum Handeln, nicht dieser jenen. Der Verstand soll nur den Willen regeln, ihn zurück halten. Spornen wird er ihn höchst selten können.

Glaubt ihr etwa, daß die Engländer erst in reifern Jahren durch angehörte Vorlesungen über ihre Verfassung, anfangen, ihr Vaterland, ihre Constitution zu lieben. Gehet und höret, um euch von dem Irrthume zu heilen, kleine englische Schulknaben über den Werth ihrer Nation urtheilen.

In mehrern öffentlichen gelehrten Schulen ist in den neuern Zeiten vieles zur Verbesserung der Methode des Unterrichtes durch Einführung besserer Schulbücher geschehen, und in diesen Schulen, wenn noch nebenbei ein sogenannter pedantischer Schulzwang beibehalten wird, und die Schulmänner das, was sie treiben sollen, recht emsig und sogenannt pedantisch treiben, läßt sich gewiß am meisten lernen. Bewahrt aber die Schulen jeder Art für Spielereien, besonders die naturhistorischen Spielereien, die so sehr in dem Geschmacke des lehrenden Zeitalters sind. Der Knabe wird ohne euren Unterricht schon die Katze und den Sperling kennen, und wohl wissen, daß jene kratzt und dieser fliegt, wenn er gleich weder Klauen noch Krallen zählt.

Besonders hat sich der Schulmann und der Erzieher dafür zu hüten, nicht zu viele Schriften über das Schul- oder Erziehungswesen

zu

zu lesen. Der gute Kopf wird schon aus einigen treflichen gedruckten Beiträgen seine eigene Erfahrung hinlänglich berichtigen, und der gewöhnliche Kopf, gleich dem gewöhnlichen Geschäftsmanne, der sich zu seiner Belehrung in Akten vergräbt, wird vollens in dem Meere der Schriften, ohne sich helfen zu können, versinken. Die Schriften der neuern Zeiten über das Schul- und Erziehungswesen machen allein eine kleine Bibliothek aus, und wehe dem Manne, der nicht weiß, was er thun will, bevor er eine Bibliothek durchgelesen hat. In dem eigentlichen Erziehungswesen sind wir, im ganzen genommen, gewiß noch nicht weiter, als unsere Vorfahren, gekommen, ob dieses an der Kunst selbst, oder dem ausübenden Künstler liegt, ist hier nicht der Ort, zu entscheiden. Manche Mißbräuche in der Erziehung haben wir abgestellt, aber andere und größere darin aufgenommen, und sehr möchte es die Frage seyn, ob wir nicht, wenn wir wirklich verbessern wollen, in sehr vielen Punkten umkehren, und auf den alten Weg zurück müssen. Daß eine große Bekanntschaft mit der neuen Litteratur in diesem Fache die Erzieher in die weitere Verfolgung der schon genügsam betretenen Abwege hinein ziehen muß, liegt am Tage.

3. Aerzte. In keiner Wissenschaft ist das Fortschreiten mit derselben so wichtig und nothwendig, als in der ausübenden Arzneikunst. Neue Heilmittel werden endeckt, bekannte Heilmittel werden anders angewandt, selten vorkommende Krankheiten werden genauer beschrieben, manchen Ursachen der Krankheiten wird weiter nachgespürt. Der Arzt muß also vor allen Dienern anderer Wissenschaften sich mit dem Zustande seiner Wissenschaft stets bekannt erhalten, wo möglich alles prüfen, und das Gute behalten. Aber auch er wird an Recensionen und Zeitschriften sich nicht begnügen können, da gerade in seinem Fache alle oberflächlichen seichten Kenntnisse unmittelbar die schädlichsten Wirkungen hervor bringen. Der Arzt muß weiter gehen, er muß die guten Schriften in seinem Fache selbst lesen, sie gut prüfen, bei ihrer Lesung aber das Studium der ältern classischen Werke nicht versäumen. Er muß sich auf das äusserste hüten, nicht ohne begründete Ueberzeugung der Mode zu folgen, nicht, wie unser erster Arzt schon so treflich gesagt hat, neue, nicht genugsam erprobte Heilmittel älteren längst erprobten, um der Mode willen, vorziehen, sich nicht durch seine Gelehrsamkeit, weder durch die neue, noch die alte Litteratur, irren lassen, sondern nach scharfer genauer Prüfung und Beobachtung, ohne Eigensinn, einen sichern festen Gang in seiner Behandlungsart gehen. Besonders wird sich der ausübende Arzt für die Systemsucht in Acht nehmen, nicht seine Zeit an Behauptung und Bestreitung von allgemeinen Theorien, der einen zum Vortheil der andern verschwen-

schwenden, wozu die Lesung der neueren Schriften ihn so leicht anreizen kann, da bei jeder allgemeinen Theorie gewiß so viel Falsches mit unterläuft. Der einsichtsvolle ausübende Arzt wird auf dem Wege einer vernünftigen Empyrie fortwandeln, zufrieden, nur heilen zu können, wenn er auch oft die Art, wie geheilt wird, nicht erklären kann. Um hierunter auf keine Abwege zu gerathen, bleibt gewiß die größte Vorsicht in Lesung der neuern Schriften nothwendig.

Auf das lebhafteste wird man sich von dieser Wahrheit durch die Rückerinnerung überzeugen, wie viele Arzneimittel, ohne die nicht hieher gehörigen Universalmittel gegen einzelne Krankheiten als specificisch seit 30 Jahren von bedeutenden Aerzten empfohlen worden, die doch, weil ihre Wirksamkeit sich nicht bewährte, bald wieder in Vergessenheit geriethen. Wären alle die Beobachtungen zur Anpreisung einzelner Mittel in der Maaße, wie wir sie erhalten, gegründet, so würden wir bald keine Uebel, die nicht zu heben sind, kennen.

Zur Vollständigkeit in der Ausführung meines Gegenstandes bliebe mir noch übrig: Bemerkungen über den Einfluß der jetzigen Leserei auf den Militairstand, die Weltleute, und die Damen, mitzutheilen, allein da ich die Geduld meiner Leser schon genug ermüdet zu haben befürchten muß, so wird man mir wohl diese Bemerkungen erlassen.

Die Schlußfolge von allem Gesagten sey diese: daß eine Beschränkung der Leserei der neuern Schriften, besonders der Leserei von Zeitschriften und Journalen, sehr zu wünschen ist. Daß durch eine Verminderung dieser Gattung von Leserei entweder überhaupt weniger gelesen werden würde, was in Rücksicht des großen Haufens, der wenig oder gar nicht nachdenkt, und ohne Bildung seines Geschmacks, oder wohl auf Kosten des zur Erfüllung seiner Berufspflichten gehörigen Nachdenkens lieset, gar kein Uebel wäre, oder daß durch Verminderung der Lektüre neuer Schriften, bei den bessern Köpfen im lesenden Publiko, die Lesung der treflichen ältern Meisterwerke und guten ältern Bücher wieder mehr in Gang kommen würde, was für die nützliche Ausbildung des Characters, des Verstandes und des Geschmacks, ein wahrer großer reichhaltiger Gewinn seyn würde.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 10ten Februar 1800.

Ueber die Leserei der Modebücher und ihre Folgen in einigen Klassen der höheren Stände.

(Schluß.)

Die Verminderung der neuen Leserei kann nur durch Verminderung der Lesegesellschaften, Leseinstitute und Leihbibliotheken erfolgen, von welchen die letzten in den größern Städten aber, gegen die Lesegesellschaften gerechnet, noch die unschädlichsten sind, weil die Bücher nicht in die Häuser getragen, sondern besonders verlangt werden, wozu es noch manchem, der nur das lieset, was er gerade vor sich findet, an Interesse zum Abholen fehlt. Alle diese Institute werden besonders für junge Leute leicht äusserst verderblich, die noch keinen hinlänglichen Grund in Erlernung der Wissenschaften und zur Bildung des Geschmacks gelegt haben. Täusche man sich doch ja nicht damit, daß durch eine bessere Einrichtung dieser Institute ihren nachtheiligen Folgen abgeholfen werden könne. Die Menge will Vielheit der Bücher, und wo ist das viele gute Neue?

Nach meiner Ueberzeugung habe ich offen und lebhaft gesprochen. Wer mir besondere Gründe, warum ich über diese Gegenstände so gesprochen habe, beimessen wollte, würde sich gewaltig irren. Im Allgemeinen und unbedingt kann derjenige, der selbst mehrere Aufsätze, ja sogar den gegenwärtigen, in Zeitschriften hat einrükken lassen, der auch wohl einige Recensionen gemacht hat, nicht gegen solche Vehikel zur Bekanntmachung der Gedanken seyn, zumal wenn er stets, wie ich, die gröste Ursache hatte, über die günstige Aufnahme seiner Gedanken im Publiko zufrieden zu seyn. Sollte derjenige wohl Barbarei, Unwissenheit und Verachtung der Litteratur überhaupt predigen wollen, der sichs zur Ehre rechnet, zum gelehrten Bürgerstande zuzugehören, der es dreist sagen darf, daß er mehr wie die allermeisten Menschen, die er kennt, auch von den guten neuen

Schriften, gelesen hat, und so lange er lebt, stets lesen wird, dem gerade durch das Lesen guter Bücher ein sehr großer Theil seiner größten, seiner erquickendsten Freuden gewährt wird, die er ganz rein und ungetrübt, ohne alle Beimischung von Neid, der so leicht bei denjenigen, die auch einmal etwas geschrieben haben, sich wirksam zeigt, genießt. Kann derjenige, der den wahrsten größten Respekt für die vorzüglichen Produkte der neuen Litteratur auf das lebhafteste fühlt, die Litteratur im Allgemeinen verachtet zu sehen, wünschen? Nur die Ueberzeugung, wie sehr die Litteratur durch die Lesung der mittelmäßigen und schlechten Produkte in der allgemeinen Achtung verliert, und nothwendig verlieren muß, konnte ihn, verbunden mit dem nachtheiligen Einflusse der gerügten Gattung von Leserei, den er oft zu bemerken Gelegenheit hatte, bewegen, die Feder zu ergreifen, da seiner innigen Ueberzeugungen nach, ein genauer Umgang mit Büchern, die man nicht achten soll, eben die nachtheiligen Folgen für den Verstand und Charakter hervorbringt, den ein genauer Umgang mit Menschen, die wir nicht achten können und dürfen, für unsern Charakter oder Verstand im gesellschaftlichen Leben nach sich ziehen. Nicht des Beifalls wegen, sondern der Wahrheit zu Ehren, habe ich geschrieben. Männer, die viel über diese Gegenstände in Beziehung auf die verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen sie sich ansehen lassen, nachdachten, können hier nicht viel Neues finden, und also kann ich von ihnen auch keinen lebhaften Beifall erwarten. Diejenigen, die die Sachen noch nicht aus allen Gesichtspunkten betrachtet haben, werden mir Anfangs nicht ihren Beifall geben, aber da es unter diesen gewiß sehr viele einsichtsvolle und sehr viele rechtschaffene Männer giebt, so hoffe ich, dazu mit zu wirken, daß von ihnen die von mir abgehandelten Gegenstände von mehrern Seiten, wie bisher, angesehen, und sie zum reifen Nachdenken darüber veranlaßt werden. Das war die einzige Absicht, wozu ich schrieb. Wer nach dieser, schon zu langen Erklärung mir noch andere Absichten beimessen will, dem kann ich nicht helfen. Er mag es immerhin thun. Mir kann das nicht schaden. Habe ich nicht ein Wort zu seiner Zeit geredet, sind meine Gedanken irrig, nun dann, so mögen sie, wie so vieles, was gedacht und gesagt ist, der Vergessenheit übergeben werden.

Ueber das nächtliche Einpiſſen der Kinder.

Meines Wiſſens hat man noch nie öffentlich, ausgenommen beiläufig in mediciniſchen Schriften, über dieſen Gegenſtand geſprochen. Vielleicht ſcheuete man ſich, weil es, in der Bücherſprache wenigſtens, keinen mit bekannten Euphemismus für die Sache giebt. Durfte aber Yorik's feine Begleiterin, mit dem Beifall der ganzen ſentimentalen Leſewelt, ihr bekanntes: ce n'eſt, que piſſer! ausſprechen, um kurz und gut ihren ängſtlich bekümmerten Reiſegefährten zu beruhigen; warum ſollte ein Deutſcher Bedenken tragen, die Sachen beim rechten Namen zu nennen, wenn der in der guten Abſicht, etwas Nützliches darüber zu ſagen, keinen beſſern finden kann? Oder hielt man den Gegenſtand nicht erheblich genug, um die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf zu lenken? Dann hatte man gewiß ſehr Unrecht, indem der Nachtheil, den das nächtliche Einpiſſen der Kinder, für die Oekonomie ſowohl, als für die Geſundheit, und wenn es gar als tiefgewurzelte Gewohnheit ins erwachſene Alter mit übergeht, wovon mir einige Beiſpiele aus allen Ständen, und von beiden Geſchlechtern, bekannt ſind, für die ganze Subſiſtenz einer Perſon haben kann, wenigſtens nicht zweifelhafter ſeyn durfte als der angebliche Nachtheil der Kinderbälle, oder des Auffutterns kleiner Kinder, in Hinſicht auf ihre Fähigkeit zu empfinden und zu lachen u. ſ. w. wovon ehemals in dieſen Blättern die Rede geweſen iſt. Immerhin alſo hoffe ich gleichfalls eine geneigte Aufnahme in denſelben zu finden, indem ich die Abſicht verfolge, den Urſachen jenes angegebenen nächtlichen Unfugs nachzuſpüren, und die Mittel, welche Erfahrung und Nachdenken dawider an die Hand geben, namhaft zu machen.

Das nächtliche Einpiſſen der Kinder hat weit mehrere Urſachen zum Grunde, als man gewöhnlich glaubt, deren jede in dem vorhandenen Falle zu erkennen, äuſſerſt wichtig iſt, weil auſſer ihrer Entfernung jedes angewandte Mittel zweckwidrig iſt, und vielleicht nachtheilig ſeyn kann. Manche Aeltern und Erzieher glauben alles erſchöpft zu haben, was zur Hebung dieſes Uebels dienen kann, wenn ſie mit der Erfindung mannigfaltiger Strafen für den kleinen Uebelthäter, ans Ende gekommen ſind. Nichts hat helfen wollen, heißt es dann, keine Züchtigung, keine Art von Beſchämung, kein Faſten, nichts! Sehr möglich! weil wahrſcheinlich eine Urſache Statt fand, die durch alle ſolche Mittel, welche gleichwohl in einigen Fällen ſehr wirkſam ſind, nicht gehoben werden konnte.

Eine in jedem Sinne des Worts ſehr gemeine Urſache der genannten Unart, iſt die Gewöhnung. Nicht

selten ist es mehr die Schuld der Mütter oder der Wärterinnen, als der Kinder selbst, wenn sie über die Zeit hinaus, wo es anders nicht von ihnen erwartet werden kann, sich verunreinigen. Von Natur scheint jedes Thier einen Instinkt der Reinlichkeit zu besitzen, d. h. ein angebornes Bestreben, seine Haut vom Anhängen solcher fremder Körper frei zu erhalten, welche derselben lästig, oder in ihren natürlichen Verrichtungen hinderlich seyn können. Putzt und säubert sich doch die Katze, mit der Sorgfalt einer Kammerzofe, sobald nur der geringste Schmutz ihr anklebt. Der Hund verscharrt, wenigstens mit der Geschicklichkeit eines Dilettanten, seinen Unrath, und der kleine Vogel, wenn er nur einiger Bewegung erst fähig ist, hütet sich sehr sorgfältig, sein Bette zu beschmutzen, und leidet, sobald er befiedert ist, auch nicht ein fremdes Stäubchen in seinen Federn. Freilich sieht man dagegen die Sau absichtlich im Koth sich wälzen, allein es beweiset dieses nur, daß andere Bedürfnisse, z. B. sich abzukühlen, bei einigen Thieren noch stärker sind, als das Bedürfniß der Reinlichkeit. Auch darf man nicht vergessen, daß Reinlichkeit in vieler Rücksicht zu den relativen Begriffen gehöre, und nur in der oben festgesetzten Bestimmung von mir hier angenommen werde, wo sie als Trieb betrachtet, auf das natürliche Verlangen nach Behaglichkeit zurück geführt werden kann. In diesem Sinne ist er sicher auch den Kindern eigen. Von ihrer Geburt an, sieht man sie unruhig werden, ja bitterlich weinen und schreien, wenn ihre Windeln verunreinigt worden sind. Es hängt nun von denen ab, die sie warten, ob dieses natürlich zarte Gefühl erhalten und erhöhet, oder abgestumpft und vernichtet werden soll. Ist man unermüdet, ihrem hülflosen Flehen zu Hülfe zu eilen, sie immer trocken und rein zu legen, so wird ihnen die Unreinlichkeit immer unerträglich bleiben, und bei zunehmenden Verstandskräften des Kindes, bei der frühesten Entwickelung des Sprachvermögens, wird man es bald von ihm erhalten, daß es sein Bedürfniß selbst angiebt, und zu seiner sichern und schicklichen Befriedigung Anstalt treffen läßt. Ueberläßt man es hingegen dem Schmutze, sucht man sein bedeutendes Winseln, anstatt es zu reinigen, durch Schaukeln der Wiege oder andere Kunstgriffe des Ammenwitzes zu betäuben, nun dann zeigt sich die bewunderungswürdige Eigenschaft der Menschennatur, an alles sich gewöhnen zu können, bald auch hier von ihrer schlimmen Seite. Der kleine Mensch wird dann bald eben so gleichgültig gegen Schmutz und Unsauberkeit, als das kleine Schwein in seinem schmutzigen Stalle, und diese Unempfindlichkeit, die mehr physisch als moralisch genannt werden kann, verliert sich nachher nicht so bald. Das leise Aufmerken auf jenes lästige Gefühl, das den Ausleerungen vorangehet, wodurch uns die Natur zur

Befrie-

Befriedigung dieser Bedürfnisse gewissermaßen hat zwingen, und zugleich zur Reinlichkeit einweihen wollen, ist nun einmal nicht geschärft, es ist also nicht zu bewundern, wenn es immerfort im Schlafe ungestört mit schläft, oder wenn es ja wach wird, aus Gleichgültigkeit gegen den Erfolg, der Trägheit und Bequemlichkeit aufgeopfert wird, wovon dann keine andre als schmutzige Resultate erwartet werden können.

So wichtig es nun aber ist, die Kinder von ihren ersten Tagen an, reinlich zu gewöhnen, und so wahr es folglich ist, daß die Erziehung derselben schon mit dem ersten Lebenstage anheben müsse: so muß man sich doch auch hier vor Uebertreibung hüten. Nicht selten fordern Mütter und Wärterinnen, in der Absicht, das Kind gut zu gewöhnen, es ohne Unterlaß zur Ausleerung auf, verfehlen aber dabei gänzlich ihren Zweck, indem dadurch bei manchen Kindern eine eigene Art von Inkontinenz erzeugt wird. Nach der Absicht der Natur soll nicht eher eine Ausleerung erfolgen, als bis die Ansammlungsorgane in einem gewissen Grade ausgedehnt worden sind, und bei dem Unvermögen, sich weiter auszudehnen, auf ihre Schlösser zurück wirken. Wird nun ein Kind zu oft zum Uriniren angehalten, so entsteht daraus die nothwendige Folge, daß die Urinblase sich nie völlig ausdehnt, folglich nicht im Verhältniß zu dem übrigen Körper, und zu dem stets zunehmend erforderlichen Quanto von zu genießenden flüssigen Sachen fort wächst, sondern zu klein bleibt. Solche Kinder empfinden ein unaufhörliches Bedürfniß, Urin zu lassen, wie leicht kann es da geschehen, daß bei mangelnder augenblicklicher Hülfe, zumal des Nachts, ein Verstoß gegen die Reinlichkeit sich zutrage! Der Verlegenheiten und der gefährlichen Folgen nicht zu gedenken, die selbst für Erwachsene von dieser übertriebenen Wohlgezogenheit entstehen können. a)

In Hinsicht der Mittel, wodurch unreinlich gewöhnte Kinder gebessert werden können, beruht lediglich alles auf dem **Wiederabgewöhnen**. Auf jeden Fall fange man damit an, ihnen die Reinlichkeit dadurch lieb zu machen, daß man sorgfältig vermeide, sie längere Zeit im Schmutze verweilen zu lassen. Gelingt es nicht, das abgestumpfte Gefühl dadurch wieder zu beleben, so bleibt freilich nichts anders übrig, sobald die Bedeutungsfähigkeit des Kindes es gestattet, als durch angemessene Bestrafungen, eine bes-

a) Der berühmte Tycho de Brahe ist vielleicht ein Opfer dieser verkehrten Erziehung, und einer übel ersonnenen Convenienz geworden. Er ist bekanntlich an einer Urinverhaltung gestorben, die er sich dadurch zuzog, daß er aus Schaamhaftigkeit den Urin zu lange angehalten hatte.

bessere Gewohnheit zu bewirken. Solche Strafen müssen allerdings denen, die sie verhängen, fast noch empfindlicher seyn, als denen, die sie leiden, weil jene sich als den Grund ihrer Nothwendigkeit anzusehen haben, allein hier ist es der Fall, wo eine Grausamkeit durch die andere gut gemacht werden muß, wenn man sich nicht etwa bis zu dem Alter gedulden will, wo faßliche moralische Vorstellungen bei gutmüthigern Kindern die Stelle der Strafen vielleicht vertreten können.

Vorstellungen aber sowohl, als Strafen, werden in dem Falle nichts ausrichten, wo die nächtliche Verunreinigung der Kinder, Folge einer kränklichen Disposition ihres Körpers ist. Aerzte werden sich gewiß der Fälle erinnern, wo Erwachsene, und zufolge meiner Bemerkung, vorzüglich Frauenzimmer, denen es weder lieb noch Gewohnheit war, über ein Unvermögen, den Urin anzuhalten, sich bei ihnen beklagt haben. Es können hiezu mehrere Ursachen beitragen, die bei Kindern wegfallen. Sehr oft aber ist es ein catarrhalischer Reitz auf die Urinblase, der diese höchst beschwerliche und gefürchtete Erscheinung hervorbringt, dem die Kinder ebenfalls unterworfen sind. Nicht immer erkennt man die Natur des Uebels daran, daß es auch bei Tage, mitten in ihren Spielen z. B. Kinder befällt, die sonst an Ordnung und Reinlichkeit schon gewöhnt sind. Oftmals schränkt es sich, wie andere catarrhalische und rheumatische Zufälle, allein auf die Nacht ein, und verräth sich am sichersten durch eine gewisse Schärfe und wundmachende Eigenschaft des Urins, welche durch vieles Waschen u. Reinhalten nicht verhütet, wohl aber vermindert und weniger empfindlich gemacht werden kann. Man hüte sich aber, Ursache und Wirkung hier mit einander zu verwechseln, denn ohne Zweifel bringen auch Schmutz und Unreinlichkeit, ja selbst Würmer und Entzündungen und Excoriationen in der Gegend der Urinwege, so wie sie nach des Leibmedicus Wichmann Bemerkung, eine Verhaltung des Urins zu bewirken im Stande sind, zuweilen den entgegen gesetzten Erfolg hervor, und veranlassen einen unordentlichen Drang auf den Urin; wahrscheinlich je nachdem der Reitz mehr oder weniger lebhaft wirkt, mehr Schmerz oder Kitzel und Jucken erregt. Zuweilen mögen auch Würmer im Darmkanal, oder andere daselbst befindliche Reitze, ja zuweilen, wie mir aus dem Beispiel eines Knabens b) bey-

b) Dieser sonst so liebenswürdige Knabe verunreinigte in einem Alter von 6 Jahren sehr oft das Bette. Man glaubte ihn gesund, und versuchte zuerst mancherlei moralische Mittel; als dann bei noch ausdauernd guter Gesundheit auch medicinische, aber alles umsonst. Er fing endlich an zu kränkeln,

bekannte geworden ist, unheilbare widernatürliche Umstände, dem Uebel zum Grunde liegen.

Da ich hier nicht sowohl für Aerzte als für Laien schreibe, so ist es nicht der Ort, weitläuftiger hierüber zu seyn. Der Arzt wird, bei genauer Untersuchung die specielle Ursache entscheiden, und die unheilbare abgerechnet, Rath zu schaffen wissen. Ich füge also nur noch hinzu, daß in allen solchen Fällen, wo man Ursache hat, eine kränkliche Dispostion als den Grund des nächtlichen Einpissens der Kinder zu vermuthen, man sich an einen Arzt wenden müsse. Und diese Vermuthung wird Statt haben müssen, so oft das Uebel nur neben andern sichtbaren Unpäßlichkeiten der Kinder sich einfindet, oder auch dann schon, wenn bei bekannter Reinlichkeitsliebe des Kindes, die Erscheinung zu einer Zeit wiederholt, öfters sich zeigt, und endlich dann, wenn man die zweckdienlichen moralischen und psychologischen Mittel, ordentlich angewandt, vergeblich versucht hat.

Anders verhält es sich aber wieder, wenn ein sehr fester Schlaf die Ursache des nächtlichen Einpissens ist, und ich glaube, behaupten zu dürfen, daß diese ausser der Verwöhnung die allergewöhnlichste sey. Es ist das beneidenswerthe Eigenthum des Kindesalters, recht ungestört und fest zu schlafen. Die glückliche Unbefangenheit und Sorgenlosigkeit der Kinder, halten die Furien entfernt, die den Schlaf der Erwachsenen leider oft unterbrechen. Auch ist die tägliche Consumtion der Kräfte im Ganzen verhältnißmäßig sehr stark bei ihnen, und ein fester ununterbrochener Schlaf ein sehr gedeihliches Restaurationsmittel, dessen sie eben so sehr bedürfen, als im erstaunlich hohen Grade oft genießen. Diejenigen, welche mit Kindern umgehen, werden es als nichts Ungewöhnliches kennen, daß man sie im Schlafe aufheben, umher tragen, und auf manche Weise hudeln kann, ohne sie zu erwecken. Kein Wunder also, wenn sie durch das Bedürfniß, Wasser zu lassen, im Schlafe nicht gestört werden, um so mehr, da es zu erwarten steht, und auch die Erfahrung es lehrt, daß ihre rege Imagination ihnen leicht den Possen spielen werde, wenn sie ja zu einigem Gefühle des Bedürfnisses gelangen, solche Umstände ihnen vorzugaukeln, unter denen sie mit völliger Seelenruhe und reinem Gewissen, es zu befriedigen glauben, und nichts desto weniger das Bette es entgelten muß. Noch immer kann ich nicht, ohne zu lachen, an

keln, ward wassersüchtig, und starb im 9ten Jahre seines Alters. Bei der Section hat man ein mehr als 6 Zoll langes speckartiges Gewächse im Unterleibe gefunden, das an der innern vordern Seite des Bauchfells angesessen, und tief ins Becken hinab gereicht hat.

an den durch zufällige Verkettung der Umstände allgemein gewordenen nächtlichen Tumult mich erinnern, der einst in einem Hause dadurch veranlaßt ward, daß ein schon ziemlich herangewachsenes Frauenzimmer, in der Vorstellung, an einem privilegirten Orte sich zu befinden, ihrer neben ihr schlafenden Schwester sich in den Schooß gesetzt hatte.

Hier wird man nun wohl nicht vom Arzt, sondern vielmehr vom Pädagogen und Psychologen guten Rath erwarten dürfen. Ein sehr zweckmäßiges Palliativmittel wird es unter allen Umständen in diesem Falle seyn, solche Kinder einmal des Nachts aus dem Schlafe zu erwecken, und sie zur Ausleerung des Urins anzuhalten. In vielen Fällen wird dieses Mittel, aber auch radical wirken können, und oft das einzige seyn, das bei Erwachsenen, die aus der oben angeführten Ursache, dieser Unschicklichkeit ebenfalls zuweilen unterworfen sind, anzuwenden steht. Das wichtigste Mittel ist aber unstreitig eine möglichst lebhafte und gespannte Aufmerksamkeit auf den fatalen Umstand bei den Kindern zu unterhalten, die im Stande ist, sie zu rechter Zeit den Armen des Schlafs zu entreißen. Dieses bewirkt man am sichersten durch Hülfe der Ideenverbindung, indem man sie in Beziehung auf das Vergehen, lebhaften unangenehmen Empfindungen, mit andern Worten, Bestrafungen unterwirft, die nach der individuellen Empfänglichkeit des Kindes, entweder aus der Classe der physischen, oder der moralischen gewählt werden müssen. Je treffender man diese zu wählen verstanden hat, desto lebhafter wird die Erinnerung davon, sich an das leiseste Gefühl des nahenden Verbrechens anschließen, und es wahrscheinlich glücklich verhüten.

Noch aber giebt es eine Ursache des nächtlichen Einpissens der Kinder, dawider Arzneien und und diätetische Vorschriften so wenig, als Bestrafungen etwas vermögen, diese ist **Furchtsamkeit** oder **nächtliches Grauen**. Es betrift dieses Kinder von dem Alter gemeiniglich, wo das Ereigniß schon weniger verzeihlich gehalten wird, und folglich den größten Verdruß hervor zu bringen pflegt: solche nemlich, die entweder schon allein, oder neben Personen schlafen, denen sie es nicht zumuthen zu dürfen glauben, von ihren niedrigern Bedürfnissen Notiz zu nehmen, oder ihnen dabei behülflich zu seyn. Bei dem entscheidensten Gefühl für Reinlichkeit und Reinlichkeit, bei völlig wachen Sinnen, aber aus Furcht ihrer nicht mächtig, beschmutzen sie lieber ihr Bette, als daß sie ausser demselben den Greueln der Nacht sich preis geben sollten.

(Der Schluß folgt im nächsten Stück.)

Hannöverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 14ten Februar 1800.

Ueber das nächtliche Einpissen der Kinder.

(Schluß.)

Erwachsene vergessen es nur zu leicht, wie ihnen als Kindern gewesen ist, welche Bilder von Unholden, Dieben und andern eingebildeten Gefahren ihr Kopf beherbergt hat. Können sie sich aber in diese fürchterliche Phantomenwelt zurückversetzen, die ungeachtet des verbesserten Erziehungswesens, auch noch jetzt oft genug das Resultat fehlerhafter Bildung, des natürlichen Mangels an Aufklärung und des kindischen Schwachheitsgefühls ist: so werden sie sicher mit den kleinen Unglücklichen Mitleiden haben müssen, die, von nächtlicher Furcht ergriffen, oft nicht einmal athmen, vielweniger zu sprechen, oder gar aufzustehen wagen; tief unter ihrer Decke Angstschweiß vergießen, und mit lautem Herzklopfen das Vergehen büßen, dessen Entdekkung am folgenden Morgen sie fürchten, oder zu vereiteln hoffen.

Vorstellungen sind hier mehrentheils unzulänglich, obgleich sie nicht fehlen dürfen, und das Ihrige beitragen können, das Uebel zu verringern. Strenge und Bestrafungen würden grausam seyn, und Uebel ärger machen. Alles beruhet darauf, die Furcht selbst zu verhüten. Gesellschaftliches Schlafen, das Brennen eines Nachtlichts, freiwilliges Anreden der Kinder, nahe Bequemlichkeit, und sonstige Einrichtungen, die im Stande sind, allen Besorgnissen der Kinder vorzubeugen, sind die Mittel, welche diesem Falle angemessen sind.

Ausser diesen von mir angegebenen Ursachen des nächtlichen Einpissens der Kinder, mögen noch andere Statt finden, die von mir übersehen worden, oder noch nicht beobachtet sind. Ich habe um so lieber bei der Erfahrung stehen bleiben wollen, weil es meine Absicht war, zugleich die Mittel anzugeben, wodurch dem Uebel gründlich begegnet werden kann. Man wird sich nun hoffentlich überzeugt

halten, daß man unmöglich mit einer Methode für alle Fälle ausreichen könne. Gewöhnlich lege man einen hohen ausschließlichen Werth auf die Vorsicht, die Kinder am Abend überall nichts Flüßiges genießen zu lassen. Ausserdem aber, daß dieses, zumal bei kleinern Kindern, nicht gut anwendbar ist, fürchte ich auch, der Erfahrung zufolge, daß dadurch nicht viel gewonnen werde. Natürlich muß auch in einem Zeitraume von 8 bis 10, ja 12 Stunden, wie er in den Städten wenigstens, den Kindern zum Schlafen nicht nur eingeräumt, sondern aufgedrungen wird, selbst bei der trockensten Diät, so viel Urin sich in der Blase ansammeln, daß dadurch eine unschickliche Ausleerung bewirkt werden kann, wenn sie nicht willkührlich und aus Uebung zurück gehalten wird. Doch spreche ich nur von einer gänzlichen Versagung des Flüssigen am Abend, die in der That oft eine Folter für die Kinder ist. Eine Einschränkung von dieser Seite ist eben so sehr anzurathen, als jede Ausschweifung im Genusse dieser Art, zumal der wirklich uriantreibenden Getränke, z. B. des Thees, tadeln würde, wie denn nicht minder derjenige mit Unrecht über nasse Betten sich beklagen würde, der die natürliche, jedem von selbst einfallende Vorsichtsregel, die Kinder jedesmal unmittelbar vor dem Schlafengehen zur Entledigung ihrer Bedürfnisse anzuhalten, nicht befolgen wollte.

Hannover Dr. Lodemann.

Was sagt man in England von den Kuhpocken? *)

Aus dem Gentlemans Magazine. Mai, 99. p. 380.
datirt Mai 8.

Als ich den folgenden Artikel in einer gedruckten Zeitung las, nahm mich die Idee seiner möglich wohlthätigen Folgen so ein, daß ich mich nicht enthalten konnte, das heilverkündende Zeitalter zu segnen, in wel-

*) Der Uebersetzer behält es sich vor, unter obiger Rubrik die Stimmen, welche jetzt in England über unsern Gegenstand lauter werden, zu sammeln und sie bald möglichst zur Bekanntschaft des deutschen Publikums zu bringen, sie mögen pro oder contra in Sachen der Kuhpocken ausfallen. Weitläuftige Abhandlungen hierüber — wie die des Dr. Jenner (welche das Publikum schon aus der Uebersetzung meines Freundes des Dr. Balhorn kennt,

welchem eine so glückliche Entdeckung gemacht worden:

Die Kuhpocken, heißt es daselbst, von denen man kürzlich so viel gesprochen hat, werden wahrscheinlich jene schreckliche Krankheit — die Kinderpocken — ausrotten. Eine beträchtliche Anzahl von Personen ist unlängst in der Hauptstadt zu dieser neuen Krankheit inoculirt. Alle haben sie bekommen, und sich in wenigen Tagen wieder wohl befunden, ohne die mindeste Beschwerde, ausser einigen am Arme erscheinenden Pusteln, zu spüren. Es ist ausserordentlich wirksam, da verschiedenen nachher die Pockenmaterie der Kinderblattern eingeimpft ist, und einige mit Personen in der ansteckendsten Periode in demselben Bette geschlafen haben, ohne daß irgend etwas darauf erfolgt wäre. Ich erwähnte indeß der Sache gegen einen meiner Freunde. Dieser machte mich auf folgendes satyrische Couplet aufmerksam:

Sieh Jenner dort, mit lorbeerreicher Stirn; a)
Sabrina's b) Wechselkuh gebiert sein Hirn.
Pasiphäen gefallen Venus Lieder,
Home c) weinet Erz, Earle c) schlägt die Augen nieder.

Ich äusserte die Meinung, diese Zeilen wären weiter nichts, als der muthwillige Ausbruch einer Dichterlaune; er aber verwies mich auf die nachstehenden Bemerkungen eines sehr schätzbaren Arztes. Diese, muß ich bekennen, haben meinen Glauben über den Gegenstand wankend gemacht. d)

kennt) sind von diesem Plane ausgeschlossen, als welcher nur eine Series von hieher gehörigen Auszügen aus den neuesten engl. Zeitschriften enthalten soll. In dem Verlauf aber des Kuhpockenprocesses bis zum Schluß der Akten wird Referent auf den Grundsatz halten: Tros Rutulusve (i. e. Homi-Vacco-ve Varioliste) fuat.

Dr. Holdete.

a) Der Verfasser führt, diesen Lorbeerreichthum zu beurkunden, die so erhabenen als poetischen Worte des genievollen Dr. Pearsons Enquiry on the Cow Pox, p. 3. an: Ich möchte nicht ein Lorbeerreis aus dem Kranze pflücken, der die Stirn des Dr. Jenner schmückt. „Voilà du sublime! Allem Streite abzuhelfen, setzt er hinzu: Et vitula tu dignus et hic.“ Shade of Pope. p. 42.

b) Dr. Jenner ist Arzt in Gloucestershire.

c) Zwei Wundärzte von inoculistischem Rufe.

d) Der lustige Lobredner, in welchem der Verf. das am englischen Horizont der Heilkunst aufgegangene neue Licht, dessen Einfluß sich auch in Deutsch-

Die Kuhpocken sind jüngsthin in England erschienen. Ein neues Gestirn in dem äskulapischen System! Es ward zuerst von den Provinzen aus bemerkt. Dort steht es lichtvoll da, daß die mauke e) versigen Hinterfüße des f) Pegasus sich selbst von unbewaffneten Augen beschauen lassen; jene verborgenen Theile dieser Constellation, welche sonst den Astronomen Räthsel aufgab, wenn die Frage vom Geschlechte des Pegasus war, und die weder Hipparch, noch Tycho, Hevel, Flamstead oder Herschel jemals entdecken konnten.

Die medicinischen Pythonisten sind dieses Phänomens wegen in ihrer Meinung getheilt. Große Ereignisse stehen bevor; einige prophezeihen: ein flätiges, maukefersiges Roß, werde alle bejahrte Gallertköpfe Galens über den Haufen werfen; andere: das englische Volk werde den Einwohnern der Wildnisse jenseit Cathay gleich werden, die das seltene und unnachahmliche Genie Johnnn Mandeville's sah, und, seiner Aussage nach, wild waren, mit gehörnten Häuptern, von gräßlichem Anblick, ohne Stimme, sich aber, wie die Säue, zusammen rotteten.

Wunderbare Dinge lassen sich in der That in allen Jahrhunderten sehen; der große Erasmus gedenkt eines

Deutschland von einigen medicinischen Observatorien her verspüren läßt, in vorstehendem Exordium ankündigt, scheint nur der — ein wenig verstärkte — Wiederhall jener Intonation zu seyn, worin die Lobredner der andern Seite ihre Entdeckung öffentlich bekannt machten.

Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, daß unter all den rednerischen Blumen ein sehr hornißartiges Wesen, der Satyriskus Persiflage seinen Stachel — oder — wenn man lieber will — ein rhetorischer Tropus seine Fühlhörner verberge, von dem aber, meines Wissens, kein Wort in Aphthonius sämmtlichen Chrien vorkömmt.

A. D. U.

e) Der Name einer eigenen Art Geschwüre an den Füßen der Pferde, mit aufgeworfenen speckigen Rändern, engl. grease, S. Ballhorns Vorrede zu Jenners Abhandl. von den Kuhpocken.

f) Die wunderbaren Wirkungen des englischen Maukfüßlers verrathen offenbar seine nahe Verwandtschaft mit dem Pegasus. Wenn dieser durch einen Hufschlag Wasser aus dem Felsen zapfte, so läßt jener Arznei aus seiner Kothe fließen. Der Grieche eröfnete nur eine Quelle für den gradus ad Parnassum, der Engländer eine Quelle des Heils; jener eine porta bonorum porta malorum, dieser eine porta malorum porta bonorum; der eine sorgte für das erkleckliche utile, der andere nur für das leidige dulce.

Beide

nes Mannes, mit Namen Philario, eines Italiäners, der in Holland stark von Würmern litt. So lange diese in seinem Körper waren, sprach er fertig holländisch. Als sein Arzt ihn von dem Uebel befreirt hatte, konnte er auch nicht ein Wort von jener Sprache mehr. Die holländischen Würmer und die holländische Sprache hatten ihn zugleich verlassen.

In dieser Kuhwuth (Cowmania) ist es nicht Grund genug, wenn man einräumt, daß die Kuhpocken auf einige Zeit die Anlage der Natur zur Empfänglichkeit für eine Pockenansteckung zu vermindern im Stande sind. Dasselbe thun alle die Haut interessirende Bestimmungen, katarrhalische Fieber und jede Arznei, welche eine Tendenz hat, jenes System, wie Sydenham sagen würde, zu depuriren. Wundärzte wissen, daß die erste Entzündung einer jeden Membran die heftigste ist, und daß ihre Wiederholung das Empfindungsvermögen tödtet. Aber keine Krankheit, der die Menschen mehr als einmal unterworfen sind, wie die Kuhpocken, kann allen Bedingnissen im menschlichen Körper so vollkommen entsprechen, daß sie den Kinderpocken gleich käme, die nie öfter als einmal befallen. Ausserdem heben die Blattern nicht die Anlage im Körper auf, die Kuhpocken zu bekommen. Und ist dies, so sind die Kinderblattern und Kuhpocken nicht analog, sondern durchaus verschieden. Die Kinderblattern sind ohne Zweifel ein Uebel; allein wir kennen den Umfang desselben, und sollten es lieber ertragen, als andern, die uns unbekannt, entgegen fliehn.

Die Einimpfung hat die Kinderblattern ihrer Schrecknisse entwaffnet und zähmbar gemacht. Ich habe in Westindien und Europa mehrere Tausende inoculirt; nie verlor ich einen Kranken. Vielleicht errege ich mir den Tadel meiner Zeitgenossen; auch würde ich kaum daran erinnert haben, gäbe es mir nicht gerade guten Anlaß, zu sagen: daß manche andere dasselbe mit demselben Erfolge gethan haben. Bedenkliche Zufälle bei den inoculirten Blattern sind ungewöhnlich selten; und wir wissen aus Erfahrung, daß jene Krankheit, recht behandelt, nichts der Gesundheit nachtheiliges zurücklässt.

Kann irgend jemand die Folgen verbürgen, Einführung einer viehischen Feuchtigkeit (bestial humour) — den Namen einer Krankheit, hoffe ich, verdient sie nicht, in den menschlichen

Beide befördern Industrie und Commerz. Wie Schade, wenn so gut der eine als der andere blos poetische Wesen, oder gar nur Steckenpferde wären.

A. D. U.

lichen Körper, nach einer langen Reihe von Jahren?

Ich rüge dieses ernsthafte Nichts (trifling) keineswegs, aus Mangel an Achtung für Männer von Kopf, noch um den Geist der Untersuchung nieder zu schlagen; allein die Lehre von Einimpfung der Krankheiten ist selbst den weisesten Männern noch dunkel, und ich möchte Aeltern warnen, ihre Kinder nicht Schlachtopfer des Experiments werden zu lassen.

Dr. Moseley's Abhandlung vom Zucker. S. 162.

Aus dem Monthly-Magazine. Jul. datirt Swansea, Jun. 10.

Da ich mich vor kurzem in Gloucestershire aufhielt, konnte ich natürlicherweise nicht umhin, den Ursprung der Kuhpocken zu untersuchen. Die schlichten und arglosen Aeusserungen der Molkenwärter (dacry-men) lassen mir keinen Zweifel übrig, daß es die Kinderpocken sind, welche ihr Durchgang durch das reinere Medium eines vierfüßigen Thiers gemildert hat. Ich fand allgemein, daß kurz vor Erscheinung der Pocken unter den Kühen, die Pocken auch in der Familie gewesen waren; und daß man da, wo sie auf eine beträchtliche Zeit aufhörten, sich zu zeigen, nichts von den Kuhpocken vernommen hatte. Dies war zweimal der Fall in meines Vaters Hause. Als seinen Kindern die Blattern eingeimpft wurden, impfte man sie auch den Milchmädchen. Bald darauf erkrankten die Kühe. Einige Zeit nachher bekam ein anderes Milchmädchen die Pocken, und in Monatefrist zeigte sich die Krankheit unter den Kühen. Nicht aber ließ sie sich zu einer Zeit unter den Kühen, und zur andern in der Familie sehen.

Um mehr Aufschluß und Gewißheit hierüber zu bekommen, habe ich Befehl gegeben, einer Kuh die Pokkenmaterie einzuimpfen. Sollte diese irgend einen Eiterausbruch hervorbringen, so bin ich gesonnen, die Kuhmaterie einem Kinde zu geben, und den Erfolg mitzutheilen. Wie? wenn im letztern Falle die Kuhpocken nur dadurch in ihre ursprüngliche Krankheit, die Kinderpocken, ausarteten, daß sie zu häufig durch den menschlichen Körper gehen? Sollte dies nicht ein Bestimmungsgrund für die Praktiker seyn, so oft als möglich die ächte Kuhpockenmaterie wieder zu nehmen?

W. Turton.

Aus dem Gentlemans Magazine Jul. datirt Jul. 11.

Da ich in einer mit Holländereien umringten Gegend (Landcashire) wohne, so habe ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben, einer in Ihrem Theile der Welt modernen Krankheit — den Kuhpocken, auf die Spur zu kommen, und das Resultat meiner

Bemühungen ist gewesen, daß mir auch nicht ein einziges Beispiel einer solchen Krankheit bekannt geworden, indem die ältesten lebenden Pächter nichts davon wissen. Eben so wenig wissen die Kur- und Grobschmiede dieser Grafschaft von maukefüßigen Pferden, die ihren Wärtern Schwären an den Händen verursachten, und scheinen verwundert, wenn ich ihnen von Kuhpocken erzähle, die ihren Ursprung Leuten verdanken, welche mit solchen schwärenden Händen die Kühe melken. Kurz, niemand will etwas von der ganzen Geschichte glauben. Ich bedauere es daher mit ihrem Correspondenten, daß nicht Männer vom Fache den Gegenstand untersucht haben, um das Publikum über die eigentliche Lage der Sachen zu befriedigen. Vieles muß noch in dieser Angelegenheit geschehen, und mich dünkt, sachkundige Männer sollten mit Vorsicht bei einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit zu Werke gehen, als dieser in der That werden kann. Denn bisher hat die ganze Geschichte mehr den Anschein eines Gaukelspiels, als einer unbefangenen, philosophischen Prüfung gehabt, und konnte nicht ohne Lächerlichkeit abgehen.

Gleich der Anfang in der Krankheitsgeschichte und ihr Verfolg von einem fußkranken Pferde zu den Händen eines Menschen, und von Menschenhänden zur Kuhzitze, und von der Kuhzitze wieder zur Menschenhand, konnte nicht andere, als unglaubwürdig und äußerst spaßhaft aussehen, zumal, da auch nicht der mindeste Beweis zu Gunsten der Geschichte angegeben werden konnte, nemlich der, daß überall nur eine Ansteckung aus dem Pferdefuße existire, denn es war gar kein Einimpfungsversuch daraus gemacht worden, als wovon gleichwohl die Krankheit herrühren soll.

In der That, dürfen wir anders der Nachricht einer Zeitschrift vom letzten Monate glauben, so wird nächstens ein praktischer Arzt die ganze Geschichte dieser gegenwärtigen Angelegenheit durch den Beweis umstossen, daß die Kühe nur von den Menschen, und nicht die Menschen von den Kühen angesteckt werden, und unter letztern nur dann die Ansteckung ausbreche, wenn die Kinderpocken herrschend sind. Wäre dies, was würde dann aus dem maukefüßigen Pferde? Wie sollen die Blattern von den Kuhpocken vertilgt werden? Diese Frage verdient noch erst Erörterung, und ist in jeder Hinsicht grossen Zweifeln unterworfen. Die Aufmerksamkeit des Publikums, welches sich durch Neuheit zumal alsdann hinreißen läßt, wenn man ihm Hofnungen vorspiegelt, eine so schreckliche u. allgemeine Plage, als die Blattern sind, zu vertilgen, sollte daher nicht durch Speculationen und Muthmassungen aufgeregt werden.

Dank

Dank verdienen von ihm deswegen die Männer, welche über die Leitung des Ganges der öffentlichen Meinung wachen, damit nicht ein alter gewohnter Pfad für einen neuen verlassen werde, bevor noch die Dornen und Disteln, wovon er starrt, weggeräumt sind.

Candidus.

Merkwürdiges Beispiel der Treue eines Hundes.

Aus dem Schreiben eines Deutschen in Paris, 30. Fruct. (16ten Sept. 1796.)

Ich habe diesen Platz (Revol. Platz) um ungestört meinen Betrachtungen nachhängen zu können, in einer der hellsten Nächte um halb 1 Uhr ganz allein besucht. Alles Geräusch hatte sich verloren, und das Rufen der Grenadierwache und das Rauschen der Seine war noch zu hören. Den Platz, einen der schönsten in der Welt, beleuchtete zauberisch der Mond, dessen Stralen den Helm auf der Bildsäule (der Freiheit) wie eine Glorie umgaben. Links liegt der große Quay und die Vorstadt St. Germain, rechts zwei prächtige Gebäude, zwischen welchen der Magdalenenkirchhof mit seinen Säulen die Aussicht schließt; dieser Kirchhof, wo Tausende der Geopferten schlummern, in einer Grube. Der Boden, auf welchem ich stand, war mit heiligem Blute benetzt, und nur noch ein Wesen, ausser mir, war hier anzutreffen. Dies Wesen, fühlender, als Tausende von denen, die kalt oder todt hier vorüber gehn, war ein Hund, der einst dem Admiral d'Estaing gehörte. Er folgte seinem Herrn ins Gefängniß, und dann aufs Schaffot. Man stieß ihn hier weg, er kam wieder, und war nicht von seinem Herrn zu trennen, bis ihm der Henker den Fuß zerschmetterte, und ihn herab warf. Seit diesem Augenblicke hat der Hund keinen Herrn mehr, und attachirt sich an keinen, er besuchte einige bekannte Häuser, wo er Futter erhält, bleibt aber nie lange an einem Orte. In der Stunde, wo sein Herr fiel, und des Nachts hinkt er auf den Revolutionsplatz, legt sich an den Ort, wo die Guilloeine stand, wimmert dann, und geht, immer unruhig und traurig, in die Stad zurück. Seit der Zeit, da wir uns zusammen auf dem Platze trafen, sind wir gute Bekannte, er ist, wenn ich ihm auf der Straße begegne, freundlicher, als gegen Fremde, geht aber doch nicht mit mir, so viel Mühe ich mir auch schon gegeben habe. —

Hannöverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 17ten Februar 1800.

Ueber die Diebstähle der Gelehrten.

Nirgends ist die Lehre vom Privatrechte auf eine verschiedenere Art ausgelegt und angewandt worden, als bei der Frage: in wie ferne ein Schriftsteller seine Werke als sein Eigenthum ansehen könne?

Ein schriftstellerisches Produkt, behaupten einige, kann, als Object betrachtet, nie als ein Gegenstand des Eigenthums angesehen werden; denn alsdann müßte es etwas Körperliches seyn. Der Gedanke eines Menschen ist von der Art, daß er nie ein Gegenstand eines Rechtsverhältnisses werden kann; das Papier, worauf er geschrieben oder gedruckt ist, gehört jemand; aber wer dieses gebrauchen darf, der kann auch mit dem Gedanken juristisch machen, was er will, ihn andern mittheilen, ihn verbessern, und verändern. *)

Dagegen wenden die Gegner ein, daß die von dem Schriftsteller vorgetragene Wahrheiten, vermöge der Erwerbungsart erst sein Eigenthum, und dann, vermöge eines Vertrags, bedingungsweise das Eigenthum des Verlegers geworden wären, der einen Theil seiner Rechte dem Käufer überläßt, so, daß ein Werk zugleich als ein Eigenthum des Schriftstellers, des Verlegers und des Käufers angesehen werden muß.

Beide Behauptungen sind, je nachdem sie angewandt werden, falsch oder richtig.

Wenn eine jede Benutzung der Gedanken eines andern für einen gelehrten Diebstahl gehalten werden soll, so haben nicht nur alle Schriftsteller, sondern alle Menschen, dies Verbrechen begangen. Die Zeit, da man, nach *Mallebranche*, an angeborne Ideen glaubte, ist längst vorüber. Alle Kenntnisse, die der Mensch besitzt, hat er zum Theil durch eigene,

*) Hugo, Lehrbuch eines civilistischen Cursus. S. 232.

größtentheils aber durch die Benuzzung fremder Beobachtungen erlernt. Wenn er von dem, was er weiß, dasjenige, was er dem Umgange mit Menschen oder der Lektüre verdankt, wieder zurück geben sollte: so würde in der That nur ein geringer Vorrath von Ideen, die er sein nennen könnte, übrig bleiben. Selbst das Eigenthümliche, das in dem Style eines Schriftstellers herrscht, kann er, in diesem Sinne genommen, nicht als sein Eigenthum ansehen, weil schon die oberflächlichste Prüfung ihn lehren wird, daß allein durch die Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche in fremden Werken, und durch das Eindringen in ihre innere Vollkommenheiten das Eigenthümliche in seiner eigenen Darstellungsart sich allmälig entwickelte, und der Styl seine Bildung erhielte.

Das weite Feld der Gelehrsamkeit ist für die Gelehrten das, was für Wilde, die keine bleibende Wohnstelle haben, und keinen Ackerbau treiben, die wüste Gegend ist welche sie durchziehen, eine res communis. Niemand darf einen Fleck mit einem Zaune umgeben und sagen: dies ist mein Eigenthum! Weder ein Gelehrter allein, noch eine Gesellschaft von Gelehrten, oder ein ganzer Stand hat das Recht, einen Zweig von Gelehrsamkeit, ausschließend bearbeiten zu wollen. Um über theologische Gegenstände zu schreiben, braucht man nicht ein Theologe zu seyn, und der Krieger muß es sich gefallen lassen, daß ein Uneingeweiheter über seine Kunst urtheilt.

Daß ein Gegenstand bereits bearbeitet worden ist, verhindert einen andern Schriftsteller nicht, seine Feder mit ihm zu beschäftigen. Welcher Gegenstand kann durch eine einzige Darstellung ganz erschöpft werden? Es giebt der Standpunkte so viele, die immer neue Ansichten gewähren! Und gesetzt auch, der Nachfolger ginge ganz den Weg seines Vorgängers: so kann doch in seiner Darstellung etwas Eigenthümliches liegen, wodurch sie sein Eigenthum wird.

Niemand hat es getadelt, daß Bürger den Stoff zu seiner Leonore von einem alten Volksmärchen entlehnte; daß er, nach dem Beispiele so vieler Dichter, das von Pope so glücklich bearbeitete Sujet, Heloise au Abelard, auch erwählte, oder nach Boufflers Prose, die Königin von Golkonde, schrieb. Wenn die Critik das Unternehmen, von Ramler, die Geßnerschen Idillen in Reime zu bringen, tadelte; so war es nicht, weil sie es für unrecht hielte, sondern weil der Versuch mißglückte.

Racine, und in unsern Tagen, Göthe, haben das nemliche Sujet bearbeitet, das vor Jahrtausenden Euripides auf die griechische Bühne brachte. Man bemerkt in den Arbeiten

beiten der beiden Dichter, eine oft bis ans Wörtliche gränzende Nachahmung ihres Vorgängers. Göthens Iphigenia hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Tasso, und das Lebewohl, womit sich das deutsche Stück schließt, ruft lebhaft das Helas, womit bei der Berenice von Racine der Vorhang fällt, ins Gedächtniß zurück.

Diese Art, nachzuahmen, giebt keinen widrigen Eindruck; durch eine Vergleichung der eigenthümlichen Schönheiten wird im Gegentheil der Genuß erhöhet. Es erfordert auch gewiß eben so viele Kunst, ein Meisterstück nachzuahmen, ohne daß die Copie dem Original nachsteht, als der Urheber einer neuen Schöpfung zu seyn.

Alle Gegenstände, bei welchen es auf Wahrheit der erzählten Facta, oder auf Genauigkeit der Untersuchung und Bestimmtheit der Begriffe ankömmt, gewinnen unstreitig durch eine öftere Bearbeitung. Oftmals läßt sich das Dafür und Dawider nur durch eine sorgfältige Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Meinungen heraus bringen, und es ist daher wahrer Gewinn, wenn ein und der nemliche Gegenstand viele Federn in Bewegung setzt.

Es ist wahr, die Zahl der bereits vorhandenen Werke, wird dadurch bis ins Unendliche vervielfältigt; man kann aber mit Recht die Frage aufwerfen: ob dies ein Nachtheil sey? Die Wahrheiten müssen, wenn sie für jedermann genießbar werden sollen, auf mancherlei Art zubereitet werden. Was dem einen in dieser Gestalt gefällt, mißfällt dem andern. Je mehr eine Wahrheit bearbeitet worden ist, um so eher findet sie Eingang. Eine Schrift, wie z. B. Montesquieu esprit des loix, ist dem Sauerteig ähnlich, der nur durch eine Vermischung mit vielen fremden Bestandtheilen dem großen Haufen genießbar wird. Rousseau verglich einst diese Art von Schriften mit der Gouvernante, die das Brod unter die Kinder vertheilt. Man kann zur Vertheidigung der Vielschreiberei sich auf den Ausspruch der Frau von Sevigne berufen, die, als jemand ihr sagte, daß ihre Tochter alle Schriften ohne Auswahl lese, antwortete: Pour Pauline, cette devoreuse de livres, j'aime mieux, qu'elle en avale de mauvais, que de ne point aimer a lire. Für die Nachwelt hat man von dieser Menge von Schriften nichts zu befürchten; nur die Werke des Genies bleiben, die übrigen sinken wieder in die Nacht der Vergessenheit zurück.

Die Schriftsteller haben sich zu allen Zeiten die Freiheit genommen, fremde Schriften zu citiren, sie mit Anmerkungen zu begleiten, zu widerlegen, zu beurtheilen, und sich auf die Authorität anderer Schriftsteller zu berufen. Der Gebrauch hat die Regel eingeführt, den Namen der

und die Seite zu bemerken, aus welcher die angeführte Stelle genommen ist. Der Leser kann diese Aufmerksamkeit als ein Recht verlangen, in so ferne das Nachschlagen dieser Stellen zur weitern Aufklärung des Gegenstandes dienen kann. Dem Autor der Schrift, welche angeführt ist, muß es übrigens ganz gleich seyn, ob der Schriftsteller für gut findet, zu bemerken, daß er gerade seine Schrift benutzt habe, denn, indem er seine Gedanken durch den Druck in Umlauf brachte, stand es jedem Käufer frei, sie nach Gutdünken zu benutzen.

Der Neid, der so, wie an allen Verdiensten, auch an dem Schriftstellerruhme nagt, hat es den Schriftstellern immer zum Verbrechen anrechnen wollen, wenn sie irgend ein schon gebrauchtes Bild wieder benutzten, oder von irgend einer Redensart oder Wendung Gebrauch machten, die bereits vorher in andern Schriften angewandt war. Mit dem Eifer, der ehemals die Adepten beim Streben, den Stein der Weisen zu entdecken, beseelte, hat Ferriar in seinen Illustrations of Sterne, die gelehrten Diebstähle dieses großen Schriftstellers nachgesucht. Wir sehen ihn in den fast vergessenen Schriften eines Rabelais, d'Aubigné, Boucher u. s. f. mühsam eine gute Stelle aufsuchen, die nur eine entfernte Aehnlichkeit mit jenen anatomischen Zeichnungen des menschlichen Herzens hatte, welche Sterne's beredte Feder der Welt schenkte. Wozu dieses ängstliche Bestreben? Wollte er sich der Welt als einen gelehrten Ausleger bekannt machen, warum wählte er dann nicht ein historisches Werk zum Gegenstande seiner Kritik? Oder wollte er unter Yoricks Flügeln zur Unsterblichkeit empor sich schwingen?

Voltaire glaubte, über Montesquieus hellglänzendes Licht ein Dunkel verbreitet zu haben, wenn er der Welt die wichtige Entdeckung mittheilte, daß er die schöne Erklärung vom Despotismus: Quand les sauvages de la Louisiane, ne veulent avoir du fruit, ils coupent l'arbre au pied, et cueillent le fruit, einem unbekannten spanischen Roman verdanke. Wie sehr würde er gezürnt haben, wenn er erfahren hätte, daß man die Entstehung seiner Henriade, auch einem Plagiat zuschreiben würde. In wie vielen Schriften finden wir nicht bemerkt, daß es außer der Voltairischen noch eine zweite Henriade giebt, die 100 Jahre früher von einem Italiener, Namens Julius Malmignati verfertigt worden ist, und die mit der ersten sich auf die nemliche Art endigt. Ohne die Schönheit der jüngeren Schwester, würde die ältere wohl längst vergessen seyn. Wirklich findet man selbst in den vorzüglichsten Bibliotheken diese älteste Henriade nur selten.

Gegen den Vorwurf, auf diese Art sich eines gelehrten Diebstahls schul-

lig gemacht zu haben, kann der Schriftsteller mit jenem Dichter antworten:

Semblable a l'abeille en nos jardins
eclose,
Des differentes fleurs j'assemble et
je compose,
Le miel, que je produis. —

Mit dem nemlichen Rechte könnte der Verfasser der italiänischen Posse, welche Milton zuerst den Gedanken eingab, das verlorne Paradies zu schreiben, oder die Mönche auf dem Capitol, die durch ihr Läuten zur Vesper, Gibbon zuerst auf die Idee brachten, Roms Fall zu beschreiben, beide Meisterstücke als ihr Eigenthum in Anspruch nehmen.

Ein anderer seltsamer Vorwurf ist, wenn man den Schriftsteller beschuldigt: er sey nur das Werkzeug, die Ideen eines andern in Umlauf zu bringen. Diese Art der Verläumdung war schon im Alterthum bekannt. Plato machte man bekanntlich den Vorwurf, daß seine politischen Ideen mehr dem Socrates, als ihm angehörten; auch giebt sich Aristoteles vorsetzlich das Ansehen, bei seinen Einwürfen dagegen immer nur diesen seinen Lehrer anzuführen, ohne des Autors selbst zu gedenken.

In neuern Zeiten hat sich mehrmals der Fall ereignet, daß ein Professor wider seinen Willen sein Compendium von einem seiner Zuhörer im Druck erscheinen sah. Geschah dies unter dem Namen des Professors: so konnte diese Herausgabe allerdings ein Gegenstand einer gerichtlichen Beschwerde werden, denn niemand hat das Recht, jemanden, ohne seine Einwilligung, in die Schriftstellerwelt einzuführen. In so ferne der Herausgeber sein Werk aber dem Unterrichte verdankte, so konnte er es als sein Eigenthum ansehen, obwohl er dadurch eine Dürftigkeit des Geistes verrieth, die verhinderte, daß er keine Ansprüche auf litterarischen Ruhm machen durfte.

Betrachten wir ein schriftstellerisches Produkt aber als etwas Materielles: so ist es unläugbar, daß dem Autor immer noch nach dem Verkaufe seines Buchs, ein, wenn gleich beschränktes Eigenthumsrecht zusteht.

Die Schriftsteller geben zwar nicht immer bei der Angabe der Gründe, die sie bewogen haben, die Feder in die Hand zu nehmen, aufrichtig zu Werke. Viele wollen uns überreden, daß nur Liebe zur Wahrheit allein, ihr Bewegungsgrund gewesen sey; und wenn sie vollends kein anderes Motiv gehabt haben, als wie Parny von der Entstehung seiner Gedichte sagt: die Hofnung nemlich, daß die Schönen ins Geheim seine Gedichte lesen, und die gefühlvollen Geliebten ihrem zerstreueten Liebhaber die zärtlichsten Stellen bemerklich machen werden: so dürfen sie sich über den Nachdruck nicht beschwe-

schweren; wenn anders der Buchhändler nichts dagegen einzuwenden hat. Wir wollen auf der andern Seite aber auch nicht glauben, daß Geldgewinn allein, jemals einen Beweggrund zur Schriftstellerei abgeben könnte, denn sonst hätte jener Buchhändler Recht gehabt, der ein bereits bezahltes Manuscript ungedruckt verbrannte, weil er behauptete: was ich gekauft habe, ist mein, und mit dem Meinigen kann ich nach Gutdünken verfahren. Das Sicherste ist hier, mit Bürger den Mittelweg einzuschlagen, der zwar viel auf die Ehre rechnet, noch nach tausend Jahren, von den Kindern nach der Schule getragen zu werden, aber doch die Louisd'or mit in Anschlag bringt, welche ihm die Verleger baar bezahlen. Der Billigkeit nach, sollte daher der Nachdruck nicht statt finden. Weil aber die Schriftsteller keinen für sich bestehenden Stand im Staate ausmachen, sondern nur als Bürger desjenigen Staats, zu welchem sie gehören, den Schutz der Gesetze genießen: so kann der Staat sie auch nur, so weit sein Gebiet reicht, vor dem Nachdrucke sicher stellen.

So lange daher keine Verbindung von mehrern Staaten, den Nachdruck nicht zu dulden, Statt findet, bleibt dem armen Autor und dem Verleger kein anderes Mittel, als das sehr unedle Schimpfen übrig, wodurch sich der Nachdrucker aber eben so wenig, als der auf Plünderung ausgehende Araber in der Treibung seines Gewerbes abhalten läßt. Einen Beweis giebt uns der berüchtigte Nachdrucker zu Carlsruhe.

Eine solche Vereinigung der Staaten ist schon oft vorgeschlagen, ohne jedoch bis jetzt aus der Classe der frommen Wünsche getreten zu seyn. Sie könnte auch, wenn sie ganz unbedingt geschlossen würde, den Nachtheil veranlassen, daß die Gelehrten mit ihren Schriften gleichsam einen Wucher treiben, und so ein Monopolium sich anmaßeten, das der Staat doch keinem Bürger zustehen darf. Inzwischen ist unläugbar, daß, so lange dies Raubsystem begünstigt wird, unsere Meisterwerke nicht anders, als in dem ärmlichen Gewande erscheinen können, welches uns unsre Nachbarn, die Engländer, mit Recht vorwerfen.

Die Blätter des Tages, die Journale, Wochenschriften, Zeitschriften, Zeitungen, Magazine u. s. w. haben sich schon seit ihrer ersten Entstehung an, das Recht angemaßt, fremde Produkte ohne Scheu aufzunehmen. Sie gleichen den Corsaren in Algier, die das Beutemachen handwerksmäßig treiben. In so ferne manche nützliche Wahrheiten dadurch gemeinnützlicher werden, haben sie eine bedeutende Entschuldigung für sich. Dagegen ist ihre Dauer auch gemeiniglich dem Leben eines Schmetterlings ähnlich, der sich an einem schönen Morgen entfal-

tet,

ter, und oft am Abend nicht mehr ist. Die kleinen Betrügereien der Schriftsteller und Buchhändler, veraltete und im Laden liegen gebliebene Bücher, unter einem neuen Titel wieder in Umlauf zu bringen, Uebersezzungen für eigene Arbeit auszugeben, oder, wie vor einiger Zeit Mode war, auf dem Titelblatte von eigenen Werken aus dem Englischen zu setzen, oder Abhandlungen aus ganzen Sammlungen einzeln abdrucken zu lassen, und dergl. mehr, werden von den kritischen Blättern, wie wohl mehrentheils fruchtlos, nach Verdienst gerügt.

Der merkwürdigste litterarische Betrug ist gewiß der des Abbate Vella zu Palermo. *) Dieser gab vor, unter den arabischen Manuscripten des Klosters St. Martin in Sicilien mehrere seltene Werke entdeckt zu haben. Zuerst wollte er 17 von den verlornen Büchern des Titus Livius aufgefunden haben, wovon er aber nur ein unbedeutendes Fragment, das sich schon in den mehrsten Ausgaben dieses Schriftstellers befindet, drucken ließ. Nachher behauptete er, eine Sammlung vieler authentischer und officieller Briefe von arabischen Commandanten in Sicilien an ihre Obern in Afrika geschrieben, zu besitzen, die nichts Geringeres, als eine Geschichte von Sicilien, von der Zeit an, da die Saracenen im Jahr 827. zuerst auf dieser Insel landeten, in sich enthalten sollten. Er ließ diese Briefe wirklich unter dem Titel: Codice diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi, in 6 Bänden drucken; ein Werk, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Darauf ließ er ein anderes Werk unter dem Titel: Codex norman. drucken. Dies enthielte die Gesetzgebung der normandischen Fürsten, die nach den Saracenen auf Sicilien herrschten. Diesem Betrüger ward lange Zeit geglaubt. Der König von Neapel, der Pabst und der Erzbischof von Palermo überhäuften ihn mit Geschenken u. Schmeicheleien. Er erhielt eine einträgliche Pfründe. Die Gelehrten Guignes zu Paris und Eichhorn zu Göttingen ahndeten zuerst, daß Betrügerei im Spiele sey. Hager entdeckte 1794 den ganzen Betrug; jedoch nicht ohne viele Mühe, denn Vella hat die arabischen Manuscripte, die er aus dem Kloster St. Martin erhalten hatte, mit vieler Geschicklichkeit unleserlich zu machen gewußt. Nach der Uberführung seines Betrugs nahm ihm der König von Neapel seine Pension und seine Pfründe, und er ward auf 15 Jahre in eine Festung gesperrt.

Ein litterarischer Betrug, wenn es anders einer war, wie noch sehr unent-

*) Nachricht von einer merkwürdigen litterarischen Betrügerei, auf einer Reise nach Sicilien, im Jahr 1794.

unerwiesen ist, — der die größte Achtung verdient, ist der von dem Herausgeber der ossianischen Gedichte. Man weiß, daß Macpherson gleich nach der Herausgabe jener Gedichte beschuldigt ward, ihr Verfasser gewesen zu seyn. Johnson unternahm sogar eine eigene Reise nach den hebridischen Inseln, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und sein Zeugniß fiel bekanntlich gegen das Vorgeben des Macphersons aus. Dagegen kann man das Urtheil des berühmten Blairs für ihn anführen. Wie dem auch seyn mag, so hat dennoch das Urtheil des Gibbons, daß zu Ossians Gedichten ächte Bruchstücke zum Grunde liegen, manche Namen und Episoden, vorzüglich aber die geschickte Zusammensetzung der einzelnen Theile, Macpherson angehöre, viel wahrscheinliches.

Denken wir uns aber, so wie noch jetzt viele Engländer es thun, diesen schätzbaren Gelehrten, als einen Betrüger, so können wir ihm in der That die höchste Achtung nicht versagen, wenn wir sehen, daß er aus wahrer Liebe für sein Werk, seinen eigenen Ruhm hinten an setzte, und dies in einem Alter von 22 Jahren. Wie groß mußte sein Ruhm nicht steigen, wenn er sich als den Verfasser jener mit Recht bewunderten Gesänge der Welt bekannt machte! Wie sehr mußte es ihm die Critik nicht zum Vortheil anrechnen, daß er überall nicht gegen das Costume und gegen die Denkungsart der damaligen Zeit angestoßen habe, und zwar in einem so hohen Grade, daß sich auch nicht die Spur eines spätern Ursprungs ausfinden läßt! Aber so sehr auf der einen Seite dadurch sein eigener Ehrgeiz befriedigt worden, eben so sehr würde jene sanfte Rührung geschwächt worden seyn, die jeden Leser unwillkührlich ergreift, wenn er sich durch die ossianischen Gedichte um viele hundert Jahre zurück versetzt fühlt. Dann würde der Eindruck, den diese Gedichte erzeugen, dem Gefühle ähnlich gewesen seyn, das der Reisende beim Anblick der Löwenburg auf der Wilhelmshöhe bei Cassel empfindet. Obwohl die Kunst, unterstützt von der Natur, dort alles, was in ihrem Vermögen stand, aufgeboten hat, sich selbst dem Auge zu entziehen, so vermögen diese künstliche Ruinen doch nie die an Ehrfurcht gränzende Achtung einzuflößen, die sich bei dem Anblick der Ueberreste von schätzbaren Denkmalen der Vorzeit unserer Seele bemächtigt.

H. v. D.

Hannöverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 21ten Februar 1800.

Uebersicht

der in Hannover mit der Kuhpockenimpfung angestellten Versuche.

Die Kuhpocken a) sind ein Gegenstand, der jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit der medicinischen und unmedicinischen Welt beschäftigt. Unterzeichnete halten es deswegen für ihre Pflicht, einen kleinen Beitrag zu den Untersuchungen über diesen Gegenstand zu liefern, in-

a) Eine besondere Art von Verschwärung an den Eutern und Strichen der Kühe, die man in einigen westlichen Provinzen Englands bemerkt, und daselbst Kuhpocken nennt. Das melkende Gesinde wird dadurch angesteckt. Es bekömmt Schwären an den Händen, dem Handgelenk und den Vorderarmen, und dazu allgemeines Uebelbefinden. Schon längst war es Volkssage in England, daß eine solche Ansteckung das melkende Gesinde vor den wirklichen Blattern bewahre, bis endlich diese durch die Beobachtungen mehrerer Ärzte bestätigt ward. Doktor Jenner zu Berkeley in Glocestershire kam deswegen auf die Idee, statt diese natürliche Ansteckung abzuwarten, mit der von den Eutern genommenen Materie eine wirkliche Impfung vorzunehmen. Seinen Beobachtungen gemäß, die er im Jahre 1798. und 1799. bekannt machte, schützt diese Impfung nicht nur vor den wirklichen Blattern, sondern sie ist auch wegen der Milde der dadurch hervorgebrachten Zufälle, der wirklichen Blatternimpfung vorzuziehen. Zwei londner Aerzte, Woodville und Pearson, stellten auch zahlreiche Versuche an; ihre Beobachtungen stimmten mit den Jennerschen in der Hauptsache überein. Die engl. Aerzte bemerkten manche Aehnlichkeit in den Eigenschaften der Kuhpocken- und des wirklichen Blatterngiftes. Das Kuhpockengift z. B. verliert durch den Uebergang zum menschlichen Körper nichts von seiner ansteckenden Kraft. So eben erhalten wir vom Doktor Jenner Kuhpockenmaterie, deren Urstoff er vor neun Monaten von einer Kuh aufnahm. Mit der successive dadurch producirten Materie hat er in diesem Zeitraume alle seine Impfungen verrichtet. — Da man bis jetzt sich vergebens nach dieser Krankheit des Rindviehes in

dem sie dem hiesigen Publikum das Wichtigste aus ihren Beobachtungen über die Kuhpockenimpfung mittheilen.

Sie hatten Gelegenheit, vom Frühlinge bis zum Ablauf des Jahrs 1799. mehrere Versuche zu machen. — Die Kuhpockenimpfung ward nicht in jedem Falle mit Erfolg angestellt. Mehrere Kinder, z. B. die des Hrn. Uhrmacher Ahrens, wurden anfänglich ganz vergeblich geimpft, so, daß nach wenigen Tagen alle Spur von Impfung verschwunden war. Wahrscheinlich war das erhaltene Eiter, womit diese ganz vergeblichen Impfungen angestellt wurden, schon zu alt.

Aber selbst in den Fällen, wo die Impfung haftete, fand ein zweifacher Unterschied Statt: 1) Einige hatten die vom Doktor Jenner angegebenen charakteristischen Kennzeichen der Kuhpockenimpfstelle in vollem Maaße, und ungefähr 8 Tage nach verrichteter Impfung stellten sich deutliche Fieberbewegungen ein. Auf diese Art verlief die Krankheit bei 5 Kindern, nemlich dem des Hrn. Bock, zweiten Lehrers an der hiesigen Veterinärschule, dem des Herrn Sprachlehrers Kirchner, einem Pflegekinde der Frau Lippen, genannt Heinrich Georg, auf dem Berge wohnhaft, dem des Hrn. Silberdiener Colmann und bei einem Findlinge, im großen Wolfshorn in des Braumeisters Lübbe Hause wohnhaft. Diese so vollkommnen Impfungen verrichteten wir

Deutschland umfaßt, und sie deswegen für eine ganz eigenthümliche Krankheit der engländischen Kühe hielt: so verdient der Aufsatz des Herrn Dokt. Nissen zu Segeberg, über die Kuhblattern, (Schleswig-Holsteinsche Blätter für Polizei und Cultur, Jahr 1799., 6tes Stück, III.) eine desto größere Aufmerksamkeit. Herr Nissen beobachtete nemlich in dem Segebergschen Physikatsdistrikte die Blattern bei dem Rindvieh. Auch ihm sind Fälle vorgekommen, daß nach überstandener Kuhpockenkrankheit die wirkliche Blatternimpfung fruchtlos war. Herr Leibmedicus Weber hat einen gleichen Fall beobachtet. Beide Aerzte haben aber auch Beobachtungen vom Gegentheil. Man beobachtete 1) eine Gattung Kuhpocken, wo die Blasen an den Eutern schwärzlich, und 2) eine andere, wo sie gelblich waren. Nun vermuthet Herr Doktor Nissen, daß vielleicht nur die eine Gattung ächte Kuhpocken wären. Die in England herrschenden Kuhpocken sind bläulich. Wir wünschen sehr, daß Herr Leibmedicus Weber und Herr Doktor Nissen durch Versuche darthun mögen, ob die dort beobachteten Kuhpocken die wahren oder falschen (nicht vor den Blattern sichernden) sind. — Hrn. Nissens Aufsatz ist in einer durchaus würdigen, ruhigen und unparteiischen Sprache abgefaßt, so, daß man — bei der sich ihm oft darbietenden Gelegenheit, Kuhpocken zu sehen — wohl von ihm unter den deutschen Aerzten ganz vorzüglich Aufhellung dieses so interessanten Gegenstandes erwarten darf. — Nie ist wohl der Stachel der Satire den wissenschaftl. Fortschritten vortheilhaft. Immerhin mag er der Tod derselben seyn können; selbst da, wo ächter Scepticismus ihm neues Leben und Kraft gegeben hätte.

wir mit der im Frühlinge aus London erhaltenen Materie. 2) Bei andern haftete zwar auch das Impfgift. Seine Wirkungen waren aber geringe, unbedeutend — unvollkommen. Die Impfstellen zeigten freilich mehr als die einfachen Erscheinungen nicht giftiger Wunden, man bemerkte ein mit Lymphe gefülltes Bläschen, peripherische Röthe. *) Alle diese Erscheinungen waren aber nur verkleinert da. Am wichtigsten aber ist der Umstand, daß man bei allen diesen Impflingen kein Fieber, kaum etwas Unbehaglichkeit bemerkte, so, daß selbst der zärtliche Argwohn sonst sehr besorgter Mütter sie nicht für krank erklären konnte.

Diese unvollkommnen Impfungen würden indessen vielleicht ohne allen Verdacht in Hinsicht ihrer Fähigkeit: den wirklichen Blattern vorzubeugen, geblieben seyn, ja wir würden sie, trotz der so geringen, milden Erscheinungen, vielleicht für völlig genügend gehalten haben, wenn die Impfmaterie selbst uns nicht gleich anfänglich verdächtig geschienen hätte.

Alle diese unvollkommnen Impfungen wurden nemlich mit einer, durch das zuletzt aus London auf Lancetten erhaltene Gift hier producirten Materie verrichtet. Wir versuchten nemlich die Impfung durch den Stich mit der londner Materie vergebens. Die Impflancetten wurden nun über den Dampf von warmem Wasser gehalten, und die Materie wurde möglichst von ihnen abgekratzt. Wir impften damit mittelst eines Blasenpflasters einen Knaben (den ältesten Sohn des Hrn. Uhrmacher Ahrens, den wir schon vor einigen Monaten völlig ohne allen Erfolg geimpft hatten, dessen Aeltern aber bei der innigen Ueberzeugung, eine — wenigstens unschuldige, vielleicht fruchtbare Tendenz dadurch zu begünstigen, gern einen nochmaligen Versuch verstatteten).

Für diesmal haftete zwar die Impfung; die Impfstelle ergoß aber gleich vom Anfange eine große Menge lymphatischer Feuchtigkeiten.

Weil es uns nun gänzlich an engländischer Materie fehlte: so verrichteten wir alle nachherigen Impfungen mit der aus der Impfstelle des Ahrensschen Kindes aufgenommenen Materie.

Unser Raisonnement sagte es uns im Voraus, daß wir von dieser so diluirten Materie uns wenige Wirksamkeit versprechen dürften; doch hielten wir diese Materie zur Berichtigung und Aufhellung der Wissenschaft, noch immer eines Versuchs werth, obgleich wir den Aeltern, welche die Kuhpockenimpfung bei ihren Kindern wünschten (dem Herrn Capitain Hagemann, Kaufmann Capelle, Canzlist Wegener) es vorhersagten, daß wir wenig Zutrauen

*) Die Beschreibung folgt unten vollständig.

in die Wirksamkeit des Eiters setzten, aber es noch immer der Mühe werth hielten, einen Versuch damit zu machen, daß aber erst die wirkliche Blatterninoculation zeigen würde, ob auch diese sehr unvollkommene und gar nichts bedeutende Kuhpockenimpfung ein Präservativ seyn könne.

Wir überschickten auch unter andern davon an Herrn Doktor Sybel zu Brandenburg, an Heren Regts. Chirurgus Ziehen zu Hameln, und in der Mitte Decembers an den Hrn. Doktor de Carro, einem genfer jetzt in Wien lebenden Arzte, dessen Versuche in der bibliothèque britannique de Genève, deren Mitarbeiter er ist, bald erscheinen werden. Wir äusserten auch Hrn. de Carro unsern gegründeten Zweifel in Hinsicht ihrer Wirksamkeit, so wie wir ebenfalls einigen hiesigen Aerzten, wie Herrn Doktor Strieglitz und Hrn. Dokt. Mühry dies bezeugten.

Wir selbst impften damit 9 Kinder ein; die Materie faßte bei ihnen zwar, d. h. sie zeigte sich an der Impfstelle etwas wirksam; aber ihre Wirkungen auf die ganze Constitution waren so gering, daß man verlegen war, die Kinder u pßlich zu nennen b).

Alle wurden durch einen Lanzettstich oder Riß geimpft.

Schon am 2ten Tage zeigte sich bei ihnen eine geringe Röthe, die den 3ten zugenommen hatte, und nun war schon eine Blatter gebildet; den 4ten zeigte sich schon Eiter in der Spitze, ohne daß die Entzündung im Umfange zugenommen, ohne daß sich jene besondere Härte, jene so bestimmt erhabenen, umschriebenen Ränder gebildet hätten, ohne daß die Spitze der Blatter sich eingedrückt gezeigt hätte. Den 5ten und 6ten Tag war etwas mehr dünner Eiter in der Blatter gebildet, ohne daß die Entzündung im Umfange zugenommen, ohne daß sich die mindeste Achseldrüsengeschwulst, noch irgend eine bemerkbare Fieberanwandlung gezeigt; den 7ten oder 8ten Tag bildete sich auf der Blatter ein Schorf, der langsam abtrocknete, und so endigte sich diese unvollkommene Pockenimpfung.

Eins dieser Kinder war die dreijährige Tochter des Herrn Capitain Hagemann vom Genicorps. Sie ward am 15ten November 1799. mit der vom Ahrenschen Kinde aufgenommenen Kuhpockenmaterie geimpft. Es zeigten sich die Wirkungen des Gifts in einem sehr gelinden Grade an der Impfstelle. Während des Verlaufs der Impfung zeigten sich hin und wieder auf dem Körper rothe schnell verschwindende Flecken und Stippchen, die auch nach Heilung der Impfstelle noch

b) Jenners fortgesetzte Beobachtungen über die Kuhpocken. Seite 108 der hannöverschen Uebersetzung.

noch erschienen. Man konnte aber keine Fieberbewegungen bei derselben bestimmt wahrnehmen c).

Da der Hr. Capitain Hagemann einen Mann, in dessen Hause im December 1799. die wirklichen Pocken waren, oft in Geschäften zu sich kommen ließ, und diese Blatterncommunication nicht vermieden werden konnte, da wir uns ferner vorzüglich bald zu überzeugen wünschten, ob diese so sehr unbedeutenden Zufälle, die von denen, welche Jenner und auch wir bei jenen 5 Kindern nach der Kuhpockenimpfung beobachtet hatten, so wesentlich verschieden waren, doch fähig wären, vor den wahren Blattern zu schützen: so entschlossen wir uns zu einem Gegenversuch mit der wirklichen Blatternimpfung; diese ward am 21ten December vorgenommen. Es zeigte sich aber, daß die natürliche Ansteckung durch oben erwähnte Communication schon erfolgt sey. Das Kind ward nemlich schon diesen Abend krank, und am 24ten, Morgens, zeigten sich die schönsten natürlichen Blattern, welche leicht überstanden wurden.

Dies Ereigniß bewegt uns, alle mit dieser Kuhpockenmaterie vorgenommenen Impfungen für völlig unwirksam zu erklären, weswegen wir denn auch Herrn Doktor de Carro in Wien sogleich davon benachrichtigten, und einem der Herren Aerzte in Celle, dem wir schon im Begriff waren, Materie zuzuschicken, dieselbe vorenthalten mußten.

Von den 5 oben erwähnten Kindern, bei denen wir die Kuhpockenimpfung für vollkommen wirksam halten, sind bis jetzt bei dreien Gegenversuche mit der wirklichen Blatternimpfung angestellt worden. Das Kind des Hrn. Sprachmeisters Kirchner, bei dem die Kuhpockenimpfstelle völligst der Jennerschen Abbildung gleich kam, ist bis jetzt noch nicht mit den Blattern geimpft worden. Wir halten uns aber so sehr von seiner Sicherheit vor den wirklichen Pocken überzeugt, daß im Fall bei ihm der Gegenversuch unsre Hofnung täuschen sollte, wir allen Glauben an die humane Entdeckung der engländischen Aerzte aufgeben, wir wenigstens allen Muth, diese Untersuchungen auf deutschem Boden weiter zu verfolgen, aufgeben würden d).

Wir theilen aus unserm Journal die vollständige Geschichte der 3 Impfun-

c) Pearson hält etwas Fieber für die Bedingung einer wirksamen Kuhpockenimpfung.

d) Es ist nicht allein die ächte frische Kuhpockenmaterie, die England bis jetzt, wie ein Monopol, zu besitzen scheint, sondern auch das Eigne dieses Landes, so viele Unternehmungen im Großen betreiben zu können, was diese Untersuchungen daselbst begünstigt.

pfungen mit, bei denen die Gegenverſuche ohne allen Erfolg von wirklichen Blattern blieben.

Erſter Fall.

Wir impften die Tochter des hieſigen zweiten Lehrers an der Veterinärſchule, Herrn Bock, nach einigen vergeblichen vorherigen Verſuchen am 28ten Mai 1799. Die Kuhpockenmaterie war vom Doktor Pearſon zu London überſchickt, der ſie am 15ten Mai d. J. von einem 7monatlichen Kinde aufgenommen hatte.

Wir verrichteten die Impfung vermittelſt eines kleinen Blaſenpflaſters; das Kind war 14 Monat alt, noch an der Bruſt, und hatte, Stickhuſten abgerechnet, noch keine bedeutende Krankheiten gehabt. Auſſer einigen Ueberbleibſeln eines catarrhaliſchen Huſtens ſchien es ſehr geſund zu ſeyn.

Wir drückten die etwa 2 Linien langen 3 Impffäden auf ein Heftpflaſter, benetzten ſie mit wenigem warmen Waſſer und legten ſie auf die ganz von der Epidermis entblößte Stelle; 2ter Tag (29ter Mai) durch das Heftpflaſter, worin wir einige Einſchnitte gemacht hatten, war viel wäſſerige Feuchtigkeit gedrungen. Diarrhoe, die, unſrer Einſicht nach, von Dentition herrührte, dabei Appetit und große Munterkeit. 3ter Tag (30ter Mai) wie geſtern. 4ter Tag (31ter Mai) die Diarrhoe hatte aufgehört. Die Impfſtelle war im Umfange etwa eine Linie breit entzündet, mit einer wäſſerigen Feuchtigkeit bedeckt, und ob wir gleich die Epidermis ganz weggenommen hatten, ſo hatte ſich doch am obern Rande der Impfſtelle ein Bläschen mit Lymphe angefüllt, in welches ſich die malpighiſche Haut zu erheben ſchien. Wir legten Charpie mit dem cerat. ſimpl. (aus reinem Baumöl und Wachs) auf. 5ter Tag (1ter Junius), die Blaſe war verſchwunden, die Entzündung im Umfange etwas ſtärker, die Impfſtelle hart, die Ränder nach der Mitte umgebogen und noch mehr erhaben, wie bei Impfſtellen wahrer Blattern, nur nicht trocken, ſondern mit einer dünnen Feuchtigkeit bedeckt. 6ter Tag (2ter Junius), es war viel Feuchtigkeit durch die Binde gedrungen. Die Impfſtelle wie geſtern. 7ter Tag (3ter Junius), die Entzündung im Umfange der Impfwunde war heute ſehr geringe. Es hatte ſich noch ſo viele Feuchtigkeit abgeſondert, daß die Binde feſtgeklebt war. Die Impfſtelle war noch eben ſo erhaben, wie geſtern. 8ter Tag (4ter Junius), Pat. war in der Nacht unruhig geweſen. Dieſen Morgen fanden wir weiter keine Veränderung, als daß die Entzündung im Umfange der Impfwunde ſtärker wie geſtern war. 9ter Tag (5ter Junius), dieſen Morgen bemerkten wir über dem ganzen Körper einen Ausſchlag, wovon mehrere Stellen, vorzüglich auf dem Rücken, dem Neſſelausſchlage ähnlich waren; nur waren die Stellen klein;

klein; die größten hatten den Umfang einer Kaffeebohne, und eine durchaus hellrothe Farbe. An den Extremitäten zeigte er sich meist als kleine rothe Knötchen, fast anfangenden wirklichen Blattern ähnlich, deren Umfang aber keine Röthe zeigte. In der Nacht hatte man nicht die Unruhe bemerkt. Der Puls war etwas gereizt, doch war das Kind äusserst munter und spielte wie gewöhnlich. Die Eßlust war etwas gemindert. Im Gesichte waren wenige dieser Knötchen, einige waren platt und von der Größe einer Linse. Um Materie aufzunehmen, hatten wir gestern trokkene Charpie auf die Impfwunde gelegt; sie war sehr festgeklebt, ließ sich indessen ohne Aeusserung von Schmerz abnehmen. Die Impfwunde war heute noch mehr erhaben, und die Röthe im Umfange noch etwas vermehrt. Gleich nach dem Verbinden spielte das Kind mit dem Arme, als wenn ihm gar nichts fehlte. Der Ausschlag schien zu jucken; es kratzte ihn oft. Es hatte viel geschwitzt. 10ter Tag (6ter Junius), die Nacht noch unruhiger, der Ausschlag weit stärker, auf dem Rücken so zusammengeflossen, daß er große Stellen bildete, die dem Nesselausschlage sehr ähnelten. Nur war die Röthe höher und allgemein über die Flecken verbreitet. Der Puls etwas gereizt. Dieselbe Munterkeit. Die Kranke hatte in der Nacht sehr geschwitzt und auch am Tage schwitzte sie. 11ter Tag (7ter Junius), die Nacht ziemlich ruhig. Der Ausschlag platt und sehr blaß, so, daß man nur noch seine Ueberbleibsel bemerkte.

Die Impfwunde war wenig mehr im Umfange entzündet, und in der Mitte sah sie wie rohes Fleisch aus, umher lag ein etwas dicklicher Wulst, der schon geheilt schien.

12ter Tag (8ter Junius), die Ueberbleibsel des Ausschlages waren meist verschwunden. Die Impfwunde war wie gestern. Der Schweiß dauerte noch fort. Die Impfstelle hatte ein etwas schwärzliches Ansehn. 13ter Tag (9ter Junius), wie gestern. Wir nahmen heute zum letztenmal Materie aus der Impfstelle auf. 14ter Tag (10ter Junius), die Impfstelle war wieder im Umfange mehr entzündet, und etwas mehr erhaben und eiterte wenig. Wir verbanden sie mit ungt. basil. c. merc. præc. rubro. 15ter Tag (11ter Jun.) Patientin sehr wohl. Nur die Impfstelle mehr im Umfange entzündet, bis in die Tiefe hart und sehr trocken, doch äusserte die Kranke bei vielem Betasten gar keinen Schmerz. Wir ließen ungt. neapol. sine terebinthin. im Umfange der Impfstelle einreiben und selbst darauf wischen, und dieselbe mit einem empl. de ran. c. merc. bedecken. 16ter Tag (12ter Jun.), die Impfstelle eiterte nicht; war aber nicht mehr ganz so viel im Umfange entzündet und hart wie gestern. Derselbe Verband. Sehr ruhige Nacht,

kein

kein Schweiß, große Munterkeit. 17ter Tag (13ter Junius), Härte und Röthe sehr gemindert. Von der wunden Stelle konnten wir heute eine dicke breiartige Masse abwischen. Seit mehreren Tagen äusserte das Kind nicht den mindesten Schmerz bei dem Verbinden. 18ter Tag (14ter Jun.), im Umfange fing Eiterung an. Inwendig wollte sich eine dicke Portion cutis lostrennen. Die Härte und Entzündung im Umfange war noch geringer. 19ter Tag (15ter Jun.), vermehrte Eiterung. Die Entzündung und Härte im Umfange fast weg. Wir verbanden mit dem ung. basil. 20ter Tag (16ter Junius), die Portion cutis war noch mehr losgetrennt und viel dickes Eiter saß auf der Charpie. In der Nacht vieler Schweiß. 21ter Tag (17ter Jun.) heute ging die Portion gänzlich heraus. 22ter Tag (18ter Junius) die Wunde sieht in der schönsten Eiterung und zeigt durch die zahlreichen Fleischwärzchen auf ihrem Boden die bevorstehende Heilung an. 23ter Tag (19ter Junius), die Wärzchen nehmen noch immer zu. 24ter Tag (20ter Jun.), der Boden der Wunde wird auffallend kleiner. 26ter Tag (22ter Junius), des ung. basil. ward noch immer zum Verband genommen, die Wunde eiterte sehr und die Fleischwärzchen hatten beinahe die Höhe der cutis. 27ter Tag (23ter Junius), heute war die Wunde fast gänzlich mit jungem Fleisch schön angefüllt. 28ter Tag (24ter Junius), im Umfange war die Heilung schon um eine Linie vorgerückt. 32ter Tag (28ter Junius), der Boden der Wunde hat nur noch ungefähr die Größe eines Dreiers, und die Haut reproduciret sich sehr merklich nach dem Mittelpunkt hin. 34ter Tag (30ter Jun.) bis auf einen Spendelknopf groß war die Wunde völlig geheilt. Am 1ten Julius völlige Heilung und das Kind sehr wohl.

Der Schluß folgt künftig.

Verbesserung:

Im 10ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre Seite 1635 Zeile 19 und 20 lese man statt größern Dehnbarkeit und Zusammenziehungskraft — größern Dehnbarkeit und mindern Zusammenziehungskraft.

Hannöverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 24ten Februar 1800.

Uebersicht

der in Hannover mit der Kuhpockenimpfung angestellten Versuche.

(Schluß.)

Bei dem Bockschen Kinde wurde der Gegenversuch mit der wirkl. Blatternimpfung im Jan. d. J. angestellt. Es erschienen keine Blattern.

Zweiter Fall.

Hrn. Silberdieners Kollmann achtmonatl., sehr gesunde Tochter, die von einer Ammie gestillt wurde, impften wir am 10ten Jun. 1799., Nachmittags, nachdem am Morgen ein kleines Blasenpflaster gelegt war. Die Impfmaterie war am 8ten d. M. von dem Bockschen Kinde aufgenommen. 11ter Junius, das Kind war ungewöhnlich blaß gewesen. 12ter Junius, munter, nicht blas. 13ter Junius, das Pflaster war gestern Mittag verschoben. Man hatte es zwar wieder aufgelegt, die Charpie aber war nicht wieder auf die wunde Stelle gekommen. Indessen sah diese Stelle eben so wie bei den andern aus. Neben der Impfwunde schien in der gesunden Haut sich ein Stippchen zu erheben.

14ter Junius, von dem Stippchen war nichts weiter sichtbar, und die Impfstelle beinahe geheilt. Wir legten deswegen nochmals Impfcharpie von Herrn Bocks Kinde aufgenommen, und weil wir damals schon fürchteten, diese Materie mögte wegen der starken Eiterung des Blasenpflasters zu schwach seyn, auch einen Faden von der Pearsonschen Materie auf. 15ter Junius, die Charpie war sehr fest geklebt. Wir erweichten sie mit Speichel und hoben sie bis zur Hälfte auf. Wir fanden die Stelle etwas röther, wie gestern, aber auf ihr gar keine Feuchtigkeit. 16ter Junius, wir nahmen die Charpie ganz weg. Die Stelle war etwas roth, aber heil. 17ter und 18ter Junius, die Stelle war nur noch wenig roth. Da wir die Impfung nun fruchtlos hielten, so sahen wir den 19ten und

20ten Junius das Kind nicht. 21ter Junius, das Kind schien etwas fieberhaft zu seyn; auf der Impfstelle schien sich ein Bläschen bilden zu wollen; vieler Durst. 22ter Junius, Blässe im Gesicht.

Da bei allen eilf zuletzt geimpften Kindern das Kuhpockengift gar nicht gehaftet hatte, so war auch in diesem Falle bei uns alle Hofnung dazu verschwunden, da nicht einmal eine Eschara mehr vorhanden war. Zu unserer Verwunderung fanden wir aber die Impfstelle nicht nur genäßt, sondern auf ihr auch ein erhabenes Knötchen von der Größe einer Linse. Dies Knötchen hatte einen umschriebenen Rand, und war oben auf der platten Spitze wund. Kurz, die Stelle hatte ganz das Ansehen, wie die bei dem Bockschen Kinde; nur war sie kleiner, und im Umfange derselben war keine Entzündung. Die gestrige Unruhe des Kindes rührte auch wohl mit von den Zähnen her, denn heute zeigte sich der erste Zahn.

23ter Junius, eine sehr unruhige schlaflose Nacht. Das Kind hatte viel geschrien. Die Impfstelle im Umfange entzündet, noch etwas härter und erhabener wie gestern. Am Ellenbogen des linken Arms (wo geimpft war) zeigten sich im Umfange einer flachen Hand eine große Menge kleiner Stippchen. Eine Entzündung in der Haut, oder etwas dem Nesselausschlage ähnliches bemerkten wir nicht. Die Impfstelle hatte wenig genäßt; das Kind war übrigens sehr munter. Ein zweiter Zahn brach durch. 24ter Junius, unruhige Nacht und wenig Schlaf. An der linken Schulter und auf dem Rücken viele kleine Stippchen in Gestalt kleiner erhabener Blätterchen (etwa Hitzblätterchen ganz junger Kinder) zwischen denen sich Flecken von der Größe einer Erbse oder Linse zeigten, eine Art von Urtication. Auch an den Schenkeln und auf dem Unterleibe zeigten sich diese Stippchen, doch sparsamer. Patientin hatte viel geschwitzt. Der Durchmesser der Impfwunde betrug heute einen Viertelzoll. Die entzündete sehr rothe Peripherie derselben enthielt eben so viel im Durchmesser. Patientin hatte vielen Durst. Am Abend war das Exanthem blässer. 25ter Junius, bis nach Mitternacht unruhig. Kein Schweiß. Die entzündete Peripherie betrug im Seitendurchmesser einen halben Zoll. Am Morgen war das Exanthem nach Art des Scharlachs fast zusammenfließend. Am Abend war es fast verschwunden. 26ter Junius, die Röthe des Exanthems nahm ab; nur an den Schenkeln war sie noch dieselbe. 27ter Junius, die Impfstelle hatte sehr genäßt; der Ausschlag war noch blässer. Die Nacht ziemlich ruhig. Wenig Schweiß. Um Materie aufzunehmen, wurde heute trockne Charpie aufgelegt. 28ter Junius, die

Nacht unruhig. Der Ausschlag verschwand immer mehr. Die Charpie klebte sehr fest; weshalb der Umfang mehr entzündet war wie gestern. Die Impfstelle nässte wenig. Sie ward mit unguent. basil. verbunden. 29ter Junius, die Impfstelle sehr feucht, im Umfange aber nicht so entzündet wie gestern. 30ter Junius, vom Ausschlage war wenig mehr sichtbar. Die Impfstelle nässte viel, war in ihrem Mittelpunkte unrein und im Umfange noch hart und roth. Das Kind übrigens wohl und munter. 1ter Julius, wir berührten den Mittelpunkt der Wunde mit Höllenstein, wornach Patientin keine Schmerzen äusserte. 2ter Julius, die Wunde hatte mehr genässt, und in der Mitte hatte sich etwas cutis abgetrennt. Das ganze Inwendige der Wunde wurde mit dem Höllenstein berührt, ohne daß das Kind Schmerzen äusserte. 3ter Julius, die Wunde naß. Ein Stückchen Haut, einer Erbse groß, hatte sich beinahe abgelöset. Am 7ten Julius war dies Stückchen ganz abgelöset und die Wunde ganz rein. 12ter Julius, die Stelle war heute mit einer Eschara bedeckt, und in wenig Tagen völlig heil.

Den 12ten September machten wir bei beiden Armen einen Lanzettenriß, der eben roth schien, und legten auf den linken Eiter von natürlichen Blattern vom 22ten August, und auf den rechten von inoculirten vom 22ten September; das letzte machten wir ausserdem noch naß, und rieben es in den Riß, welches wir nicht mit dem erstern thaten. Am 25ten Septemb. war der linke Arm ganz heil, ohne alle Spur von Impfung, der rechte aber eiterte, und die Epidermis hatte sich in der Breite von 2 Linien abgelöset. Die Stelle ward mit cerat. simpl. und einem Pflaster bedeckt. Das Kind war gestern und heute unruhig und hatte Diarrhoe — wahrscheinlich von Zahnen. 26ter Sept. die Stelle war noch etwas mehr entzündet, aber nicht hart, wie sie sonst zu seyn pflegt, wenn die Impfung glückt, und eiterte. 27ter Sept., wie gestern. 28ter Sept., die Entzündung geringer, wenig Eiter. 29ter Sept., es zeigte sich über der wunden Stelle wieder die Epidermis, doch war die Stelle noch etwas entzündet. Das Kind hatte in diesen Tagen noch immer Diarrhoe und mehrere Zähne waren dem Durchbruche nahe. 2ter October, die Stelle hatte wieder etwas geeitert und war mit einer Eschara bedeckt. 5ter October, sie war völlig trocken und nur noch eine kleine Eschara darauf bemerklich.

Bei Kollmanns Kinde ist es uns jetzt sehr wahrscheinlich, daß nicht das Eiter von Bocks Kinde, sondern das zuletzt noch angewandte Pearsonsche Eiter die wirkliche Kuhpockenansteckung hervorgebracht habe.

Dritter Fall.

Heinrich Georg, ein gesundes Kind von 3½ Jahren, wurde am 17ten Junius mit der Kuhpockenmaterie von Pearson geimpft, am rechten Arme mittelst eines Blasenpflasters, am linken durch einen Riß. 21ter Junius, das Gift schien zu haften, indem sich ein weißes Bläschen an jeder Impfstelle zeigte. 23ter Junius, gestern Abend um 8 Uhr hat man Fieberfröstеln bei dem Kinde bemerkt; Nachts 2 Uhr Hitze. 24ter Junius, die Impfstelle am linken Arm blaßroth, die Ränder etwas erhaben und nach dem Mittelpunkte eingedrückt.

Am rechten Arme hatte sich das Bläschen in eine gelblich weiße Fläche verwandelt; die Wunde war größer als das kleine Blasenpflaster, das zur Impfung genommen war. Die Wundränder aufgeworfen und hart. Der Durchmesser der Wunde betrug fast einen Zoll. Die rothe schöne Peripherie war einen halben Zoll breit.

25ter Junius, die rechte Achseldrüse sehr geschwollen und schmerzhaft. Die Wunde des rechten Arms war heute so sehr mit einer dicken eiterähnlichen Materie gefüllt, daß diese über die Wundränder erhaben stand. Die peripherische Röthe enthielt völlig zwei Zoll im Durchmesser. Das Kind hatte eine unruhige Nacht gehabt, war aber heute sehr wohl. Nur 108 Pulsschläge in der Minute. Die linke Impfstelle war trocken, und die Wunderänder schon niedriger. Die peripherische Röthe war weit ausgebreiteter, aber ungleich. Beide Wunden schmerzten bei der Berührung sehr wenig. 26ter Junius, man legte gestern Abend 9 Uhr in die rechte Impfwunde Charpie, um Materie aufzunehmen. Die Wärterin versicherte, um diese Zeit Fieber bemerkt zu haben. Bis gegen Morgen 4 Uhr war das Kind sehr unruhig gewesen. Die Röthe um der rechten Impfwunde hatte an Umfang und Härte noch zugenommen. Unter der rechten Achsel in der Gegend der 4ten und 5ten Rippe bemerkte man 3 blasse Bläschen, von der Größe eines Dreiers. Auch am linken Arme war die rothe Peripherie größer und härter. 120 Pulsschläge. 27ter Junius, die erwähnten Bläschen waren schon gestern Abend verschwunden. Die Wunden wurden wegen der starken Entzündung seit gestern mit kaltem Wasser fomentirt, wodurch die peripherische Röthe heute sehr vermindert war. Die Achseldrüsen noch immer geschwollen. Ausserdem wurden beide Wunden mit Digestivsalbe verbunden. 28ter Junius, in der linken Wunde zeigte sich etwas Eiter. Die rothen Peripherien wurden noch kleiner. Die Ränder der rechten Wunde waren sehr erhaben, doch ragte die gelbliche dicke Masse noch mehr hervor. Auf der

Peripherie zeigten sich eiternde Bläschen. Der Durchmesser der rechten Wunde betrug mehr als einen Zoll, und wurde mit Neapelsalbe verbunden. 29ter Junius, das Kind hatte sehr gut geschlafen. Gegen hundert Pulsschläge. Die rechte Wunde hatte beinahe anderthalb Zoll im Durchmesser; die Oberfläche derselben lag fast wie eine Halbkugel in den sehr erhabenen Rändern. 30ter Junius, die dicke gelbliche halbkugelförmige Masse am rechten Arme hatte sich losgetrennt und die rothe Peripherie war fast ganz verschwunden. Auch die Wundränder waren weniger erhaben. Auf der Oberfläche der Wunde zeigten sich Fleischwärzchen. Sie ward mit ungt. basil. verbunden. Die Achselgeschwulst war gänzlich verschwunden. An der linken Impfstelle war noch etwas Geschwulst bemerklich. 2ter Julius, die Oberfläche der rechten Impfwunde war völlig eben, und enthielt einen Zoll im Durchmesser, die Ränder waren auch fast gar nicht mehr erhaben. Sie eiterten noch immer. Die linke Impfstelle zeigte nur noch eine mit einer Eschara bedeckte kleine Erhabenheit. 9ter Julius, die rechte Wunde nahete sich der Heilung Am linken Arm fiel die Eschara heute ab. —

Am 24ten August wurden diesem Kinde die wirklichen Blattern eingepfropft. Die Impfung blieb ohne allen Erfolg.

Noch müssen wir vor dem Schlusse dieses Aufsatzes die Bemerkung hinzufügen, daß die Impfung durch den Lanzettenriß und Stich weit dem Blasenpflaster vorzuziehen sey, weil dann die Impfwunden weit früher heilen und nicht die ausgebreitete starke Entzündung und Eiterung veranlassen; daß wir in keinem Falle die Anwendung innerer Arzneimittel für nöthig befunden haben.

Im Januar dieses Jahrs haben wir wiederum von den Herren Doktoren Pearson in London und Jenner in Berkeley Kuhpockenmaterie erhalten, und bis jetzt damit fünf Kinder geimpft*), bei welcher es völlig gehaftet, und deren Geschichte wir zur gehörigen Zeit öffentlich mitzutheilen die Absicht haben.

Hannover, den 6ten Februar 1800.

G. F. Ballhorn,
Doktor.

C. F. Stromeyer,
Hofchirurgus.

*) Und noch in diesen Tagen 11 Kinder, bei welchen es ohne Zweifel auch haften wird.

Ueber

Ueber die Pflanzen,
deren sich die alten Völker Europa's bei Vergiftung ihrer Pfeile bedienten.

Aus dem Französischen. *)

Alle von der Jagd lebenden Völker haben im vegetabilischen Reiche schnell wirkende Gifte gesucht, in welche sie ihre Pfeile tauchten, um den Thieren, welche ihre Nahrung ausmachen, desto sicherer den Tod zu geben.

Die meisten Geschichtschreiber haben es versäumt, uns mit den Pflanzen bekannt zu machen, deren sich unsere Vorfahren in den frühesten Zeiten zu diesem Zweck bedienten. Durch Zufall traf ich in zwei spanischen Werken auf Stellen, die viel Licht über diesen interessanten Gegenstand verbreiteten.

Das erste derselben hat den Titel: Synopis stirpium indigenarum Arragoniae, 1779., deren Verfasser sich blos durch die Buchstaben C. A. R. gebohren aus Sorragossa, unterzeichnet. Dieser Schriftsteller citirt ein Manuscript von Cienfuegos, seinem Landsmann, welcher dies 1518. über die Pflanzen Arragoniens schrieb. In diesem erzählt er, daß die spanischen Jäger noch zu seiner Zeit ihre Pfeile zu vergiften pflegten. Das Gift sey so stark gewesen, daß der Jäger seiner Beute gewiß gewesen wäre, wenn ein Thier nur damit berührt worden sey. Die Pflanze, woraus man es bereitete, war Veratrum album (weißer Nießwurz), die auf den Alpenweiden sehr bekannt ist. Uberdem besaßen die Jäger noch eine besondere Geschicklichkeit, diese Pflanze zu jenem Zwecke zuzubereiten.

Das andere Werk ist die Histoire de la guerre de Grenada, sous Philippe II., von Mendoza. Dieser Schriftsteller, dem die Spanier wegen der Reinheit seiner Erzählung, seiner ausgezeichneten Unpartheilichkeit und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, ausserordentlich schätzten, sagt, daß das Gift, dessen sich auch zu seiner Zeit (im Anfange des 17ten Jahrhunderts) die Jäger seines Landes bedienten, in den Gebürgen von Bejar und Guadarrama aus schwarzer Nießwurz in dem dortigen Theile von Spanien, el zumo de vedegambre genannt, bereitet wurde. Man machte daraus einen Extract von rothbrauner Farbe. Zu dem nemlichen

*) Biblioth. physico-economiq. Annee 1797.

chen Endzwecke bedienten man sich in den hohen Gebürgen des Königreichs Granada einer andern einheimischen giftigen Pflanze, welche die Einwohner schlechtweg Yerva nennen, das heißt die vorzügliche Pflanze. Dies ist Aconitum lycoctonum, welches, wie das Veratrum, auf sehr hohen Bergen wächst.

Die Zufälle, welche die mit vergifteten Pfeilen verwundete Thiere bekommen, sind nach Mendoza die nemlichen, man mag Helleborus oder Aconitum dazu gebraucht haben. Sie bestehen in einer plötzlichen ausserordentlichen Schwäche, Frost, Ersterben der Glieder, Blindheit; der Mund ist schäumend und in einem convulsivischen Zustande. Mendoza sagt, man gebrauche als Gegengift mit glücklichem Erfolge zwei Pflanzen, die er aber blos mit den spanischen Namen: Membrillo und Retama bezeichnet.

Nachdem ich diese beiden Stellen gelesen hatte, wollte ich sehen, was Haller in seiner Histor. stirp. indig. Helvetiae (ins Französische übersetzt von Vicat), und besonders in dem Theile des Werks, der von den Eigenschaften der Pflanzen handelt, von den erwähnten Pflanzen sagt.

Trägt es sich zu, sagt er, daß das Gift von Veratrum ins Blut dringt, ohne etwas von seiner Stärke verloh-

ren zu haben, so erfolgt der Tod sogleich, selbst wenn es auch nur durch eine leichte Wunde in den Körper gekommen ist. Man hat Gelegenheit gehabt, dies zu der Zeit zu bemerken, da die alten Portugiesen die Gewohnheit hatten, ihre Pfeile mit dem Safte dieser Pflanze zu vergiften. Matthiole hat diese Beobachtung durch seine Erfahrungen bestätigt. Entsteht der Tod auf diese Art, so nimt die Fäulniß einen so schnellen Gang, daß, sobald die Respiration aufgehört hat, auch das Fleisch schon weich ist. Guilandinus redet auch von einem Gifte, welches die Spanier aus dieser Pflanze bereiteten.

Ein Decoct von zwei Drahmen der Wurzel von Veratrum in die Adern eines Thiers injicirt, verursachte demselben auf der Stelle Convulsionen, tödliches Erbrechen und fast sogleich einen Zustand von Fäulung.

Nach Haller hat der spirituense Aufguß mehr Kraft, als der Wasseraufguß, und dieser mehr als das Decoct und Extract. Wahrscheinlich liegt also die Kraft dieser Pflanze in den volatilen Theilen, welche durch das Kochen verflüchtigt werden.

Bei dem Articul Hellebor. viridis Linn. sagt Haller, daß auch diese Pflanze zur Vergiftung der Pfeile gedient habe. Er citirt Monardus, welcher sagt, daß ein Hahn, dem

man

man einen Spahn davon durch den Kamm gesteckt habe, gestorben sey. Schwerlich kann man indessen dieser Pflanze eine solche zerstöhrende Kraft zuschreiben, da man seit der Zeit von Columella die Wurzel gebraucht, um den Thieren, vorzüglich am Halse, Fontanellen damit zu legen.

Göttingen. C. F. A. Müller.

Von der Mästung der Gänse.

Man sucht diejenigen Gänse von der Heerde aus, welche die dünnsten Hälse und kleinsten Köpfe haben, weil diese weibl. Geschlechts sind, zarteres Fleisch haben, und sich am leichtesten fett machen lassen. Diese sperrt man in einem engen Stalle ein, und füttert sie nach Befinden 14 oder mehrere Tage mit zerstoßenen Möhren, wobei sie weder Mangel an hinlänglich frischem Wasser, noch an genugsamer Streue leiden dürfen, und nach Verlauf von ungefähr 14 Tagen fängt man an, sie mit Gerstenschrot, welches jederzeit etwas angefeuchtet werden muß, zu futtern, und mit dieser Fütterung fährt man gleichfalls etwa 14 Tage lang fort, binnen welcher Zeit die Gänse ziemlich fett und zur Speise recht gut seyn werden. Auch ist es gut, wenn man ihnen in ihre Saufträge öfters groben Sand mit hineinschüttet.

Die an manchen Orten übliche Art, Gänse mit Kartoffeln zu mästen, ist von keinem Nutzen, weil diese Thiere dieselben weder roh noch gekocht gerne fressen.

Eine andere Art, die Gänse zu mästen, geschieht mit Nudeln, welche man von grobem Mehl und Wasser macht. Und nun bei dem Mästen der Gänse die Größe der Leber zu befördern: so nimt man 2 Maß Gerstenschrot, ein halbes Maaß grobes Mehl, für 2 Pfen. Pfeffer, halb so viel Ingber, und Salz, so viel man mit 3 Fingern fassen kann, macht mit Wasser einen Teig daraus, und aus diesen die Nudeln. Den Anfang des Stopfens macht man erst mit wenigen Nudeln, und nimt deren etwa 9 oder 10. Das Stopfen kann alle 3 Stunden geschehen. Die erste Mahlzeit wird ihnen des Morgens 5, und die letzte Abends 10 Uhr gegeben. Hiebei müssen sie oft Wasser haben.

Hannöverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 27ten Februar 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

(S. das 3te und 4te Stück.)

Von Hamberger wurden viele mit Galenus und Boyle zu dem Irrthum verleitet, daß die äußern Rippenmuskeln eine Wirkung gegen die innern hätten, da hingegen Haller, und vorher Majow diesen einerlei Wirkung mit den innern nach der genauesten Untersuchung zuschrieb. Diese Meinung erhielt allgemeinen Beifall, und Haller hat dergestalt über seine heftigen und ungesitteten Feinde in seinem Briefwechsel mit Hamberger gesiegt. Mehr dergleichen Irrthümer in der Respirationslehre mußten ausgerottet werden, ehe man zu einiger Gewißheit darin gelangen konnte. Es war vorher nöthig, den ganzen Mechanismus der Brust, und die Kräfte, welche die Erweiterung und Zusammenziehung derselben befördern, genau zu kennen. Nicht weniger war es angelegen, das eigentliche Verhalten der Lungen bei der Aufnahme der Luft zu wissen; ob sie sich gewissermaßen passiv verhielten, oder für sich selbst eine bedeutende Zusammenziehungskraft besäßen. Weiter wurde erfordert, genau ausgemacht zu haben, in welchem Verhältniß die Respiration den Umlauf des Bluts beschleunige; welche Quantität Blut bei jedem Athemzuge hin- und zurückgeführt werde; welcher Aenderung das Blut selbst dabei unterworfen würde, und welche Folge ein gehemmtes oder gehindertes Athemholen in der Circulation des Bluts bewirke. Endlich war auch, ehe man den Nutzen des Athemholens vollkommen angeben konnte, die schwere Frage aufzulösen: ob und welche Vortheile den thierischen Körpern durch den Zutritt der Luft selbst zufliessen? — Mit welchem bewundernswerthen Eifer

und glücklichen Erfolg Männer von den tiefsten Kenntnissen und Scharfsinn sich bemüht haben, alle diese verschiedenen wichtigen Gegenstände aus einander zu setzen, hat unser grosser Haller der auch hierin die bedeutendsten Verdienste hat, gezeigt. Nach seiner Zeit haben auch die tiefsinnigen Untersuchungen der Chemiker mit der Luft und den verschiedenen Arten derselben, die Frage von den Vortheilen des Athemholens aufs neue erklärt. Die Meinungen sind aber doch noch getheilt. Einige behaupten mit Scheele, daß der Theil derselben, welcher Sauerstoffgas (gas oxygene, aer purus, dephlogisticatus) heißt, in Verbindung mit dem thierischen Phlogiston die Wärme hervorbringe, und vom Blute absorbirt werde. Andere wiederum nach Priestley's Meinung, daß das ihr beigemischte kohlengesäuerte Gas (gas carbonique, aer fixus) etwas an Menge vermehrt werde; aber vorzüglich, daß ihre dritte Beimischung, die verdorbene Luft (gas azote, Stickgas aer phlogisticatus, Salpeterstoffgas) mit den phlogistischen Theilchen des Körpers in eben dem Verhältnisse vermehrt, wie die reine Luft vermindert werde; und daß also diese zwei zum Athemholen jetzt untaugliche Luftarten als schädlich ausgetrieben werden müssen. Dergestalt soll durchs Athemholen entweder ein essentieller Theil der atmosphärischen Luft von dem Blute absorbirt werden, und so die animalische Wärme entstehen, oder dieser Theil vom überflüssigen und schädlichen Phlogiston des Körpers durch die Lungen zerstört werden. Crawford und Kirwan erklären die Entstehung der Wärme dergestalt, daß die Luft eine Menge Wärmemateriе in sich habe, welche, da das Phlogiston aus den Lungen von der Luft angezogen und mit derselben verbunden wird, jetzt frei werde, da sie nicht mehr gebunden gehalten werden kann, und dergestalt absorbirt in dem Körper in Umlauf gesetzt werde. Die dephlogistisirte Luft (gas oxygene) aber soll keine Verbindung mit dem venösen Blute eingehen, aber wohl mit dem ausdünstenden Wasserstoffgas, wodurch Wasserdämpfe entstehen. — Andere wiederum, welche der antiphlogistischen Chemie zugethan sind, behaupten, daß während dem Athemholen das Sauerstoffgas sich mit dem Blute verbinde, daß das kohlengesäuerte Gas in Menge zunehme, und das Stickgas der Menge nach unverändert bleibe.

Hieraus soll also folgen, daß das Blut durch's Athemholen mit Sauerstoff (oxygene) bereichert, und durch die Expiration die Kohle (carbone) davon abgeführt werde, und daß, wenn dieselbe Luftsäule lange zum Einathmen gebraucht wird, ein grosser Theil Sauerstoffgas in kohlengesäuertes Gas verwandelt werde, welches an und für sich selbst nicht schädlich für die Lungen gehalten wird. Auch behauptet man, ein Theil des Sauerstoff-

stoffgas werde in Wasser verwandelt, und in dieser Gestalt durch die Exspiration mit weggeschaft; der Theil aber, welcher das kohlengesäuerte Gas vermehrt, werde mit der Kohle, welche durchs Blut und den Schleim der Lungen abgesondert wird, verbunden.

Der Wärmestoff, welcher im Sauerstoffgas gefunden wird, bleibt theils mit diesem verbunden, und vermehrt dadurch die arterielle Wärme des Bluts, theils verbindet er sich mit den Wasserdämpfen. Das venöse Blut verliert das Wasserstoffgas. Der Hauptnutzen der Respiration würde also darin bestehen, daß das Blut, welches davon seine hochrothe Farbe erhielte, mit Sauerstoffgas bereichert würde. Man glaubt, daß es durch diesen Zusatz eine stärkere Reitzkraft gewänne, welche nothwendig zur Erweckung der mehr trägen Zusammenziehung der linken Herzkammer erforderlich seyn soll. Aber von dem aus der Luft absorbirten Sauerstoffgas erwartet man weit mehrere und größere Vortheile für die thierische Oeconomie. Es soll die Hauptursache aller Reitzbarkeit seyn. Man glaubt, daß aus dem Ueberflusse oder Mangel desselben die wichtigsten Veränderungen in der Gesundheit thierischer Körper entspringen. So wie die Farbe des Bluts durch den Zutrit der atmosphärischen Luft unläugbar hochroth wird, so behauptet man, daß die dunkelrothe Farbe der Haut bei Erhenkten, Erstickten und Ertrunkenen, so, wie die bleichblaue bei Scorbutischen, Cachectischen u. s. w. vom Mangel an Sauerstoffgas, und hingegen rothe Wangen von großen Lungen und dem Uebermaaße an diesem Stoffe herrühren. Aber so wenig die Hypothese von der verschiedenen Irritabilität der Herzkammern und der großen Reitzbarkeit des Schlagaderbluts mit vollgültigen Gründen vertheidigt werden kann, so sehr scheint auch ein großer Theil der von dieser Lehre gesammelten Muthmaßungen, welche einige Neuere, als Girtanner, Gallini, Beddoes, Berends und mehrere in der Physiologie, Pathologie und praktischen Medicin einzuführen suchten, gegen ausgemachte Wahrheiten zu streiten.

Der Einfluß der Lungen auf die übrigen Eigenschaften der Blutmasse ist nicht minder bedeutend. Wenn sie auch nicht von ihnen abgekühlt und condensirt wird, so ist doch ohne Zweifel, daß der Milchsaft und andere absorbirte Feuchtigkeiten in den Lungen am aller besten mit derselben vermischt, daß sie daselbst mit dem Blute gleichartig gemacht werden, und daß also eigentlich die Lungen die Organe sind, welche den Namen Sanguificationswerkzeuge führen müssen. Es ist glaublich, daß die zugekommene Nahrung hier zuerst vollkommen animalisirt werde. Wenn irgend ein Zufall die Lungen angreift, so kann das Blut niemals seine gehörige Dichtigkeit

keit und Zusammensetzung haben. Daß sowohl die Ausdünstung, als Absorbtionskraft der Lungen ebenfalls sehr bedeutend ist, bezeugen die darüber angestellten Versuche hinlänglich.

Die mannichfaltigen Wirkungen, welche das Athemholen auf die Organe des Unterleibes hat, sind nicht von minder bedeutenden Folgen.

Die erste Veränderung der Lungensubstanz durch's Athemholen kannten schon die Aeltern. Besonders ist es, daß der Raum zwischen den Lungen und der Brust bei ungebornen Kindern mit einem Blutwasser gefüllt ist, welches durch's Athemholen sehr bald zur Absorbtion befördert wird. Vesalius bewies bereits, daß durch Einblasung warmer Luft in die Luftröhre die Bewegung des Herzens erweckt, und erstickte Thiere dadurch gleichsam wieder ins Leben zurück gerufen werden können. Hundert Jahre später wiederholten Croon und Hook den nemlichen Versuch und man erhielt dadurch Aufschluß über die eigentliche Ursache der Todesart bei Erhenkten und Ertrunkenen. Daß hingegen neugeborne Kinder nicht sogleich durch Beraubung der Luft getödtet werden, wie Harvey behauptet, beweisen die Fälle, wo Kinder, ohne Athem holen zu können, z. B. in Pfützen mit Unreinigkeit überzogen, mehrere Stunden nach der Geburt lebendig gefunden wurden.

Die Unmöglichkeit, die Luft gänzlich auszuleeren, welche einmal die Lungen gefüllt hat, gab Veranlassung zu der vom End: des 17ten Jahrhunderts an bekannten Lungenprobe, welche gewiß nützlich ist, wenn sie mit Auswahl angwandt wird. In derselben Maaße, wie die Luft die Lungen füllt, werden auch die Winkel der Lungengefäße verändert, und dem Blute Gelegenheit gegeben, sie zu füllen und zu erweitern.

Ein wichtiger Umstand ist also in der gerichtlichen Arzneikunde, wenn die Frage von dem Leben eines Kindes bestimmt werden soll, daß, wenn die Lungen schwimmen sollten, die Weite der Gefäße genau zu untersuchen und nachzusehen, ob sie so, wie bei einem Fötus, oder bei denen, welche schon geathmet haben, beschaffen ist. Nach Wrisbergs mannichfaltigen Versuchen dient auch das Wägen; denn die specifische Schwere der Lungen, welche nicht von der Luft aufgeblasen worden, verhält sich zum Wasser = 14 : 13 oder = 20 : 19; so, daß sie beinahe $\frac{1}{12}$ schwerer, als das Wasser sind. Ploucquet räth wiederum auch auf das Verhältniß der Schwere des Körpers gegen die Lungen, welche respirirt und nicht respirirt haben, Acht zu geben. Er sagt, daß die absolute Schwere der Lungen durch die Respiration und den Einlauf des Bluts so zunehmen, daß, wenn ihr Verhältniß gegen den Körper vorher = 1 : 35 war, jetzt = 1 : 70 werde.

Die

Die Stimme entsteht als eine Wirkung des Heraustreibens der Luft durch den Kehlkopf, und das Reden durch einen articulirten Laut, wobei die Zunge zugleich wirksam ist. Gewöhnlich sagt man, der Kehlkopf bestehe aus 5 Knorpeln, allein ihre Anzahl muß noch durch 4 erhöhet werden. Zwei derselben sitzen, wie Santorini bereits bemerkt, bei dem obern Ende der gießkannenförmigen Knorpel, und sind mit ihnen durch ein eigenes Gelenk verbunden. Die letztern beiden hat Wrisberg entdeckt, einen auf jeder Seite, mitten zwischen dem Kehldeckel und dem gießkannenförmigen Knorpel, über dem obern Stimmritzenbande. Sie sind 3 Linien lang, rund um mit der Haut verhüllt, welche diese Theile mit einander verbindet. Morgagni und Albinus haben die Structur der übrigen Knorpel vollkommen beschrieben; besonders hat aber der erste seine Aufmerksamkeit auf die obern und untern Bänder der Kehle (Ligamenta laryngis superiora und inferiora) gerichtet, welche zwischen den Gießkannen- und Schildknorpeln (cartilag. arytaenoid. und thyroid.) ausgestreckt liegen, daselbst die Höhlen (ventriculi laryngis) bilden, und zwischen sich die Stimmritze lassen. Weil diese gespannt und relaxirt werden können, und zugleich die Oefnung des Kehlkopfes enger und weiter gemacht werden kann, so gründet sich unläugbar die Modulation des Tons darauf. Von den Höhlen hatten zwar Galenus, Oribasius, Euskachius und mehrere einen ziemlich richtigen Begriff; nach und nach kamen sie aber in Vergessenheit, und man kann Morgagnis Verdienste in der weitern Beschreibung derselben nicht verkennen. Weitbrecht hat die übrigen kleinern Bänder genau beschrieben.

Die Drüsen, welche hier im Ueberfluß sind, sind theils einfach, theils zusammen gesetzt. Die, welche dem Kehldeckel und den gießkannenförmigen Knorpeln zugehören, kannte bereits Jacob Berengarius, sie wurden aber von Morgagni vollkommener beschrieben. —

Die große Beweglichkeit dieser Knorpel, gleichwie des ganzen Kehlkopfs, muß man genau kennen, um ein richtiges Urtheil über Dodarts und Ferreins Theorie über die Entstehung und Modulation des Lautes zu fällen. Die ausgetriebene Luft muß, wenn ein Laut entstehen soll, auf jeden Fall die elastischen Theile der Luftröhre in eine zitternde Bewegung versetzen; aber bei der Frage von den eigentlichen Ursachen der Veränderungen dieses Lauts, muß man wissen, ob sie von der größern oder mindern Weite der Stimmritze, oder von der ungleichen Spannung der Ligamente entstehen. Im erstern Falle kann man den Kehlkopf mit einer Flöte, im andern mit schwingenden Saiten vergleichen. Beide Meinungen sind mit mehrern Gründen vertheidigt wor-

worden, und haben sich dadurch bedeutende Anhänger erworben. Inzwischen scheint man bei genauer Untersuchung der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn man beide Theorien vereinigt, und annimt, daß sowohl die verschiedene Weite der Stimmritze, als die ungleiche Spannung der Ligamente, und die davon herrührenden verschiedenen Tremulationen, die Veränderungen des Tons bewirken.

Daß das Bauchfell die äußere Bekleidung der meisten Eingeweide des Unterleibes ausmacht, und daß der ganze Sack, ohne Schaden zu nehmen, oder daß sich eine Oefnung an dem Sacke fand, könne abgelöst werden, wußten bereits Galenus und Nicolaus Massa. Auch war man zeitig von der besondern Verlängerung desselben um die Hoden unterrichtet. Douglas, Winslow, Henfing u. Walter haben uns aber weit vollständigere Beschreibungen von diesem Felle geliefert, und besonders wie die Menge von Bändern, welche die Eingeweide zurück halten, und das ganze Gekröse mit dem Netze von ihm gebildet wird. Obgleich die Alten uns besondere Beschreibungen des Netzes gegeben haben, so sehen sie doch nicht die Nothwendigkeit ein, es in drei besondere Massen abzutheilen, welche durch eine gemeinschaftliche Oefnung (Foramen Winslovii) aufgeblasen werden könnten. Man hatte ebenfalls unrichtige Begriffe von dem Fette des Netzes. Es begleitet die Gefäße und vermehrt sich um dieselben. Keine Drüsen, keine ductus adiposi sind hier, die das Fett absondern, keine, die es wieder einsaugen; so, daß die Absorbtion hier auf eben die Weise, wie an andern Stellen geschieht. Aber die lymphatischen Gefäße sind weit zahlreicher, als Blumi bekannte caniculi, welche ihre eigene Drüsen haben. Die appendices epiploicae werden zuerst von Vesalius erwähnt.

Der Canal, welcher beim Fötus hinter dem Bauchfelle vom Hoden, so lange er im Bauche liegt, nach dem Bauchring und den Boden des Hodensackes geht, gehört zu Hallers Entdeckungen, obgleich bei der nähern Beschreibung desselben und des Herunterfenkens der Hoden Camper, Wilh. und Joh. Hunter, Lobstein, Girardi, Palletta, Brugnoni, Wrisberg, Vicq d'Azyr, Martin, Sandifort, Giovani und Blumenbach nachdem sehr vielen Fleiß verwandt haben. Der Canal ist gewiß wirksamer auf die Hoden, als man anfänglich glaubte.

Palletta hat insbesondere bewiesen, daß die Fleischfasern der Bauchmuskeln durch den Bauchring an seine Seiten zurück gebogen werden, und also die Hoden anziehen können, welche bei dem Bauchring in der sich daselbst befindenden Enge das Bauchfell vor sich heraus drängen, nnd sich dadurch eine eigene Bedeckung schaffen, wovon endlich die Scheidenhaut gebildet

bildet wird. Dadurch wird eine weite Oefnung aus der Bauchhöhle hinunter in den Hodensack bis zu den Hoden gebildet, welche schnell zusammen wächst, woselbst dann eine Queerfalte zurück bleibt, welche Meckel Ligamentum annuli transversale internum nennt. Das Fell ist auch hier etwas dicker. Im 4—5ten Monat liegen beim Fötus die Hoden oben bei den Nieren, gegen das Ende des 7ten hat Wrisberg, der hierin sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt hat, sie bereits nahe beim Bauchring gefunden.

Die Tunica erythroidea testis wird nach Brugnoni von dem Leitbande des Hodens (Gubernaculum Hunteri) gebildet; die Tunica erythroidea oder vaginalis wird von der Fortsetzung des Bauchfells gebildet; so entsteht auch die weiße Haut (Tunica albuginea) vom Bauchfelle, welches die Hoden im Unterleibe wie eine Capsel einschloß. Auch nimt Brugnoni ein besonderes 4tes Fell an, welches das Fleisch des Hoden am nächsten umgiebt, und mit der weißen Haut zusammen hängt.

Neuere Zergliederer haben sich angelegen seyn lassen, die Stellen anzugeben, woselbst das äussere Zellgewebe des Bauchfells sich mit den daran liegenden Theilen verbindet.

Daß die Feuchtigkeit im Unterleibe von den Enden der Schlagadern, und nicht, wie Cowper, Bidloo und Fantoni behaupten, aus Drüsen kömmt, zeigt bereits Ruck, und Boerhave setzte es auch durch Versuche noch ausführlicher ins Licht. Ob man aber gleich keine offene Venen in der Oberfläche desselben hat finden können, so zweifelte doch niemand, nicht einmal Haller, daß die Venen das Auffangen der überflüßigen Feuchtigkeit bewerkstelligten. Man hat sich indessen geirrt. Es sind so viele lymphatische Gefäße daselbst, daß Mascagni glaubte behaupten zu können, daß das ganze Bauchfell von ihnen gebildet werde.

Diejenigen Theile, worin die Nahrungsstoffe ihre erste Veränderung erleiden, hat man nicht zeitig untersuchen können; daß aber die Kenntniß von ihrem innern Bau sehr bedeutend in unsern Zeiten gewonnen, bezeugen die Beschreibungen, welche wir davon haben, hinlänglich. So haben wir vollständige Beschreibungen des Mundes, von dem Ursprunge und Nutzen des Speichels, den Schleimdrüsen, vom Schlunde und dessen Verrichtungen beim Hinunterschlucken der Speisen, von der Speiseröhre und dem Magen selbst.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Verwahrungsmittel gegen die leichte Entzündbarkeit von Theaterdecorationen.

(Aus dem Magazine Encyclopédique.*)

Bei Gelegenheit des Brandes, welcher das Odeum in Paris einäscherte, brachte der Bürger Cadet de Vaux die Versuche wieder zum Vorschein, welche er im Jahr 1781. über die Mittel angestellt hatte, die Theaterdecorationen zwar nicht unverbrennbar, aber doch unentzündbar zu machen.

Eine mit salzigen Substanzen geschwängerte Decoration wurde horizontal über die Flamme eines Wachslichtes gebracht, welche blos ein Loch hinein brannte, ohne weiter um sich zu greifen. Man hing darauf die Decoration über ein Bette von Stroh, welches man anzündete; die Flamme schlug sich darum her, aber die Decoration blieb unberührt. Endlich setzte man diese einem Holzfeuer aus. Diejenigen Theile derselben, die der ununterbrochenen Einwirkung der Flamme blosgestellt waren, verkohlten sich, aber die Decoration konnte keine Flamme fangen.

Eine andere, nicht in eine salzige Substanz getauchte Decoration, fing sogleich Feuer, die Flamme durchlief schnell ihre ganze Fläche, und würde sich leicht allen brennbaren Körpern mitgetheilt haben, die sie hätte erreichen können.

Diese Resultate, bestätigt von den drei von der Akademie der Wissenschaften ernannten Commissarien, Macquer, Lavoisier und Leroy, sind zu wichtig, als daß es nothwendig wäre, den Gebrauch des angezeigten Mittels zu empfehlen.

W.

*) Ou Journal des sciences, des lettres et des arts rédigé par Cl. L. Millin 1 Floréal A. 7. Nr. 23. p. 406.

Aepfel vor dem Frost zu verwahren.

St. James Chronicle 1799. Nr. 6534.

Dr. James Anderson behauptet, daß ein linnenes Tuch, über Aepfel gedeckt, diese sehr wirksam gegen den Frost schütze.

Hannöverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 3ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Man hatte von der Verdauung, ehe Reaumur seine Versuche mittheilte, und man die Wirksamkeit des Magensaftes erst entdeckte, sehr irrige Begriffe. Besonders hat Spallanzani durch eben so scharfsinnige, als entscheidende Versuche diese natürliche Verrichtung sowohl bei den Thieren, welche einen ganz muskulösen, als diejenigen, welche einen häutigten, oder aus beiden zusammen gesetzten Magen haben, ins vollkommenste Licht gesetzt. Wir wissen, daß das, was man vorher aus der Wärme, der Zusammenziehung der Fleischfasern, dem Reiben des Magens, aus der in demselben entwickelten Luft, aus einer entweder sauren, geistigen oder fauligten Gährung herleiten wollte, ganz allein vom Magensafte kann verrichtet werden, welcher nicht aus Drüsen, sondern direct aus den Schlagadern daselbst abgesondert wird, und eine eben so stark auflösende, als gegen Fäulung wirkende Kraft besitzt. Da der Magensaft von der Wärme, und zugleich von der in den Nahrungsmitteln eingeschlossenen abgesonderten Luft unterstützt wird, so wirkt er desto schneller zur Auflösung der Speisen; doch allezeit nur bis auf einen gewissen Sättigungspunkt. Dieses sein Vermögen übt er auch ausserhalb dem Körper aus, und greift selbst nach dem Tode die den Magen umgebende Haut an, im Fall der Magen leer ist; so lange die Theile aber noch Leben haben, werden sie nicht von dem Magensafte zerstört. Deshalb können lebendige Würmer und Larven unbeschadet im Magen sich aufhalten; werden sie aber todt nieder geschluckt, so werden sie sehr bald in einen Schleim aufgelöst. Durch die reizende Kraft des Magensaftes wird die unbehagliche Empfin-

dung verursacht, welche man beim Hunger bemerkt. Nach der Art des Thiers löst dieser Saft in ungleicher Zeit verschiedene Nahrungsmittel auf. Carminati bewies auch, daß nach der Nahrung der Magensaft bei Thieren selbst variire, entweder säuerlich, laugenartig, oder mehr neutral sey. Auch findet man bei Thieren, die von einer gemischten Nahrung leben, daß gewisse Stoffe schneller als andere aufgelöst werden.

Wie Gosse sich hievon durch eine Menge an sich selbst gemachter Versuche überzeugte, findet man in Senebiers Vorrede zu Spallanzani's Abhandlung. Stevens Versuch mit einem Menschen, der mit Speisen gefüllte und dicht durchbohrte silberne Kugeln niederschluckte, bestätigt größtentheils dieses Phänomen. Spallanzani, welcher zur Erforschung der Wahrheit nicht einmal seinen eigenen Körper schonte, kann auf die Dankbarkeit eines jeden Anspruch machen.

Diese in Chymus verwandelte Nahrung wird vom Darmkanal aufgenommen, dessen Länge sowohl ältere als neuere Messungen veränderlich gefunden haben. Euler gab das Verhältniß der dünnen Gedärme zu den dicken = 7 : 2 ½ an. Wrisberg beobachtete, daß bei Fötus die dünnen Gedärme weiter sind, als die dicken; gegen den 6ten Monat aber ist schon der gewöhnliche Unterschied merklich. Eustachius hat schon das Eigene, welches der Zwölffingerdarm in Hinsicht seiner Lage und Gestalt hat, zum Theil bemerkt. Seine Krümmungen, welche den dickern Theil des Gekröses umfassen, werden aber genauer von Wrisberg, Fantoni, Monro und Sandifort beschrieben. Welcher willkührlicher Unterschied zwischen dem Jejunum u. Ileum ist, haben Winslow und Haller hinlänglich bewiesen. Die longitudinellen u. transversellen Fleischfasern hat Galenus, aber noch genauer Winslow und Morgagni beschrieben. Auf die cellulösen Häute, welche die andern verbinden, hat vorzüglich Albinus seine Aufmerksamkeit gerichtet, und gezeigt, wie sie und die Nervenhaut gemeinschaftlich aufgeblasen werden können. Daß die sogenannten Klappen der Därme, welche Fallopius zuerst entdeckte, aus einer sammetartigen Haut bestehen, welche inwendig Falten bildet, in welchen die cellulosa tertia und etwas Nervenhaut, wie Haller lehrt, sich vermischt, zeigte Ruysch. Ihre Lage ist theils bereits von Aeltern, theils auch von Neuern, und vorzüglich von Ruysch, bestimmt worden.

Fallopius erwähnte der sammetartigen Haut, aber die Beschaffenheit ihrer feinen Flocken wurde zuerst von Brunner, Ruysch und Albinus ins Licht gesetzt. Sie fanden darin mehrere Arten Gefäße, welche zum Theil offene Mündungen hatten, und

durch

durch ein feines Zellgewebe verbunden wurden.

Der hauptsächlichste Theil dieser feinen Wolle besteht nach Lieberkühns höchst merkwürdigen und vieles ins Licht setzenden Versuchen, aus den flaschenähnlichen einfachen Enden der Milchgefäße, nach welchen sich mehrere, sowohl arterielle als venöse Gefäße verbreiten. Diese Gefäße verbreiten mit ihren feinen Aesten eine bewundernswerthe netzähnliche Verbreitung, öfnen sich aber zum Theil in die Höhlen der genannten Flaschen. Hewson hat zwar nachher diese flaschenähnlichen Enden der Milchgefäße läugnen wollen, aber W. Hunter bestätigte die erst genannte Beschreibung. So kann also der Milchsaft durch diese offenen Milchgefäße eingesogen werden, so, wie die Feuchtigkeiten aus den Arterien in den Darmcanal vordringen. Einspritzungen, welche sowohl in die Arterien als Venen gemacht worden, haben Lieberkühn, Hartmann und Walter überzeugt, daß ein Theil ihrer Mündungen sich in der innern Oberfläche der Gedärme öfne. So gehören auch die folliculi minimi der Därme zu Lieberkühn's Entdeckungen. Man findet deren 80 mit 8 Zotten (villi) und 8 kleine glanduläre Körper in jedem folliculus. Diese Drüsen dürfen nicht mit den Brunnerschen u. Peyerschen Drüsen verwechselt werden. — Der Unterschied der dicken Därme scheint mit der Natur übereinzustimmen, aber wegen der Gränze des blinden Darms waren die Zergliederer lange uneinig, obgleich sie vollkommen durch die Valvel bestimmt wird, welche Vidus Vidius oder Rondeletius ungefehr 1566. zuerst beschrieben, und Morgagni, Albinus, Heister u. Santorini. Sie bewiesen, daß sie aus 2 Theilen bestehe, nemlich aus der obern horizontalen und der untern perpendiculären Klappe. Von den retinaculis derselben redet bereits Tulpius.

Massa entdeckte zuerst den wurmförmigen Fortsatz, und zeigte, daß er ein abgesonderter Theil des blinden Darms sey, welcher bei Fötus keinen blinden Sack bildet, sondern sich conisch in diesen wurmförmigen Fortsatz verliert. Die gröbern longitudinellen Fasern der Därme, welche die sogenannten Ligamente bilden, sind keineswegs der Aufmerksamkeit des Vesalius und Eustachius entgangen; daß hier aber 3 wären, welche bei dem wurmförmigen Fortsatze zusammen stoßen, zeigten zuerst Vosse und Morgagni, welcher von ihnen, eben wie von den Zellen und Valveln alles anführt, was in dieser Hinsicht für merkwürdig angesehen werden kann.

Die sogenannten Valveln des Mastdarms, welche eigentlich von neuern Schriftstellern angeführt werden, sah Galenus. Die Muskeln, welche den Mastdarm und die äußern Geburtstheile umgeben, sind vorzüg-

lich von Morgagni, Albinus und Santorini sehr genau beschrieben.

Ueber die Entstehung des Kindspechs hat man sehr gestritten. Die, welche glauben, das Kindswasser diene zur Ernährung des Kindes, halten das Kindspech für ein Ueberbleibsel desselben; die wiederum, welche die erstere Meinung läugnen, können es mit Meckel für nichts anders, als abgesonderten Darmschleim, verdorben durch Darmfeuchtigkeiten und vorzüglich durch Ueberbleibsel der Galle halten. Merkwürdig ist es, daß nahe beim Magen sehr wenig Kindspech, umgekehrt aber, in dem untern Theile der dünnen Därme, und in den ganz ausgespannten dicken viel gefunden wird; hingegen im Anfange der Entwickelung des Kindes vor dem 4ten Monat sich keins darin sammelt. Die dunkelgrüne Farbe rührt von Galle her. Blumenbach sah bei Mißgebürten, welche keine Leber hatten, daß die Gedärme blos einen ungefärbten Schleim enthielten. Aristoteles beschreibt es auch als weiß.

Das Verhalten der Därme bei ihren Bewegungen kannten die Alten und Riolanus verglich es mit dem Kriechen eines Wurms. Nachher hat Haller die Dauer dieser Kraft und die übrigen Veränderungen weit vollkommener aus einander gesetzt.

Highmor und Wharton überzeugten zuerst die Aerzte, daß ein Theil der Milchgefäße in den dicken Därmen entspränge; aus welcher Entdeckung die wichtige Folgerung gezogen ward, sich nährender Klystiere zu bedienen. Die Frage, ob die Milchgefäße allein das Aufsaugen im Darmkanal bewürken, oder ob dieses Geschäft zwischen ihnen und Blutgefäßen des Gekröses getheilt wird, hat eigentlich in spätern Zeiten viel Aufmerksamkeit veranlaßt, nachdem Hunter eine solche Theilung läugnete, und den Milchgefäßen blos das Geschäft zuschrieb, welches die Aeltern blos von den Venen erwarteten.

Die Gründe für die beiden erstern Meignungen wurden von Haller zeitig angenommen, der auch die Frage gegen Hunter entschied. Die meisten neuern Physiologen haben dagegen sich von Haller getrennt, wozu sie desto mehr Grund zu haben glaubten, weil im Allgemeinen das Absorbtionsgeschäft im Körper eigentlich den lymphatischen Gefäßen zugeschrieben werden muß, und mehrere Versuche an den Tag gelegt haben, daß diese Gefäße eine weit stärkere und schnellere Antreibungskraft haben, als Haller vermuthete. Indessen kann man auf der andern Seite nicht läugnen, daß die Venen in der einen Oberfläche der Därme größere Endöfnungen haben, als die Arterien, so, daß Einsprützungen mit bewundernswerther Schnelligkeit in den Darm dringen, welches, wie Hunter glaubt, nicht bei lebendigen Thieren geschehen könne,

und daß an andern Orten die Venen aus allen schwammigten Körpern (corpor. cavernos.) das in ihre Zellen ausgegossene Blut einsaugen. Hieraus scheint auch zu folgen, daß man die Venen nicht für ganz ungeschickt zu dieser Verrichtung ansehen müsse, sondern daß sie in gewissen Fällen die eigentliche zur Absorbtion bestimmten Gefäße unterstützen können.

Die Angabe glaubwürdiger Männer, welche behaupten, Milchstreifen in dem Blute der Pfortader gesehen, und sie etwas bitter gefunden zu haben, scheint auch obgenannte Vermuthung zu bestätigen.

Die Entdeckung der Milchgefäße gehört Erasistratus; aber er glaubte, diese Gefäße wären mit Luft gefüllt. Herophilus sagt deutlicher, daß die Milchgefäße sich zu den Drüsen des Gekröses begeben. Sie entgingen der Aufmerksamkeit des Galenus ebenfalls nicht. Doch war es Caspar Asellius vorbehalten, 1900 Jahre nach Erasistratus, nemlich 1622. durch Zufall sie von neuem an einem lebendigen Hunde zu entdecken. Er sah, wie sie sich in den genannten Drüsen, oder dem pancreas Asellii sammelten, und glaubte zugleich, daß sie von da zur Leber gingen, um daselbst ihren Milchsaft zu lassen. Aber diese wichtige Entdeckung ward von den meisten verworfen, bis Pecquet 1647. fand, daß sie nicht zur Leber gingen, sondern sich in einem eigenen Beutel öfneten, welcher Speisesaftbehälter genannt wird, der seinen Gang in die Milchbruströhre (ductus thoracicus) fortsetzt. Hiemit war die ganze Sache auseinander gesetzt, und die Leber verlor dabei die ihr bisher beigelegte Ehre, das Blut zu erzeugen. Von der Structur, dem Gange und den Eigenschaften dieser Milchgefäße im lebendigen Zustande, haben fast alle, welche in spätern Jahren bei den Absorbtionsgefäßen so große Entdeckungen gemacht haben, uns verschiedene Bemerkungen ertheilt. Unter diesen nenne ich vorzüglich Cruikschank, Werner, Feller u. Mascagni.

Eustachius entdeckte zuerst das große Milchgefäß, die Bruströhre, und verfolgte es von der linken Schlüsselblutader bis zum Unterleibe. Aber erst 100 Jahre später fand man diesen Canal wieder, und zugleich wurde auch sein wahrer Nutzen ins Licht gesetzt. Von seinem Gange, seinen unzähligen Variationen, seinem Bau, seiner Vergrößerung durch hinzukommende neue Gefäße in der Brust und seiner Verrichtung, haben neuere Schriftsteller die vollkommensten Beschreibungen geliefert. Hallers unverdrossene Mühe bei der Untersuchung desselben, kann nicht verkannt werden.

Portals Behauptung, man könne keine eigentliche Milchbehälter, sondern

dern

dern blos mehrere große verbundene Absorbtionsgefäße finden, ist zwar zuweilen richtig, ein andermal sieht man aber blos eine Erweiterung des Gefäßes, welches darauf sich wieder zusammen zieht.

Die Leber und die andern Eingeweide wurden von den Griechen nach Thieren beschrieben; die Irrthümer aber, welche sich dadurch über dieselbe bei ihnen einschlichen, wurden von Fallopius hinweg geräumt, welcher sich deutlichere Begriffe sowohl von der Leber, als den Gallengefäßen derselben machte. Es war nur schwer, sich von Galenus Meinung vom Ursprunge der Venen aus der Leber, und dem Vermögen derselben, Blut zuzubereiten, zu trennen. Vesalius u. Eustachius waren nicht minder eifrig bemüht, die wahre Beschaffenheit der Leber zu entdecken. Weit vollkommener wurde aber diese Materie von Glisson auseinander gesetzt. Er schrieb der Pfortader in der Leber die Verrichtung einer Arterie zu, und leitete von dem Blute derselben die Absonderung der Galle her. Deswegen mußte auch die Pfortader pulsiren, und eine eigene fleischigte Haut, welche nach ihm Capsula Glissonii, die Glissonsche Scheide genannt wurde, sie umgeben. Lister und Bellini wurden sogar verleitet, die Pfortader für ein cor abdominale anzusehen.

Aber ungeachtet dieser Irrthümer, nachdem sie bereits von Reverhorst berichtigt worden waren, sind Glissons und der Uebrigen Bemerkungen unläugbar lehrreich u. nützlich. Cowper und Fantons haben, obgleich sie das fleischigte Wesen der Scheide läugneten, ihre Verdienste um die Leber, und vorzüglich suchten Malpighi, Bianchi, Winslow u. Mogagni den innern Bau derselben durch mannichfaltige Versuche zu bestimmen. Man hatte bereits ausgemacht, welche Gefäße, denen alle in ihrer Art die Absonderung der Galle könnte zugeschrieben werden, das Blut zu und von der Leber abführten. Es war dergestalt viel daran gelegen, ihre Vereinigungen mit den Gallengängen aufzufinden, wie diese zuerst entstehen, und welche Lage sie nachher annehmen. Die Meinungen waren getheilt.

Vieussens und Winslow behaupteten, daß die Gefäße in der innern Masse der Leber kleine, durch Zellgewebe verbundene Bündel bildeten, in welche ein Zweig der Pfortader und ein feiner Gallengang gleichsam das Fundament ausmachte, außerhalb aber herum kleine Arterienäste sich verbreiteten; da hingegen der Zweig der Hohlader außerhalb den Bündeln liege, und daß sie überhaupt in allen Bündeln eine queere Stellung gegen die Zweige der Pfortader einnähmen.

Diese Bündel von Gefäßen, welche in der ganzen Leber auf die Art ausgebreitet seyn sollten, daß sie, beglei-

gleitet von einem lockern Zellgewebe, die Substanz der Leber ausmachten, werden acini genannt. Malpighi behauptete, daß sie kleine kantige, und Collius sechsseitige Körper bildeten, und hielten es jetzt für ausgemacht, daß die Leber aus solchen acinis bestünde, in welchen die Gefäße zusammen gewachsen wären, und wo die Aeste der Gallengänge ihren Ursprung nähmen. Endlich wollte Malpighi eine eigene Höhlung in den genannten acinis bemerkt haben, welche er für eine Drüsenhöhle ansah. Dergestalt sind sie nach seiner Meinung kleine einfache Drüsen, welche bei gewissen Krankheiten zu größern Blasen erweitert werden könnten, aber allezeit eine Oefnung für Gallengänge hätten.

Diese vermeinte neue Entdeckung wurde von Bianchi, Littre, Ridley, Peyer, Duverney und mehrern begierig angenommen, und Winslow behauptet sogar, er habe in diesen Höhlen einen strahligten Filz ausgebreitet gesehen, und in dem Mittelpunkte eine eingedrückte Grube. Ruysch hingegen, obgleich im Anfange für diese Meinung eingenommen, setzte durch seine feinern Injectionen diesen Irrthum ins Licht, und bewies, daß diese acini nichts anders wären, als als pinselähnliche Gefäßbündel, welche, in sich eingewickelt, solche runde Massen bildeten.

Das nemliche hat auch Albinus gesehen, und Lobstein und Walter weiter bestätigt. Ferrein, der alle in Genauigkeit übertreffen wollte, bestand darauf, daß die allerfeinsten Drüsen, deren nicht weniger als 1000 auf eine Linie gehen, mit einer spiralförmigen Röhre versehen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Farben der Schmetterlingsflügel.

Aus dem Magazin Encyclopédique. *)

Die meisten Naturforscher, welche über die Schmetterlinge geschrieben haben, rühmen vorzüglich die Farben, welche sich auf den Flügeln dieser reitzenden Insecten darstellen, verschiedene erheben sie selbst über alle

*) Ou Journal des Sciences, des lettres et des arts, rédigé par A. L. Millin Nr. 1. an 7. 1. Prairial.

alle andere, womit die Natur so manche ihrer lieblichen Schöpfungen auf eine bewundernswürdige Weise ausgestattet hat. Allein so prächtig diese Farben sind, so weit sind sie unter denen, welche folgende Beobachtung kennen gelehrt hat.

Ein Liebhaber der Naturgeschichte beobachtete durch das Mikroskop den untern Theil eines Flügels des Pfauenauges, (Paon de] Jour) dessen stachlichte Raupe sich von Nesselblättern nährt. — Mitten unter den dunkeln Schuppen, womit die 4 Flügel dieses Schmetterlings gleichförmig bedeckt sind, nahm er eine Schuppe wahr, die ein wenig von ihrem Platze verrückt worden war, und mit dem glänzendsten Blau schimmerte. In der Meinung, daß vielleicht die inwendige Seite dieser Schuppe allein, jene Farbe haben möchte; verrückte er, um sich mehr davon zu überzeugen, mit einer Nadelspitze die Schuppen eines Theils des Flügels. Alle nun, welche sich auf diese Weise losmachen ließen, zeigten neue und eben so lebhafte Farben, als die erste Schuppe, die ihn vorher überrascht hatte. Endlich, um keinen Zweifel mehr übrig zu behalten, rieb er einen Theil des nemlichen Flügels auf einem flachen Glase, das er mit Gummiwasser angefeuchtet hatte. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß nunmehr die Rückseite der am Glase hängen gebliebenen Schuppen sichtbar wurde. Unser Beobachter brachte darauf dieses Glas unter das Mikroskop, und stellte sich damit in das hellste Tageslicht, den Rücken ein wenig gegen das Fenster gekehrt. Die reichsten, glänzendsten und mannichfaltigsten Farben stellten sich ihm nun dar, und nichts läßt sich in dieser Art mit dem prächtigen Anblick vergleichen, den diese niedlichen Schuppen darboten. Die Wiederholung dieser Beobachtungen an verschiedenen andern Tagvögeln, hat ihn überzeugt, daß die mit den dunkelsten Farben, allein den Vorzug haben, so glänzende und mannichfaltige im Verborgenen zu besitzen. Was die Theile dieser Flügel betrift, die angenehmere Farben sehen lassen, so hat die Rückseite der Schuppen, die sie bekleiden, oft die nemliche Farbe der Aussenseite, nur viel glänzender.

Je mehr wir uns mit der Natur beschäftigen, desto bewundernswürdiger, desto anziehender finden wir sie meistentheils in den Gegenständen, deren Aussenseite am wenigsten verspricht. Die Nachtigall scheint ein unbedeutender Vogel, bis uns ihr holder Gesang entzückt, und bedarf es nicht oft nur einer sanft aufgehobenen Schuppe, um unter einer unscheinbaren Aussenseite die interessantesten Menschen zu finden? —

Wackerhagen.

Hannöverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 7ten März 1800.

Vorschlag
zur Einführung besserer Oefen und Feuerheerde.

Bei der allgemeinen Klage über die Theurung des Holzes, bei der Wahrscheinlichkeit, daß diese immer noch zunehmen werde, bei der Menge gerühmter Vorschläge zur Verbesserung unserer Stubenöfen, unserer Feuerherde, Brauöfen u. s. w., behalten diese dennoch die alte fehlerhafte Einrichtung, so wie sie, zur Zeit des Holzüberflusses, erfunden worden ist; wenigstens werden die vorgeschlagenen Verbesserungen noch nicht so allgemein genutzt, daß daher ein beträchtlicher Vortheil für das Publikum entstehen könnte.

Bequemlichkeit, Sorglosigkeit und Widerwillen wider Neuerungen, diese Erbsünden, mögen freilich viel dazu beitragen, aber sie machen doch schwerlich die Hauptursache aus. Ich will mir die Freiheit nehmen zu sagen, worin mir diese zu liegen scheint.

Die Anzahl der Vorschläge zu Verbesserungen ist so zahlreich, daß nur wenige die meisten kennen lernen können. Manche sind in mancherlei periodischen Schriften, manche in großen kostbaren Werken versteckt; von andern hat man zwar besonders gedruckte Beschreibungen, die aber eben so mühsam, als jene, zusammen gebracht werden. Und wenn nun auch ein Vorrath davon da wäre, wie wenige würden sie jetzt so vollständig verstehen, als nöthig ist, um darnach Oefen und Heerde bauen zu lassen.

Nicht alle Beschreibungen und Zeichnungen sind vollständig und deutlich genug; und wenn sie es auch wären, so machen doch oft Localumstände die gänzliche Befolgung der Vorschrift unmöglich, manche Aenderungen unvermeidlich, welche oft nicht viel weniger Kenntniß, Nachdenken und Witz, als die ganze Erfindung fordert.

Schwer und mißlich ist es, aus den vielen neuen Vorschlägen, deren einer immer besser als der andere seyn soll, den allerbesten auszuwählen; und wenn denn auch einer gewählt worden, wie schwierig ist die Ausführung! Da hat man mit der Ungeschicklichkeit und Widerspänstigkeit der Arbeiter so lange zu kämpfen, bis endlich aller Muth vergeht, und man gern alles beim alten bleiben läßt. Oft kann man auch einzelne Theile, welche nur auf Eisengießereien, oder Blechhämmern, oder großen Ziegeleien gemacht werden können, gar nicht erhalten, weil dergleichen in der Nähe fehlen.

Und wenn denn auch alle diese Schwierigkeiten bestritten sind, so mißglückt nicht selten der erste Versuch, vielleicht nur wegen einer Kleinigkeit, die man bei einem zweiten Versuche ganz wohl vermeiden könnte; aber der erste ist zu kostbar und mühsam gewesen, als daß noch Lust zu einem neuen übrig seyn könnte; und von denen, welche etwas wagen wollen, wählt jeder nach seiner Einsicht und Absicht einen andern Vorschlag, so, daß keiner allgemein bekannt, keiner durch öftere Anwendung bewährt und allgemein beliebt werden kann.

Aber wenn dem Publikum die Nutzbarkeit einer Verbesserung vorgezeigt, und die Nutzung und Anwendung derselben möglich gemacht oder erleichtert wird, alsdann ist es nur selten so kurzsichtig und eigensinnig, sie nicht nutzen zu wollen.

Die Bratenmaschine, welche hier seit dem Jahre 1792. sehr gebräuchlich geworden ist, und welche uns nicht wenig Holz u. Mühe erspart, verdanken wir der Frau Gerichtschulzin und dem Hrn. Gerichtschulzen Z. Erstere zeigte einigen Freunden und Freundinnen den vortheilhaften und bequemen Gebrauch derselben, und überzeugte sie an ihrer Tafel von der guten Wirkung; und letzterer war so gefällig, diese Maschine fertig denen kommen zu lassen, welche sie zu haben wünschten. Da ward die Zahl der Liebhaber so groß, daß sie jeden andern, der dem Publikum zu nützen, weniger geneigt gewesen wäre, ermüdet hätte. Aber hätte jeder, welcher die Maschine zu haben wünschte, die dazu nöthige Tafel auf einer Eisenhütte, für seine Rechnung, gießen, den Kasten von einem Blechschmidt, und die übrigen Theile von andern Handwerkern machen lassen müssen, denn, glaube ich, wäre in der ganzen Stadt noch nicht mehr als eine Maschine dieser Art.

Wenn jemals eine allgemeine Verbesserung der Oefen und Heerde glükken soll, so werden, meine ich, folgende Vorrichtungen nöthig seyn:

Eine Gesellschaft solcher Personen, welche die nöthigen Hülfswissen-

schaften besitzen, und solcher, welche mit den Arbeiten praktisch bekannt sind, müßte den Auftrag erhalten, aus den bekannten Vorschlägen den besten auszuwählen, und nach solchen so oft bauen lassen, bis die Abänderungen nach den vermuthlichsten Localumständen erfunden und bewährt wären, auch die Arbeiter die dazu nöthigen Fertigkeiten erhalten hätten. Alsdann müßten Modelle mit Beschreibungen im ganzen Lande verschickt und öffentlich vorgezeigt, auch jedem, der sie zu haben wünschte, für einen billigen Preis, zugestellt werden.

Es müßte dafür gesorgt werden, daß die einzelnen Theile, als etwa Röhren, Röften, Tafeln und dergl. im ganzen Lande für einen bestimmten Preis gekauft werden könnten. Aus allen Städten müßten geschickte Arbeiter, nemlich Ofensetzer, zu jener Gesellschaft geschickt, und von dieser in der Erbauung der Oefen und Heerde unterrichtet werden, so, daß sie im Stande wären, dem Publikum ihres Orts sicher zu dienen.

Nach diesen Vorrichtungen würde doch kein Befehl zur allgemeinen Einführung der neuen Oefen rathsam seyn; er würde nur das Publikum mislaunig und argwöhnisch machen, und dennoch nicht ausführbar seyn. Denn den meisten mögte immer die Aenderung ihrer Oefen und Herde zu kostbar fallen; es ist doch deswegen unmöglich, alle Feuermängel in einer Stadt auf einmal bessern zu lassen. Nur in herrschaftlichen und andern öffentlichen Gebäuden, mögte die Veränderung auf Befehl geschehen, und nach einigen Jahren könnte auch wohl befohlen werden, daß in allen neu erbaueten Häusern Oefen, Cammine und Heerde, nach der allgemein bekannten und durch hinlängliche Erfahrung bewährten Vorschrift, eingerichtet werden sollten; es wäre denn, daß jemand eine noch vortheilhaftere Einrichtung wählen wollte.

Aber woher das Geld, welches so kostbare Vorrichtungen erfordern würden? —

Zur Beantwortung dieser verzweifelten Frage gehören freilich Kenntnisse, welche ich nicht heben kann; dennoch will ich sagen, was mir dazu eingefallen ist.

In wohl geordneten Staaten wird jährlich, unter mancherlei Rubriken, keine unbeträchtliche Summe zur Aufhelfung der Gewerbe verwendet, wohin auch die Preise, welche Cammern und ökonomische Gesellschaften austheilen, zu rechnen sind. Alle diese Gelder sammle man einige Jahre, und verwende sie auf die angezeigte Weise zur Ersparung des Holzes, und sey versichert, daß man durch nichts mehr und wohlthätiger auf alle

Gewerbe, ohne Ausnahme, würken könne, als dadurch, daß man die Ausgaben für die Feurung geringer, und dadurch alle Waaren und Arbeiten wohlfeiler macht, und die Nothdurft und Bequemlichkeit aller Familien erleichtert.

Wenn den Deutschen noch etwas Gemeingeist und etwas mehr Reichthum übrig gelassen wäre, so dürfte man hoffen, daß zu einer so gemeinnützigen Absicht freiwillige Beiträge erfolgen würden, oder daß wohl gar eine freiwillige Gesellschaft die ganze Anstalt auf ihre Kosten unternehme, so wie in England, ohne Beihülfe der Regierung, Gesellschaften zusammentreten, um auf ihre Kosten die Schäferei zu verbessern, oder einen Handel ins innere Afrika zu eröfnen.

Als man im Brandenburgischen, zur Holzersparung und Erleichterung aller Gewerbe, den Gebrauch der Steinkohlen, die ich nie ohne patriotische Beneidung der Engländer nennen kann, bewürken wollte, gab der König 20,000 Thaler, um damit denen zu Hülfe zu kommen, welchen die Umänderung der Oefen zum Steinkohlenfeuer zu kostbar war. Die Interessen, welche dieses Capital dem ganzen Lande und der späten Nachkommenschaft tragen wird, sind zu groß, als daß ich sie zu berechnen wüßte, aber das weiß ich, daß wenn nicht bald ernstliche Hülfe wider die Theurung kömmt, unsere Staaten keine neue Gewerbe erhalten können, sondern geerbte einträgliche verliehren müssen; daß die Volksmenge nicht wachsen, sondern abnehmen muß; daß wir immer noch mehr Waaren aus entfernten Ländern werden kaufen müssen; daß die öffentlichen Einnahmen, auch bei vergrösserter Einnahme der Forstkasse, abnehmen, die Abgaben aber, bei Abnahme der Volkszahl und der Gewerbe, zunehmen, und das Leben noch immer mehr verleiden werden.

G. J. B. v. H.

Beantwortung der Anfrage und Bitte an Pferdeärzte und Oekonomen.

(Man sehe hannöverisches Magazin 1800. Nro. 8.)

Zuerst einiges von einem Oekonomen, dann auch von einem Thierarzte.

In Schlesien füttert man Wickengarben, die man besonders noch aus einem Gemenge von Haber und Gerste,

ste, (welche das Niederlegen und Verschlämmen der Wicken verhüten) anziehet, ganz ohne Schaden. Man kann diese Methode genau in meiner praktisch-ökonomischen Encyclopädie 2. B. §. 41. S. 227 – 231 beschrieben finden *). Indessen setze ich hier noch auf obige Anfrage hinzu: daß alles verschlämmte Futter, sey's aus Wicken, oder anderm Heue bestehend, allen Thierarten, die zur Dauer dienen sollen, schädlich sey, oft Krankheiten und Sterben veranlasse, so, daß man eine Seuche vermuthet: die es aber jetzt nicht, am wenigsten ansteckend, ist; denn es sterben nur die Thiere daran, welche davon — z. B. oft an in Feimen ausser den Ställen stehender Heue dieser Art — gefressen haben. Selbst gedroschen gebe ich das verschlämmte Futter niemals gern, und alsdann nur abgebrühet, als Siedfutter. Dem Mastvieh kann man es aber ohne Bedenken füttern, und das täglich: denn da das Vieh großen Durst darauf bekommt, so wird es desto öfterer und besser Branteweinspülig, oder anderes dünnes Mastfutter saufen, und geschwinder fett und schlachtbar werden; welches bei Ochsen und Kühen zur Mast noch mehr nützlich ist. Bei diesen kann es nicht eher schädlich werden, als wenn man sie von der Mast wieder zur Zucht widmen wollte. Ich habe hievon sowohl, als auch von einer besonders nützlichen Mastungsmethode mit solchen Wicken, und deren Ansäung für sich allein, in der zweiten Auflage meiner Preisschrift über die dienlichste Fütterungsart der Kühe ꝛc. – 1788. §. 42. und 43. für Mastmelkereien gehandelt.

So viel als Oekonom über beide Sätze generell.

Dresden. Der Commissionsrath Kiem.

Nun zu beiden Sätzen besonders.

Auf die erste Frage:

Ein anhaltender Genuß, vielen Staub und Sand in sich enthaltener Futterkräuter, schadet allerdings der Gesundheit der Thiere, sie verfallen da-

*) Da dies eigentlich zum Futterbau gehört, so hatte ichs auch im Prodromus dieser Encyclopädie, welcher in einer abgekürzten und doch vermehrten Auflage nächste Ostermesse unter dem Titel: Das Ganze des Futterbaues, erscheinen wird, abgehandelt. Auch in den schlesischen ökonomischen Nachrichten vom Jahre 1775. Seite 165. 1776. Seite 246 f. und 251 f., ist bei einem merkwürdig verbesserten Ackerbau dies Gemenge im Gebrauche, und die pfälzischen Bauern kennen seine Güte so sehr, daß sie schon keinen Haber füttern, so lange sie solches Gemenge grün haben; aber allerdings darf auch das Grüne nicht verschlämmt seyn.

dadurch in Husten, Lungensucht, Krankheiten der Urinwege, in schlechte Verdauung und Verstopfung des Hinterleibes. Das einzige, wodurch man diesem Uebel vorbeugen kann, ist: es vorher, ehe es zu Hexel geschnitten wird, gut auszuschütteln, und den Pferden es hinterher nicht an genugsamem Getränke und etwas Salz fehlen zu lassen. Dem Rindviehe schadet es weniger, weil in der Siede (Brühfutter) der Sand und Staub sich abspühlt und zu Boden setzt. —

Auf die zweite Frage:

Böse, sogenannte Felle über die Augen, die Mondblindheit, fäulichte, bösartige Druse, dicke wäßrichte Schenkel, der Koller, der Wurm und Rotz, können die Folgen einer solchen Fütterung werden, wenn man dergleichen verdorbenes, schädliches Futter, nicht zum Futter, sondern zur Streu nimt; vermindert werden die Folgen und unschädlich wird es gemacht, wenn nicht lauter solches Futter, sondern auch täglich mitunter gutes unverdorbenes Futter den Pferden gereicht, und täglich eine Hand voll von folgendem Gemische für sich oder aufs Futter gestreuet, gegeben wird. Nimm:

1 Pfund geschrotenes Malz,
1 — gemeines Salz,
¼ — weißcalcinirten gepulverten Vitriol,

Dies muß gut durcheinander gemischt werden.

Dresden.

Der Churfl. Sächs. Oberthierarzt
Reutter d. J.

Pielau der Türken zu Salonich;
von dem Bürger de Villeneuve.

Aus dem Französischen. *)

Dies sehr gesunde und wohlfeile Gericht besteht aus Reis, der in irgend einer Brühe gequollen und weich gekocht ist. Will man ihn zusammengesetzter machen, so setzt man auch Fleisch zu.

Folgendes sind die Ingredienzen und das Verhältniß derselben;

1) Sechs Loth Reis auf jede Person. Er muß verlesen und dreimal gewaschen werden.

*) Bibliotheque physico-economique. Année 1796.

2) Ein halbes Pfund Hammelfleisch auf jede Portion Reis.
3) Auf jede Portion ein Loth recht frische in Stücken geschnittene Butter.
4) Eine hinreichende Quantität Wasser, so, daß, nachdem die Bouillon fertig ist, ein Schoppen auf jede Portion Reis bleibt.

Man macht immer die Bouillon zuerst; das Fleisch darf aber nur Zweidrittheile gahr kochen.

Man macht den Pilau bei hellem Kohlenfeuer, in einer wohl verzinnten Kasserolle, welche mit einem Deckel verschlossen und hinlänglich groß ist, damit der Reis gehörig quellen kann. In diese gießt man die Bouillon, und läßt sie aufwellen.

Hierzu schüttet man nach und nach den verlesenen, gewaschenen und abgelaufenen Reis, und verschließt die Kasserolle. Der Reis saugt die Bouillon völlig ein; er ist aufgequollen, die Körner sind ganz und doch zart.

Nun nimt man ihn vom Feuer, öffnet die Kasserolle, und steckt in die Löcher, welche durch die Verdampfung der Bouillon in dem Reise entstanden sind, die kleinen Stücke Butter, und verschließt sogleich die Kasserolle. Die Butter zieht sich schnell in den Reis ein. Man läßt ihn nun noch eine gute Viertelstunde schwitzen. Hierauf richtet man den Pilau an. Niemals wird der Reis gerührt, während er auf dem Feuer steht. —

Will man den Pilau noch besser machen, so setzt man zu dem Fleische noch ein Stück Geflügel, oder einen Kapaunen hinzu.

Man schneidet das Fleisch in kleine Stücke, und röstet diese besonders in frischer Butter; dadurch wird es nun völlig gahr; dann richtet man es auf dem Pilau an.

Man ißt ihn auch mit Tauben, und vorzüglich mit Wachteln, in der Zeit, wenn diese ziehen.

* * *

Pilau zu Venedig, welchen man als Beigericht des Mittags giebt, und der als Suppe dienen kann.

1) Zwölf Loth Reis; dieser dreimal gewaschen.
2) Hierauf gießt man nach und nach zwei Schoppen Bouillon in ein verlutirtes Gefäß auf einem hellen Kohlenfeuer. Ist alle Bouillon eingezogen, so ist der Reis gahr, und man nimt ihn vom Feuer.
3) Man setzt sechs Loth Butter, in Stückchen geschnitten, damit sie desto schneller schmilzt, zu.
4) Nimt man sechs Eier, läßt von dreien das Weiße zurück, und klopft das Uebrige zusammen, und

schüt-

schüttet es auf den Reis. So läßt man ihn ausserhalb dem Feuer schwitzen.

5) Hat man eine tiefe Schüssel, in welcher der Reis angerichtet wird. Man bestreicht sie mit Butter, schüttet hierauf den dritten Theil von dem Reis hinein, darauf zwei Loth kleingeschnittene Butter, dann wieder ein Drittheil Reis, hierauf zwei Loth Butter, und so weiter.

6) Auf ein jedes Drittheil legt man von dem zerschnittenen und gebratenen Fleische. Man richtet dieses Gericht in halbkugelförmiger Gestalt an.

7) Man überzieht die Oberfläche mit dem Gelben von einem Ei, welches in Milch oder Rahm geschlagen ist, und setzt die Schüssel in einen Backofen. Die Butter schmilzt, und der Reis oder Pielau bekömmt eine gelbe Kruste. Man richtet ihn in der nemlichen Schüssel an. —

* * *

Pilau zu Constantinopel.

Man nimt entweder blos Hammelfleisch, oder Hühner, Tauben, und läßt diese bis zur Hälfte, oder etwas mehr gähr kochen; darauf gießt man Fleisch und Bouillon in ein anderes Gefäß. Nun reinigt man den Topf, setzt ihn wieder mit Butter aufs Feuer und läßt diese recht heiß werden. Nun schneidet man das halb gahr gekochte Fleisch in Stücken, die Hühner in viere, die Tauben in zwei. Diese wirft man in die Butter, und läßt sie etwas braun braten. Nachdem der Reis wohl gewaschen ist, schüttet man davon so viel, als man für nöthig hält, auf das Fleisch, und so viel Bouillon, daß sie einen guten Finger breit darüber steht. Nun setzt man den Topf verschlossen aufs Feuer, und nimt von Zeit zu Zeit einige Reiskörner heraus, um zu sehen, ob er weich sey, und ob man nöthig habe, noch einige Löffel voll Bouillon zuzugießen. Der Reis muß immer ganz bleiben; selbst der Pfeffer, mit dem man ihn würzt.

Ist der Reis fertig, so nimt man ihn vom Feuer, und bedeckt den Topf mit einem fünf- oder sechsfachen Tuche, und darüber den Deckel. Nach einiger Zeit läßt man Butter braun werden, macht Löcher in den Reis und schüttet die Butter darin. Nun verschließt man den Topf sogleich wieder, und läßt den Reis so lange schwitzen, bis man ihn anrichtet. Man belegt ihn dann mit dem Fleische.

Die Farbe des Pielau ist verschieden. Gelb, weil man ihn mit Saffran vermischt; fleischfarbig, durch Granatbrühe gefärbt u. s. w. —

Göttingen. C. F. A. Müller.

Hannöverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 10ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung. S. das 18te Stück.)

Die ganze Theorie vom drüsenartigen Zustande der Leber wurde endlich verworfen, und man ist jetzt um so mehr von dem Antheile der Gefäße an der Zusammensetzung der Leber überzeugt, weil man gefunden hat, wie sie alle innerlich mit einander verbunden werden, und daß ihre Vereinigungen ohne vorher gegangene Erweiterung ihrer Enden vor sich geht.

Wie nun die feinern Gallengänge sich sowohl von der Oberfläche und der innern Masse her sammeln, wie sie von den Aesten der Pfortader begleitet werden, und wie sie wiederum den Lebergallengang (ductus hepaticus) bilden, lehren Winslow und Ferrein vortreflich. Die Vereinigung dieses Canals mit dem Gallenblasengange (ductus cysticus) und sein Herabsteigen zum Zwölffinger-darm zeigte bereits Eustachius. Ob aber Muskelfasern sich zwischen den Häuten desselben verbreiten, welches weniger glaublich zu seyn scheint, oder ob der Canal blos mit Nerven bereichert wird, ist noch ungewiß. Eben so sind die Meinungen getheilt, ob die Gallenblase Muskelfasern habe. Ihre Irritabilität scheint größer, als die der Gallengänge zu seyn.

Walter nimt blos 3 Häute an, nemlich: externa peritonaei, media s. nervea, und interna s. villosa, deren innere Fläche Falten bildet, welche auf die sonderbarste Art gestellt sind, und in ihren Bau sowohl viele Gefäße als Nerven aufnimt. Die berüchtigten ductus hepatico-cystici, welche Perrault, Blasius, Duverney und mehrere bei Thieren fanden, und die von Galenus Zeiten her von den meisten auch dem Men-

schen beigelegt wurden, läugnete Pechlin zuerst. Er hielt sie für Blutgefäße, und ihm gaben hernach Morgagni, Heister, Ludwig, Giering, Seger und mehrere ihren Beifall.

Hallers Untersuchungen kommen auch damit überein, so, daß jetzt jeder überzeugt ist, daß die Gallenblase blos durch ihren einzigen Gang die in der Leber abgesonderte Galle aufnimt, und sie wiederum durch denselben Weg zu dem gemeinen Gallengang (ductus choledochus) führt.

Unzählige mit der Galle angestellte Versuche haben den Physiologen zu sehr streitigen Meinungen von den Bestandtheilen und dem Nutzen derselben verleitet. Boerhave war der erste, der durch Versuche zu beweisen suchte, daß die Galle seifenartig sey, und dergestalt aus einer Mischung von Fett, Laugensalz und auch einer Säure bestehen sollte, wovon er hernach auf ihre Eigenschaft Gummi, Harze und andere schwerauflösliche Stoffe aufzulösen, und Wasser mit Oel zu vereinigen, schloß. Diesem Satze fielen Gaubius, Maad, Van Swieten, de Hän und die meisten Physiologen bei.

Haller folgte anfangs seinen Lehrern, und behauptete, die Galle bestünde aus einem flüchtigen Laugensalze mit Oel vermischt; aber nachher anders überzeugt, läugnete er, daß die Galle entweder laugenartig oder säuerlich sey, und glaubte auch, daß ein sehr kleiner Theil Oel eingemischt wäre. Inzwischen stritten noch neuere wie Cadet, Bordenave, Maquer, Ten Haaf und andere für die seifenartige Beschaffenheit der Galle, bis man endlich alle die Theorien, welche sich hierauf gründeten, verließ.

Spielmann hegte den Gedanken, daß ein saures Salz, welches aufs genaueste mit Fett vermischt wäre, zugemischt sey. Aber der berühmte Schröder war einer der ersten, welcher diese Sätze bestritt, und folgende Bestandtheile derselben angab: Wasser, coagulable Lymphe mit Phlogiston und etwas Erde vermischt. Laugensalz, Fett, Mittelsalze und Eisen läugnete er. Fast gleiche Urtheile fällen Maclury, Moore, Gobwitz, Blumenbach und Strachl von der Galle, und man findet sich jetzt darin überzeugt, daß die Galle sehr viel ähnliches mit den essentiellen Theilen des Bluts habe, und nichts anders enthalte, als den lymphatischen Theil desselben überflüßig mit Phlogiston verbunden, wovon ihre eigene Farbe und ihr Geschmack entsteht. Diesen Untersuchungen zufolge wird auch jetzt der Galle eine ganz andere Wirkung, wie ehemals, zugeschrieben, nemlich die Verdünnung der Nahrung, die Trennung des Milchsaftes vom Chymus, und eine gewisse Präcipitationskraft, wodurch das Untaugliche, welches weggeschaft werden soll, von dem Milchsafte abgesondert wird. Aber zugleich behaup-

behauptet man, daß die reitzende Galle in den wässerigten und phlogistischen Theil zerlegt werde. Letzterer verbindet sich mit den Excrementen, färbt sie, und wird mit ihnen weggeschaft. Ersterer aber, der nicht bittere Theil, welcher die größte Menge ausmacht, wird von neuem eingesogen. Girtanner lehrt, wie man Blut durch Kunst in Galle verwandeln könne. Seine Erklärung dieses Phänomens gehört nicht hieher.

Von der ersten Entstehung des Menschen an, bis zu seinem 25sten Jahre, nehmen alle Theile des Körpers allmälig zu und werden vollkommener, ausser die Leber, deren schnelle und außerordentliche Zunahme bereits am Ende des 4ten Monats nach der Conception abnimt. Walter glaubt, daß die dünnen Gedärme dies eigentlich verursachen, indem sie mit Kindspech gefüllt, die Leber in die Höhe klemmen und pressen. Inzwischen wird auch die Masse der Leber von den Nabelgefäßen sehr erweitert, welche von dem zufließenden Blute ausgespannt werden; und es muß also die Verminderung der Leber nach der Geburt hauptsächlich dem Zustopfen der Nabelader und der Pressung des Zwergfells von oben her gegen die jetzt reichlich gefüllten Därme, zuzuschreiben seyn.

Hallers, Bertins, Wrisbergs und Walters Bemerkungen von der Lage der Leber bei Fötus und den übrigen Veränderungen derselben verdienen hier nachgelesen zu werden; und Wrisberg hat vorzüglich das Verdienst, das verschiedene Verhalten mehrerer Eingeweide während dem Aufenthalte des Fötus im Mutterleibe, gegen das, was man, nachdem er geboren ist, und eine Zeit lang gelebt hat, bemerkt, angegeben zu haben.

Fabricius behauptete, daß man bei dem zartesten Fötus bereits Galle in der Blase fände. Wrisberg hat wiederum bewiesen, daß sie nicht eher als gegen den 5ten Monat abgesondert wird. Walter will diese Zeit bis auf 6 volle Monate verlängern.

Ueber die Structur der Milz ist man schneller übereinkommen, als über den Nutzen derselben. Daß ihre Gestalt, Lage und Größe variire, und von der verschiedenen Stellung des Magens verändert werde, war sowohl Aeltern als Neuern bekannt. Nach Lobsteins Beobachtungen bekleiden doppelte Häute die Milz des Menschen. Die auszeichnende Stärke ihrer Schlagader, welche Winslow angegeben hat, ist allerdings unerwartet. Sie übertrift beinahe die Aorta um die Nieren herum um $\frac{1}{4}$, und die sie begleitenden Venen fast $4\frac{1}{2}$ mal. Beide Arten von Gefäßen innerhalb der Substanz Milz in pinsartige Quäste verwandelt, vereinigen sich directe mit einander, und werden durch ein lockeres schwammigtes Zellgewebe verbunden. Uebrigens ist aber in

dieser Mischung weder ein drüsigtes Wesen, noch einige Malpighische acini, noch werden daselbst eigene Zwischenräume gefunden, welche die Enden der Gefäße verbinden sollten. Hievon werden wir durch Duverney's, Ruysch, Cassebohms, Albinus und Lobsteins Beschreibungen überzeugt, welche gegen Winslows, Senacs, Ferreins und La Sones streiten. Die geringe Feuchtigkeit, welche die Milz hat, rührt also blos von ihrem lockern Zellgewebe her.

Keine absorbirte Feuchtigkeit geht, wie Coelius Folius und Aeltere annahmen, von der Milz ab; aber wohl ist sie vor vielen andern Eingeweiden mit vielen Absorbtionsgefäßen bereichert, welche den Ueberfluß von dünnen Feuchtigkeiten, die sich aus den Enden der Arterien in das Zellgewebe der Milz ergießen, wieder zurückführen sollen.

Rolofs Versuche mit dem aus der Milz fließenden Blute beweisen vollkommen, daß es bei seinem Aufenthalte sich daselbst verändere. Man kann leicht zugeben, daß es dünner und dunkler geworden, und später geronnen sey; wird aber auch behauptet, daß es mehr flüchtiges Laugensalz und weniger Fett enthielte, so ist zu befürchten, daß bei diesen Beobachtungen der vermeinte Nutzen desselben, der Leber ein Blut mittheilen zu können, welches den einen Grundstoff der Galle ausmacht, als Beweis angenommen worden ist. Gewiß trägt die Milz zur Absonderung der Galle bei, aber in keiner andern Absicht, als daß sie, weil sie schwammigt und blutreich ist, einen größern Vorrath von Blut enthält, und diesen nach der Leber treibt, wenn es am nöthigsten ist. —

Unter der Menge von Hypothesen, welche vom Nutzen der Milz aufgestellt sind, müssen zwei bemerkt werden. Die eine zeichnet sich durch ihr Alter aus, weil sie sich von Galenus Zeit bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt: nemlich daß die Milz durch Venen aus der Leber eine atrabilaire, melancholische Feuchtigkeit an sich ziehen sollte, und daß sie daselbst weiter zubereitet, und hernach durch vasa brevia zum Magen geführt werde, woselbst sie vermittelst ihrer Irritationskraft, wie man glaubte, die Verdauung befördere.

Vesalius bezweifelte zwar die Richtigkeit von allen diesem, und Schneider warf das ganze System über den Haufen. Die andere hat Hewson zum Urheber, welcher glaubte, die dunkeln Kerne der Blutkügelchen würden in der Milz zubereitet; aber dieser sonst so berühmte Mann irrte sich eben so in der Zusammensezzung als Gestalt derselben.

Die Lage und Beschaffenheit der Bauchspeicheldrüse kannte Hippocrates

Digitized by Google

res sehr gut. Die Aehnlichkeit ihres Baues mit andern Speicheldrüsen, fiel bald in die Augen. Da man vorher glaubte, die Bauchspeicheldrüse diene dem Magen blos zum Kissen, oder dazu, schädliche Feuchtigkeiten im Unterleibe, und gröbere Theile des Speisesaftes u. s. w. einzusaugen, daß eine eigene Feuchtigkeit daselbst abgesondert würde.

M. Hofmann entdeckte an einem Puter 1641. den Ausführungsgang dieser Drüse (ductus pancreaticus Wirsungianus) und Wirsung zeigte ihn im Jahre darauf am Menschen, wodurch entdeckt ward, daß diese Feuchtigkeit in den Zwölffingerdarm ausgeleert werde. Sowohl Santorini als Sandifort haben von diesem Gange sehr schöne Beschreibungen und Zeichnungen geliefert, und seine Vereinigung mit dem gemeinen Gallengange ist nicht minder genau erzählt.

Franciscus Sylvius und Regner de Graef hielten die abgesonderte Feuchtigkeit für sauer, so wie die Galle für alcalinisch, und es dürfte also aus der Mischung beider eine Gährung entstehen. Willis und alle die, welche von Gährungen alle Veränderungen im Körper herleiteten, nahmen mit Vergnügen diese Erklärung auf, bis Pechlin, Brunner und Drelincourt alle dergleichen Muthmaßungen umwarfen, und zeigten, daß diese Feuchtigkeit, die alle Aehnlichkeit mit dem Speichel hat, blos zur Verdauung der Galle diene. Dr. Rast in Lyon wird mit unter die gezählt, welche mit dieser Feuchtigkeit die ersten Versuche angestellt haben. Meyer sagt, er habe Grund, diese Feuchtigkeit für säuerlich zu halten, und glaubt, daß sie in den Gedärmen einen eigenen motus intestinus bewirke, wovon die starke Ausdehnung des Zwölffingerdarms herrühren soll.

Eustachius Verdienste um die Untersuchung der Nieren können von Zergliederern nicht verkannt werden. Eigentlich haben die Neuern in dem feinern Bau derselben größere Fortschritte gemacht. Aristoteles lehrte bereits, die Nieren bei mehrern jungen Thieren beständen aus mehrern kleinen Nieren, welche bei zunehmendem Alter mit einander verbunden würden. Aber Highmor fand, daß sie aus verschiedenen Substanzen bestehen, nemlich aus einer Oberfläche, welche die Nierenrinde (substantia corticalis) genannt wird, und Columnen an den Seiten bildet, um aus einer innern Substanz (substantia tubulosa), welche kleine Wärlchen bildet, die Jacob Berengarius zuvor entdeckt hatte. Diese sind nun mit einer Haut (calix, Becher) umgeben, welche eigene Infundibula bildet, die im Nierenbecken zusammen laufen, wovon dann endlich die Harnleiter gebildet werden. Alle diese besondern Theile sind vollkommen

gut

gut von Vieussens, Ruysch, Winslow, Ferrein, Haller und neulich mit größter Genauigkeit von Schumolansky auseinander gesetzt. Sie haben uns gelehrt, daß die ganze Nierenrinde aus nichts anderm, als schlangenförmigen Gefäßen besteht; daß die feinern Uringefäße, welche die andere Substanz ausmachen, mit Arterien unmittelbar zusammen hängen, und deswegen so können erweitert werden, daß auch dickere Feuchtigkeiten zugleich mit Blut können durchgeführt werden; daß es dieser Gänge weit mehr gäbe, als Poren am Ende der Wärzchen gesehen werden u. s. w.

Ferrein hat durchs Mikroscop gefunden, daß die Fäden der Wärzchen ganze Bündel von Uringängen sind; daß diese cylindrisch, feiner als die Gefäße, wovon sie gebildet werden, oft gleichsam in kleine Körner zusammen gedreht sind, aber endlich in größere Gefäße zusammen laufen, die sich am Ende in die Wärzchen öffnen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Notiz über Karl Wadström.

(S. Magazin Encyclopédique ou Journal des sciences, des lettres et des arts, rédigé par A. L. Millin Nr. 2. 1. Prairial. an. 7.)

(Vergl. mit N. Hannöver. Magazin. 1796. 77. St.)

Karl Bernes Wadström wurde zu Stockholm 1746. geboren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er im schwedischen Dienste als Ingenieur angestellt. Wegen seiner Kenntnisse in der Mechanik, wurden ihm 1767 und 1768. die Arbeiten anvertraut, welche man unternommen hatte, den Wasserfall Trollhätta a) schiffbar zu machen. Als ein guter Mine-

a) Dieser merkwürdige Wasserfall wird durch die Götha-Alf oder gothische Elbe, 7½ Meile von ihrem Auslaufe in die Nordsee verursacht. Der Wasserfurz zwischen 2 Klippen in 3 Absätzen ist ungefähr von 300 Ellen aus der Höhe in die Tiefe. — Ueberhaupt sind die Schwierigkeiten, welche die Natur der Schifffahrt von Stockholm über Gothenburg in die Nordsee entgegensetzt, und die Anstrengungen der Menschen, sie zu überwinden, der Bemerkung werth. Die Schifffahrt geht durch den Mälarsee, den Fluß und Canal von Arboga, in den Hielmar-See nach Orrebro, von da in den Wener-See und aus diesem in die Götha-Aelf. Ich weiß nicht, ob die großen Schleusen- und Gräbenwerke, um bei dem Trollhätta vorbei zu kommen, beendigt sind. Nach dem Plane (s. Büschings Erdbeschreibung 1ster Theil S. 446.) soll man

Mineraloge wurde er 1769. bei der Ausbeutung der Kupferminen zu Atvedaberg b) gebraucht. Diese Beschäftigungen machten ihn dem verstorbenen Könige von Schweden näher bekannt.

Ein Entwurf, womit sich Wadström den größten Theil seines Lebens beschäftigte, war die Befreiung und gesellschaftliche Ausbildung der Einwohner des unermeßlichen festen Landes von Afrika. Um sich ächte Nachrichten über den Zustand, Sitten, Charakter und Neigungen dieser Völker zu verschaffen, machte er eine Reise nach diesem Welttheile, wo er sich 2 Jahre aufhielt. Einige haben dieser Reise andere Bewegungsgründe, als die der Menschenliebe, zuschreiben wollen. Nach ihnen soll Wadströms Reise nach Afrika weniger die Befreiung der Sklaven, als vielmehr die Entdeckung des neuen Jerusalems zum Zwecke gehabt haben, welches die Schwedenborgeaner irgendwo in der Mitte dieser unbesuchten Gegenden vorhanden glauben. Doch scheint es nicht wahrscheinlich, daß Wadström, wenn ihm gleich Schwedenborgs Meinungen nicht ganz fremd waren, die Gefälligkeit so weit getrieben haben sollte, eine Reise nach Afrika für ihn zu unternehmen.

Als Wadström von derselben, die sicher nur seine Lieblingsidee, die Befreiung der Neger zum Grunde hatte, zurück kam, kehrte er in England vor, wo er einige Zeit blieb. Die große Frage über die Abschaffung des Sklavenhandels, wurde gerade damals im englischen Parlamente abgehandelt.

Während dieser Verhandlung forderte die Cammer der Gemeinen verschiedentlich sein Gutachten über Gegenstände dieser Materie. Ihr legte er auch das Tagebuch der Beobachtungen vor, die er in Afrika gesammelt hatte. Die Erläuterungen, welche

man aus dem Wener-See durch den Karlsgraben in die Götha-Alf und auf dieser bis in die Schleuse Tessin kommen. Hier wird man das alte Bette des Flusses verlassen, und vermittelst einiger Schleusen und eines etwa ¼ Meile langen, durch das Land gehenden Kanals, zu der Schleuse Ackerström kommen, wo die Gotha-Elbe ruhig zu fließen anfängt, und die Schiffahrt bis Gothenburg kein Hinderniß mehr findet. Von 1769. bis 1773. hat man an den Schleusen Tessin und Ackerström gearbeitet. Ausser diesen sind noch 7 nöthig gewesen. Bis zur Vollendung aller Schleusen, ist von der Schleuse Tessin bis zu der Schleuse Ackerström eine Brücke von einer Viertelstunde Länge erbauet worden, um das Eisen zu Lande darüber zu bringen.

W.

b) Dieser Name ist wohl ein Irrthum.

W.

che er gab, erhielten das Zeugniß der Neuheit und Nützlichkeit, und sein Name galt oft als Autorität in dieser wichtigen Debatte. Seine Nachweisungen in Betreff des Sklavenhandels, das Licht, welches er auf die philantropischen Colonien warf, entschieden endlich die Einrichtung der Pflanzorte von Sierra Leona und Boulama, die man als Denkmäler der Humanität aufgerichtet ansehen kann.

Wadström gab zu London das Resultat seiner Beobachtungen über Afrika in einem starken Bande in 4. heraus; von einer Menge Bemerkungen und nützlichen Aufklärungen über das Colonieweſen im Allgemeinen, und besonders über die Anlegung von Pflanzorten auf der afrikanischen Küste begleitet. Von 2 oder 3 Exemplaren dieſes Werks, die er aus England nach Paris mitgebracht hatte, war ihm nur eins übrig, und die Schwierigkeit der Communication erlaubten ihm nicht, andere kommen zu lassen.

Als Buonaparte nach Aegypten gehen wollte, wünschte er, dieſes Werk mitzunehmen, und ließ Wadström fragen, wie er deſſen habhaft werden könne; dieſer wußte dazu kein anderes Mittel, als dem General ein freiwilliges Geſchenk mit dem letzten Exemplare zu machen, das er beſaß. — Während dieſer Freund der Menſchheit ſeine Fähigkeiten, ſeine Zeit, ſein Vermögen und ſeine Kräfte der Sache widmete, die er mit ſo inniger Liebe umfaßt hatte, untergrub eine tödliche Krankheit ſeine Geſundheit, und brachte ihn ſtündlich dem Grabe näher. Nagender Verdruß, die bittere Frucht eines ſchwarzen Undanks oder zerrüttete Glücksumſtände und plötzliche Verwechſelungen eines Climas mit dem andern, hatten ihm eine Lungenſucht zugezogen, oder ſie doch verſchlimmert. Er unterlag einem harten Kampfe zwiſchen ſeiner veſten Lebenskraft und ſeiner Krankheit den 15ten Germinal 7. —

Sein intereſſanter Briefwechſel über die Sierra Leona-Colonie befindet ſich im Magazin Encyclopédique 3. Jahrg. Th. V. S. 111. Er hat ſie 1798. unter dem Titel: Notice ſur Sierra Leone Paris A. VI. mit Zuſätzen auch ſelbſt heraus gegeben.

Die berühmte Williams, durch verſchiedene anmuthige Schriften und ihre neulich erſchienene Reiſe nach der Schweitz bekannt, hat eine umſtändlichere Lebensbeſchreibung des Philoſophen in der Decade philoſophique geliefert. —

W.

Hannöverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 14ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Sehr viele haben den Bau der Nieren mit Drüsen verglichen. In der Nierenrinde sollen diese Drüsen nach Malpighis, Peyers, Santonis, Valisneri und mehrerer Meinung, am leichtesten wiedergefunden werden. Sowohl Ruysch als Ferrein waren nicht abgeneigt, besondere Drüsen anzunehmen, woher die tubuli Bellini entstanden seyn sollen.

Boerhave glaubte, um beider Meinungen zu vereinigen, daß der wässrigte Urin directe von Arterien abgesondert würde, daß aber der dikkere und mehr gefärbtere aus Drüsen käme. Eigene kleine Drüsen beschreibt auch Bertin, doch verschieden von denen, die Malpighi angiebt. Alle diese Sonderbarkeiten hat Albinus und noch ausführlicher Schumlansky bestritten, und auf eine unwidersprechliche Art an den Tag gelegt, daß es nichts anders als zusammengewikkelte Gefäße sind, welche, verbunden mit Uringängen, mit derselben Injectionsmaterie auf einmal und schnell gefüllt werden können. Dergestalt kann man nicht sagen, daß der Urin in den Nieren zubereitet werde, sondern nur daselbst von der Blutmasse durch die feinen Gefäße derselben abgesondert, und duech keinen andern Weg, als durch die Harnleiter zur Blase gebracht werde: eine Wahrheit, welche bereits Eustachius verfocht. —

Schumlansky hat bewiesen, daß die innerste Haut der Harnleiter (tunica villosa), welche zum Nierenbekken hinaufgeht, sich nach innen wendet und die Wärzchen ausserhalb bekleidet, welche dadurch viel Stärke gewinnen.

Die Nebennieren (capsulae atrabilariae, s. glandulae suprarenales, re-

nes succenturiati) waren ihrer Structur nach sehr zeitig bekannt, und wurden zuletzt von Mayer u. Schmidt genau beschrieben. Sie fanden in ihnen blos eine Höhle, welche mit einer feinen Haut bekleidet war, und der eingeschlossene klebrige Saft war bei Kindern heller, als bei Erwachsenen. Ihrer Meinung nach soll dieser Saft nicht von Absorbtionsgefäßen, sondern von Blutgefäßen, welche sich in die Höhle öffnen, eingesogen werden. Sie glauben auch, daß diese Feuchtigkeit bei erwachsenen Menschen eine andere Wirkung ausübe, als bei Kindern; daß sie bei den erstern eine Schärfe habe, welche vielleicht Gefäße sollte stimuliren können. Aber dies ist doch blos eine Muthmaßung, und der wirkliche Nutzen derselben ist den Zergliederern eben so unbekannt, als der Schild- und Brustdrüse. Sonderbar ist es inzwischen, daß diese erstere zugleich mit dem Kehlkopf fast eben so viel Blut aufnimt, wie der ganze Arm.

Unter vielen aufgestellten den Nutzen dieser Drüsenmassen betreffenden Meinungen, scheint Böckler seine am glaublichsten zu seyn, daß Lymphe in ihnen auf eine gewisse Art verändert werde, und daß sie in dieser Hinsicht bei ungebohrnen Kindern, zur Zubereitung des Bluts mitwirkten. Mayer will auch der Schilddrüse viel Wirkung bei Veränderungen der Stimme zuschreiben, und Girard und mehrere glauben, daß ihre abgesonderte schleimigte Feuchtigkeit durch Poren in der Luftröhre weggeschafft werde.

Die Lage der Urinblase gegen die anliegenden Theile ist in neueren Zeiten, da man die Methoden des Steinschnitts einer so genauen Prüfung unterwarf, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Zergliederer geworden, und man wird mit Vergnügen hierüber le Dran, le Cat, Winslow, Albinus, Parson, Haller und Weitbrecht nachlesen. Uebrigens hat Fallopius die Blase vortreflich beschrieben.

Was den Harnstrang (Urachus) betrift, von welchem mein Landsmann Morèen eine sehr ausführliche Schilderung geliefert hat, bleibt es immer bemerkenswerth, daß Paraeus, Varoli und Arantius bereits behaupteten, daß er beim Menschen keinesweges ein offener Kanal sey. Man findet aber hierin viel Verschiedenheit, so, daß die Höhle desselben bei einigen bis zum Nabel fortgesetzt seyn kann, und bei andern sich weit früher verliert. Man hat geglaubt, daß bei Fötus vor dem 5ten Monate, wo der Nabelstrang sehr kurz ist, der Harnstrang sich in die sogenannte Vesicula umbilicalis öffne, oder in den Nabelstrang die schleimigte Feuchtigkeit ausgösse, welche zwischen den Gefäßen liegt, und sehr genau dem Urin des Fötus gleiche.

Aber

Aber Portal behauptet doch, daß dies der Zweck nicht sey; denn er fand, daß bei Embryonen von 5 Monaten der Harnstrang aus 4 Fäden bestehe, welche zwischen dem Nabel und der Blase zusammenhängen, dann sich über die Oberfläche der Blase verbreiten und sich in das Zellgewebe des Nabels verlieren. Er hält es also für am wahrscheinlichsten, daß dieser Strang blos der Blase zu einem Ligament diene, um den beweglichsten Theil derselben zurückzuhalten.

Wenn wiederum bei Erwachsenen Urin aus dem Nabel abfließt, so glaubt er, es geschehe dergestalt, daß beim Vervex die innern Häute der Blase sich trennten, und der Urin sich dergestalt zwischen den genannten Fäden des Harnstranges durch das Zellgewebe hervordränge. —

Die Verbreitung der Muskelfasern der Blase zeichnet Eustachius wie eingewickelt ab; und sie sind auch netzförmig, indem sie in veränderlichen Winkeln sich durchkreuzen, und keinesweges eigene abgesonderte, sondern zusammengeflochtene Schichten bilden. Um deswegen mit Cowper und Parson die der Länge nach laufenden Fasern, obgleich sie mehr in der Oberfläche liegen, für einen eigenen Muskel zu halten, streitet ganz gegen die Natur. Ihr wahres Verhalten ist von Albinus, Haller, Weitbrecht und Girard angegeben, und sie haben auch die große Schwierigkeit, welche sich bei der Beschreibung dieser schiefen Fasern zeigt, bemerkt. Vollkommen queerlaufende Fasern findet man nirgends, als nur, wie Haller lehrt, in der Gegend der Saamenbläschen und vor denselben.

Die bald angenommenen, bald verworfenen Schließringe (Sphincteres) findet man nicht; wohl aber können die untersten schiefen Fasern den nemlichen Dienst thun, da sie von beiden Seiten sich kreuzen, dichter zusammenliegen und gegen einander gestellte Bögen bilden. Die Schleimdrüsen, welche so viele häufig in der Blase gesehen haben, sind in der That schwer aufzufinden. Morgagni, Heister und Haller haben sie selten gesehen, ausser an dem Blasenhalse und dem Eingange der Harngänge. Lieutaud läugnet sie gänzlich.

Der häufig in der Blase befindliche Schleim wird also größtentheils von Arterien, deren Enden sich hier zum Theil öffnen, abgesondert. Lieutauds oder eigentlicher Bianchis corpus trigonum erwähnten bereits de Graef, Baglivi und Santorinus; aber sowohl Haller wie Morgagni haben gefunden, daß es in Hinsicht seiner Höhe sehr variire und auch zuweilen gänzlich vermißt werde.

Keine thierische Feuchtigkeit ist genauer untersucht worden, als der Urin. Seine Bestandtheile sind bekannt.

kannt. Die Bestandtheile des Blasensteins hat unser Bergmann vortreflich entwickelt. Die gelbe Farbe des Urins wird gewöhnlich dem beigemischten Fett, oder der Galle zugeschrieben, und hat Thilow neulich eigene Gefäße beschrieben, welche von den Milchgefäßen oder deren receptaculum ausgehend, sich zuerst in einige lymphatische Drüsen senken, nachdem mit ungefähr 6 Aesten in Begleitung von Venen zu den Nieren sich begeben, und daselbst an mehreren Orten, vorzüglich aber in dem Becken derselben, sich öffnen sollen.

Ihre Eigenschaft und ihr Bau soll eben so, wie der der lymphatischen Gefäße seyn, ausser daß ihre Valveln gegen die Nieren gewandt sind, woraus man finden könnte, daß ihr Geschäft darin bestehen müsse, den mit Milchsaft absorbirten Gallstoff zu den Nieren zu bringen, und keinesweges eine andere Feuchtigkeit von da abzuleiten. Mascagni und Cruikschank haben diese Gefäße beschrieben, aber sie eigentlich für Absorbtionsgefäße gehalten; und sie erfordern gewiß wiederholte Untersuchungen, ehe man sich von dieser ihrer auf so gute Gründe gebaueten Ueberzeugung trennen, oder mit Sicherheit Thilows unerwarteter Behauptung beipflichten kann.

Die Versuche, auf welche er sich beruft, scheinen nicht entscheidend zu seyn, sondern geben zu einer weit einfachern Erklärung Anlaß, daß nemlich die Ursache des Irrthums von der Injection dieser Gefäße mit Quecksilber herrühre, wodurch vielleicht die Valveln der Gefäße hätten geändert, und das Metall vor denselben gegen die Nieren hätte eingepreßt werden können.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte es, daß Zergliederer sich früh und eifrig bemühen mußten, den Bau der Geburtstheile bei beiden Geschlechtern zu untersuchen; und sie machten auch sehr schnell die bedeutendsten Fortschritte. Aristoteles, Plinius und Galenus beobachteten bereits, daß die Hoden bei gewissen Thieren nahe bei den Nieren lägen. Hildanus, Riolanus, Littre und de Graef fanden ein Gleiches bei Menschen; aber Haller erklärte 1744. zuerst den Mechanismus ihres Heruntersenkens.

Vesalius und Fallopius glaubten, daß der Kanal auch die Saamenschnur umfaßte, und allezeit offen stehe. Die Entstehung der Saamenschlagader ist nunmehr hinreichend bestimmt, und Galenus Irrthum, daß die linke aus der Nierenschlagader komme, eben so bekannt. Ihre Vertheilung in den Hodensack zum Hoden und Nebenhoden (Epididymis) die Eustachius so genau beschreibt, ist auch durch Winslows, Monros und Hallers Untersuchungen noch weiter fortgesetzt, und es haben mehrere Einsprützungen mit Queck-

silber zur Vermuthung Anlaß gegeben, daß die kleinen vasa serpentina spermatica mit dem Netze der Schlagaderäste in unmittelbarer Verbindung ständen.

Nützlich ist die neuere Entdeckung, daß die Kerne nicht allein nur von dieser Schlagader ihr Blut erhalten, sondern auch von der arteria epigastrica, umbilicalis und pudendae externae. Die innere Struktur der Hoden hat zwar Ruysch und vorzüglich Regner de Graef sehr ins Licht gesetzt, aber gegen diese sind doch A. Monros Verdienste gar nicht zu vergleichen. Er gab den Durchmesser der Saamenröhrchen $\frac{1}{200}$ Zoll stark an, die Anzahl derselben in jedem Hoden zu 62500, (Mayer bezweifelt diese große Anzahl) ihre Krümmungen zu 5760, und ihre gemeinschaftliche Länge überhaupt zu 5208 Fuß.

Auch hat er einen richtigern Begrif von dem sogenannten Hodenkern (corpus Highmori, nucleus testiculi, rete vasculosum Halleri) gegeben, welcher aus netzförmigen Röhren besteht, zwischen denen ein grösseres lymphatisches Gefäß eingemischt liegt, und aus welchen die sogenannten vasa recta Graefiana entstehen, welche endlich unter dem Namen von vasa efferentia durch den Hoden in den Nebenhoden dringen. Hier werden die von Haller entdeckten coni vasculosi oder corpora pyramidalia gebildet, welche, indem sie in eine 3 Fuß lange Röhre zusammenlaufen, den übrigen Theil des Nebenhoden ausmachen.

Die ausgezeichnete Zusammenziehungskraft des hinleitenden Saamenweges (ductus deferens) dürfte mehr von seiner fast knorpelartigen Festheit, als wie Leuwenhoek annahm, von Muskelfasern herrühren. Seine doppelte Insertion in die Saamenbläschen und die Harnröhren hat gewiß Hunter zuerst veranlaßt, die von Vesalius, Wharten und van Horn angenommene Meinung, die Saamenbläschen hätten nicht den allgemein angegebenen Nutzen, wieder zu beleben.

Betrachtet man wiederum die innere Lage der Theile und ahmt man die Natur in dieser Stellung durch künstliche Einsprützungen nach, so wird man leicht finden, daß die Bläschen eher gefüllt werden, als daß etwas in die Harnröhre ausfließen sollte. Die Versuche, welche Spallanzani mit der Feuchtigkeit selbst anstellte, welche so viel Licht über die wahren Eigenschaften derselben gaben, warfen Hunters falsche Theorie, die Brugnone meisterlich widerlegte, völlig über den Haufen. Von der Beschaffenheit der Saamenbläschen hatten zwar Fallopius Leal Lealis, de Graef und Düverney einen richtigen Begriff, aber Albinus,

Monro

Monro und Haller gaben doch darüber neue Aufschlüsse.

Durch die entdeckten Vereinigungen der lymphatischen Gefäße in den Hoden mit den Saamengefäßen, vornemlich bei dem Hodenkern, wird die häufige Absorbtion des Saamens, ehe er sich in den Saamenbläschen sammeln kann, erklärbar. Drei Hauptstämme werden wenigstens gefunden. —

Betrachtet man die Harnröhre bei Mannspersonen, so trift man bei dem Anfange derselben in der Vorsteherdrüse sehr bald den Schnepfenkopf (caput gallinaginis) mit Oeffnungen von Ausführungsgängen an. Ueber die Beschaffenheit dieser Theile ziehen wir am liebsten Morgagni und Albinus zu Rathe, obgleich ihr Daseyn und Nutzen dem Eustachius nicht unbekannt waren. Mayer bemerkt, daß auf dem hintern stumpfen Ende dieses Schnepfenkopfes eine queergehende Falte sich befinde, welche sich etwas über die Oeffnungen der Ausführungsgänge hinzieht, und dadurch theils das Einfließen des Urins hindert, theils auch die Ausspritzung des Saamens nach vorne zu leitet.

Die sogenannten Cowperschen Drüsen, welche immer in dem Winkel zwischen der Vereinigung der beiden schwammigten Körper der Ruthe (corpora cavernosa penis) mit der Harnröhre gefunden werden, entdeckte Mayer zuerst, sind aber von Morgagni am genauesten untersucht worden. Sie gehören zu der Classe der vielkörnigten Drüsen (glandulae conglomeratae). Ihre Ausführungsgänge öffnen sich nahe beim häutigten Theil der Harnröhre. Nahe bei der vordern zusammengezogenen Mündung der Harnröhre findet man die fossa navicularis Morgagni.

Was übrigens den Bau der Harnröhre betrifft, welcher von mehrern genau untersucht worden ist, so verdienen vorzüglich die Schleimhöhlen bemerkt zu werden, deren Beschaffenheit keiner vor Morgagni, wenn auch Plazzoni oder Terraneus sie voraus sollten gefunden haben, mit hinlänglicher Richtigkeit erwähnt hat. Sie machen den Sitz des Trippers aus, welchen man mit Recht blos für ein vermehrtes oder verändertes Herausfließen von natürlichem Schleim hält. Von dem schwammigten Körper des Harnganges hat Haller verschiedene vorher unbekannte Bemerkungen geliefert.

Daß in den innern Blasen der schwammigten Körper der Ruthe Venen mit ihren Mündungen stehen, bei weisen Einsprützungen sehr leicht, und sie müssen also das während den Erectionen in die Zellen ausgegossene Blut absorbiren. Die feine Zusammensetzung, welche man in dem Bau der Eichel findet, hat keiner besser als Albinus entwickelt. Er hat auch die-

vielen Wärzchen (papillae) versehen, welche sich so schwer von den andern weichen Theilen unterscheiden lassen.

Die Geruchdrüsen (gl. odoriferae) welche in dieser Gegend gefunden werden, hat Tyson zuerst wahrgenommen, aber Morgagni genau beschrieben. Man weiß jetzt, daß die Fleischhaut des Hodensacks (tunica darthos scroti) eine blutreiche und von Fett gänzlich freie, aber nicht von Muskelfasern zusammengesetzte Haut ist.

Die Griechen und nach ihnen die Araber gaben den weiblichen Geburtstheilen die noch gebräuchlichen Namen. Viel Licht verbreiteten sowohl für die Anatomie, als für die ganze Geburtshülfe, die Messungen, welche Smellin, Burton, Levret, Röderer und Stein an dem Becken des weiblichen Geschlechts anstellten. Aber es gehört nicht hieher zu zeigen, welche wichtige Folgerungen daraus für die Entbindungskunst können gezogen werden.

Was die Gebärmutter betrift, so kann man wohl im Allgemeinen nicht vermeiden, den Aeltern ein rühmliches Verdienst für ihre Bemühungen den Bau derselben genau ins Licht zu setzen, zuzugestehen; aber gewiß sind neuere anatomische Untersuchungen von weit gröſſeren Fortschritten begleitet worden, als die ältern. Die breiten Mutterbänder (Ligamenta uteri lata) findet man bereits von Aretaeus und später von Vesalius erwähnt, aber ihre wirkliche Ausbreitung, eben so wie die Art der Bekleidung des Bauchfells ist vorzüglich genau von Winslow und Santorini bemerkt.

Man glaubt mit Recht, daß die Muttertrompeten (tubae Fallopii) zwischen ihren beiden Häuten ein schwammigtes Wesen haben, welches mit Blut gefüllt, und dergestalt ausgespannt wird, daß der ganze Weg dadurch steif wird. Nach Senacs Erfahrung geschieht dies, wenn die Gefäße mit Wachs gefüllt werden, aber noch vollkommner wird dies durch das Aufblasen derselben an den Tag gelegt. Die Bewegung des ganzen Canals, und besonders der fimbriae, ist übrigens so, daß man ungern läugnen kann, daß sie Muskelfasern haben. Eine wichtige Bemerkung ist, daß die Oeffnungen der Muttertrompeten oft verschlossen und verwachsen gefunden worden sind, wovon eine unheilbare Unfruchtbarkeit herrühren mußte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Im 42ten Stück vom Jahre 1799. des neuen hannöverischen Mag. wünscht jemand einen Rath zu erhalten, wie man Bücher überhaupt gegen Würmer schützen, insbesondere, wie man das den Lederbänden so schädliche Insekt wieder vertreiben, oder von künftigen Angriffen auf dieselben abhalten könne. Mein durch eigene Versuche (die ich mit folgendem Mittel gemacht, und nachher andere zu machen gelehrt habe) bewährt gefundener Rath ist der:

Man nehme ein Quentin Coloquinten (Colocynthides) und ein halbes Quentin spanischen Pfeffer (Piper hispanicum), schneide diese Theile etwas fein, und koche es mit 10 Loth Wasser bis 3 Loth verdunstet sind und ungefähr nur 6 Loth bleiben; alsdann drücke man diese schleimigte Flüssigkeit durch ein dichtes linnenes Tuch, und bestreiche mit diesem warmen Dekocte das Leder, oder, noch besser, die ganze äussere Seite des Buchs; am besten wäre es, wenn die Herren Buchbinder das Leder vor dem Einbinden mit diesen Dekocte tränkten, so wie es auch leicht, bei ihrem gewöhnlichen Leimwasser (welches sie zum Paniren der Bücher gebrauchen) ein solches Dekoct mit anzuwenden: da dieses ganze Mittel kaum einen Schilling kosten kann, und dem Papiere so wenig, als dem Leder schadet. Der ausserordentlich üble Geschmack jener beiden Theile muß wahrscheinlich diesen Insekten, als jedem andern Thier zuwider seyn.

Auf eine andere Weise kann man die schon in den Büchern befindlichen Würmer durch das einigemal starke Ausräuchern der Bücher mit spanischem Pfeffer vertreiben. Dieses Mittel hat aber das Unangenehme, daß sowohl die Bücher als auch das Zimmer, wenn es geschieht, eine Zeitlang diesen üblen Geruch behalten.

Mit völliger Gewißheit glaube ich ersteres Coloquintendekoct auch als ein Mittel zu Verhütung des Zerfressens der Tapeten von Mäusen empfehlen zu können; wenn man die hintere Seite der Tapeten mit jenem Dekoct bestreicht. Nicht allein Versuche von dieser Art haben dem gewünschten Nutzen entsprochen, sondern um es desto gewisser empfehlen zu können, versuchte ich es, ob die dringendste Noth sie nicht dazu bewegen würde, diesen Widerwillen abzulegen. Ich bestrich zu dem Ende eine Schachtel 2mal mit jenem Dekoct und setzte in diese eine Maus; allein sie starb den 2ten Tag vor Hunger, ohne die Schachtel (durch welche sie sich sonst sehr bald einen Ausgang bahnen) verletzt zu haben.

Ratzeburg. Völting.

Hannöverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 17ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Von den Eierstöcken hatten die Alten einen sehr falschen Begriff, da sie sie testes muliebres nannten. Stein gab ihnen zuerst den rechten Namen. Ihre Veränderungen von zartern Jahren bis zum reifen Alter, und nach der Conception, die Lage, verschiedene Zunahme und Reife der Bläschen (vesiculae, ovula Graefiana), die Entstehung und Veränderungen der gelben Körperchen (corpus luteum) nach dem Zerbersten der erstern, und die übrige Beschaffenheit der Eierstöcke, sind also besondere Materien, welche weitläuftige und mannigfaltige Untersuchungen erfordern, die aber endlich durch unsere Beiträge in den neuesten Zeiten so auseinander gesetzt worden sind, daß noch wenig hinzuzufügen seyn dürfte. Niemand hält nunmehr das Eierstockband (ligamentum ovarii) für einen ductus ejaculens, oder das runde Mutterband, (ligamentum teres uteri) für etwas anders, als es wirklich ist, nemlich für ein Bündel Gefäße, die von der Gebärmutter ausgehen, welches in viele Zellgewebe eingeschlossen, und mit schwachen, von Bauchmuskeln kommenden Fleischfasern umgeben ist, sich durch die Bauchringe hervor drängt, um sich in den Venusberg in dem zellichten Gewebe desselben mit stärkern Fasern zu verlieren.

Dies hat ohne Zweifel den Zweck, eine Verbindung zwischen der Gebärmutter und den Gefäßen der Schenkel zu bewirken, um zugleich die Gebärmutter in der Stellung zu halten, daß sie nicht zu sehr die Theile drückt oder zu sehr seitwärts weicht. Die sonderbare Oefnung, welche am Bauchfelle an der Stelle gebildet wird, woselbst die runden Bänder liegen, und welche

mit ihnen aus dem Bauchringe heraus geht, aber an der Seite des Schaambeins in dem daselbst befindlichen Gewebe verschwindet, hat Nuck zuerst unter dem Namen Diverticulum beschrieben, und Camper, Girardi, Wrisberg und Palletta bestätigen dessen Gegenwart. Sie heilt sehr schnell zusammen, bewirkt aber auch sonst bei Weibern angeborne Brüche.

Galenus Irrthum, daß die Gebärmutter zweigehörnt sey, wurde sehr früh weggeräumt, obgleich noch viele Beispiele von doppelten Gebärmüttern in spätern Zeiten aufgezeichnet worden sind. Die Veränderungen, welche die Gebärmutter im geschwängerten Zustande erleidet, sind von mehrern vortreflich bemerkt worden; aber keiner hat doch diese Sache so ins Licht gesetzt, als W. Hunter in seinen unvergleichlich schönen Tafeln. Daß die Gebärmutter aus einem eigenen dichten, festen und elastischen zellichten Gewebe bestehe, welches mit unzählbaren netzförmigen Blutgefäßen durchdrungen ist, zwischen denen Absorbtionsgefäße und Nervenfasern eingeflochten sind, kann sehr leicht an den Tag gelegt werden; in wie ferne aber die Gebärmutter zugleich mit Fleischfasern versehen ist, darüber hegen die Schriftsteller noch verschiedene Meinungen.

Man findet bereits von Vesalius äußere transverselle, andere schiefe, und innere gerade Fleischfasern beschrieben. Malpighi, Mery, Littre und Morgagni nehmen netzförmige Fasern an; Verheyn findet circulaire und longitudinelle am Halse der Gebärmutter. Astruc glaubt, die mittelste Haut der Gebärmutter bestehe aus mehrern Arten Fleischfasern. Vieussens redet von fleischigten Gängen, welche bei Nichtgeschwängerten dünne, bei Schwangern aber mit Blut gefüllt sind.

So wird von Ruysch dem Boden der Gebärmutter ein Muskel zugeschrieben, welcher aus concentrischen Ringen bestehe, von denen er doch nachher, eben wie Albinus wenig überzeugt zu seyn scheint. Auch Hummel, Noortwyk, Heucher, Heister und Meckel haben der Meinung von der Gegenwart der Muskelfasern Beifall gegeben. Weitbrecht hat zwei musculi orbiculares um die Muttertrompeten, und zwischen diesen andere longitudinelle und transverselle beim Halse der Gebärmutter beschrieben. Die Beschreibungen, welche Sue, Levert, Röderer u. Hunter von ihnen geliefert haben, sind auch von einander verschieden.

Mayer hält sie für concentrisch, in ihrer Größe allmählig wachsend und bogenförmig. Sie sollen ihren Anfang von der innern Oefnung der Muttertrompeten nehmen, und gegen den Körper der Gebärmutter mehr horizontal werden, so, daß sie daselbst rund

rund herum gehen. Im Mutterhalse sollen sie wiederum mehr dicht liegen. Kurz, die meisten nehmen ihr Daseyn an, geben aber zugleich zu verstehen, daß ihre Direction schwerlich kann beschrieben werden, da das eine Bündel von dem andern eingehüllt, und damit vermischt wird. Hierin scheinen doch alle überein zu kommen, daß Muskelfasern näher an der innern als äußern Oberfläche der Gebärmutter gefunden werden, und gegen den Boden und den mittelsten Theil derselben häufiger und gröber sind, als näher am Mutterhalse, woselbst sie vom Netze der Gefäße bedeckt werden.

Während der Schwangerschaft gegen den 5ten Monat werden sie erst recht sichtbar, und am besten findet man sie gleich nach der Entbindung, wo ihre Bündel am dicksten sind. Inzwischen haben in spätern Zeiten zwei berühmte Männer, **Walter** und **Blumenbach** diese so kräftigen Werkzeuge zur Zusammenziehung der Gebärmutter bestritten.

Walter behauptet nemlich, daß durch die starke Zusammenziehungskraft der Gefäße die Phänomene entstehen, welche man Muskelfasern zuschreibe, die doch daselbst nicht wären; und **Blumenbach** schreibt der Gebärmutter eine eigene Lebenskraft zu, welche allein ihre Zusammenziehungen erregt. Diese verschiedenen Erklärungsarten können doch schwerlich so viele, mit aller möglichen Genauigkeit angestellte Versuche anderer, über den Haufen werfen, oder sie in den Verdacht der Erdichtung bringen.

Mayer, welcher sich ausführlich über diesen Streit ausgelassen hat, hat sehr gute Gründe angezeigt, welche die Gegenwart der Muskelfasern beweisen, und hat übrigens die Streitigkeiten erklärt, welche man in den Beschreibungen der Schriftsteller findet. —

Die innere Haut der Gebärmutter, welche die Aeltern nicht kannten, kann deutlich von der Mutterscheide an verfolgt werden. Sie ist keinesweges rauh, aber allezeit weich und etwas aufgetrieben, desto mehr, je näher die Menstruation bevor steht. Die Valveln in dem Mutterhalse hat **Haller** besonders gut beschrieben und abgebildet, und zugleich gezeigt, wie zwischen ihnen aus verschiedenen Oeffnungen, gleichsam aus der Oberfläche der Gebärmutter, vieler Schleim abgesondert wird.

Morgagni zeigte, daß die ovula Nabothiana, welche de **Graef** entdeckte, Hydatiden oder erweiterte Schleimhöhlen wären.

Einige haben auch der Mutterscheide Fleischfasern und eine entsprechende Zusammenziehungskraft beigelegt. Beim vordern Ende derselben, welches außerdem von dem Schließmuskel der Scheide (constrictor cunni) umgeben wird, bemerkt man zwar solche, aber blos rund herum-

laufend; näher bei der Gebärmutter hingegen keine; wogegen zu äußerst ein sehr verwickeltes Netz von Blutgefäßen, und nachdem ein von einer Menge Gefäße durchdrungenes festes Zellgewebe, welches beim Beischlafe sehr aufschwillt, ihren eigentlichen Grundstoff ausmacht. Die Stellung, welche man bei den Falten der Scheide findet, ihre Columnen und Valveln, auch ihre Veränderlichkeit durch Geburten, haben Morgagni und Santorini genau beschrieben, und Haller durch schöne Zeichnungen ausführlicher erklärt. Sie werden von einer tunica nervea und villosa gebildet. Die Poren und Schleimhöhlen der Scheide, deren Eustachius schon erwähnt, findet man im Ueberfluß zwischen den Falten, aber nach Morgagnis und Hallers Bemerkungen, keine eigene Drüsen, wie bei einigen Thieren.

Ueber den Bau der äußern Theile verdienen besonders Santorini, Morgagni, Albinus und Haller, welche zugleich die Bemerkungen anderer gesammelt haben, nachgelesen zu werden. Eine genauere Kenntniß der lacunae superiores und inferiores geben Regner de Graef Haller und Mayer, von den Nymphen Neubauer, und vom Hymen Tollberg, welcher von den Veränderungen desselben eine ausführliche Abhandlung geschrieben hat. Einige, und unter ihnen Haller haben die myrtenförmigen Warzen (caruncula myrtiformes) für Hautstücken gehalten, welche nicht mit den Hymen dürften verwechselt werden; aber Mayer fällt der Meinung derjenigen bei, welche sie für Ueberbleibsel des geborstenen oder zerstörten Hymens halten.

Die Phänomene, welche sich beim Monatsfluß der Frauenzimmer zeigen, und die mannigfaltigen Verschiedenheiten, die dabei beobachtet werden, sind jetzt ziemlich, so wohl in Hinsicht ihrer Ursachen, als Folgen auseinander gesetzt. Diese Ausleerung rührt nicht allein von einem allgemeinen Ueberflusse an Blut her; denn oft findet man sie sehr blaß und schwach, und bei kränklichen Frauenzimmern gleich ordentlich regelmäßig, wie bei starken; auch nimt die Natur, wenn ihre Absicht auf eine unnatürliche Art bei den Schwachen dadurch gehindert wird, sehr bald zu andern Auswegen ihre Zuflucht, um sich dieses Ueberflusses zu entledigen. Daß Blutbrechen, Blutspeien u. s. w. unter den gewaltsamsten Erschütterungen sich einstellen, ist bekannt. Alles beweist eine besondere Vollblütigkeit im untern Theile des Becken der Weiber, welche so auf die Gefäße der Gebärmutter wirkt, daß sie erweitert werden, und endlich das Blut heraus lassen. Diese Ausleerung ist für Frauenzimmer desto nöthiger, weil darauf ihre Fruchtbarkeit beruht, da dadurch die Gefäße der Gebärmutter offen gehalten, und zu der großen Erweiterung, welche sie während der

Schwan-

Schwangerschaft erleiden müssen, schicklich gemacht werden. —

Die Gefäße der Gebärmutter lassen eigentlich im gesunden Zustande blos Blut durch; sind diese aber verschlossen, so können oft die Gefäße in der Scheide auf die nemliche Art zum Ausgießen erweitert werden. Die Ungewißheit, ob das Blut durch Venen oder Schlagadern ausspere, scheint nunmehro gänzlich verschwunden zu seyn.

Was die zur monatlichen Reinigung bestimmte Zeit betrift, so hat doch, obgleich die am nächsten hiezu beitragende Ursache für uns allezeit ein Räthsel bleiben wird, Haller, welcher uns über diese ganze Verrichtung den vollkommensten Aufschluß gegeben hat, gesucht, die Sache auf die begreiflichste Art zu entwickeln.

Weitläuftig in die Lehre von der Empfängniß mich einzulassen, dazu ist hier kein Raum; wogegen die Frage von der Art, wie die Gefäße der Gebärmutter im schwangern Zustande, mit denen des Mutterkuchens sich vereinigen, als mehr anatomisch, nicht unbeantwortet bleiben darf. Einige haben eine mittelbare, andere eine unmittelbare Vereinigung zwischen diesen beiden angenommen. Um aber mit einiger Gewißheit die Sache entscheiden zu können, ist es nöthig, zuerst die feinere Zusammensetzung der Häute, des Eies und Mutterkuchens ins Licht zu setzen. Obgleich Galenus bereits scheint gewußt zu haben, daß das Chorion beim Fötus in zwei Lamellen könne getheilt werden, so nahmen doch die Alten gewöhnlich nur zwei Häute um die Frucht an.

Hunter legte ihr endlich die 3te bei, nemlich die hinfällige Haut (membra caduca s. decidua,) Haller fand wiederum die vierte, und die, welche Hunters Membran in 2 Theile theilen, nemlich in decidua uteri und reflexa, haben auch Gründe, eine gleiche Anzahl, aber andere als er, anzunehmen. Sehr richtig ist indessen Blumenbachs Bemerkung, daß einige der Häute eigentlich dem Ei zugehören, nemlich das Chorion und Schaafhäutchen; andere wiederum der Gebärmutter, welche sich um die ersteren schlingen, und also unbeständig sind. Hieher muß Hunters decidua uteri crassa gerechnet werden, welche durch den inflammatorischen Reitz erzeugt wird, und sowohl während, als nach der Empfängniß in der innern Oberfläche der Gebärmutter entsteht.

Aretäus hatte bereits eben so, wie Fallopius später, von dieser Haut einige Kenntniß, und Ruysch lieferte die erste Abbildung von ihr. Man muß sie aber von der decidua reflexa unterscheiden, welche dünner ist, und gewöhnlich für die innere Lamelle derselben gehalten wird. In der obengenannten dicken Haut befestigt sich nicht allein das Ei mit seiner flockigten Oberfläche, sondern trägt auch zur Bildung des pars uterina des

Mut-

Mutterkuchens bei. Hernach wächst sie allmählig mit den übrigen Häuten des Eies zusammen. Doch findet man, daß sie bei gewöhnlichen natürlichen Entbindungen größtentheils an der innern Oberfläche der Gebärmutter festhängt, und während der gewöhnlichen Kindbettsreinigung nachdem allmählig aufgelöst wird.

Die decidua uteri, welche an dem Rande des Mutterkuchens fest sitzt, schlingt sich zurück über die ganze Fläche des Chorions, und bildet so die Haut, welche man decidua reflexa nennt. Ruysch beschreibt sie unter dem Namen von membrana villosa; Albinus nannte sie involucrum membranaceum; Wrisberg filamentosa s. flocculenta u. s. w. Viele Neuere hielten sie mit Unrecht für die äussere Lamelle des Chorions. Sie ist dünner, wird nicht eher gebildet, bis das Ei sich mit seinen feinen Fasern, welche aus dem Chorion ausgehen, und die rauhe Oberfläche des Chorions bekleiden, festgesetzt hat, und ist auch selbst mit vielen Gefäßen versehen.

Im ersten und zweiten Monate findet man sie am häufigsten, nachher wächst sie aber mit dem Chorion zusammen, und wird noch dünner.

Das Chorion ist Hallers membrana media. Sie besteht aus zwei mit Zellgeweben verbundenen Blättern. Haller und Mayer haben keine andern Gefäße in ihr gefunden. Wrisberg und Metzger behaupten aber, sie häufig gesehen zu haben. Die äussere Oberfläche ist rauh und faserig; und diese Fasern, welche von der decidua reflexa verbunden werden, bestehen aus kleinen Quästen von Gefäßen. Sie tragen viel zur Bildung des Mutterkuchens bei. Von diesen und den übrigen Häuten findet man bei den Neuern, vorzüglich bei Wrisberg und Danz, sehr vollständige Beschreibungen.

Merkwürdig ist es, daß das Chorion nicht den Nabelstrang umgiebt, sondern, wie Hewson zeigt, von seinen Gefäßen durchbohrt wird, und zu äußerst alle Gefäße bekleidet, welche der Frucht gehören, wenn sie sich nieder in den Mutterkuchen senkt.

Das Schaafhäutchen (tunica Amnios) ist bereits vom Empedocles so genannt, aber noch ist es nicht völlig ausgemacht, ob diese Haut Gefäße in ihren Bau aufnimmt. Werden einige gefunden, so stammen sie ohne Zweifel vom Chorion her. Man findet keine Allantois bei Menschen, wenn man nicht die bekannte, in den ersten Monaten zwischen dem Chorion und Schaafhäutchen befindliche vesicula umbilicalis, für eine solche halten will; über diese muß man Hunter, Wrisberg und Sandifort zu Rathe ziehen, welches doch ihrer Structur und ihrem Zusammenhange mit andern Theilen widerspricht. Keinesweges öfnet sich die Blasenschnur in diese. Sömmering vermuthet, daß

daß dieselbe Feuchtigkeit in den ersten Monaten der Frucht zur Nahrung diene. —

In die Streitigkeiten wegen der Entstehung und des Nutzens des Kindswassers, verbietet der Raum, sich weitläuftig einzulassen. Glaublich ist, wenn Muthmaßungen hier statt finden dürfen, daß diese mit Lymphe vermischte Feuchtigkeit aus der Oberfläche des Mutterkuchens und der innersten Haut ausdünste. Gegen die Meinung, daß die Feuchtigkeit zur Ernährung der Frucht diene, scheint besonders die Erfahrung zu streiten, da solche vollkommen reife, muntere und starke Kinder ernährt werden können, welche entweder keinen Kopf oder einen verschlossenen Mund hatten, und folglich dieses Weges zur Aufnahme der Nahrung entbehren mußten.

Indessen, wenn alle von Haller angeführte Gründe für diese Meinung, verbunden mit denen von Walter, Vosse und Caldani mit Meckels und anderer Gegengründe verglichen werden, so ist es wirklich schwer, hierin eine Meinung zu fassen, obgleich niemals geläugnet werden kann, daß der Fötus eigentlich seine Nahrung aus Blutgefäßen ziehe.

Die Nabelschnurarterien machen in der Nabelschnur selbst dichte Krümmungen, und Hoboken fand sie an mehrern Orten nach innen zusammen gezogen oder gleichsam knotigt. Reuß hat auch in den Aesten derselben innerhalb des Mutterkuchens, wahre Valveln entdeckt, welche auch vor Dessault gar nicht unbekannt waren. Woher die Feuchtigkeit kömmt, welche das Zellgewebe zwischen den Gefäßen des Nabelstranges füllt, ist noch unbekannt. Die Art der Vereinigung des Nabelstranges mit dem Kinde hat Wrisberg sehr gut beschrieben.

Der Mutterkuchen selbst besteht aus lauter Gefäßen und Zellgeweben, und liegt, wie bekannt, zwischen der decidua uteri und dem Chorion; doch tragen ohne Zweifel beide durch ihre flocculenten Oberflächen zu seiner Bildung bei. An der Seite, welche gegen das Kind zu liegt, sind besonders die Gefäße zertheilt, welche von der Nabelschnur ausgehen; auf der andern aber, welche gegen die Gebärmutter zuliegt, die Gefäße, welche von da aus sich hervordrängen. Die membrana decidua schwillt im 3ten Monate sehr auf, und ihre Gefäße werden so mit den Mündungen der Gebärmutter verbunden, daß sie mit Injectionsmaterie können angefüllt werden.

Auf gleiche Art werden die filamenteusen und mit Gefäßen vermischten Fasern des Chorions vermehrt. Der Mutterkuchen kann also bequem in zwei Theile, in pars uterina und foetalis getheilt werden, denn in dem einen werden die Gefäße der Gebärmut-

mutter, und in dem andern die der Nabelschnur verlängert. Beide können besonders injicirt werden. Jetzt ist aber die Frage, ob die Gefäße in diesen besondern Theilen des Mutterkuchens directe mit einander communiciren, oder ob ein mit Gefäßen durchwebtes Zellgewebe (parenchyma) zwischen ihnen liegt, in welchen die zufließenden Feuchtigkeiten ausgegossen, und nachher wieder aus demselben aufgenommen werden.

Die meisten, welche die erstere Meinung verwerfen, beschreiben den Zusammenhang der Theile auf folgende Weise: Die Arterien der Gebärmutter leiten Blut in den pars uterina des Mutterkuchens; da aber die Gefäße endlich so fein werden, daß sie blos eine seröse coagulable Feuchtigkeit durch lassen, so ergießt sich diese in das dazwischen liegende Parenchyma, wird daselbst vermittelst einer eigenen Kraft der feinen Aeste der Nabelvene aufgenommen, welche einen Theil vom pars foetalis des Mutterkuchens ausmachen, und endlich in einen einzigen Raum zusammen laufen. Diese Feuchtigkeit soll theils im Mutterkuchen, theils auch weiter hin beim Kinde in wahres Blut verwandelt werden. Ein Theil wird wiederum von Venen der Mutter aufgenommen, und zugleich wieder zu ihr zurück geführt. Das überflüßige Blut des Kindes aber, wird durch zwei Nabelarterien zu denselben pars foetalis getrieben, und so von venensen Gefäßen des pars uterina nach vorhergegangener Verbreitung in dasselbe Parenchyma wieder aufgenommen, und dergestallt theils zu den Venen der Gebärmutter, theils auch zur Vene des Kindes zurück geführt. Auf diese Art erklären **Brill**, **Stoy** u. **Meckel** diese Function, und wollen nicht zugeben, daß sie durch Einsaugung geschehe, oder daß wahres Blut von der Mutter zum Kinde gehe, welches auch **Monro** und **Röderer** läugnen. Dergestalt wird nunmehro alle ehedem angenommene directe Gemeinschaft zwischen den Gefäßen der Gebärmutter und des Mutterkuchens verworfen.

Girtanner, welcher mit den Alten den Mutterkuchen mit den Lungen vergleicht, glaubt, daß die vom Parenchyma zum Kinde gehende, und in die Gefäße bereits aufgenommene Feuchtigkeiten, den Sauerstoff, welcher sich in den Adern des Mutterkuchens findet, an sich ziehen, und dergestalt mit diesem zur Bildung und Vervollkommenung des Bluts nöthigen Stoffe bereichert werden. Im pars uterina des Mutterkuchens haben **Cruikschank**, **Wrisberg** und **Michaelis** im pars foetalis und der Nabelschnur, lymphatische Gefäße gesehen. Die Untersuchung des erstern mit dem Ei und den Nachgeburten bei reifen Früchten, so, wie mit der Gebärmutter selbst, den Muttertrompeten und Eierstöcken, verdienen alles Lob.

Die Fortsetzung folgt.

Hannöverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 21ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Den Consensus der Brust mit der Gebärmutter haben sowohl Aeltere als Neuere mit vielen Gründen bestätigt. Der Grund ist schwer anzugeben. Weniger ist denn doch in der Gleichheit des Baues der Theile, als in der Wirkung der Nerven und dem Zusammenhange der Gefäße zu suchen.

Die Brust besteht ausser Fett nicht aus einer, sondern vielen Drüsen, welche mit einander verbunden werden; von jeder wird aber ein eigener Milchkanal abgesondert, welcher mit keinem nebenliegenden zusammenläuft. Diese Drüsen machen eine eigene Art aus, und dürfen nicht zu den vielkörnigten Drüsen gerechnet werden. Haller behauptet auch Milchkanäle gefunden zu haben, welche man bis zu dem Fett verfolgen könnte, das ausserhalb um die Drüsen liegt. Er war glücklicher als alle vor ihm in Auffindung dieser Kanäle; denn er sah wenigstens 15 größere, welche von unzählbaren feinern entsprungen und allmählig in gekrümmte Buchten sich zu den Brustwarzen begaben.

Diese Anzahl wird von Kölpin, dessen vortrefliche Abhandlung von den Brüsten, mit der von Girard, diese Materie vollkommen entscheidet, bestätigt. Walter und Kölpin gehört die Ehre, eine Menge von Gefäßen, welche die nicht abgeführte überflüssige Milch aufsaugen, abgebildet zu haben.

Die Lehre von den Gefäßen, in welche die Feuchtigkeiten herumgetrieben werden, ist durch die Kunst, dieselben mit Materien, welche erhärten, anzufüllen, schnell zur Vollkommenheit gebracht. Man bediente sich vorher blos des Aufblasens, oder Anfüllens derselben mit dünnen Feuchtigkeiten, und konnte deshalb die feinern

nern Aeste schwerlich verfolgen. — Swammerdam war der erste, welcher gefärbtes Wachs mit einer eignen Spritze gebrauchte, welche dazu schicklicher als Regner de Graef seine war. Ruysch vervollkommte die Einsprützungskunst zur Verwunderung aller dergestalt, daß die Theile dadurch ihre natürliche Farbe wieder erhielten; die letzten Vereinigungen der Arterien mit Venen konnten entschieden werden, und sogar die vasculeuse Structur der Drüsen, des Gehirns und mehrerer Eingeweide, wurde sichtbar.

Keiner hat Ruysch in der Ausübung dieser Kunst übertroffen, obgleich Rauhault dazu nach Mery's Vorschrift aufgelöste Hausenblase nahm, und Nichols solche Harzcompositionen wählte, welche das Einweichen der injecirten Präparate in verdünntes Scheidewasser oder Salzsäure, und das Zerstöhren der Häute zuließen. Mit einer Mischung von Blei, Zinn und Wismuth werden sehr gute, aber wenig belehrende Präparate; dahingegen Einsprützungen mit Queckfilber von deren Anstellung Monro und Mascagni die spätesten Nachrichten geliefert haben, am allerweitesten dringen; freilich haben sie ihre Unbequemlichkeiten.

Doch, wenn ungeachtet dieser vortrefflichen Hülfsmittel die Einsicht der Alten in die Lehre von den Gefäßen mit der der Neueren verglichen wird, so muß man gestehen, daß die weit mühsameren Untersuchungen der ersteren, daß die Tafeln eines Vesalius und besonders Eustachius, weit mehr unsere Bewunderung verdienen, als die späteren, welche durch Kunst unterstützt die Entdeckungen der erstern benutzen konnten, und dergestalt, ohne Gefahr vor Irrthum, den Aesten vorher gefundener Gefäße nachzuspüren brauchten

Ruysch scheint sich auch so in der Nachspürung der feinern versiest zu haben, daß er oft das Hauptsächlichste, nemlich die Lage und das Verhalten der Stämme gegen die daneben liegenden Theile aus der Acht läßt. Inzwischen hatte die Leichtigkeit, womit nunmehr Gefäße aufgesucht wurden, den Vortheil, daß man bald überzeugt ward, daß der Gang und die Zertheilungen der Arterien weit beständiger als die der Venen seyn.

Die erstern wurden deshalb bald der Hauptgegenstand der anatomischen Untersuchungen, und es bemühte sich jeder, vom ganzen Arteriensystem ausführliche Beschreibungen zu liefern, und durch genaue Angabe der Lage und des Verhaltens der Aeste, diese Wissenschaft für die praktische Arzneiwissenschaft brauchbar zu machen. Man ließ es sich eben so sehr angelegen seyn, einander die Fehler in den Beschreibungen zu berichtigen, als

als die Anzahl der bis dahin bekannten Aeste zu vermehren, und hielt endlich die Angiologien von Vieussens, Winslow, Heister, Palfyn, Lieutaud, für vollkommner, als die bisher benutzten.

Es klebten ihnen nichts desto weniger noch viele Mängel an, welche weggeschafft werden mußten, und hiezu wurde ein Haller erfordert, welcher auch sein Meisterstück vollendete, da er in seinen Fascikeln die vollkommsten Beschreibungen aller Arterien im menschlichen Körper lieferte. Er hat in diesem Werke nicht nur die vorher gebräuchlichen Namen berichtigt, sondern auch viele vorher nicht gesehene bedeutende Arterien entdeckt, und die fehlerhaften Beschreibungen mehrerer verbessert. Eben so wenig hat er versäumt, die wichtigen Veränderungen anzuzeichnen, welche während einer ununterbrochenen Untersuchung der Natur im Laufe der Aeste bemerkt werden konnten, und dadurch neue Aufklärung in der praktischen Chirurgie verbreitet.

Auf diese Art hat durch seine unzähligen Entdeckungen dieser Theil der Wissenschaft einen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß wenn auch andere, wie Albinus, Güntz, Böhmer und mehrere, durch specielle Abhandlungen sich allgemeines Lob erwarben, und neuere Zergliederer für gut befunden haben, Aenderungen zu machen, diese doch als höchst unbedeutend gegen das Ganze anzusehen sind, was von ihm so glücklich umfaßt wird.

So lange die Meinung herrschte, daß in den Venen die Ursache der meisten Krankheiten liege, und daß eine gewisse Verbindung zwischen gewisse äussere Venen und den innern Theilen Statt finde, daß plötzlichen Zufällen derselben durch Oeffnung der erstern könne abgeholfen werden, waren auch bei den Alten die Venen besser bekannt als die Arterien. Inzwischen, da man nachher sah, daß beide Arten von Gefäßen sich hie und da begleiteten, so schlich sich nach und nach in den Beschreibungen der Venen der Irrthum ein, daß man ihnen eben den Gang und dieselbe Zertheilung als den Arterien zuschrieb. Dieser dauerte so lange, bis man endlich überzeugt wurde, daß blos die tief liegenden Venen, und diese nicht einmal an allen Orten, von Arterien begleitet würden.

Dagegen nahm man nun für ausgemacht an, daß die Natur bei der Art ihrer Verbreitung weniger an gewisse Gesetze sich binde, und daß deshalb, so wie die in der Oberfläche liegenden Venen fast bei allen Menschen ihrer Lage nach für unbestimmt gehalten wurden, so sollten die in der Tiefe liegenden obgleich in geringerm Grade, dasselbe unbeständige Verhalten beobachten.

In dieser Ueberzeugung begnügte man sich mehr mit einer allgemeinen Kenntniß derselben, wenn man nur angeben konnte, wie und an welchen Orten sie von den Zertheilungen der Arterien verschieden waren.

Die Lehre von den Venen war also sehr kurz, und enthielt blos das Eigene, was die größern Stämme betraf. Aber obgleich die Anleitung zu einem solchen Verhalten nicht ganz ungegründet war, so wurde sie doch, der Wissenschaft zum Nachtheil, zu weit getrieben, da diese Nachlässigkeit mehrere Irrthümer und wirkliche Unwissenheit in den meisten Verbreitungen der Venen veranlaßte.

Albinus und vorzüglich Haller, fingen mit Eifer an, diesem Mangel abzuhelfen, und ließen sich's allezeit angelegen seyn, anzugeben, was die Alten bereits kannten, und das, was einer ausführlichern Erklärung bedurfte. Er gab die Stellen an, woselbst man bedeutende Abergeflechte (plexus venosi) findet. Seine Beschreibung der Zertheilung der Pfortader im Unterleibe, ihrer Vereinigung mit den Aesten der Hohlader u. s. w. werden unter die vollständigsten gerechnet. Der Bau und die innern Vereinigungen der Sinus cranii sind auch von ihm sehr genau beschrieben.

Ein gleicher Eifer feuerte auch Camper, Klint, Wrisberg, Trew, Janke, Hunter, Monro und Vicq d'Azyr an. Gleichfalls gehören die generellen Abhandlungen Sabbatiers, Mayers und Sömmering unter die vollständigsten. Der berühmte Walter scheint in der Beschreibung der Blutgefäße in Hallers Fußtapfen treten zu wollen. Die schönste Probe findet man davon in seinen Beschreibungen der Blutgefäße, des Auges und Gesichts, welche den herzlichen Wunsch erregen, er möge auf gleiche Art mit den übrigen Theilen verfahren, und dadurch einem bedeutenden Mangel abhelfen.

Während dem sich die Zergliederer damit beschäftigten, Aselius und Pecquets Entdeckungen zu bewahrheiten, entdeckte unser Olof Rudbeck in Leyden 1650. die lymphatischen Gefäße, welche er nachher 1653. ausführlich beschrieb. Er nannte sie Vasa agnosa hepatis, weil er glaubte, daß sie daselbst ihren Ursprung nähmen, um zur Bruströhre (ductus thoracicus) zu gehen. Nachher fand er andere dergleichen um die Nieren, der Brust, dem Halse, in den Armhöhlen und in den hohlen Seiten. Fast zu derselben Zeit wurden sie von Bartholinus entdeckt.

Die wahre Entstehung der Gefäße war aber noch nicht bekannt. Die Aufklärung dieses Geheimnisses war spätern Zeiten, in welchen auch die Kenntniß dieser Gefäße ihre Vollkommenheit erreichte, vorbehalten. Nach

Mal-

Malpighi hat besonders Nuck sich um ihre Vervollkommnung bemüht. Er glaubt Grund zu haben, ihre Entstehung von Venen und Arterien anzunehmen, doch daß eigene Blasen, welche hingegen Cowper läugnete, dazwischen lägen.

Man verblieb einige Zeit bei dieser Meinung; während dem man sich nur bemühete an unbekannten Stellen mehr solcher Gefäße aufzusuchen. A. Monro fand zuerst Grund, den bis hieher angenommenen Zusammenhang derselben mit den Blutgefäßen zu verwerfen, und sie dagegen für eine eigene Art Gefäße anzusehn, welche blos aus dem Zellgewebe und andern größern Räumen ihren ersten Ursprung nähmen und so nach und nach größere Stämme bildeten. Er hielt sie auch für die eigentlichen Absorbtionsgefäße des Körpers und in aller Hinsicht von gleicher Beschaffenheit mit den Milchgefäßen. Seine Beobachtungen kamen anfangs sehr mit Meckels seinen überein, nachdem er sich mit ungemeinem Fleiße bemüht hatte, die lymphatischen Drüsen zu untersuchen. Er glaubte gefunden zu haben, daß sie blos aus sehr feinen lymphatischen Gefäßen bestünden, welche darauf in größere zusammenliefen; daß aber kein Zusammenhang zwischen ihnen und Blutgefäßen könne gefunden werden. Doch sah er sich nachher genöthigt, seine Meinung zu ändern, und eine unmittelbare Verbindung zwischen den lymphatischen Gefäßen der Drüsen und Venen anzunehmen.

Man hat also durch den unermüdeten Forschungsgeist mehrerer berühmter Männer, so vollständige Beschreibungen dieser Gefäße erhalten, daß nicht gut zu vermuthen war, es würde noch Gelegenheit zu so vielen neuen Entdeckungen, wie in den spätern Jahren gemacht wurden, zurückbleiben.

Hewsen, J. und W. Hunter, Cruikschank, Sheldon, Werner, Zeller, Haase, Blizard, Sömmering, Meckel, und vor allen Mascagni, haben sich in den spätesten Zeiten um die Kenntniß dieser Gefäße unendlich verdient gemacht. Beim bloßen Ansehen der größern Abhandlung des Mascagni über diese Gefäße, muß man über die viele Mühe erstaunen, die er anwandte, und er hat dadurch den Vorzug vor allen, die in dieser Materie schrieben, verdient.

Die ausgezeichnete Irritabilität und Contractilität der lymphatischen Gefäße hat sowohl Haller und Meckel, als auch Hewson, anerkannt. Sie übertrift, nach Schreegers Behauptung, die der Arterien und Venen. Düverney hat der Bruströhre Muskelfasern beigelegt. Sheldon und Blizard glaubten

auch diese Bewegungskräfte an den übrigen lymphatischen Gefäßen bemerkt zu haben. Nach Sheldon bestehen sie aus drei Häuten, nemlich aus der membr. interna valvulosa, muscularis und externa. Ihr Vermögen, erweitert zu werden, bezeugen eine Menge von ihnen entstandener Wasserblasen. —

Ihre Entstehung ist auch näher bestimmt: sie gehen nemlich von allen, sowohl äussern und innern, als grössern und kleinern Oberflächen des Körpers, mithin ebenfalls von allen Höhlen innerhalb des Zellgewebes, und auch nach der Behauptung Mascagnis, von der innern Oberfläche der Blutgefäße aus. Ihr Ende ist hingegen größtentheils in der Bruströhre, und durch ihr in die linke Schlüsselblutader und innere Drosselader, aber auf der rechten Seite und von den obern Theilen endigen sie sich in die höhere subclavia, oder eine andern nahe liegende große Ader.

Meckel hat doch auch gefunden, daß einige dieser Gefäße im Unterleibe, nicht zur Cysterna lumbalis, sondern zu einigen kleinern Adern des Magens gehen.

In Hinsicht der Zertheilung der Gefäße selbst, hat W. Hunter es bequem gefunden, sie in superficielle und tiefliegende einzutheilen. Sehr wenig Theile findet man im Körper, wo man sie nicht im Ueberfluß antrift. Sogar hat man sie in den Augen, Ohren, der Gebährmutter und selbst im Mutterkuchen gefunden. Zwei bis drei von diesen letztern, welche Wrisberg zuerst entdeckte, hat Michaelis bis zum Nabelstrang selbst verfolgen können, und sah ebenfalls, daß sie die Blutgefäße begleiteten.

Er vermuthet, daß diese sich endlich durch den Nabel und die Brusthöhle des Fötus zur Brustdrüse (glandula Thymus) begeben, um daselbst ihre Feuchtigkeit auszugießen, welche in dieser Drüse weiter zur Nahrung des Fötus bereitet, und durch eigne Gefäße endlich zu den Venen des Kindes, nahe bei dem allgemeinen Milchkanal, geleitet werden solle.

Seit Herophilus Zeit ließ man sich's sehr angelegen seyn, einen gehörigen Aufschluß über's Gehirn und die Nieren zu bekommen. Es kostete aber den Zergliederern mehr Arbeit, als daß es ihr Vornehmen mit gutem Erfolg belohnte. Es ist nicht genug, den gröbern Bau der Theile zu kennen, und ihnen besondere Namen beizulegen, und durch gewisse während verschiedenen Krankheiten beobachtete Veränderungen, auf den Nutzen der Theile zu schließen. Es ist auch nöthig, den innern feinern Bau und die allgemeinen Eigenschaften sowohl des Gehirns als der Nerven im lebendigen Zustande zu kennen und aufzu-

klä-

Hannöverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 24ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Galenus kannte bereits die Adhärenz, Vesalius die Lamellen und Sinus, Fontana die sehnartige Beschaffenheit der harten Hirnhaut: Hallers Untersuchungen aber warfen alle vorausgefaßte Meinungen von der Empfindung, Bewegung, den Drüsen und der weitläuftigen Ausdehnung dieser Haut, über den Haufen. Seine Admirals und Vicq d'Azyr Abhandlungen geben einen vollkommnen Begriff von derselben. —

Varolius ist der erste, der von der Spinnwebenhaut (arachnoidea) redet; vollkommen kannten sie nachher van Horne, Collins und Duverney; die Beschreibungen eines Bergen, Hallers und Zoins setzen diesen Gegenstand vollkommen auseinander. —

Die dünne Hirnhaut (pia mater) war weder dem Herophilus noch Galenus unbekannt. Einen bessern Begriff bekam doch Willis von ihr; aber Rüysch, Santorini, Albinus und Monro gehört das Verdienst, ihre Beschaffenheit genauer bestimmt zu haben.

Die Anzahl derer, welche sich mit dem Bau des Gehirns selbst beschäftigt haben, ist weit grösser. Man nennt mit dem größten Recht, ausser Erasistratus und Herophilus, einen Galenus, welcher bereits mehrere kleine Theile desselben kannte; Vesalius, welcher die beiden Substanzen desselben unterschied, und die ersten Abbildungen von ihnen gab; Columbus, welcher einen richtigern von den Hirnkammern hatte; Eustachius, der auch hier mehrere Entdekkungen machte; Arantius bekannt durch seine sehr genauen Beschreibungen; Varolius, der genau die Di-

mensionen des Gehirns angab; Casserius und Veslingius, berühmt durch ihre herausgegebenen Abbildungen, und Willis, welcher ausführliche Methoden zur Untersuchung des Gehirns angab, und durch seine Beschreibungen den Vorzug vor den eben genannten verdient.

Malpighi glaubte Grund zu haben, die substantia cervicalis für eine Zusammensetzung von Drüsen, und die medullaris für lauter Nervenbündel zu halten, welche Behauptung von vielen angenommen ward, bis Ruysch ihn widerlegte und bewies, daß das Gehirn aus nichts anderm, als ungleich modificirten Gefäßen bestehe. Vieussens, obgleich sonst von vielem Verdienst in Hinsicht der Beschreibung des Gehirns, fiel einmal Malpighis und das andere mal Ruysch's Meinung bei. Ridley nahm eine röhrenförmige Structur an, behauptete aber, daß die Feuchtigkeiten auf eine besondere Art in die verschiedenen Substanzen desselben herumgeführt werden.

Alle eben genannten Männer verdienen also volle Achtung; vergleicht man aber ihre Beschreibungen mit den neueren, so findet man bald, wem der Vorzug gebührt. Unter diesen müssen vor allen andern Morgagni, Lieutaud, Meckel, Lorry, Ludewig, Huber, Haller, Mayer, Malacarne, Frörscher, Sömmering und Vicq d'Azyr genannt werden. Vorzüglich wird jeder bei Betrachtung der Tafeln des letztern in Verwunderung gesetzt. Man muß sie für Meisterstücke ansehen, sowohl in Hinsicht der Genauigkeit, womit die feinsten Theile des Gehirns gezeichnet sind, als auch ihrer Pracht und bewundernswerthen Schönheit.

Ungeachtet wir aber durch ihre Bemühungen eine vollkommne Kenntniß vom Gehirn gewonnen haben, so ist man doch genöthigt, wenn die Frage: von der wahren Beschaffenheit der Hirnmasse selbst und des Marks in den Nerven ist, seine Unwissenheit zu gestehen. Daß weder feine Injectionen, oder microscopische Untersuchungen und chemische Kunstgriffe bis jetzt hinlängliche Hülfsmittel dies auszumachen gewesen sind, beweisen Leuwenhoeks, Albini, Metzgers, Gennaris, Della Torres, Prohaskas, Malacarnes, Fontanas, Arnemanns, Ludwigs, Hensings und Crells Schriften.

Aus ihren mannigfaltigen Untersuchungen leuchtet zwar ein besonderer Scharfsinn in der Forschungskunst, ein unermüdeter Eifer, die Wahrheit ins Licht zu setzen, hervor; aber zugleich ein völliges Unvermögen, den ganzen Mechanismus der Naturwürkungen einzusehen und zu begreifen. Man hat durch sie eher gelernt, was

die

die Hirn- und Nervensubstanz nicht seyn kann, als was sie wirklich ist.

Noch kennt man nicht den rechten Unterschied zwischen den vier verschiedenen Substanzen des Gehirns, und die Gränzen zwischen den Gefäßen und der markartigen Masse; noch ist die Frage unbeantwortet, ob das Mark aus hohlen Kanälen oder einer dichten Masse bestehe; noch ist es streitig, ob die im Mark durch's Microscop entdeckten Körper fließend oder unbeweglich, rund oder eckigt, und in welcher Ordnung sie rangirt sind; noch hat man nicht durch chemische Analysen des Hirnmarks einen Schluß auf die wirklichen Bestandtheile desselben machen können; noch ist man in Ungewißheit, ob man den verschiedenen Körpern in der Hirnmasse verschiedenes Vermögen zuschreiben soll, oder ob dieses unter mehrere getheilt werde. —

Diesem ungeachtet will ich keineswegs behaupten, daß die auf mannigfaltige Art bei gesunden, kranken und todten Thieren mit dem Gehirn angestellten Versuche unnütz oder überflüssig gewesen sind. Es sind gewisse Wahrheiten dadurch ins Licht gesetzt worden, und ausserdem, daß Muthmaßungen konnten über den Haufen geworfen werden, so ist dadurch der Weg zu einer vollkommnen Aufklärung in der Zukunft gebahnt worden. Unerwartete Sonderbarkeiten haben deshalb, obgleich ihre Folgen und ihr Nutzen nicht sogleich konnten eingesehen werden, zu höhern Absichten gedient.

In solcher Hinsicht hält man die Entdeckung der gelben und schwarzen Substanz der Hirnmasse für wichtig. Die Bestätigung, daß die markigten Fasern im Gehirn auf eine eigne Art sich bekreuzen, so, daß sie an der rechten Seite über zur linken schießen, ist auch wichtig, weil daraus folgt, daß bei Lähmungen und dgl. die entgegengesetzte Seite leidend ist.

Es ist bekannt, daß Cassius und Areteus bereits so etwas behauptet, daß Swammerdam, Morgagni und mehrere eine solche Kreuzung annahmen, und mehrere Verletzungen dies bestätigt haben, obgleich andere dies Phänomen zu bestreiten scheinen. Durch Sömmerings, Northigs und Michaelis Beobachtungen ist ein solches Kreuzen in der Vereinigung der Augennerven ins Licht gesetzt, und die andern Scheidewände in der Hirnmasse beweisen gleichsam die Bemühung der Natur, beide Seiten mit einander zu vereinigen. —

Daß der Trichter (Infundibulum) im Gehirn zuweilen offen, zuweilen gefüllt ist, ist ein Umstand, der neue Schwierigkeit in der Erkl. des Nutzens dieses Theils verursacht, aber zugl. den Irrthum von der Secretion, welche

wie man glaubte in der Schleimdrüse (glandula pituitaria) des Gehirns vorgehe, aus dem Wege räumt.

Man hat endlich zu nicht geringem Gewinnst in der Frage von den Eigenschaften des Gehirns, richtige Begriffe von den Bewegungen desselben erhalten. Galenus hielt sie für zwiefach, theils von dem Auftreiben des Bluts in die Gefäße des Gehirns, theils auch von der Respiration herrührend, weil seiner Meinung nach die Luft durch die Nase in die Hirnkammern dringt. Das Gehirn soll also während der Inspiration gehoben und bei der Exspiration gesenkt werden. Aber Schlichting bewies, daß die Bewegung in einer umgekehrten Ordnung geschehe.

Die wahre Ursach gab Haller an, daß nemlich während der Exspiration, durch die Zurücktreibung des Bluts in die obere Hohlader, das Gehirn gehoben und wieder gesenkt würde, wenn das Blut frei durchfließen kann. Solche Bewegungen des Gehirns nimt man doch nicht wahr, wenn das Athemholen frei und ungehindert ist; unter Schreien und Zwängen, wo das Blut nicht frei ins Gehirn drängen kann, sieht man sie sehr deutlich. Auch hat Portal eine solche Bewegung in dem Rückenmark wahrgenommen. —

Nicht minder sind folgende, aus Versuchen an lebendigen Thieren und zufälligen Beobachtungen gezogene Folgerungen, wichtig, als: daß die Hirnmasse zwar eigentlich nicht zum Leben nothwendig ist, daß aber bis auf eine gewisse Gegend des Gehirns durch Nerven alle Empfindungen geleitet, hier gleichsam gesammelt und aufbewahrt werden, und die willkührlichen Bewegungen veranlassen, welche von dieser Stelle aus derivirt werden. Hier übt die Seele alle ihr Vermögen aus; hier erhält sie Begriff von Empfindung, von hier aus befördert der Wille seine Wirksamkeit auf seine zugehörigen Werkzeuge, und man kann sagen, das Gehirn habe eine gegenwirkende Kraft (Reaction) indem es durch die vorher gemachten Eindrücke zu Bewegungen reizt.

In dem sensorium commune liegt die wahre Ursache zu den Sympathien. Je grösser das Gehirn im Verhältniß gegen die Nerven ist, desto grösser ist seine Reactionskraft. Hierin liegt der eigentliche Vorzug des menschlichen Gehirns vor dem thierischen.

Man findet unter den Thieren solche, welche grössere Nerven haben, als der Mensch, aber ihre Gehirnmasse ist im Verhältniß kleiner, und also hat sie weniger Reactionsvermögen. Das Gehirn hat großen Einfluß auf die Regeneration der Theile, welche desto geringer ist, je lebhafter Nerven auf ein Thier wirken können; denn bloß die Theile, welche kleine, oder

oder nur sehr geringe Nerven haben, können wieder regenerirt werden; weshalb auch dies Vermögen beim Menschen sich blos in den Theilen zeigt, welche von Zellgewebe gebildet sind.

Die genannten wichtigen Wahrheiten, welche aus mehrmals wiederholten Versuchen gezogen worden sind, habe ich blos Beispielweise angeführt, um zu zeigen, was für Fortschritte die Zergliederer in ihrem Unternehmen gemacht haben. Denkt man aber an das, was noch aufzuhellen ist, so sollte man bald von allem weitern Forschungseifer in dieser dunkeln Sache, abgeschreckt werden.

Die allgemeine Beschaffenheit und Eigenschaften der Nerven sind schneller ins Licht gesetzt worden. Ihr unveränderlicher Ursprung aus dem Gehirn und Rückenmark, und ihre angenommene Zertheilung zu verschiedenen Organen, ist der Grund der allgemeinen Vertheilung, welche bei allen Nervenpaaren gemacht wird, obgleich ihr erster Ursprung, ihre Bekleidungen, Zertheilungen und Endigungen, zwar mit solchem Unterschiede, den jedes Organ besonders erfordert, für alle einerlei ist.

Sehr berühmte Männer, welche in spätern Zeiten die Nervenlehre abhandelten, haben nicht unterlassen, hierauf ihre Aufmerksamkeit zu richten. Sie geriethen auch bei ihren Untersuchungen auf Umstände, die vorher unbekannt waren. Hieher ist mit Recht Monros Entdeckung zu rechnen, daß die Nerven durch eine neue ausserhalb gebildete, graulichte Substanz an Größe zunehmen; Monros, Fontanos und Arnemanns Versuche über eigne spiralartige Falten derselben, welche man an allen Nerven sieht; Arnemanns u. Sömmerings Beweise, daß es den Nerven im lebendigen Zustande an Elasticität nicht fehlt, sondern daß sie ohne Zweifel bei ihrer Wirkung eine Art von Zusammenziehung zeigen, und Sömmerings Behauptung, daß sie weit leichter, als andere animalische Theile die Electricität leiten, welche doch meiner Meinung nach nicht mit der sogenannten animalischen *) verwechselt werden muß, deren Untersuchung jetzt die Physiker beschäftigt; Cotunni beobachtet, wie die gallertartige

*) Die hiebei sich äussernden Phänomene verdienen gewiß alle Aufmerksamkeit. Sie scheinen uns der Kenntniß der verborgenen Kräfte näher zu bringen, welche sowohl die Nerven als Muskeln beleben. Aber ihre in gewissen Fällen große Analogie mit den Wirkungen der Electricität muß keineswegs den Schluß herbeiziehen, daß Nerven- und Muskelkraft nichts anders sey, als Electricität. —

artige Materie, welche zwischen den Häuten der Nerven ausschwitzt, vermehrt, erhärten und ein schädliches Pressen verursachen kann, und Isenflamm bemerkt, daß die Blutgefäße erweitert, aufgetrieben und entzündet werden können, und dergestalt einen bedeutenden Reiz aufs Nervensystem verursachen; Arnemann beweiset wiederum, daß sie keineswegs, ungeachtet verschiedener darüber geäusserten bejahender Meinungen, regenerirt werden.

Wichtig ist Sömmerings Bemerkung, daß sie während ihres Laufs an Weite zunehmen, und gleichsam conisch werden; wodurch der Satz scheint umgestoßen zu werden, daß jede Nervenfaser vom Anfange an, ihren Ursprung in dem Mark des Gehirns nehmen soll, und daß die Aeste auf keine andere Weise als durch eine Art Absonderung sich von der äussern Scheide trennen.

Endlich müssen Monros u. Sömmerings Behauptungen genannt werden, daß alle Nerven Geflechte bilden, aber mit dem Unterschiede, daß Geruch- Seh- Gehör- und zum Theil Geschmacknerven nicht zugleich Nervenfasern von andern Nervenpaaren aufnehmen; daß die vom Geflecht ausgehende Nerven an allen den Nervenfasern Theil nehmen, welche in das Geflecht gehen, und daß Nervenknoten nichts anders als sehr verwickelte Geflechte sind.

Haller, Martin und Sömmering scheinen am vollkommensten die allgemeinen Eigenschaften dieser und aller übrigen Nerven abgehandelt zu haben.

Mit Ungeduld erwarten wir nun die Fortsetzung der Versuche, welche ohne Zweifel sowohl für die Physiologie und Pathologie sehr aufklärend sind, als auch bei der Heilung von Nervenkrankheiten, neue Aufschlüsse geben können. Cotunni und Galvani dürften, als Erfinder dieser Eigenschaft der Nerven, einen unsterblichen Namen bei der Nachwelt erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Warum werden die Schweine, die in die Mastung gehen, niemals vollkommen fett und gemästet, so reichlich auch die Eicheln und Buchmastung immerhin seyn mag?

Hier in der ganzen göttingischen Gegend hat man die üble Gewohnheit, zur Zeit, wenn es Mastung in den Holzungen giebt, die Schweineheerden täglich in aller Frühe in die Wälder, und Abends wieder

sehr

sehr spät nach Hause zu treiben, und das im October und November, wo es ohnehin schon spät Tag und früh Nacht wird.

Dieses frühe Aus- und späte zu Hause Treiben, ist nun dem Gedeihen und Fettwerden der Schweine äusserst nachtheilig; denn nach medicinischen Grundsätzen wird ein Thier fett, wenn es gutes reichliches und nahrhaftes Futter bekommt, solches wohl verdauet und Ruhe dabei hat. Dieses letzte Erforderniß ist durchaus nothwendig.

Man futtere ein Pferd oder einen Ochsen noch so gut, und diese Thiere werden immer mager bleiben, oder doch nicht eigentlich fett und gemästet werden, wenn solche täglich viel laufen, ziehen oder tragen müssen, und nicht gehörig anhaltende Ruhe im Stalle genießen. Landleute und Hausfrauen wissen dieses wohl, und lassen den Ochsen, das Schwein oder die Gans, die gemästet werden sollen, gar nicht aus dem Stalle. Die Gans wird sogar so enge eingekerkert, daß sich das arme Thier gar nicht regen und umdrehen kann, und je enger sie eingekerkert ist, desto eher wird sie fett.

Man wende nun diese Erfahrungen auf Schweine an, die zur Mastzeit Morgens um 5 bis 6 Uhr in die Hölzungen, und des Abends um 6 bis 7 Uhr wieder nach Hause getrieben werden, und also innerhalb 24 Stunden 13 bis 14 Stunden lang herumlaufen. Und dieses geschiehet täglich, so lange die Mästung dauert. Wie ist es nun da möglich, daß diese Thiere auch bei der häufigsten Mastung an Fleisch und Fett viel zunehmen können? Wenn sie auch täglich Eicheln- und Buchkerne im Ueberfluß fressen, so verlaufen sie dieses doch wieder, werden auch selbst bei der vollkommensten Mastung nicht vollkommen fett, und müssen noch einige Zeit, wie man sagt, aufgesetzt, das heißt: bei gutem Futter in anhaltender Ruhe gemästet werden.

Auch sind hiemit noch andere Ungemächlichkeiten verbunden. Wenn die Schweine nemlich des Abends aus den Holzungen zu Hause kommen, so ist es schon völlig Nacht, die Leute haben denn viele Mühe ihre Schweine zu kennen und zu finden, und laufen daher Stunden lang mit Leuchten umher, suchen und jagen die armen Thiere, die dadurch geängstigt und aufs neue ermüdet werden. Nicht selten werden denn die Schweine dadurch verscheucht, verirren sich, kommen die ganze Nacht nicht in den Stall, und brechen zum größten Schaden der Dorfeinwohner in die Kohlgärten, oder sie bleiben auf der Straße liegen, welches dann den Thieren bei kalter und nasser Witterung Krankheiten zuziehen kann.

Ends

Endlich bedenke man noch die Feuersgefahr, welche damit verknüpft ist, wenn Dienstmägde oder Kinder in der größten Eile und Geschwindigkeit, um nur die verlaufenen Schweine habhaft zu werden, bei Scheuren, Mistgruben und Ställen mit Stroh und dürrem Laube angefüllt, zumal wenn der Wind wehet, umher rennen, auch wohl gar mit ihren Leuchten in solche Ställe und Scheuren gehen. —

Ich hoffe, diese Gründe werden einen jeden überzeugen, daß es zum Mästen der Schweine vortheilhafter sey, wenn solche zur Mastzeit erst bei völligem Tage aus- und des Abends noch vor Nacht wieder zu Hause getrieben würden. Die Schweine könnten dennoch während dieser Zeit große Striche in den Holzungen durchgehen, und wenn sie auch bei geringer Mastung weniger Nahrung finden, so wird doch diese bei mehrerer Ruhe besser gedeihen und die Thiere fetter machen. Die Eigenthümer hätten alsdann ihre Schweine noch bei Tage in den Ställen, dürften nicht befürchten, solche zu verlieren, und wären nicht der täglichen Feuersgefahr ausgesetzt.

Beamte will ich besonders auf diese Versündigung gegen die Polizei aufmerksam gemacht haben! —

Weit vortheilhafter und besser gefällt mir daher die im Calenbergischen, und besonders im Amte Blumenau übliche Gewohnheit, da man zur Zeit der Eicheln- und Buchmastung in den Holzungen ein der Stückzahl der Schweine angemessenes und mit einer Thür versehenes Gehäge einzäunet, worin die Mastschweine des Abends ein- und des Morgens wieder ausgetrieben werden; oder wie die Einwohner des hiesigen benachbarten braunschweigischen Dorfs Ahlshausen die schöne Einrichtung gemacht haben, daß die Schweine zur Zeit der Mästung des Abends in eine schon vor mehreren Jahren zu diesem Behufe mitten im Holze bei einem fließenden Bache erbauete Scheure getrieben werden. Diese auf solche Weise wie Eicheln und Buch gemästete Schweine nehmen bei hinreichendem Futter und gehöriger Ruhe die sie genießen, so zu, daß die Einwohner alsdann nicht nöthig haben, ihre Schweine, wenn die Mastung in den Holzungen ein Ende genommen, noch in den Ställen zum Mästen aufzusetzen.

E. W.

Hannöverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 28ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Durch Vergleichung zwischen den ältern und neuern Beschreibungen der Nervenpaare, bemerkt man gleich, welchen großen Zuwachs die Nervenlehre in der spätern Zeit gewonnen hat. Der Entdeckungen giebt es mehr, als daß sie hier in der Eile könnten aufgezählt werden. Es dürfte daher hinlänglich seyn, blos die Schriftsteller anzuführen, die einzelne Nervenpaare aufs vollständigste abgehandelt haben. Sömmering und Vicq d' Azyr haben am besten den allgemeinen Ursprung der Nerven des Gehirns abgehandelt; Metzger und Scarpa schreiben wiederum am ausführlichsten vom 1sten Paare; Zinn und Martin vom 2ten, 3ten und 4ten; Meckel und Palletta vom 5ten; Zinn und Meckel vom 6ten; Scarpa und Monro vom 7ten; Meckel vom 8ten; Wrisberg, Andersch, Neubauer u. Scarpa vom 9ten; Neubauer, Wrisberg und Walter vom 10ten; Lobstein und Scarpa vom nervus accessorius; Böhmer und Neubauer vom 11ten Paare.

Die Nerven, welche zum Rückenmark gehören, sind auch sehr weitläuftig untersucht: von Asch das 1te und 2te Nackenpaar; von Bang und Peiper das 3te und 4te; von Krüger, Wrisberg und Walter der nervus phrenicus; von Scarpa, Monro, Camper und Klint der plexus brachialis; von Walter und Drießen die Rückennerven; von Walter, Fischer, Camper und Styx die nervi lumbales; von Walter, Camper, Jörden's und Fischer die nervi sacrales; und von Meckel, Wrisberg, Andersch, Neubauer, Walter, Girardi, Behrens und Scarpa der merkwürdige Intercostalnerve.

Die Lehre von den Secretionen setzt die Kenntniß der Drüsen voraus, welche ältere Zergliederer weniger kannten. Marines war der erste, welcher

cher einen einigermaaßen richtigen Begrif von ihnen hatte, und Sylvius, welcher eine Art Gährung zum Secretionsgeschäfte für nöthig hielt, theilt sie zuerst in runde (glandulae conglobatae) und vielkörnigte (conglomeratae) ein. Wharton untersuchte ihre Lage, Beschaffenheit und Nuzzen, und behauptete, sie beständen aus Venen, Arterien, lymphatischen Gefässen und Nerven. Einen ganz andern Bau wollte Malpighi in ihrer innern Structur entdecken. Er gab ihre Lage bei den Enden der Arterien und Venen an, und sagte, daß sie von Netzen von Gefäßen umgeben wären, und inuerhalb sich einen Raum enthielten, in welchem die abgesonderte Feuchtigkeit sollte bereitet, und von da durch eigene Excretionsgefäße abgeleitet werden. Er glaubte, alle Eingeweide beständen aus Drüsen. Diese Sätze wurden auf eine sehr kräftige Art von Ring, Grew und Ruysch widerlegt, welche den erwähnten Bau innerhalb der Drüsen läugneten, und zu beweisen suchten, daß sie blos aus zusammengewickelten Gefäßen beständen, und keinesweges einen andern Behälter enthielten, worin die secernirte Feuchtigkeit sollte zubereitet werden. Beide Meinungen fanden Vertheidiger; andere suchten die Widersprüche zu vereinigen, indem sie behaupteten, daß beide Fälle möglich wären, daß einige Drüsen nichts anders, als Sammlungen von Gefässen, andere hingegen nebst den Verbreitungen der Gefäße, eine wirkliche Höhle in sich hätten.

So dachten Boerhave und Morgagni, da hingegen Albinus und Haller mehr Ruysch's Meinung zugethan waren.

Unter die, welche übrigens Verdienst um die Drüsen haben, müssen Regner de Graef, Nuck, Lavers, Santorini, Heister, Mauchard, Ferrein und Borden keinesweges vergessen werden.

Die Eintheilung der Drüsen in eigene Classen giebt die beste Anleitung, ein gesundes Urtheil über ihren innern Bau zu fällen. Einfache Drüsen (gl. simplices) haben eine Höhle in sich, und einen bald längern bald kürzern Ausführungsgang. So sind die meisten Schleim- Schmalz- und Talgdrüsen der Haut (gland. ceruminosae und sebaceae cutaneae.) Die Haufendrüsen (gl. agminatae, aggregatae) sind an und für sich einfach, blos daß sie dichter aneinander liegen; zuihnen gehören die Mandeln, die glandulae arytaenoideae, die Drüsen der Augenkarunkel, und die zusammengesetzten Talgdrüsen, mit einem aus mehrern kleinern bestehenden Ausführungsgang.

Die vielkörnigten Drüsen (gland. conglomeratae) machen die zweite Classe aus. Sie bestehen aus mehrern nahe bei einander liegenden, und mit einem zellichten Gewebe verbundenen Drüsenkörnern. Einige von ihnen haben Ausführungsgänge, welche

von

von den kleinern Körnern entstehen, und in einen größern Gang zusammen laufen. Beispiele hievon geben die Speicheldrüsen, die große Magendrüse (Pancreas,) und die Thränendrüse. Andern fehlt es an dem erwähnten Ausführungsgang, wie die Haverstanischen Gelenkdrüsen, die große Brust- (Thymus) und Halsdrüse (gl. thyroidea), die hohlen Nierendrüsen.

Die 3te Classe enthält die sogenannten runden Drüsen (conglobatae.) Sie sind gleichförmig, abgerundet, mit einer glatten Haut bekleidet, nicht in kleinere Körner theilbar, und blos zur Aufnahme und Verbreitung lymphatischer Gefäße bestimmt.

In einem Theile dieser Drüsen findet man also Höhlen, im andern keine; die Masse aber selbst besteht bei allen aus einem zellichten Gewebe und aus Gefäßen, von welchen die zur Secretion bestimmte Feuchtigkeit auf verschiedene Weise abgeleitet wird. Die lymphatischen Drüsen haben ihre eigene Beschaffenheit, und sind blos ihrer Gefäße wegen gebildet. Aber von Drüsen von gleicher Art wird nicht einerlei Feuchtigkeit abgesondert. Einige einfache Drüsen sondern einen dünnern, andere einen dickern Schleim; einige ein dickeres, andere ein dünneres Fett ab; einige runde Drüsen erzeugen den Speichel, andere die Thränen, andere lymphatische Feuchtigkeiten in den Gelenken u. s. w.

Das, was am meisten unsere Bewunderung erregt, und uns gleichsam die Hofnung benimt, die Ursachen und den Mechanismus der Verschiedenheit der Secretionen vollkommen zu entwickeln, ist, daß die in Hinsicht ihrer Beschaffenheit verschiedenen Feuchtigkeiten auch durch andere Organe als Drüsen, können hervorgebracht werden. Sowohl die Entstehungsart wässerigter, schleimigter u. lymphatischer, als öligter Feuchtigkeiten, geben hievon einen Beweis. Sie werden fast eben so häufig allein aus Arterienmündungen, als aus eigenen Organen hervorgebracht, und eine Secretion ersetzt oft die andere, im Fall diese sollte in Unordnung gebracht oder unterdrückt worden seyn. Ueberlegt man dies, so wird man leicht finden, daß mehrere Ursachen zu diesem Zwecke beitragen müssen, und daß die verschiedene Beschaffenheit der Netze, von Gefäßen, die ungleiche Weite der secernirenden Gefäße, die verschiedene Festigkeit, die Länge oder Ausdehnung der Ausführungsgänge, die verschiedene Reitzbarkeit der Organe, Mischungen von verschiedenen Feuchtigkeiten, und endlich eine stärkere oder trägere Absorbtion der abgesonderten Feuchtigkeiten, die Verschiedenheit der Secretionen befördern müssen. Aber anzugeben, auf welche Art und wie weit sie wirken können, dürfte immer eine Unmöglichkeit bleiben.

(Der Schluß folgt im nächsten Stück.)

Ein Wort über die oft verkannte Ehre des Kaufmannsstandes und höchst nothwendiger Wink für Aeltern und Vorgesetzte, die ihre Söhne und Untergebene zur Handlung bestimmt haben.

Die Zahl solcher Menschen ist in vielen Gegenden wahrscheinlich nicht geringe, welche den Kaufmannsstand blos für einen Stand halten, in welchem man mit wenigen Geistesanlagen und Kenntnissen, entweder ohne alles Vermögen, oder mit einigen tausend Thalern leicht reich werden und eine glänzende Rolle spielen könne; indem sich diese Menschen auf Beispiele in alten und neuern Zeiten berufen; theils ihn des unerlaubten Gewinnes beschuldigen, und daher äusserst geringe achten.

Beide Menschenclassen haben zuförderst nie reiflich erwogen, daß zwischen dem Kaufmanne im eigentlichen Sinne des Worts, und zwischen dem Krämer ein sehr großer Unterschied sey; daß dieser von jenem in seinen Geschäften gleichsam abhange, und jener ohne diesen nicht bestehen könne.

Die Handlung hat sich von jeher als das einzige Mittel gerechtfertigt, Menschen aus allen Nationen des Erdkreises zu einem einzigen Volke zu machen; die wildesten Völker zu civilisiren, und durch Vortheile mit einander zu verbinden, indem sie dieselben neue Bedürfnisse für die Bequemlichkeit und das Vergnügen kennen lehrte. Die Handlung ist das Band, wodurch alle unsere gesellschaftlichen Verhältnisse zusammen gehalten, durch dessen Auflösung aber getrennt werden. Daß der Kaufmannsstand für sehr nothwendig und unentbehrlich gehalten werde, beweiset unter andern die große Aufmerksamkeit der Regierungen aller polizirten Staaten auf die Handlung, die vielen Kriege, die, um ihm aufzuhelfen, oder Bedrückungen, unter welchen er litt, zu rächen, geführt worden sind, und noch geführt werden. Bei neuen Einrichtungen, Verordnungen und Gesetzen, wird es als eins der ersten Erfordernisse angesehen, daß sie auch der Handlung nützlich sind, oder ihr wenigstens keine Hindernisse in den Weg legen.

Alle aufgeklärte Staatsmänner geben gerne zu, daß ein blühender Handel die erste und sicherste Quelle des Reichthums eines Landes sey.

In Ländern, deren Verfassung republikanisch ist, bekleiden die Kaufleute oft wichtige Stellen im Staate, und unter monarchischen Regierungen erhalten sie nicht selten Titel, wodurch sie sich den höhern Ständen nähern. Endlich wie viel Kaufleute stehen, vermöge ihrer Geschäfte, und ihres Reichthums

thums mit den Großen der Erde und den ersten Männern im Staate oft in sehr naher Verbindung.

In den Zeiten, wo der Handel in manchen Ländern vernachläßigt wurde, und, unter weniger Völker vertheilt, einen größern Gewinn möglich machte, bedurfte man nur ein geringes Maaß von Geisteskräften und Kenntnissen, um ein glückliches Mitglied des Kaufmannsstandes zu seyn, Man trat nur ganz bequem in die Fußtapfen seiner Vorfahren, und war eines erwünschten Erfolges gewiß. Aber gegenwärtig hat er sich überall ausgebreitet, wird, im Ganzen genommen, überall unterstützt, und jedes Land sucht nach Möglichkeit Handlung zu gründen, und zu erweitern.

Wenige Nationen lassen noch jetzt sich Waaren, die sie selbst holen können, von andern zuführen, oder nehmen ihre rohen Stoffe, die sie selbst verarbeiten können, von dem Ausländer verarbeitet zurück; es ist daher der Handel gegenwärtig in den Händen vieler Menschen, und eine gründliche Kenntniß desselben hat sich nunmehro zu einer eigenen Wissenschaft emporgeschwungen, die einen denkenden Kopf erfordert, hinlänglich beschäftigt, und vermöge ihres Umfangs in die Reihe der übrigen Wissenschaften gesetzt zu werden verdient.

Der Handelsstand ist also auch von dieser Seite es würdig, den Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft, die eine wissenschaftliche Bildung erfordern, gleich geachtet zu werden; allein die Erfahrung lehrt hie und da bei Menschen, die man für aufgeklärt und gebildet hält, das Gegentheil. Man trägt kein Bedenken, seine Glieder ohne Ausnahme zu dem mechanischen Handwerker herabzusetzen, und sie einer entehrenden Denk- und Handelsweise zu beschuldigen, wodurch man sich eben berechtigt hält, auf den Handel selbst mit Geringschätzung herab zu blicken, ohne dafür einen unumstößlichen Grund angeben zu können. Die Hauptursachen dieser Geringschätzung sind unstreitig folgende vom Vater auf den Sohn fortgepflanzte Vorurtheile.

Man hält den Handel für ein Gewerbe, wozu nur die gemeinsten Kenntnisse gehören, und durch welches Eigennutz, Ungerechtigkeit und Uebervortheilung begünstiget werden. Da man weiß, daß der Zweck des Handels der Gewinn ist, so schließt man eben so voreilig und irrig, daß der Kaufmann zur Erreichung dieses Zwecks kein Mittel scheue, und alle Pflichten schweigen müssen, wenn es auf den Gewinn ankömmt. Man glaubt, daß im Handel keine Redlichkeit Statt finden könne, weil man mit demselben zu wenig vertraut ist, um die hier so schwere Gränzlinie zu ziehen, welche das Recht vom Unrecht scheidet.

Ferner behauptet man, daß der Handel eine Bereicherung auf Kosten anderer

anderer beabsichtige, ohne zu überlegen, daß diese Bereicherung nicht nur rechtmäßig, sondern für das Ganze selbst wohlthätig sey. Dazu kömmt, daß, wenn man sagt: der einzige Zweck des Handels sey Gewinn, man dieses zwar mit Recht behauptet, (indem sich keine andere Absicht vernünftigerweise denken läßt); man aber zugleich auch den unerlaubten mit dem rechtmäßigen Gewinne verwechselt. Wie seltsam! — läßt es sich auch nur denken, daß ein ganzer, so äusserst zahlreicher Stand, der durch die Gesetze nicht nur nicht gestört, sondern auch sehr begünstigt wird, einen so unmoralischen, unvernünftigen, und dem Wohle des Ganzen zuwiderlaufenden Zweck haben könne? Oder darf man die Fehler Einzelner darum allen zur Last legen, weil sie vermöge des Standes leicht begangen werden? Darf man z. B. alle Geistliche der Heuchelei, alle Rechtsgelehrte der Bestechungsfähigkeit beschuldigen? — In solchen Fällen, wo die Pflicht gegen uns selbst mit der Pflicht gegen andere zusammen stößt, oder wo unsere Rechte mit den Rechten anderer streiten, und wir ungewiß werden, wie wir handeln müssen, wenn wir recht handeln wollen, kann uns nur eine richtige Kenntniß unserer Pflichten und unser reinmoralisches Gefühl leiten.

Um die Gränzen des Gewinns ungefähr zu bestimmen, kann man annehmen, daß jeder Gewinn unerlaubt sey, der durch die Gesetze verboten ist; ferner jeder Gewinn, zu dessen Erlangung man sich schlechter Mittel bedient; jeder Gewinn, bei dem jemand mittelbar oder unmittelbar hintergangen wird; und endlich jeder Gewinn, wobei man die Pflichten der Menschlichkeit dergestalt verletzt, daß andere dadurch unglücklich gemacht werden. Kurz, daß jeder Gewinn unerlaubt sey, wobei man seine politischen oder moralischen Verpflichtungen gegen andere übertritt. Der Zweck des Handels ist ein erlaubter Gewinn.

Diese Schilderung des Kaufmannsstandes und der Verpflichtungen desselben stimmt mit dem Resultate eines seiner berühmtesten Mitglieder, Veillodter, und auch gewiß mit dem eines jeden vorurtheilsfreien, gebildeten Mannes überein, und ist daher zu erwarten, daß durch die Verbreitung dieser einzelnen Gedanken die Zahl derjenigen mit der Zeit immer mehr sich vermindern werde, welche diesen Stand bisher gering geachtet und geglaubt haben, daß nur sehr mittelmäßige Fähigkeiten und Wissenschaften erfordert würden, um ihn mit Würde zu bekleiden.

O! Ihr Aeltern, Vormünder und Vorgesetzte, die ihr eure Söhne oder Untergebene zur Handlung bestimmt habt, weil ihr mit Recht glaubt, daß sie dadurch zu einer vorzüglichen irdischen Glückseligkeit gelangen können, hört auf zu wähnen, daß jeder Kopf

zur

zur Handlung tüchtig sey, wenn er zu keiner andern Wissenschaft tauge; laßt die Geistesanlagen eurer Jünglinge von einsichtsvollen und unpartheiischen Männern vorher prüfen, ehe ihr sie zu einem Stande bestimmt, in welchem eine schnelle Denk- und richtige Beurtheilungskraft vor andern nothwendig ist, und fällt das Resultat derselben vortheilhaft aus, so hört auf zu wähnen, Schreiben, gewöhnliches Rechnen und etwas von der französ. Sprache sey schon überhaupt, besonders aber bei einigen tausend Thalern genug, wenn der Jüngling als ein gebildeter Kaufmann dereinst sein Etablissement gründen will. Verweilt nicht länger bei solchen einzelnen Beispielen von Jünglingen, die mit einem geringen Maaße von Kenntnissen dennoch eine glänzende Rolle gespielt haben, und vielleicht noch spielen; bestimmt vielmehr euer Urtheil nach dem Schicksale einer ungleich größern Anzahl solcher Jünglinge, welche durch die aus Mangel an Einsicht ihrer Aeltern vernachläßigte zweckmäßige Vorbereitung auf den so wichtigen Kaufmannsstand entweder nur ein dürftiges Fortkommen bei der Handlung fanden, oder ganz zu Grunde gingen, und auf eine sehr armselige Art sich des Lebens Unterhalt verschaffen mußten. Verlaßt euch endlich nicht ferner ohne Ausnahme auf die Hülfe des Prinzipals, welchem der unvorbereitete Jüngling nach eurer Meinung zur gründlichen Erlernung der Handlungswissenschaft 6 bis 7 Jahre lang anvertraut wird. Es giebt der Prinzipale viele, bei denen eure Hofnung und gehabten Unkosten vergebens sind.

Erstlich solche, deren häufige Geschäfte eine zweckmäßige Belehrung ihrer Untergebenen bei dem besten Willen unmöglich machen.

Zweitens solche, welche diese Belehrung als Verrath ihrer Handlungsgeheimnisse ansehen, und sie darum unterlassen; endlich

Drittens solche, denen es selbst an gründlichen Handlungskenntnissen fehlt, und die also ihre Geschäfte nur mechanisch und oberflächlich treiben können.

Was kann in solchen Verhältnissen der junge Mensch, der bis zu seiner Confirmation von der Handlung, der er nun gewidmet werden soll, kaum etwas gehört hat, mehr, als die Namen, den Verkaufspreis und die Behandlung einiger Waaren, welche er täglich entweder abmessen, abzählen oder abwägen muß, kennen lernen? und wie gering wird er in der Folge, wenn er die Geschäfte seiner Jugendfreunde, welchen eine bessere Vorbereitung zu Theil ward, mit denjenigen vergleicht, die ihm anvertrauet werden, leider! nur zu spät von seiner Brauchbarkeit urtheilen; wie wenig die Zufriedenheit seines Principals besitzen; welche Belohnung seiner Dienste, welche Achtung unter seinen

Mitbür-

Mitbürgern, und welcher Versorgung als Herr einer eigenen Handlung mit Gewißheit entgegen sehen können? Man mache hier nicht den Einwurf, daß auch die geschicktesten und erfahrensten Kaufleute zu Grunde gehen können, und dieses schon oft die Erfahrung bestätigt habe. So leicht es dem gebildeten Kaufmanne wird, sich auf eine rechtmäßige Art ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, und viele andere Menschen zu beglücken, wenn Zeit und Umstände ihm dazu die Hand bieten; so leicht können beträchtliche Verluste und Unglücksfälle mancherlei Art ihm zwar Geld und Gut, nicht aber das Capital nehmen, wodurch jenes erworben worden, und aufs neue wieder erworben werden kann.

Höchst weise und vorsichtig verfahren daher die Aeltern und Vorgesetzten der zur Handlung bestimmten Jünglinge, daß sie diesen nach Möglichkeit Gelegenheit geben, von der Waarenkunde, den lebenden, fremden Sprachen, der Wechselrechnung, dem Buchhalten, dem kaufmännischen Briefstyl, der Handelsgeographie, und allenfalls auch der Zeichenkunst, die ersten nothwendigen Kenntnisse sich durch einen gründlichen Unterricht zu verschaffen, damit ein so vorbereiteter Jüngling demnächst seinem ersten Prinzipale solche Vorkenntnisse mitbringe, die jener zu erweitern fähig ist; dieser aber durch die mehrere Brauchbarkeit von seinem Untergebenen zufriedener seyn könne, als es gewöhnlich der Fall ist. Die mit einer solchen Fürsorge verbundenen Unkosten werden bei der erforderlichen Fähigkeit und deren Benutzung, sich reichlich belohnen.

G. F. Bischoff.

Hannover

Theorie und Praxis.

Heis, laut und heftig disputirten 3 moderne Philosophen, unter welchen einer ein besoldeter Moralist war, in der Ecke des Saales einer großen Theegesellschaft über das Sittengesetz. Ein Dummkopf ist's, schrie eben der besoldete Moralist, der es läugnet, daß jede unserer Handlungen eine Maxime für die ganze Welt seyn müsse, als er von einem barmherzigen Samariter aus der Gesellschaft mit der Bitte um eine Gabe für eine verhungernde Familie unterbrochen ward. Etwas, ich gebe nichts, sie haben mich in meiner Gedankenreihe unterbrochen, rief der Philosoph. Bescheiden ging nun der Samariter die Kantischen Disputanten vorbei, und die übrige Gesellschaft brachte, eingedenk des Samariters im Evangelium, so viel zusammen, daß die hungernde Familie reichlich versorgt ward.

L.

Hannöverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 31ten März 1800.

Von den Fortschritten der Chirurgie und Anatomie in neuern Zeiten.

(Schluß.)

Die Sinnorgane wurden zeitig mit gutem Fortgang untersucht, obgleich die Alten den Neuern genug Gelegenheit zu neuen Entdeckungen übrig ließen. Was das Sehen betrift, so ist in Zinns meisterhafter Abhandlung vom Auge, der Antheil der Alten an den Verdiensten Neuerer vollkommen gezeigt. Sehr wenig ist auch später hinzugekommen.

Doch dürfte die Entdeckung von Descemets Membran der wässerigten Feuchtigkeit, welche Dümour: Lame cartilagineuse de la corne nennt (deren Nutzen darin besteht, die Häute der Hornhaut für die Absorbtion der wässerigten Feuchtigkeit zu bewahren, und dadurch die Erhaltung der Convexität des Auges zu unterstützen,) eben so von Wachendorfs Augensternhaut und des canalis ciliaris Fontanianus, welchen ich beschrieben habe, verdienen erinnert zu werden. Eine nähere Kenntniß von den Gesetzen der Bewegung der Iris, welche Fontana entwickelt hat, war auch den Forschern der Kunst willkommen.

Stenos Verdienste um die Entdeckung der Secretion der Thränen und der Canäle der Thränendrüse, sind allgemein anerkannt. Von dem jüngern Monro lernten wir aber sie mit Quecksilber injiciren, oder durch Maceration des Augenliedes sie leichter sichtbar zu machen. Daß die Thränenpunkte und Thränencanäle eine krümmende Bewegung haben, und ein eigener Sphincter beim Anfange des Nasencanals gefunden wird, behauptet Janin. Welcher Theil des Auges vom grauen Staar eigentlich angegriffen wird, entdeckten Gassendi, Borellus und Rohault; aber ihre Meinung wurde erst 50 Jahre später angenommen, nachdem Brissean

seau und Jean im Anfange dieses Jahrhunderts ihre Behauptung bestätigten. Die Verbreitung der Nervenhaut kennt man jetzt auch vollkommener, als vorher. Sömmering behauptet, daß sie ein weitläuftiges, aber sehr weiches Geflechte bilde, und nach einer neuern Entdeckung mit einem foramen centrale, zwei Linien an der äußern Seite des Eintritts des Sehnervens ins Auge versehen sey. Dies Loch hat $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmesser, und ist mit einem gelben Rande umgeben. Aus dieser Entdeckung sieht man leicht, daß die gewöhnliche Erklärung des Mariott'schen Versuchs, minder richtig ist.

Daß die Augen die Organe sind, wodurch die Thiere eigentlich geführt werden, und Kenntniß von entfernten Objecten erhalten, zeigt die tägliche Erfahrung; daß aber auch gewisse Thiere durch andere, uns unbekannte Mittel hievon belehrt werden, scheint aus Spallanzani's auffallenden Versuchen an Fledermäusen zu folgen, welche, nachdem sie ihrer Augen völlig beraubt worden waren, doch noch das Vermögen während dem Fliegen allen Hindernissen auszuweichen, beibehielten.

Eustachius und Fallopius Entdeckungen vom Baue des Ohrs waren so bedeutend, daß man kaum vermuthet haben sollte, daß noch so viel in einem so kleinen Theile zu entwikkeln übrig wäre. Aber fast bei allen Theilen des Ohrs waren bedeutende Zusätze möglich, welches durch Valsalvas, Duverneys, Cassebohms, Coteunis, Meckels des Jüngern und besonders Scarpas Abhandlungen leicht bewiesen wird. Die Muskeln der Knorpel des äussern Ohrs, der Anzahl nach 5, sind von Valsalva, Santorini und de Courcelles genau beschrieben. Die Schlaffheit und Weichheit des Trommelfells bei neugebornen Kindern, wodurch es vor der allzustarken Erschütterung des Schalles bewahrt wird, rührt nicht von einer eigenen Haut, sondern blos von der größern Schwammigkeit und Weichheit der Oberhaut her. Daß die mit der Paukenhöhle gewöhnlich in Verbindung stehende Sinuositas mastoidea zuweilen davon durch eine häutige Scheidewand getrennt wird, lehren Valsalva und Morgagni.

Die verschiedene Lage und Beschaffenheit des runden Fensters bei verschiedenem Alter, so wie ihr eigentlicher Nutzen, zeigt Scarpa u. Camparetti. Die Befestigung des Steigbügels in dem eiförmigen Fenster und seine eingeschränkte Bewegung innerhalb der Oefnung, giebt Corunni sehr genau an. Das os lenticulare Ingrassiae oder Arantii wird jetzt nicht mehr für einen eigenen Knochen gehalten. Der muscul. casserianus des Hammers wird jetzt nicht mehr angenommen, aber die Gesetze der Bewegung des Knochens sind besser bestimmt. Die Entdeckung des wahren Ganges der

der Seite der Pauke rührt von Meckel her. Eine höchst wichtige und von dem jüngern Meckel vielfältig bestätigte Entdeckung, sind die cotunnischen Wassercanäle, welche das hier gesammelte und zum Gehör nothwendige Wasser ableiten. Man findet sie sehr leicht, und ich konnte das Wasser des Labyrinths und sein Abrinnen durch die genannten Canäle besonders an frischen Schädeln von Schaafen sehr gut zeigen. Die hierauf gegründete Erklärung des Gehörs kann also nicht weiter in Zweifel gezogen werden. Der Raum des Vorhofs nimt, wie bekannt ist, 5 Oefnungen von Bogengängen auf; aber 3 davon sind nach Scarpas Angabe erweitert, und machen eigene sogenannte Ampullae aus, welche von der hier ausgebreiteten Nervenhaut umkleidet werden.

Cotunni beweist, daß sich im Vorhofe eine spitze Erhöhung befindet, welche diesen in 2 Räume theilt, und auf welcher sich eine markartige Haut aufrichtet. Nahe bei der gemeinschaftlichen Oefnung und der cavitas orbicularis der Canäle, wird eine vorher unbekannte dreiseitige Oefnung gefunden, welche die innere Oefnung des Wasserganges des Vorhofs ist. Der Gehörnerve, welcher nach einer sehr deutl. Krümmung sich in den innern Gehörgang begiebt, sendet nach Scarpas Beobachtung einen hintern Bündel zum Vorhofe ab, und zwar solchergestalt, daß der größere Ast desselben in den obern Boden des Gehörganges hinein drängt, und wenn er in die Höhle gekommen ist, sich mit netzartigen feinen Fäden in den obern Theil der Markbekleidung und am nächsten in die daselbst befindlichen erweiterten Oefnungen der Canäle ausbreitet. Sein mittelster Ast drängt sich bei der Spina in das cavum haemisphaericum hinein; aber sein kleinerer Ast kömmt zu unterst hervor, und bekleidet zugleich die Erweiterung des hintern Bogenganges. —

Das vordere Bündel dieses Gehörnervens, blos für die Schnecke bestimmt, windet sich mehr spiralförmig, drängt sich so in die Axe des Kegels der Schnecke, und geht bis zu ihrer Spitze fort. Auf dieser giebt es doch zugleich nach seinem ganzen sogenannten Tractus spinalis foraminulosus eine Menge von Fasern ab, welche auf der Zona membranacea zusammen geflochtene Verbreitungen machen, die Scarpa und Monro abgebildet haben, und blos bis zur Spitze der Schnecke verfolgen konnten. Der übrige bewundernswerthe Bau der Schnecke, ihre Theilung in zwei Scalen, ihre Vereinigung in der Spitze, ungleiche Weite, die Lage des Humulus, die Entstehung des Infundibulum und canalis medius, die Lage des Wasserganges der Schnecke, so wie die Circulation des Wassers in den Wassergängen und Canälen, sind von Cotunni, Monro, Scarpa u. Camparetti vortreflich beschrieben. Jeder Theil, obgleich vorher ziemlich bekannt, hat ihnen Gelegenheit entwe-

der zu neuen Entdeckungen der wichtigen Zusätze gegeben, so daß man sagen kann, daß das Mechanische des Gehörs vollkommen auseinander gesetzt ist.

In Hinsicht der Geruchorgane haben J. Berengarius, Vesalius, Eustachius, Fallopius u. Highmor bereits vortrefliche Bemerkungen gemacht. Inzwischen blieben für Schneider wichtige Entdeckungen über, welche nachher durch Albinus, Hallers, Aurivillius, Santorinus, Girardi, Wrisbergs und Scarpas Beschreibungen noch vermehrt wurden.

Die mannichfaltigen Veränderungen, die Art der Entwickelung, die Vereinigung und verschiedenen Oeffnungen der Höhlen in die obern Gänge der Nase findet man bei Bertin, Haller und Aurivillius ausführlich abgehandelt. Die cellulae orbitales hat Haller entdeckt. Einige glauben, daß die canales incisivi, welche Steno zuerst bei Ochsen und Schaafen sah, auch bei Menschen offen wären, und eine Vereinigung mit der Wölbung des Gaumens machten.

Santorini behauptete das erstere, und Girardi wollte, daß durch sie ein trichterförmiger Weg zur caruncula incisiva, welcher im foramen palatinum liegt, gehe. Cotunni hat wiederum entdeckt, daß außer Gefäßen, der nervus naso-palatinus hervorbringt, um sich mit Gaumennerven zu verbinden. Die Gefäße der Nase sind mit aller möglichen Genauigkeit von Haller entwickelt worden, die Nerven aber von Meckel u. Scarpa. Die Verbreitung des erstern Paares in die Nase war vor Scarpas Zeit weniger bekannt. Er bewies zuerst, daß das vordere Knaul desselben, welches er Bulbus cinereus ganglii formis nennt, 4 bis 10 äußere Aeste abgiebt, welche mit ihren zusammen geflochtenen Zweigen auf die oberste und mittelste Muschel aufhören, daß fast eben so viele innere Aeste sich von da aus auf der Scheidewand der Nase ausbreiten, wozu man noch andere vordere hinzufügen kann, welche zu den vordern Theilen der Nase gehen. Durch diese in feine Bündel verarbeitete Fäden, welche sich keinesweges mit den Nerven des 5ten Paares vermischen, erhält die innere Bekleidung der Nase die Eigenschaft Gerüche zu unterscheiden. Aurivillius ist einer unter denen, welche mit mehrern Gründen beweisen, daß das Vermögen zu riechen blos diesem Nervenpaare müsse zugeschrieben werden, und Loder hat durch einen Fall von einer Geschwulst im Gehirne, die dieses Nervenpaar zerstörte, und dadurch den Kranken dieses Sinnes beraubte, vollkommen diese Behauptung bestätigt.

Daß die Empfindungshaut der Nase keine sogenannte Zotten (villi) in ihrer Oberfläche, eben so wenig einige Schleimdrüsen, sondern blos

Schleim-

Schleimhöhlen hat, beweisen Morgagni und Haller.

Die Geschmacksorgane wurden von Bellinus, Ruysch, Mery und Duverney so auseinander gesetzt, daß Albinus, Vater, Haller, Reverhorst und Luchtmann, deren Verdienst in der Untersuchung dieser Theile man nicht vergessen darf, mehr nöthig hatten, die Entdeckungen der erstern zu vervollkommenen, als sich um neue zu bemühen.

Der Bau der Papillen ist durch sie genau aufgeklärt, und obgleich vom dritten Aste des fünften Paares sich der Zungennerve (lingualis) größtentheils in diese verliert, so hat doch Wrisberg auch gesehen, daß der Zungenschlundnerve (nervus glossopharyngeus) einige Aeste nach den hintern Papillen wirft.

Welches Urtheil wir über den schleimigten Ueberzug der Zunge fällen sollen, worüber es so verschiedene Meinungen gab, lehrt uns Haller, welcher gezeigt hat, daß es blos die Oberhaut der Zunge sey, und daß kein reticulum perforatum so wenig bei Menschen als bei Thieren gefunden werde. In der Oberfläche der Zunge öfnen sich keine Venen, aber wohl eine große Menge absorbirender Gefäße. Der überflüßige Schleim der Zunge wird theils durch Arterien, theils durch eine Menge Drüsen abgesondert, worunter vorzüglich die, welche sich in das foramen coecum öfnen, und welche Morgagni sehr genau beschreibt, bemerkt werden müssen. Der Speichel aber hat seine besondern Quellen.

Steno entdeckte den Gang der Ohrendrüse, (ductus parotidis) nachdem auch die Backenzahn- Backen- Lippen- und Gaumendrüsen. Durch Nivinus und C. Bartholinus wurden die Ausführungsgänge der Drüsen unter der Zunge bekannt, aber die sogenannten Whartonschen Gänge dürften einer weit frühern Entdeckung zugeschrieben werden, da Galenus ihrer Oefnungen unter der Zunge erwähnt.

Die Untersuchungen, welche mit der Haut angestellt worden, haben gezeigt, daß eine große Menge Nervenfasern daselbst sich endigen und Wärzchen (papillae) bilden, durch welche die Empfindung ausgeübt wird, und daß übrigens die Haut selbst blos aus kurzen, dicht zusammen gepackten, festen, zellichten Fasern und Lamellen besteht, welche an der untern Seite loser werden, und sich mit dem übrigen allenthalben verbreiteten Zellgewebe verbinden, in deren Löcher das Fett sich absetzen kann.

Daß in der Haut unzählige Arterien verbreitet sind, ist besonders durch Ruysch Kunst, Injectionsmaterie in die feinsten Aeste zu treiben, bewiesen worden. Aus ihren Mündungen in der Haut drängt sich die Ausdünstungsmaterie, und nicht, wie nach

Mas-

Mascagnis Meinung, durch eine Art von Ausschwitzen aus den Poren der Gefäße. Venen liegen zwar mit stärkern Stämmen in der Haut, aber keine von ihnen öfnet sich daselbst. Dagegen findet man, daß von den unzähligen lymphatischen Gefäßen, welche zum Theil den Gang der Venen begleiten, eine große Menge, nach Haase und des jüngern Meckels Beobachtungen, ihre Mündungen in der Oberfläche der Haut haben, und durch sehr feine Wurzeln daselbst verbreitet sind. Ich habe einigemal zufällig bei Aderlässen ein solches gröfseres Wassergefäß am Arme geöfnet, und mit Verwunderung gesehen, wie es seine klare Lymphe in einem sehr hohen Bogen ausprützte.

Die Entdeckungen der Papillen ist Malpighi allein zuzuschreiben; wie sie aber an verschiedenen Stellen des Körpers auch verschieden sind, und wie sie übrigens gebildet und von Gefäßen durchdrungen werden, haben nachher Albinus, Ruysch, Winslow, Raauw Boerhave und de Courcelles durch genaue Untersuchungen sich bemüht auszumachen.

Ueber die Natur und Entstehungsart der Oberhaut hat man sehr verschiedene Meinungen geäussert. Klinkosch scheint der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn, wenn er behauptet, daß dieselbe nichts weiter, als ein Zellgewebe sey, und das eigentliche Malpighische Netz blos aus den losern und weichern Fasern bestehe, welche die Oberhaut an die eigentliche Haut binden. In diesem losern Gewebe wird der Farbestoff des Bluts bei den Mohren auf dieselbe Weise, wie in den lymphatischen Drüsen und Häuten der Lungen, und zuweilen, wenn Muttermäler entstehen, in der Haut anderer Menschen abgesetzt.

Descemet zeigte mir zu Paris eigene Gefäße in der Oberhaut und Nabelwurzeln, welche mit Queckfilber gefüllt waren.

Verfolgt man die Dissectionen der Haarwurzeln von Wirhof, so muß man seine dabei beobachtete Genauigkeit bewundern. Inzwischen dürfte es schwer seyn, an allen Orten die doppelten Scheiden zu finden, woraus die Haarwurzeln seiner Behauptung nach bestehen sollen, und ebenfalls, daß das eigentliche Haar darin in einem eigenen mit Feuchtigkeit gefüllten Zellgewebe liegen solle. Die Entwickelung des Haars überhaupt an solchen Orten, wo ein weiches oder fettes Zellgewebe liegt, und die Weichheit der Wurzel, so wie die geschwinde Regeneration scheinen uns zu überzeugen, daß die Haare eine weit einfachere Entstehung haben, und daß dieselbe blos dem Zellgewebe zuzuschreiben sey. Die erwähnten Wurzeln sind nichts weiter, als mit Gefäßen reich begabte zellichte Zusammenhäufungen; eine Meinung, die auch Klinkosch in seiner Abhandlung über die Oberhaut anzunehmen scheint.

Ich

Ich hoffe, daß das, was ich angeführt habe, — obgleich ich weder alle Gegenstände dieser Wissenschaft angeben, noch mit hinlänglicher Genauigkeit die Schicksale und Fortschritte derselben in neuern Zeiten verfolgen konnte, — zureichend beweisen wird, daß unsere jetzt lebenden Zergliederer ihren Vorgängern, in Liebe zu dieser nützlichen Wissenschaft, in Begierde und Nachdenken sie auszubreiten und zu verbessern, nichts nachgeben. Müßte man auch nachgeben, daß das gegenwärtige Zeitalter sich nicht auf so viele glänzende Namen, wie in den Zeiten eines Morgagni, Haller und Albinus etwas zu gute thun könne, so wäre es doch unbillig, den großen Gewinn, welchen in spätern Zeiten die Anatomie und Physiologie davon getragen hat, verkennen zu wollen. In die Fußtapfen großer Vorgänger zu treten, ist ein mühsames aber unendlich angenehmes Vornehmen.

C. F. A. M.

G

Brod aus bloßem Reis.

Man hat unlängst in französischen und englischen Zeitschriften die beste und in Amerika zuerst befolgte Methode, Brod aus bloßem Reis zu backen, bekannt gemacht, die auch in Deutschland versucht und befolgt zu werden verdient. Das erste Geschäft dabei ist: daß man den Reis in Mehl verwandle. Dies kann entweder durch ordentliches Zermahlen desselben in einer Mühle, oder auf folgende Art geschehen. Man setze eine gewisse Quantität Wasser in einem Topfe oder Kessel ans Feuer. Wenn es nahe am Kochen ist, werfe man den zur Verwandlung in Mehl bestimmten Reis hinein. Alsdann setze man das Kochgefäß vom Feuer ab, und lasse nun den Reis bis zum folgenden Morgen im Wasser stehen. Er wird sich alsdann zu Boden gesenkt haben. Nun gießt man das Wasser ab, und schüttet den Reis, um ihn zu trocknen, auf eine in schräge Lage gestellten Tisch. Wenn er trocken ist, schlägt man ihn zu Pulver, und läßt ihn sodann durch das feinste Sieb gehen, das man erhalten kann.

Ist nun der Reis zu Mehl geworden, so nimt man davon so viel, als man für nöthig hält, und schüttet es in einen gewöhnlichen Backtrog. Zugleich setzt man etwas Wasser ans Feuer, wirft einige Hände voll Reis in dasselbe, und läßt beides eine Zeit lang kochen. Hiezu nimt man so viel Reis, daß das Wasser sehr dick und kliebricht wird. Wenn diese Masse ein wenig abgekühlt ist, gießt man sie über das Reismehl, knetet es damit tüchtig durch, und thut ein wenig

Salz

Salz und den erforderlichen Sauerteig hinzu. Alsdann bedeckt man den Teig mit warmen Tüchern, und läßt ihn stehen, damit er aufgehe. Während der Gährung wird dieser Teig, der nach dem Kneten ziemlich fest und dicht seyn muß, so weich und flüßig, daß man es für unmöglich halten möchte, Brod daraus zu backen. Jetzt aber behandelt man ihn auf folgende Art:

Unterdeß der Teig aufgeht, muß der Ofen geheitzt werden; und wenn derselbe nun die gehörige Hitze hat, nimt man eine kupferne verzinnte Pfanne, deren Stiel lang genug ist, um bis ans Ende des Ofens zu reichen. In diese Pfanne thut man ein wenig Wasser, füllt sie sodann mit dem aufgegangenen Teige, und bedeckt sie mit Kohl- oder andern grossen Blättern, oder mit einem Bogen Papier. Alsdann schiebt man die Pfanne in den Ofen hinein, und wendet sie geschwinde nach oben und unten herum. Die Hitze des Ofens wirkt dergestalt auf den Teig, daß davon nichts verschüttet wird, und erhält ihn in der von der Pfanne oder dem Kasserol erhaltenen Form.

Auf diese Weise erhält man bloßes Reisbrod, das, wenn es aus dem Ofen kömmt, eine schöne gelbe Farbe, wie eine mit Eidotter bestrichene Pastete hat. Dem Geschmacke ist es eben so angenehm, und man kann es ganz so brauchen, wie Weitzenbrod. Nur verliert es, wenn es alt wird, immer mehr in seiner Güte.

Auch der türkische Weitzen läßt sich auf ähnliche Art behandeln, und alsdann nicht nur zu Brodte, sondern auch zu Backwerk brauchen.

Beantwortung über die im 7ten Stück des diesjährigen Mag. empfohlenen Benutzung des Heidekrauts zum Bierbrauen.

Ob man in Deutschland in den ältesten Zeiten des Krauts Porst oder Post, Hartheide, Bienenheide, engl. Heide zum Bierbrauen allein, und ohne andern Zusatz sich bedient hat, ist schwer zu entscheiden; daß man aber schon von langen Zeiten her das aus diesem Surrogat des Hopfens verfertigte Bier, als ein betäubendes und der Gesundheit höchst nachtheiliges Getränk angesehen, setzen die unterm 20. Aug. 1710. und 26. Jun. 1723. deshalb erlassenen Verordnungen, worin dessen Gebrauch bei 50 Rthlr. Strafe, und im Wiederholungsfalle bei Verlust der Braugerechtigkeit untersagt ist, außer Zweifel.

Diese Verordnungen sind nicht aufgehoben; es bleibt daher der Gebrauch desselben mit vieler Gefahr verbunden und ist nichts weniger, denn anzurathen. Zum Gerben hingegen wird es an Orten, wo es häufig wächst, mit vielem Nutzen gebraucht.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 4ten April 1800.

Etwas über die Speisung der Armen, besonders in London und Hamburg.

Vom Geheimen Canzleisecretair Wackerhagen.

Menschenliebe und öffentliche Sicherheit fordern, den Einzelnen, wie die Verwaltungen jedes Gemeinwesens gleich stark dazu auf, sich desjenigen Theils der Gesellschaft hülfreich anzunehmen, dessen Erwerb nicht mehr mit dem Aufwande im Verhältnisse steht, welchen die Anschaffung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erfordert.

Das Zeugniß jedes Fremden, eine Vergleichung mit andern sonst nicht übel regierten Ländern und Ländchen und eigenes frohes Bewußtseyn des Hannoveraners belegt es, daß hier viel zur Erleichterung des Armen geschehen ist und noch geschieht. Verächter einer sanften, stillen Handlungsweise und alles dessen, was nicht den Glanz und das Gepräge des Neuen, Großen an sich trägt und das Aufsehen des Ungewöhnlichen erregt, werden freilich den Bemühungen des hiesigen Publikums und seiner Vorsteher dann nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie den Maaßstab der Vergleichung von demjenigen nehmen, was in London, Hamburg, München geschieht. Diese Leute wissen aber nicht, daß ein so großes und so mannigfaltiges Elend wie es täglich in Städten von solchem Umfange und einem so verwickelten inneren Getriebe vorhanden ist, eintrit oder eintreten kann, in einer mittelmäßigen Stadt kaum denkbar oder möglich ist. Die Geschichte jeder großen Cur ist zugleich die einer gefährlichen Krankheit und niemand wird gern ein Uebel wollen, um sich mit seiner Vertilgung einen berühmten Namen zu machen.

Wenn wir aber gleich so glücklich sind, eines großen Theils solcher Anstalten zu Verminderung des Elends, wie sie in Hamburg und London statt

haben, nicht einmal nach einem verkleinerten Maaßstabe in der Art zu bedürfen; so scheint mir doch eine nähere Bekanntschaft mit jeder nützlichen Einrichtung weder unangenehm noch überflüssig, weil sie eines Theils eine erfreuliche Beruhigung über Kraft und Umfang des Vermögens für Menschenwohl, wenn mit Ordnung und Genauigkeit verfahren wird, zu wirken, giebt, und andern Theils, weil die Anwendungen auf Oertlichkeiten leicht werden, wenn die Hauptsache erfunden ist und eingesehen wird.

Was wohlthätigen Anstalten in den Augen des Menschenfreundes ein besonders hohes Interesse giebt, ist vorzüglich dieses; wenn sie einen nahen Zusammenhang mit der Beförderung der Sittlichkeit des menschlichen Geschlechts haben.

Muß eine schlechte unregelmäßige, zu sparsame Diät, wobei die Gesundheit leidet, nicht mit der Zerrüttung der physischen Kräfte auch auf die Moralität des Armen einen schädlichen Einfluß haben?

Jedem Menschenfreunde aus der Seele genommen sind gewiß die Bemerkungen, welche das hamburgische Armencollegium in den Nachrichten anstellt, die es den wohlthätigen Einwohnern seiner Stadt über den Fortgang der Armenanstalt jährlich vorlegt. Diese Nachrichten sind das unterrichtendste und rührendste, was man über ihren Gegenstand lesen kann.

Wo ist eine Verwaltung mehr das Bild der Gottheit auf der Erde, als da, wo nicht nur innerhalb den Mauern einer volkreichen Stadt kein Unglücklicher ungehört klagt; keine Thräne des Mangels und des Elends fließt, die nicht eine pflegende Hand zu trocknen bereit wäre; sondern auch allen Ursachen der Verarmung so sorgfältig und mit so gesegnetem Erfolge entgegen gearbeitet wird, wie in Hamburg.

Mit welchem Uebermaaß von Elend, mit welcher Versunkenheit wurden die Deputationen dieses Collegiums bei den Bestrebungen und Fortschritten ihm abzuhelfen bekannt?

Ich habe eben erinnert, wie wichtig es ist, nicht nur daß der Arme genährt werde; sondern wie dies geschehe.

Viele arme Tagelöhner und Fabrikarbeiter, besonders ihre Kinder, verkommen, ohne zu wissen, daß ihre schlechte unregelmäßige, zu sparsame Diät langsam an ihrem Leben nage a).

Rein-

a) Drei und zwanzigste Nachricht an Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der Armenanstalt. Hamburg im Januar 1798. S. 94 – 124. 4.

Reinlichkeit und reichliche Bekleidung thun sehr viel, aber vermögen nichts, wenn nicht durch eine gehörige Menge gesunder Speise der Magen gefüllt und alle Theile des Körpers gleichförmig genährt werden. Vom neunjährigen Kinde an, bedarf der Mensch zufolge gemachter Beobachtungen wenigstens 2 Pfund nahrhafte Speise täglich, statt dessen tranken in Hamburg viele dünnen Kaffee oder Haberwasser oder ein Gemisch von Haber, Zichorien und dergleichen, welches in einer dünnen Abkochung von gewissen Leuten portionsweise täglich verkauft wurde. Hiezu aßen sie 20 bis 30 Loth trockener Bretzeln. Zu dieser erbärmlichen Nahrung hatte der Arme nur $2\frac{1}{2}$ ßl. (etwa 18 pf.) täglich übrig, weil er 18 bis 20 ßl. (15 bis 16 mgr.) wöchentlich für die Wohnung bezahlen mußte. Endlich wurden denn oft die Opfer eines solchen langsamen Hungers nach dem Krankenhofe geschickt, weil der durch eine so kümmerliche Diät geschwächte Magen auch diese Speisen nicht einmal mehr verdauen konnte.

Größere Almosen (eine so traurige als gegründete Wahrheit) würden andere sehr schlimme Folgen gehabt und die Diät dieser Unglücklichen nicht einmal gebessert haben, die das, was ihnen zu Verbesserung ihrer Nahrung gegeben wird, viel lieber zu starken Getränken verwenden, weil sie so weit zurückgekommen sind, daß sie ihre eignen Bedürfnisse nicht mehr kennen.

Nach langen bekümmerten Ueberlegungen eine Speise zu finden, die so wohlfeil wäre, daß der Arme für 2 ßl. (14 pf.) sich davon satt essen könne, so nahrhaft, daß die 2 bis 3 Pfund, die der Mensch bedarf, von dieser Speise gegessen ihm alle Kräfte zur Arbeit gäben, so gesund, daß auch nicht auf die entfernteste Weise etwas für die Constitution der Armen zu besorgen wäre, so wohlschmeckend, daß sie von den Armen gern genossen würde und mit einigen kleinen Veränderungen täglich genossen werden könnte, von solchen Ingredienzen endlich zusammengesetzt, die allenthalben zu haben und leicht zuzubereiten wären, versuchte man die von dem pfälzischen Minister Grafen Rumford b) bei dem Arbeitshause in München eingeführte Suppe seit 1797. mit dem besten Erfolge.

Ich glaube, daß es dem Leser Vergnügen machen wird, wenn ich nachher auch eine Berechnung der Unkosten dieses höchst wohlfeilen Nahrungsmittels aus jenem lesenswürdigen hamburgischen Blatte ausziehe. Jetzt nur noch so viel davon, daß das Wohlbefinden der Kinder (mit diesen

b) Sonst Sir Benjamin Thompson.

machte man den Versuch zuerst) die davon aßen, augenscheinlich zunahm. Sie hatten im Durchschnitt täglich 2 Pfund davon gegessen, und die ganze Portion hatte täglich keinen Schilling (7 pf.) gekostet.

Wer sollte Rumfords Namen nicht kennen? In den Herzen von Tausenden, denen er Nahrung, Arbeit, leibliches und geistiges Wohlseyn schuf, sind Denkmähler für ihn gegraben, die seiner würdiger sind, als das, welches ihm diese Zeilen errichten könnten. Er erschien wie ein wohlthätiger Genius in einem verlassenen Lande, und seine Arbeiten tragen auf einem unermeßlichen Felde Frucht.

Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß er die fruchtbarsten und sinnreichsten Folgerungen aus der so lange gewußten und so lange unbenutzten Thatsache gezogen hatte, die jeder Bäcker weiß, daß mehligte Materien bei einem gewissen Grade von Wärme und binnen einer gewissen Zeit eine gewisse Quantität Wasser fest, d. h. zu einem soliden Körper machen können, der diese Masse selbst bei der Glühhitze nicht mehr verläßt. Er verband diese Wahrheit mit einigen neuen chymischen Entdeckungen über die Bestandtheile des Wassers und wandte dies auf die Mischung einer Speise an, deren Basis Gerste (Graupen und Mehl) c) ist, mit Kartoffeln und Erbsen gemengt, langsam in verschlossenen Gefäßen gekocht und durch eine gewisse Portion Salz und Essig schmackhaft gemacht wird, die mit einigen wohlfeilen Zusätzen einen sehr angenehmen und oft veränderten Geschmack bekömmt, und in Hamburg, nach den Preisen der Lebensmittel und Feurung, den Armen in einer Portion, hinreichend zu seiner völligen Nahrung, nicht auf 2 ßl. (14 pf.) kostet.

Die Hauptsache, diese Wohlfeilheit zu erreichen, scheint der von dem Grafen Rumford erfundene Kochofen mit verschlossenem Feuer zu seyn, wo der Wärmestoff so sehr zusammen gehalten wird, daß eine geringe Quantität Feurung zum Kochen einer großen Menge Speise hinreicht.

Ich vermag nicht zu bestimmen, ob diese Sparöfen zugleich mit der Speise in England eingeführt worden sind; das Maaß der als erforderlich aufgeführten Steinkohlen läßt mich beinahe bezweifeln, daß solches, wenig-

c) Diese Angabe hat mich mit veranlaßt, das Wort barley durch Gerstengraupen und Mehl zu übersetzen, da die rohe Gerste in der Hülse, so viel ich einsehen kann, wohl in der Suppe nicht zu gebrauchen seyn mögte. In den englischen Blättern wird diese Zuthat auch Scoch barley genannt; eine Art Gerste, für welche ich kein deutsches Synonym kenne.

nigstens bei den Anstalten, deren Beschreibung ich vor mir liegen habe, geschehen sey. Die Speise ist es aber schon seit zwei Jahren, wie aus den Zeitungen erinnerlich seyn wird.

Es scheint, als wenn die Eigenschaften, welche den brittischen Charakter vor dem anderer Nationen auszeichnen, ein tiefer großer Sinn, verbunden mit Festigkeit, Methode und Planmäßigkeit, sich besonders in den Anstalten der Wohlthätigkeit zu Tage legen d). Sein leichtsinniger Nachbar, zum Beispiel, glaubte (ich spreche von den Zeiten vor der Revolution), der Verbindlichkeit, welche ihm seine Kirche zu Liebeswerken (um mit dem Himmel abrechnen zu können) auflegte, genug gethan zu haben; wenn er zu gewissen Zeiten dem Pfarrer seines Kirchspiels, oft nicht ohne Prunk beträchtliche Summen zur Vertheilung unter die Armen, ohne sich um das Wie zu bekümmern, übersandte; das einzige Hôtel des Invalides ausgenommen, welches allenfalls dem Matrosenhospital zu Greenwich einigermaaßen sich an die Seite stellen konnte, waren alle übrige wohlthätige Anstalten nur bald mehr bald minder prächtige Palliative. Es geschah etwas für den Augenblick, für die Menschheit an Folgen heilsames geschah nichts. In kalten Wintern wurden mit großen, halb unnützen Kosten auf den öffentlichen Plätzen von Paris ungeheure Feuer angemacht, auch wohl mit eben so übel berechneter Haushaltung Tische für Arme gedeckt.

Der Britte greift das Uebel mehr an der Wurzel an, er will nicht blos für den Augenblick, sondern für immer helfen! Wo findet man mehr, und früher als in England die Erfindungen der abstractesten Wissenschaften gemeinnützig gemacht? Jede neue Idee wird sogleich für Nationalwohl und damit bald für die Menschheit fruchtbar.

Aus diesem höheren Gesichtspunkte wurde auch die Erfindung der Armensuppen in England angesehen, in diesem Geiste aufgenommen und Versuche damit angestellt.

Es

d) Ein liebenswürdiges Beispiel von Wohlthätigkeit liefern die jungen Damen in Belfast, einer Stadt von etwa 50,000 Menschen im nördlichen Irland. Eine Anzahl von ihnen widmen einen Theil ihrer Zeit der Verfertigung nützlicher Kleidungsstücke und Putzarbeiten. Diese werden in einer dazu errichteten Bude verkauft und die Einnahme zur Anschaffung von Steinkohlen zur Feurung für arme Familien verwandt. Diese Verbindung ist schon von sehr wohlthätiger Wirksamkeit gewesen. In einer Woche wurden neulich an 70 Malter Steinkohlen von dieser Gesellschaft an arme Familien ausgetheilt.

Es thaten sich in London, nachher auch in Edinburg a) und andern Orten Gesellschaften zusammen, welche auf Subscription die Hälfte der Kosten der ersten Einrichtung und der Speisung übernahmen.

Es entstanden Souphouses, Soupestablishments, Soupsocietys, Soupcommittees. Die meisten dieser planmäßigen und musterhaften Anstalten erreichten in diesem Winter ihre Vollkommenheit.

Da er sich wieder mit einer so unerwarteten Strenge ankündigte; so würdigte der Königl. Geh. Staatsrath diese Angelegenheit seiner besondern Aufmerksamkeit. Auf seine Veranlassung wurde von dem Verfasser des berühmten Werks über die Londoner Polizei, Herrn Colquhoun, eine kleine Schrift gedruckt und ausgetheilt; welche auch Anleitungen zu Errichtung einer Suppenvertheilungsgesellschaft enthält und einen Grundriß des Suppenhauses in Orchardstreet, Westminster, welches bewundernswürdig für die Bequemlichkeit aller Theile, der Ausgeber sowohl, als der Empfänger ausgesonnen ist.

Man legte darin der Erwägung des Publikums und besonders der vermögenderen Classen Vorschläge vor, wie der Verbrauch des Brodkorns zu vermindern und zugleich der arbeitenden Volksclasse, durch die Unterschiebung anderer, wohlfeiler, heilsamer und nahrhafter Sättigungsmittel, besonders durch Suppeneinrichtungen, unter die Arme zu greifen seyn mögte f). Diese kleine Schrift ließ der Staatssecretair der innern Angelegenheiten, Herzog von Portland, an sämtliche Statthalter im Reiche gelangen. Da so viel ich weiß, das Original hier noch nicht bekannt geworden ist; so verdient wenigstens der Auszug es zu werden, welcher sich im St. James Chronicle g) findet.

Nur mögte bei Beurtheilung der Anwendbarkeit dieser Vorschläge an andern Orten folgendes nicht zu übersehen seyn, daß eines Theils bei den Speisungsvorkehrungen (welche den hauptsächlichsten Inhalt ausmachen) in England nicht blos auf die ganz bettelarme Classe, sondern vielleicht noch mehr auf denjenigen Theil der niedrigen Volksclasse gerechnet worden ist, welcher sich selbst noch zu nähren im

a) In Edinburg wurden schon im vorigen Winter über 2000 Gallonen oder Stübchen Suppe, also etwa 4000 Kannen oder 8000 Quartier oder 16000 Nössel hannöverisch ausgetheilt.

f) Diese Gegenstände besagt der Titel des Colquhounschen Pamphlets.

g) Nr. 6560. 4ten bis 7ten Januar 1800.

im Stande ist und nur Erleichterung bedarf; und andern Theils, daß mehrere der Zuthaten nicht unbedingt nothwendig sind, sondern nach der Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Anschaffung sich ändern müssen.

Ich kann mich nicht enthalten, in Absicht der Volksclassen, welchen durch diese Einrichtungen hauptsächlich mit Hülfe geleistet werden soll, zur Erläuterung der in der englischen Schrift gegebenen Winke noch eine vortreffliche Stelle aus der mehrerwähnten Nachricht des hamburgischen Armencollegiums auszuziehen.

„Es giebt allenthalben und beson„ders in den Städten, eine zahlreiche „Classe, deren Existenz auf dem Er„trage ihrer täglichen Arbeit beruhet; „wo der am Sonnabend zusammen„gebrachte Erwerb bei den Wohlha„benden die Bedürfnisse der künftigen „bei der größten Anzahl die Schulden „der vergangenen Woche bezahlt. Der „Wohlstand dieser Classe ist allent„halben der wichtigste Thermometer „der inneren Kräfte des Staats und „eine nie versiegende Quelle der „Macht eines Staats."

Aber auf der andern Seite: „sind „die Hausmütter dieser Classe (we„nigstens in den Städten) fast alle „aus der Classe weiblicher Dienstbo„ten genommen, die in wohlhaben„den Häusern dienten, an Luxus und „an Trägheit gewöhnt, nicht selten „zur Sittenlosigkeit gesunken sind „und keinen Erwerbszweig kennen, „der ihre leeren Stunden nützlich aus„füllen, in guten Tagen den Wohl„stand der kleinen Familie vermehren, „in schlimmen Tagen zur Noth aus„helfen könnte. Die mindeste Stok„kung in dem Gewerbe eines solchen „Mannes (durch Krankheit oder ir„gend eine andere Veranlassung) ist „sein schneller Ruin."

„Dem Höker und dem Hauswirth „bleibt man schuldig, von den Nach„barn wird geliehen, bald ist der „Credit weg und dann gehts ans „Versetzen. Zuerst Uhren, Schnal„len, Vorhänge, Ueberdecken, Stühle, „Feierkleider, dann folgen die noth„wendigsten Stücke des Anzuges, die „Betten worauf sie ruheten, die Klei„der mit denen allein sie zur Arbeit „gehen konnten, und zuletzt das Werk„zeug ihres noch zu hoffenden immer „ärmlichen Erwerbes. Von dem „Hauswirth ausgestoßen, kaum noch „in ekelhaften Löchern aufgenommen, „wo sie auf faulem Stroh ihr Obdach „finden — ihre Kinder hektisch, epi„leptisch, früh von chronischen Krank„heiten geplagt, tragen bei ihrem „Heranwachsen den unauslöschlichen „Stempel ihres frühen Elends."

Wer darf leider daran zweifeln, daß dieses schauderhafte Bild in jeder Stadt, ja sogar auf dem Lande gleich erbarmenswürdige Gegenstücke finde, deren Beschreibung allein unwillkühr-

liche

liche Thränen in die Augen jedes fühlenden Menschen lockt? Almosen, freie Arzneien, Kleidungsstücke, selbst Verschaffung von Arbeit für den noch Arbeitsfähigen, sind nur Palliative; sobald er nicht besser genährt, in dieser Hinsicht zu bessern Gewöhnungen geleitet wird und diese ihm erleichtert werden. Auch hier in Hannover sind schon mit dem edlen Eifer, welcher die beiden Magistrate charakterisirt, einige der ersten Schritte hiezu gethan; wäre es aber nicht wünschenswerth, daß solche Speisungsanstalten allgemeiner, nach einem festen Plane auch in und um andere Städte organisirt würden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Schauspielers Garrick freundschaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger, den äussern Anstand bei Amtsverrichtungen betreffend.

(Aus den Public Characters of 1798 — 99. London 1799.)

Dr. Stonehouse in Bristol, einer der gebildetsten Prediger seiner Zeit in England, bat, wie er eben ins Amt gekommen war, seinen Freund, den Schauspieler Garrick, um dessen belehrende Kritik. Sie wählten einen Tag, da Stonehouse in einer Stadtkirche die vorgeschriebenen Gebete zu verlesen und zu predigen hatte. Nach geendigtem Gottesdienste that der britische Roscius die Frage an den jungen Mann: „Was haben Sie heute noch für ein wichtiges Geschäft vor sich?" — Keines mehr! war die Antwort. — „Ich glaubte es wenigstens, erwiederte Garrick, weil Sie sich so über Hals und Kopf auf den Lesepult stürzten." — „Nach meiner Empfindung, fügte er hinzu, ist es äusserst unanständig, für einen Geistlichen, wenn er an die Verrichtung seines ehrwürdigen Amts geht, wie ein Handwerksmann an sein Gewerbe, und mit so flüchtigen Schritten sich in die Kirche begiebt, als wenn er nicht bald genug wieder herauskommen könne." — „Aber sagen Sie mir doch, Freund, was waren das für Bücher, die Sie da vor sich liegen hatten auf dem Pulte?" — „Die Bibel und das Kirchengesangbuch; sonst keine!" — „Sonst keine? Aus der Art, wie Sie solche hin und her stießen, und aus der Nachläßigkeit, womit Sie die Blätter umschlugen, hätte man vermuthen sollen, daß es etwa ein Haushaltsbuch und ein Rechnungsfoliant seyn müßten."

Hannöverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 7ten April 1800.

Etwas über die Speisung der Armen, besonders in London und Hamburg.

(Fortsetzung.)

Vielleicht fänden sich Möglichkeiten, auch auf dem platten Lande solche Einrichtungen nach und nach im Kleinen zu bewirken. Wer kann die Früchte berechnen, die (freilich in unendlich mannigfaltiger örtlicher Verschiedenheit) Beispiel und guter Wille erzeugen können. Waltet nicht die nämliche Hand, welche unsichtbare Saamenstäubchen durch die Luft in den Schooß ferner Erdflecke führt, in unendlich größerem Maaße über dem Saamen des Menschenwohls?

Und mich dünkt, die sittlichen und politischen Vortheile der Verbreitung solcher Speisungsanstalten sind einleuchtend:

1) Sie erfordern nur einen unbedeutenden Fond zur ersten Anlage; sollte eine Subskription dazu nicht zusammen zu bringen seyn, so könnte die Gesellschaft, welche sich mit der Vorrichtung einer solchen Speisungsanstalt befaßte, nach und nach den Ersatz der ersten Kosten allenfalls darin finden, daß ein Unterschied unter denen, welche an dem Genusse der Speisung Antheil nehmen wollten, gemacht würde. Man könnte diese in zwei Classen theilen und die Anweisungen so einrichten, daß der minder Arme ein Paar Pfennige mehr als Beitrag zum Ersatz der ersten Kosten bezahlte. Die Mahlzeit würde ihm doch wohlfeiler kommen und nahrhafter für ihn seyn, als wenn er zu Hause kochte.

2) Wären diese Einrichtungen vielleicht das einzige Mittel, um den Verbrauch des Kaffees und der starken Getränke zu vermindern, wodurch die Kinder des untern Volks schon von der ersten Jugend an verkrüppelt und siechhaft werden. Denn diese elenden Surrogate ordentlicher Nahrung sind doch theurer als diese.

3) Würde sich der Verbrauch des Brodtes vermindern.

4) Preis der Arzneien und die Krankheiten selbst, die bei dem Armen meistentheils aus schlechter, unverdaulicher oder unregelmäßiger Nahrung entstehen. Sicher rühren viele Krankheiten der niedern Klassen aus dem Gebrauche ranziger Oele, Fette und verdorbener Butter her, auch solchen Uebeln würden die Suppeninstitute abhelfen.

5) Würden die ärmeren Volksklassen mehr ersparen können, um ihre jetzt in jeder Art von Unterricht, trotz allen, auch den vortreflichsten Anstalten und Gesetzen oft unglaublich verwahrlosten Kinder zur Schule zu schicken. Man könnte, wenn der Versuch einer solchen Speisungsanstalt gelänge, bald nur die zulassen, welche Bescheinigungen beibrächten, daß sie ihre Kinder (wenn sie deren haben) zur Schule hielten.

6) Würde der Verbrauch und damit der Preis der Feurung abnehmen; denn in Hamburg braucht man, um für 70 Personen zu kochen, nur 23 Pfund Torf, welche 3 mgr. 4 pf. kosten. Denn wenn man auch einwenden wollte, daß der Arme bei dem Feuer, an welchem er sich erwärmt, mit koche, so verursacht dies doch einen Feurungsaufwand, dessen er ohne das nicht bedarf; besonders da viele den größten Theil des Tages sich ausser Hause aufhalten, wo die Feurung zum Kochen fast niemand zu gute kömmt.

7) Scheint mir ein bedeutender Vortheil dieser Unterstützung der Armuth zu seyn, daß sie nicht umsonst gegeben wird. Es ist eine sehr richtige Bemerkung: a) daß man so spät als möglich dem Armen das Zutrauen in seine eigenen Kräfte nehmen, und in ihm die heilsame Scham schwächen müsse, die der rechtliche Mensch immer empfindet, wenn er zur öffentlichen Wohlthätigkeit seine Zuflucht nehmen muß; dieses Gefühl wird durch das Empfangen einer Gabe verloren; wenn er sich und seine Familie aber wohlfeil und gesund ernähren kann; so muß dies mit dem frohern Genusse, auch das Gefühl seiner Kräfte und seine Arbeitsamkeit erhöhen.

Clima und Gewöhnung scheinen für den Engländer mehr Zuthat an Fleisch zu seiner Mahlzeit zu verlangen; eine Verminderung an diesem Artikel, ohne daß die Nahrhaftigkeit darunter leidet, würde auch die Kosten beträchtlich geringer machen; wie denn die Erfahrung in Hamburg, wie mich däucht, gezeigt hat, daß es einer so starken Zuthat von Fleisch nicht überall bedarf.

Verschiedene der Tendenzen in dem nun folgenden Auszuge aus der Schrift des Hrn. Colquhoun sind noch örtlicher; das Brod ist unter andern bei uns

a) S. die Hamburgische Nachricht S. 108.

uns nicht in so hohem Preise, wie in London, wo eine Million Menschen auf einem Flecke zusammen lebt, und mehr Weitzen verbraucht wird. Ueberall scheint das Brodtkorn dies Jahr in England von einer ausnehmenden Seltenheit und Theurung zu seyn.

„In dem gegenwärtigen wichtigen „Zeitpuncte, (heißt es) da der hohe „Preis des Brodtes der arbeitenden „Volksclasse zum besondern Druck ge„reicht, verdient jedes Mittel, welches „diesen Druck einigermaaßen mindern „kann, eine bedeutende Erwägung.

„Was also ersonnen werden kann, „oder was sonst schon mit Erfolg zur „Ausführung gebracht worden ist, „um die Consumtion des Brodtkorns „zu vermindern, verdient so genau „aufs reine gebracht und zusammen „gestellt, und so allgemein bekannt ge„macht zu werden, als möglich.

„In dieser bestimmten Absicht, legt „man die folgenden Vorschläge der „Erwägung des vermögenden und „wohlgeneigten Publikums vor, als „Mittel, die traurige Lage der Armuth „in dieser unfreundlichen Jahrszeit b) „zu erleichtern.

„Unter den verschiedenen Mitteln, „welche durch die Erfahrung sich we„sentlich hülfreich erwiesen haben, „scheint keins mehr Aufmerksamkeit zu „verdienen, als die Suppeninstute.

„Diese vortreflichen Einrichtungen, „welche in der Hauptstadt seit länger, „als 2 Jahren bestehen, haben uns „widersprechlich bewiesen, wie viel in „der Zurichtung menschlicher Nah„rung erspart werden kann, wenn „man dabei sowohl in Absicht des „Fleisches als Pflanzenwerks nach ei„nem größern Maaßstabe c) zu Werke „zu gehen genöthigt ist, und das über„all, wo ein Zweck dieser Art metho„disch eingerichtet, und mit Aufmerk„samkeit und und Regelmäßigkeit an„gegangen wird.

„Obgleich im Winter und Früh„jahre von 1798 und 1799. kein be„sonderes Drangsal vorhanden war, „so wurden doch nicht weniger, als „1,232 254 Mahlzeiten oder Win„chester pints d) an Arme in den „Suppenhäusern zu Spitalfields, „Clerkenwell, Southwark und West„minster e) ausgetheilt, wofür sie 2567 „Pf. 4 Schill. 9 Pens bezahlten, zu „einem Halfpenny f) die Mahlzeit,

b) Die englischen Anstalten beziehen sich jetzt nur noch auf den Winter. Zweckmäßiger scheint es zu seyn, wenn sie, wie in Hamburg, das ganze Jahr dauern, also beständig sind.

c) Dieser Hauptumstand ist nicht zu übersehen.

d) Die gewöhnliche engl. Pint ist ungefähr einem hannöver. halben Quartiere gleich; vielleicht enthält die Winchester Pint etwas mehr.

e) Verschiedene Theile von London.

f) Etwa 4½ Pfennige.

„welches so nahe als möglich die Hälf-
„te des Aufwandes beträgt, zufällige
„Unkosten, wie in der Folge gezeigt
„werden wird, mit eingeschlossen.

„Der unvergleichliche Erfolg dieser
„nützlichen Einrichtnng, der sich so
„klar dadurch bewährte, daß sie die
„niedern Volksclassen an eine wohl-
„feile, kräftige und gesunde Nahrung
„gewöhnte, ist keiner von den minde-
„sten Vortheilen, die aus dieser mäs-
„sigen und wohlthätigen Art die Ar-
„muth zu unterstützen, entsprungen
„sind. Der zahlreiche Zuspruch der
„arbeitenden Armen besonders zu Spi-
„talfields g) hat nicht nur eine große
„Vermehrung von Kesseln in den mei-
„sten der alten Anlagen, sondern auch
„eine allgemeine Willfährigkeit mild-
„thätiger Menschen zu Errichtung
„neuer Suppenhäuser in jedem Theile
„der Hauptstadt und in den benach-
„barten Dorfschaften veranlaßt, und
„es leidet keinen Zweifel, daß, wenn
„alle entworfene neue Einrichtungen
„hinlänglich zur Vertheilung von
„Suppe ausgerüstet sind, über 40000
„Mahlzeiten oder Pinten täglich zu
„halbem Preise an die Armen ausge-
„theilt werden können.

„Eine so heilsame und ausgedehnte
„Hülfe, und welche (in Verhältniß
„der solchergestalt genährten Perso-
„nenzahl) mit einem so unbeträchtli-
„chen Aufwande gestanden wird, kann
„nicht zu hoch gepriesen werden, da es
„einleuchtend ist, daß damit endlich
„die Mittel entdeckt worden sind, den
„Armen in den strengen Jahrszeiten,
„wenn die unentbehrlichsten Lebens-
„mittel zu hohen Preisen stehen, auf
„eine Weise zu unterstützen, mittelst
„welcher vermögende Menschen mit
„ihrem Wohlwollen ein weiteres Feld
„umfassen, und über Gränzen hinaus
„wirksam werden können, deren Un-
„endlichkeit das lebhafteste Gemüth
„kaum als möglich denken konnte: da
„eine einzige unterschriebene Gui-
„nee h) jetzt 504 Personen eine
„gesunde frohe Mahlzeit ver-
„schaft, und noch dazu durch ein
„Mittel, das vermöge seiner Nahr-
„haftigkeit, Kraft und Dichtigkeit als
„ein nicht unangemessenes Surrogat
„des Brodtes angesehen werden kann,
„dessen Consumtion ohne Zweifel über-
„all sehr vermindert werden muß, wo
„jene Nahrung einen Theil des Sät-
„tigungsmittels armer Familien aus-
„macht.

„Wo dies bereits der Fall gewesen
„ist, haben Individuen, welche an
„dem Genusse jener wohlthätigen An-
„stalt

g) Diese Anstalt beehrte auch, wenn ich nicht irre, das menschenfreundliche Königl. Paar mit Seiner Gegenwart. Der König und die Königin kosteten die Suppe, lobten sie und äusserten den Wunsch, daß sie immer gleich gut seyn möge.

h) 6 Thl. 8 bis 10 ggr.

„stalt Theil genommen haben, gestan„den, daß sie dadurch 4½ bis 5 Schl. i) „wöchentlich hätten ersparen können, „eine an sich hinlängliche Summe, um „andere unentbehrliche Bedürfnisse „des Armen an dem so hohen Brode „und dergl. zu decken.

„Nachdem die Vortheile von Sup„penhäusern in der Hauptstadt sol„chergestalt auseinander gesetzt sind; „darf auch nicht übergangen werden, „daß ihr Erfolg allein der freiwilligen „Aufmerksamkeit ihrer Schöpfer zuge„schrieben werden muß. Sie behan„delten ihre Zwecke systematisch; sie „dehnten ihre Wohlthätigkeit nicht al„lein auf körperliche Nahrung; son„dern auch darauf aus, die Gewöh„nungen und gewissermaßen die sittli„che Beschaffenheit des arbeitenden „Volks zu verbessern. Das Gefühl, „allgemeinen Dank erworben zu ha„ben, belohnt sie jetzt überreichlich.“

* * *

„Nothwendige Zuthaten zu 100 „Gallonen k) guter Fleischsuppe, Win„chester Maaß, nach dem in Orchard„street in Westminster angenommenen „Maaßstabe, nebst einer Specification „der Unkosten jedes Artikels nach den „gegenwärtigen Preisen: l)

	Nach englischem Gelde			Nach deutsch. G. in Golde		
	L.	Sh.	d.	Thl.	ggr.	pf.
Fleischwerk: 112 Pf. Rindsbeine und Lendenviertel (2 d.) à 1 ggr. 6 pf. —		18	8	5	12	
63 Pf. desgl. Fett und Knorpelwerk à 2 ggr. 8 pf. (3½ d.) —		18	4½	5	9	4
175 Pf. überhaupt à 2½ d. 1 ggr. 10 pf.	1	17	½	10	21	4
Erbsen 18 Pf. à (4 d.) 3 ggr.	—	6		1	18	—
Gerstengraupen u. Mehl 30 Pf. à (3 d.) 2 ggr. 3 pf.	—	7	6	2	5	6
Zwiebeln 18 pf. à (1½ d.) 11 pf.	—	1	10½	—	14	10
Salz 8 Pf. à (2½ d.) 2 ggr.	—	1	10	—	14	6
Pfeffer 10 Unzen à 1¾ d. 1 ggr. 6 pf.	—	1	5½	—	10	8
249 Pf. 10 Unzen Zuthaten	2	15	8½	16	12	10
Kohlen 1⅓ Bushel etwa ½ Mltr. hannöverisch —	—	1	6½		11	6
	2	17	3	17	—	4

i) Ein Schilling hat 6½ bis 7 ggr. hannöver. nach Golde gerechnet.
k) Eine Gallon ist etwa dem hannöver. Stübgen von 4 Quart. gleich.
l) Bei dieser Berechnung bemerke ich, daß die Reduktionen von Münz und Gewicht nach den bekannten brauchbaren Tabellen des Oberstl. v. Scharnhorst,

men, und sich besser und mäßiger gewöhnen werden. p)"

„Die Kunst, der Armuth in Zeiten des Mangels Unterstützung angedeihen zu lassen, fängt kaum an, verstanden zu werden. Die wohlfeilste Art ist, wenn sie mit richtiger Beurtheilung angewandt wird, immer für den Armen am wohlthätigsten; denn sie werden werkthätig für ein geringes unterstützt; die Hülfe ist nicht nur allgemein und von großem Umfange; sondern sie zeigt sich auch dadurch noch besonders ersprießlich, daß das Volk die Natur und Eigenschaften dieser Nahrungsmittel kennen lernt, die Unkosten der Zubereitung und sich auf eine mäßige Weise zu beköstigen."

„Nichts kann dem Vortheile des arbeitenden Volks und des Landes im Ganzen, besonders in Zeiten, wie die jetzigen, widerstrebender seyn, als die **verfehlte Wohlthätigkeit**, vermöge welcher gutgesinnte Menschen bewogen werden, in Theurungen Brod oder kostbare Nahrungsmittel zu vertheilen. q) Es kann keine gröss're Unmenschlichkeit gegen den Armen selbst r) gedacht werden, denn wenn ein Artikel, der theuer und selten ist, leicht zu erhalten steht; so vermehrt sich der Verbrauch natürlich, mit ihm die Seltenheit, der Preis und folglich auch die den Armen niederdrückende Bürde."

„Als ein anderes Mittel den Brodpreis zu verringern, könnten Kartoffeln mit Vorsicht von Suppengesellschaften in mäßigen Quantitäten und zu einer solchen Zeit angekauft werden, daß der Markt dadurch nicht vertheuert würde, und nachher wieder an verdiente Familien in kleinen Quantitäten zum Einkaufspreise oder etwas darunter abgelassen werden."

„Wo Suppe ausgetheilt wird, sind die Kartoffeln eine sehr erwünschte Zuthat, besonders wo Kinder in der Familie sind. Sie können da mit der Suppe vermengt werden, und geben auch ganz ohne Brod eine wohlfeile und erquickende Mahlzeit."

„Bei welcher Gelegenheit und zu welcher Zeit es sey, daß der vermögendere Theil der Gemeinheit, sich den ärmern durch Bethätigungen von Wohlwollen verpflichtet, würde es unendlich zur Erweiterung solcher Unterstützungen und zum Schutze gegen Elend beitragen, wenn die verwilligte Gabe einer guten haushälterischen Verwaltung unterzogen würde."

„In dieser Hinsicht sind auf Veranlassung der die Aufsicht führenden Mitglieder der verschiedenen Suppenanlagen Abdrücke der folgenden Recepte beim Schluß des letzten Winters allen denen mitgetheilt worden, welche von diesen menschenfreundlichen Anstalten Genuß gehabt hatten."

p) Doch ist das Kochen nach einem großen Maaßstabe, wegen Ersparung der Feurung u. s. w. vorzuziehen.

q) Ein Vorwurf, der besonders unsere alten, es sonst herzlich gut meinenden Vorfahren bei vielen ihrer Stiftungen trift.

r) Richtiger wohl: keine größere Zweckwidrigkeit.

Die Fortsetzung folgt.

Hannöverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 11ten April 1800.

Etwas über die Speisung der Armen, besonders in London und Hamburg.

(Schluß.)

1) Gerstenbrühe.

Nimm 4 Quart. Wasser, 4 Pf. Fleisch (halb Rind- und halb Hammelfleisch ist am besten) mit Knochen, 4 Unzen Gerste (Graupen und Mehl) und so verhältnißmäßig in größerem oder geringerem Maaße. Laß das Ganze 2 Stunden lang zusammen schmoren; dann thue Suppenkräuter und dergleichen grüne Sachen, wie die Jahrszeit giebt, hinein, doch keine Krausemünze und andere wohlriechende Kräuter. Diese würden die Suppe verderben. Mehr oder weniger Wurzeln, Rüben, Kohl oder Erbsen können nach der Jahreszeit hinzugefügt werden; aber Zwiebeln oder Lauch sollten, wenn sie zu haben sind, nie weggelassen werden, weil sie der Suppe einen vortreflichen Geschmack geben. Diese Brühe wird oft von keinem andern Pflanzenwerke neben Gerstengraupen oder Mehl gemacht, als von Zwiebeln, die in Stücken zerschnitten sind; aber im Allgemeinen kann man jede andere eßbare Pflanzen dazu nehmen, welche die Jahreszeit mit sich bringt, besonders Peterssilie, die man nie vergessen sollte, wenn sie zu haben ist. Wohlfeile Fleischstücke machen die beste Brühe, welche das ganze Jahr abwechselt; wenn man Gemüse und Kräuter nach der Jahreszeit dazu nimmt. Dies giebt ihr den Vorzug fast vor allen andern Suppen, überdem ist sie schmackhaft nährend und sehr wohlthätig, besonders wo Kinder sind. Man braucht das Fleisch nicht zu viel kochen zu lassen, vorzüglich wenn die Brühe mit einigen Knochen kräftiger gemacht wird. Man kann sie nachher mit Gemüsen und Kartoffeln oder Brod essen."

2) Kartoffelnsuppe.

„Schmore ungefähr 5 Pfund des geringsten Rind- oder Hammelfleisches, oder von beiden zur Hälfte,

welches vorzuziehen ist, mit einigen Knochen in 10 Quartier Wasser, bis es etwas mehr als halb gahr ist, dann wirf ungefähr 24 Pfund Kartoffeln hinein; nachdem solche abgesotten und geschält sind, würze sie mit einigen Zwiebeln, Pfeffer und Salz; rühre es oft um, bis die Kartoffeln genug gekocht haben. Ein Marksknochen oder ein junger Rindskopf machen diese Art Suppen sehr kräftig. Fleisch und Suppe, gewürzt wie oben erwähnt worden, und mit den Kartoffeln, welche nicht zergehen, gegessen, geben eine sehr wohlfeile und erquikkende Suppe für eine große Familie. Lenden und Beinstücke, Fett u. Knorpelwerk vom Rinde schicken sich zu dieser Art Suppe am besten, und eine Schüssel, wie sie jetzt beschrieben worden ist, wird eine gute Mittagsmahlzeit für 10 bis 12 Personen, für jede zu 2 höchstens 2½ Pence geben. Das Maaß des Fleisches und anderer Zuthaten richtet sich nach dem Verhältniß der Familie. Sonst ist es auch noch ein Gericht, wonach Erwachsene sowohl als Kinder sehr begierig werden, wenn sie sich ein bischen daran gewöhnt haben, und auf die rechte Weise es verfertigen, fallen."

3) Kohlsuppe.

„Wenn eine Familie Gelegenheit hat, ein Stück Rindfleisch einzupökkeln, so kann man in das Wasser, worin es kocht, weißen, nicht zu klein geschnittenen Kohl thun, und ihn eine Zeit lang mit dem Fleische kochen lassen. Es ist ein vortreffliches Gericht, kann ohne die mindeste Schwierigkeit in jeder Familie gemacht werden, und man kömmt mit dem Fleische noch einmal so weit, besonders wo Kinder sind."

4) Kartoffeln und Kohl.

„Kartoffeln mit einem Drittel oder einem Viertel weißen Kohl, und mit einer oder mehrern Zwiebeln vermischt, mit einem nur ganz kleinen Theile reinem Fette oder Butter und Pfeffer und Salz, ist ein vortreffliches Gericht, höchst wohlfeil, schmackhaft, nahrhaft und sehr zuträglich für Kinder."

„Man findet es wegen seiner Vortreflichkeit auf den Tischen vieler vermögender Leute, und es ist so wohlfeil, daß jeder Arme auf dem Lande es sich leicht zeugen kann."

„Man sollte es nie vergessen, wenn der große weiße Kopfkohl zeitig ist."

„Wenn man diese Recepte auf verschiedenen Wegen versucht; so wird die beste und wohlfeilste Art, sie zu verfertigen, bald ausgefunden, und in diesen theuern Zeiten eine große Menge Brod erspart werden." —

Zur Ergänzung und Erläuterung dieses Aufsatzes sey es mir erlaubt, die in einigen Nebendingen abweichende Beschreibung eines der ersten dieser Suppeninstitute zu Spitalfields, hinzuzufügen.

Es

Es sind fürerst vier eiserne Kessel eingerichtet worden, worin 2100 Qrt. Suppe gekocht werden können. Diese wird nach dem gleichfolgenden Recepte gemacht, wovon eine Abschrift in dem Kochhause zur Nachsicht aufgehängt ist. Ihr bis auf Entschädigung gerichteter Preis beträgt: Miethe, Dienstlohn, Kessel und Aufwand auf die Einrichtung ungerechnet, etwa $1\frac{3}{4}$ d. das Quartier. Folgendes Personale ist als erforderlich dabei angestellt worden: Eine Frau als Aufseherin, welche zinsfrei in dem Hause wohnt; ihr Amt ist die Aufsicht auf das Kochen, auf Reinlichkeit und die Suppe auszumessen. Dann sind 3 Männer gemiethet worden, welche wochenweise unter Anleitung und Aufsicht von Unterausschüssen, das Fleischwerk und die übrigen Ingredienzien der Suppe zurichten, auf das Verfahren Achtung haben, und die Kessel, Geräthschaften und was dazu gehört, scheuren und reinlich halten. Ein Geschäft von grosser Wichtigkeit, nach der Meinung des Ausschusses.

Drei Mitglieder des Ausschusses sind als täglich abwechselnde Oberaufseher angestellt worden. Zwei wenigstens von ihnen, stellen sich um 6 Uhr Abends ein, um nach dem Fleischwerke zu sehen, das während des Tages angeschaft worden ist. Dies wird sodann abgewogen, abgetheilt, zerschnitten und in die Kessel geworfen, und der Ueberrest in die Speisekammer gehängt. Darauf werden die Feuer angezündet, Erbsen und andere Zuthaten abgewogen, und die Vorräthe davon in dem dazu bestimmten Zimmer verschlossen, wovon die Oberaufseherin den Schlüssel erhält.

Vor 11 Uhr den folgenden Morgen kommen die nämlichen 3 Oberaufseher zur Austheilung der Suppe an die Armen wieder. Einer giebt numerirte Zettel an diejenigen, welche Empfehlungen, die von Subscribenten der Anstalt unterzeichnet seyn müssen, bringen. Ein anderer Oberaufseher empfängt das Geld, und hinterbringt die Nummer eines jeden Zettels und die Zahl der darauf verabfolgten Quartiere Suppe dem dritten, welcher diese Angaben in ein Register einträgt, um zu verhindern, daß die Personen, welche schon einmal an einem Tage etwas erhalten haben, Unterschleife machen können. Mit Ordnung und Beschleunigung bei Ausfüllung der Suppe, haben solchergestalt 2100 Quartiere Suppe oft in weniger als drittehalb Stunden verabreicht werden können.

Folgendes ist das Recept der Zuthaten:

Zu 100 Gallonen (Stübchen) Suppe werden genommen:

64 Pfund Rindfleisch.
16 = dito Beinstücke.
46 = Erbsen.
36 = Gerste (Graupen u. Mehl.)

24 Pfund Zwiebeln.
8 = Salz.
12 Unzen schwarzen Pfeffers.

Der Kessel, worin die Suppe gemacht werden soll, wird ziemlich mit Wasser gefüllt, ehe die andern Zuthaten hineinkommen, und wird mit kochendem Wasser den Morgen nachgefüllt, während der Nacht denn die Suppe langsam fortkocht: das Feuer wird den Abend gedämpft und mit einer Mischung von Holzkohlen, Asche und Wasser aufgehäuft, welches verhindert, daß es die Nacht ausgehe.

Ich würde glauben, dem Leser ein Vergnügen zu rauben und den Raum eines Wochenblatts zu überschreiten, wenn ich ihm in Anstellung von Vergleichungen und Bemerkungen über jene vortreflichen Einrichtungen, Vorschläge und Versuche der brittischen Mildthätigkeit vorgreifen wollte. Zur Anwendung und Nachahmung scheinen inzwischen die Hamburgischen Anstalten, wegen größerer Wohlfeilheit und Uebereinstimmung mit der Diät des Bewohners des übrigen nördlichen Deutschlands fast noch zweckmäßiger zu seyn. Ich will also mit einem Auszuge aus der Beschreibung davon schließen.

„Der Hausvater, der durch die Armenspeise seine Familie für 7 fl. a) nähren kann, die auf jede andere Weise mit 16 fl. minder gut genährt seyn würde, hat 9 fl. übrig, die er zu seiner bessern Erwärmung, seiner und der Seinigen Bekleidung und so manchen andern kleinen Nothwendigkeiten des Lebens brauchen kann, die ihm und die Seinigen gesund und erwerbsfähig erhalten können.

Daß die hier vorgeschlagene Speise diese Bedingung erfülle, erhellet aus dem Bericht der Armenanstalt, nach welchem nicht etwa 10 oder 100, sondern 15345 Personen, und diese nicht etwa auf eine kurze, oder während einer gewissen Jahreszeit, sondern ein ganzes Jahr hindurch, nicht etwa, wie man es in einem Armenhause argwöhnen könnte, aus Hunger gezwungen, sondern aus freier Wahl, nicht etwa dann und wann einmal, sondern täglich gegessen haben, um so mehr, da die zunehmenden Kräfte und die bessere Gesichtsfarbe der Kinder sowohl, als der Erwachsenen, die Gesundheit dieser Speise außer allen Zweifel setzen.

Wir wollen also hier das Recept zu dieser Speise, und die Anweisung zu ihrer Bereitung für eine Familie von 7 Personen geben; sind es mehrere, so muß von jedem Artikel verhältnißmäßig mehr genommen werden.

Die

a) 1 Schill. hamburg. Courant macht 7 pf. in Golde.

Die Zuthaten sind:

	Pfund	Loth
Wasser, etwa 6—7 Quart. Bouteillen	10	″
Kartoffeln, etwa ¼ Spt.	2	10
Graupen —	″	22
Altes so hart als möglich gewordenes Brod, oder Brockenbrod jeder Art —	″	22
Graue oder gelbe Erbsen oder weiße Bohnen	″	22
Schweinefleisch in ganz kleine Würfel geschnitten	″	8
Salz —	″	6
Bieressig —	″	16
	15 Pf.	10 Lth.

Die Bereitungsart ist folgende: Abends vorher werden die Graupen und Erbsen oder Bohnen in den Topf gethan und das Wasser darauf gegossen, damit sie einweichen.

Wenn man um 12 Uhr essen will, so muß unter diesem Topfe um 7 Uhr Feuer angemacht werden. Der Topf muß mit einem darauf passenden Deckel, so fest als möglich zugemacht werden. Das Feuer muß mit dem Topfe in eine Ecke des Heerdes gesetzt und immer darauf gesehen werden, daß das Feuer nicht beizu, sondern gerade unterm Topfe liege, auch daß nicht mehr Feuer angelegt werde, als eben zum langsamen Kochen nöthig ist, und daß auch dieses immer vermindert werde, so wie es eben angefangen hat, zu kochen.

Sehr wenig Feuer ist nöthig, um eine so eben kochende Speise in diesem Stande zu erhalten; alles, was mehr dazu verwandt wird, ist unnütze Verschwendung. Ein flacher Topf, wenn er nur gut schließt, erfordert weniger Feuerung, als ein tiefer Topf von demselben Inhalt.

Wenn die Graupen und Erbsen zwei bis drittehalb Stunden langsam gekocht haben, werden die Kartoffeln, nachdem sie geschält sind, hinein gethan, wie auch das Salz.

Nach einer Stunde wird das Speck oder Fleisch hineingethan, nachdem es vorher in ganz kleine Würfel gehackt worden ist.

Eine Viertelstunde vor dem Aufgeben wird der Essig hinzugethan.

Das Brod wird in kleine Würfel geschnitten, in die Schüssel gethan, in welcher die Speise aufgegeben werden soll, und dann die Suppe darübergegossen, dies geschieht deswegen, damit es nicht weich werde, und das zur bessern Verdauung nothwendige Käuen der Speise dadurch befördert werde; daher es, wenn es nicht alt zu haben ist, mit Fett geröstet werden muß.

Während dem Kochen muß die Suppe oft gerührt werden, damit sie nicht anbrenne, und auch so viel besser gemischt oder seemiger werde. Je

näher diese Speise einem Brei kömmt oder gallertartig wird, desto nährender ist sie, und wer sie mehr suppenartig haben will, kann ein Zehntel mehr Wasser nehmen, als vorgeschrieben ist.

Wenn der Deckel zu dem Topfe gut schließt, so werden von jenen 15 Pf. 10 Loth nicht mehr als 1 Pf. 10 Loth verkochen, und 7 Personen jeder 2 Pfund von dieser Speise haben, welches mehr ist, als sie verzehren können.

Es ist vollkommen unnütz, noch überdem Brod dazu zu essen, und ist bloße Verschwendung, da diese Speise Brod enthält, und ihrer Nahrsamkeit nichts hinzugesetzt werden kann. Jenes Brod wird besser zum Frühstück und Abendessen aufgespart.

Diese Suppe wird durch das Hinzuthun des Salzes und Essigs, und, im Verhältniß mit der kleinen Portion, auf eine unglaubliche Art durch das darin gehackte Speck oder Fleisch schmackhaft, nur muß sie reinlich und sorgfältig zubereitet werden, lange und langsam, wenigstens 5 bis 6 Stunden, kochen.

Sie kann auf mannigfaltige Weise verändert werden.

Graue Erbsen, gelbe Erbsen, weiße Bohnen, grüne Erbsen, Wurzeln, weißer Kohl und Rüben können den Jahreszeiten gemäß, mit einander abwechseln; auch können Suppenkräuter daran gethan werden.

Graupen und Kartoffeln bleiben aber immer die Hauptzuthaten, die nie weggelassen werden dürfen.

Ferner kann man statt des Specks oder Schweinefleisches, geräuchertes oder gepöckeltes Ochsenfleisch, oder, Zwiebeln klein gehackt und in Fett gebraten, dazu nehmen, oder auch 1 bis 2 gestoßene Bücklinge.

Wenn man alle diese Veränderungen zusammen nimt, so ist es leicht, es selbst in der Jahreszeit, wo es keine frische Gemüse giebt, so einzurichten, daß die Speise an jedem Tage der Woche verschieden schmeckt.

Will man noch etwas mehr thun, und sie noch viel wohlschmeckender, obgleich wenig theurer machen, so nehme man statt der 2 Pfund 10 Loth Kartoffeln, 4 Pfund Kartoffeln halb gekocht, geschält, klein gerieben, dazu 8 Loth Mehl mit etwas Salz und Pfeffer, mache davon 32 Klümpe, die in derselben Suppe gekocht werden, bis sie schwimmen.

Die Kosten dieser Speise sind sehr gering.

12 Lth. Graupen à $2\frac{1}{2}$ ßl. p. Pf. 1 ßl. $8\frac{5}{8}$ pf.

2 Pf. 10 Loth Kartoffeln à 3 ßl. p. Spint = ßl. $8\frac{5}{16}$ pf.

22 Loth

22 Loth Brod	à 1 ßl. p. Pfund		
	= ßl.	8¼	pf.
22 Loth Erbsen	à 2 ßl. p. Pfund		
	1 ßl.	4½	pf.
8 Loth Fleisch	à 5 ßl. p. Pfund		
	1 ßl.	3	pf.
6 Loth Salz	à ½ ßl. p. Pfund		
	= ßl.	1⅛	pf.
6 Loth Biereſſig	à 1 ßl. p. Pfund		
	= ßl.	6	pf.
	6 ßl.	3 13/16	pf.

Alle andere Veränderungen vermehren die Koſten nicht, ausgenommen 1 Pf. 22 Lth. Kartoffeln 6 pf.
1 Pf. 8 Lth. Mehl = ßl. p. Pfund 6 pf.

12 pf.

welche alſo dieſe Speiſe theurer machen würden.

In allen dieſen Fällen kömmt die Sättigung von 7 Perſonen, ungefähr 7 Schilling zu ſtehen. Freilich iſt hier die Feurung noch nicht berechnet, und es iſt wohl möglich, daß beiſſenem ſchlecht gebauetem Heerde, offenen oder ſchlecht zugedeckten Töpfen und geringer Aufmerkſamkeit auf gehörige Verminderung des Feuers ſobald die Speiſe kocht, und darauf das nur unter der Mitte des Topfes Feuer ſey, dieſe kleine Portion 10 Soden holländ. Torf: etwa 12 Pf. Feurung erfordere, die noch koſten würden 2 ßl.

Latus 6 ßl. 3 13/16 pf.

Transp. 6 ßl. 3 13/16 pf.

Macht das Ganze 8 ßl. 3 13/16 pf. das iſt keine 15 pf. die Perſon.

Sie koſtet aber noch viel weniger, wenn ſie in größern Portionen bereitet, und in einem holzerſparenden Ofen gekocht wird.

Wir wollen zu dem Ende und den Armenhäuſern zum Beſten, deren Aufſehern dies Blatt in die Hände fallen möchte, die Berechnung hieher ſetzen.

Für 70 Perſonen werden erfordert:

100 Pfund	Waſſer		
24 —	Kartoffeln	à 2 ßl. p. Spt.	
	= Mrk.	6 ßl. =	pf.
7 —	Graupen	à 2½ ßl.	
	1 Mrk.	1 ßl.	6 pf.
7 —	Erbſen	à 2 ßl.	14 ßl.
7 —	Brod	à 1 ßl.	7 ßl.
2 —	Fleiſch	à 5 ßl.	10 ßl.
5 —	Biereſſig	à 1 ßl.	5 ßl.
1 —	28 Lth. Salz	à 6 pf.	11 pf.
	3 Mrk.	12 ßl.	5 pf.

Dieſe

b) Wenn man bei Säcken kauft, ſo kömmt das Spint Kartoffeln nicht mehr, als 2 ßl.; kauft man ſie aber im Kleinen von den Höckern, ſo koſten ſie 3 ßl. das Spint.

Dieſe zu kochen, brauchen wir c) in dem verſchloſſenen Ofen nicht mehr als 21 Soden holl. Torf 23 Pfund = Mrk. 4 ßl. = pf.

4 Mrk. = ßl. 5 pf.

Koſtet die Portion 11 $\frac{3}{10}$ pf.

Daraus erhellet der Vortheil, der da entſteht, wo eine große Portion auf einmal gekocht werden kann.“ —

Nachtrag.

Die Nachahmungen, welche die engliſchen und hamburgiſchen Einrichtungen zur Speiſung der Armen, ſeitdem vorſtehendes geſchrieben wurde, in Paris, Zürch, ich glaube auch in Wien, gefunden haben, entſcheiden für ihre Brauchbarkeit. Es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß die Rumfordſchen Erfindungen einſt in der Verpflegung von Truppen, beſonders in Cantonnements und Garniſonen, auch für belagerte Oerter eine nicht unwichtige Rolle ſpielen werden. Der deutſchen Recenſionen über die Rumfordſchen Schriften und der Auszüge daraus nicht zu gedenken, liefern der Spectateur du nord Aout 1799. und das Journal litéraire et bibliographique Septbr. 1799. unterhaltende Auszüge der beiden franzöſ. Ueberſetzungen der Political eſſays etc. Eine Anzeige von Court Rumford's Experimental Eſſays, Political & philoſophical. Eſſay X. P. 1. London by Cadet & Davies. Strand Dcbr. 1799. ſ. im Spectateur du nord, Février 1800. Die ruſſiſche Armee auf Jerſey und Guernesey iſt zu ihrer höchſten Zufriedenheit im verfloſſenen Winter mit Rumfordſchen Suppen genährt worden, und die Ruſſen haben ihre Zubereitung lernen wollen.

Der Graf giebt in dieſer Fortſezzung Nachricht von einigen neueren Verſuchen. Er kocht 100 Pf. Rindfleiſch in 300 Pf. Waſſer mit 29$\frac{1}{4}$ Pf. Tannenholz oder 16 Pf. Steinkohlen. Er hauet Sparheerde und Oefen für 9 Sh. 6 p. (nicht völlig 3 Thl. Gold.) Der um die Armenanſtalten ſo verdiente Hr. Vogt in Hamburg, hat einen Ofen zum Kochen erfunden, der mit Küchengeräthſchaften nur 10 bis 12 Thl. koſtet. Der Graf Rumford bekennt, noch nichts zweckmäßigeres in der Art geſehen zu haben. Die Hälfte des gewöhnlichen Holzbedarfs wird dabei erſpart. Sie ſind auch ſchon in vielen Häuſern eingeführt.

c) Das hamburgiſche Armencollegium.

Neues Hannöverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 14ten April 1800.

Versuch über die nächtliche Gassenerleuchtung und deren Einrichtung in den Städten.

Es ist meines Wissens über die nächtliche Erleuchtung in den Städten noch nicht viel gesagt, und mögte es daher manchem Leser dieser Blätter nicht zuwider seyn, über diesen Gegenstand der Polizei nachstehende kurz gefaßte Zusammenstellung zu lesen.

Die Geschichte des Alterthums meldet eben so wenig, als die noch vorhandenen antiken Geräthe es vermuthen lassen, daß in den Städten damaliger Zeit eine beständige öffentliche Erleuchtung der Gassen Statt gehabt, sondern es scheint dieselbe eine Erfindung neuerer Zeit zu seyn, und wird es höchst wahrscheinlich, daß in Paris, wo so manche nützliche und große Polizeianstalt ihren Ursprung gehabt auch zu allererst die nächtliche Erleuchtung mit Laternen ums Jahr 1668. ihren Anfang genommen und für beständig eingeführt sey.

Daß eine nächtliche Erleuchtung von einem wesentlichen Nutzen sey, leidet keinen Zweifel, indem sie nicht allein den Einwohnern große Bequemlichkeit verschafft, sondern auch viel zur Sicherheit beiträgt, und zugleich zur Verschönerung und Zierde dient.

Dieberei und Einbrüche entstehen da, wo Licht ist, nicht so leicht, und werden dadurch großentheils verhindert; so wie es auch dem liederlichen Gesindel, den Trunkenbolden und den Muthwilligen nicht günstig ist. Der Dieb und der Lasterhafte scheuen beide das Licht. Bei Feuersbrünsten verhindert eine Erleuchtung manchen Diebstahl und Entwendung, begünstigt und erleichtert die Vorkehrungen und Arbeiten bei der Löschung, so wie ebenwohl bei Zusammenrottirungen, Aufläufen und sonstigen Unglücksfällen, die Confusion und Verwirrung, die manchem die Gesundheit, auch

wohl das Leben kostet, dadurch vermindert wird.

Man ist, besonders in Deutschland, längst auf den Nutzen einer Erleuchtung aufmerksam geworden, und haben viele große, mittelmäßige, selbst kleinere Städte, eine ihren Umständen und Vermögen angemessene Gassenerleuchtung veranstaltet.

Die Art und Weise der nächtlichen Erleuchtung, ihre Besorgung, die Laternen, die Anzahl derselben, und das Brennmaterial oder Lichtnahrung, sind jedoch von verschiedener Beschaffenheit.

In einigen Städten wird die Erleuchtung administrirt, in andern wird sie verpachtet. Hin und wieder hangen die Leuchten so wie in Paris, in der Mitte der Straßen, an einem in gewisser Höhe queerüber gezogenen Seile; anderwärts sind sie auf Pfählen und eisernen Stangen, auch wohl mittelst eiserner Armen an die Häuser und Mauern angebracht.

Je nachdem es die örtliche Beschaffenheit und die Ein- und Ausgänge der Straßen auch andere Hindernisse erlauben, dürften die Leuchten in einer Entfernung von 70 bis 72 Fuß auf jeder Seite aus einander, doch so gesetzt werden, daß nicht Leuchte gegen Leuchte, sondern immer in der Mitte zweier sich gegenüber eine befindet. Daß dieses Verhältniß bei gehöriger Ordnung zu einer recht vorzüglich guten Erleuchtung hinreicht, ist längst entschieden; daß aber auch mit wenigern Leuchten, die bis zu 90 und 100 Fuß auf vorbeschriebene Art aus einander gesetzt, für das Bedürfniß der minder großen und volkreichen Städte Hellung genug geben, ist nicht abzuläugnen.

Es giebt Leuchten aus einem Stück von weißem Glase, in runder, ovaler une länglicher Form; auch giebt es deren von Blech mit Glasscheiben, gewöhnlich von länglich viereckter, bald größerer bald kleinerer Form.

Die ersten, die sogenannten Kugelleuchten, sind unstreitig die schönsten, geben das mehrste Licht, und werfen den Schein überall hin, nur sind sie theuer, und die Unterhaltung derselben um so mehr kostbar, da sie der Gefahr, oft zerbrochen zu werden, sehr ausgesetzt sind, und durch einen Bruch eine ganze Leuchte vernichtet ist. Hingegen kostet die Erhaltung der Scheibenleuchten bei weitem weniger, weil eine mehrmalige Reparatur statt findet und die Scheiben wieder eingesetzt werden können.

Zu Vermehrung des Lichts hat man in einigen Städten Blendgläser in den Leuchten angebracht, welche jedoch nicht aller Orten Beifall gefunden haben.

Die

Die ordinaire Lichtnahrung besteht hier zu Lande aus Talg, Oel und Thran, jedes für sich allein zu gebrauchen, oder aus einer Vermischung dieser Dinge. Die Anzahl der Leuchten sollte sich wohl eigentlich im ersten Anblick nach der Größe der Stadt richten, allein dieses ist nicht allgemein der Fall; denn hiebei kömmt es sehr darauf an, ob der Ort die nöthigen Hülfsquellen hat, ob er reich genug ist, ob er wegen seiner Localität, Beschaffenheit der Einwohner und der Gewerbe viele Leuchten bedarf, und ob er viel oder wenig auf eine solche Anstalt verwenden kann; weil der Regel nach die Unkosten von den ansässigen Einwohnern nach einem gewissen Verhältnisse, oder aus einer öffentlichen Casse, erfolgen müssen, welches aber immer einerlei ist, indem nur einige seltene Fälle auszunehmen sind, wo auf eine andere Art die Erleuchtungskosten gestanden werden.

Sehr verschieden ist auch die Einrichtung der Erleuchtung, sowohl in Ansehung der Dauer, als auch der Zeit und der mehr oder wenigern Erleuchtungsstunden.

In London brennen die Leuchten Winter und Sommer, auch bei Mondenschein, vom frühen Abend an bis den andern Morgen, und in der Mitte der Nacht werden die Töchte nachgestört.

In Wien, und zwar in der eigentlichen Stadt selbst, wird im Winter sowohl als im Sommer auch bei Mondenschein erleuchtet, aber in den Vorstädten werden die Leuchten bei Mondenschein nicht angezündet. Die Erleuchtung wird administrirt, und bedient man sich zur Lichtnahrung vermischten Oel und Thran. Die Zahl der Laternen, sowohl in der Stadt Wien als in den Vorstädten, beträgt in allem 2865 Stück.

In Berlin zählt man gegenwärtig gegen 2400 Leuchten; sie sind von dreieckiger Form, in Blei und Eisen gefaßt, und ausser denen in der Straße unter den Linden und auf den großen Plätzen, welche auf Pfählen befestigt sind, an die Häuser angebracht. — Man bedient sich zur Lichtnahrung des Thrans, und die Leuchten brennen vom Dunkelwerden an, bis über Mitternacht, nur nicht beim Mondenschein. Die ganze Erleuchtung ist verpachtet, und dauert vom ersten September bis Ende Aprils.

Braunschweig wird gegenwärtig mit 1570. Laternen erleuchtet, und soll man sich dabei eigentlich des ordinairen Brennöls zur Lichtnahrung bedienen. Die Erleuchtung wird von 6 zu 6 Jahren verpachtet, und dauert 9 Monate im Jahre. In den Sommermonaten Mai, Junius, Julius, so wie auch bei Mondenschein, wird nicht erleuchtet.

In Augsburg werden zwar Jahr aus Jahr ein die öffentlichen Leuchten angezündet, und brennen solche nicht allein vor Mitternacht, sondern auch nach Mitternacht, jedoch nur in den Stunden und zu der Zeit, wenn der Mond nicht zum Vorschein kömmt, und wornach man sich mit dem Anzünden und Auslöschen sehr genau richtet, so, daß wenn sie im Winter bei dem wenigsten Mondlichte wohl 12 Stunden brennen, sich es trift, daß sie in den Sommernächten nur eine, zwei oder drei Stunden angezündet werden.

In Frankfurt am Main sollen über 600 Laternen zur nächtlichen Erleuchtung gebraucht werden, und etwa eben so viel in München.

In Hannover zählt man gegenwärtig etwa gegen 730 Leuchten, mit Inbegriff einiger derselben für Rechnung gewisser Particuliers. Hierunter werden jedoch nicht diejenigen Laternen gezählt, welche vom Clevertthore ab durch die große Allee nach Herrenhausen bis an das Königliche Schloß allda gesetzt sind, weil diese nur bei Gegenwart der allerhöchsten Landesherrschaft, sonst hoher Personen und bei großen Feierlichkeiten angezündet werden. Der bebauete Theil der Stadt wird bis jetzt mittelst dieser 730 Leuchten während acht Monaten im Jahre erleuchtet, als vom September an bis Ausgangs April, und zwar in der Maaße, daß im Januar, Februar, November und December, den zweiten und dritten Tag nach dem Vollmond, so auch den Tag vor dem ersten Viertel, so viel Lichtnahrung aufgegeben wird, daß die Leuchten viertehalb Stunden brennen; den vierten, fünften und sechsten Tag nach dem Vollmonde, desgleichen den zweiten und dritten Tag vor dem ersten Viertel aber so viel, daß sie fünf Stunden und an den Tagen dazwischen, da der Mond uns nicht scheint, sieben Stunden brennen. In den Monaten März, April, September und October wird den vierten, fünften, sechsten, siebten und achten Tag nach dem Vollmonde, so auch zwei Tage vor dem ersten Viertel viertehalb Stunden und an den sich dazwischen befindenden Abenden werden fünf Stunden erleuchtet. Es ergiebt sich hieraus, daß in einigen Monaten 9 bis 10 und in andern wohl 11 Tage ausfallen, wo nicht erleuchtet wird.

Da es nicht vorauszusetzen ist, ob der erste oder der letzte Tag vor und nach der Erleuchtungszeit sehr dunkel ist, so hätte ich kaum nöthig anzuführen, daß es hier auf einen Tag früher oder länger, also einen oder zwei Tage mehr zu erleuchten, nicht ankommen darf.

Wenn nun die Erleuchtung auf die eben gesagte Art so pünktlich als möglich

lich besorgt wird, so stehet, unerachtet der höchst sparsamen Einrichtung derselben, solche mit der hiesigen örtlichen Beschaffenheit und mit den übrigen Localbedürfnissen in einem ziemlich guten Verhältnisse; denn, zum Lobe unserer Einwohner sey es gesagt, daß Nachtschwärmerei noch nicht zur Sitte geworden, weil bereits Abends um 10 Uhr alle Lebhaftigkeit und Geräusch aufhört, und um 11 Uhr alles ruhig ist.

Etwa ums Jahr 1696. wurde allhier die nächtliche Erleuchtung, jedoch sehr unvollkommen, unter vielem Wiederspruch und nur auf einige Monate im Jahre, mit überhaupt 390 Stück Leuchten in der Alt- und Neustadt eingeführt. Das Brennmaterial war Thran, oder auch halb Rüböl, halb Speckthran, und ein anderes brauchte man nicht. Im Fortgange der Zeit, und so wie die Stadt an Größe und Bevölkerung zunahm, wurde die Erleuchtung so wohl in Ansehung mehrerer Monate als auch der Leuchtenzahl erweitert.

Es ergieng 1737. von der Landesregierung eine Vorschrift oder Reglement, wornach die Erleuchtungstabellen nach dem zu- und abnehmenden Monde noch bis jetzt entworfen werden. Dieses Reglement bezielet den Zweck: den Einwohnern eine verhältnißmäßige, dem Bedürfnisse angemessene und gute Erleuchtung mit dem wenigst möglichsten Kostenaufwande zu verschaffen.

So gut und richtig dieses nun auch an und für sich ist, so kann denn doch nicht vorausgesehen werden, ob Wind und Wetter keine Hindernisse in den Weg legen, ob die dicken und schwarzen Gewölke den Schein des Mondes durchlassen, und ob die Tage vor dem ersten Viertel und bald nach dem Vollmond immer hell sind. Man wird nun sagen, man solle die finstern Stunden dieser Abende erleuchten; allein dies läßt sich so auf den Stutz nicht wohl thun, indem die sparhafte Einrichtung bei dem Leuchtenwesen es nicht erlaubt, und es sich oft fügt, daß es gerade bis zur Anzündungszeit hell ist, und dann das Anzünden so viel Zeit erfordert, daß die Finsterniß vorübergeht, so wird nicht viel dabei gewonnen.

In vorigen Zeiten hatte man allhier keine andere, als Leuchten von Blech mit Glasscheiben, von viereckter länglicher Form, nach dem Fuße etwas zugespitzt, sie waren auf hölzernen Pfählen, in den engen Straßen aber an eisernen Armen an den Häusern und Mauern befestigt. Aber so wie alle Dinge einer Verbesserung fähig sind, auch solche nach Zeit und Umständen bedürfen, so war dieses bei der hiesigen Erleuchtungsanstalt längst der Fall und erforderlich gewesen.

Etwa im Jahre 1777. fing man an, Kugelleuchten statt der bisherigen Blechleuchten nach und nach einzuführen; man bediente sich aber noch immer des Thrans und wich überhaupt von der alten Methode, wobei zweiauch dreimal gestört werden mußte, nicht ab.

Allein im Anfange des Jahrs 1780. bot sich der Bürger und Seifensieder Kranichfeld an, die hiesige calenberger Neustadt mit reinem Talge mit Terpentin präparirten Töchten in gläsernen Lampen und Kugelleuchten zu erleuchten. Sein Vorschlag wurde angenommen und ihm die Leuchtenpacht zum Versuch auf ein Jahr zu einem gewissen ihm zahlenden Pachtgelde überlassen.

Diese Erleuchtungsart verdiente, wegen ihrer Helligkeit, Dauer und zuverlässigen Brande, den Vorzug vor allen bisher bekannten Methoden; allein sie war zu kostbar und der Pächter konnte dabei nicht herauskommen, sondern litt großen Schaden.

Dieser nemliche raffinirende Mann ließ sich so wenig hiedurch, als durch viele andere Widerwärtigkeiten abschrecken, auf Mittel zu denken, wie eine solche Erleuchtung mit wenigern Kosten gestanden werden mögte, und kam auf den Einfall, Talg und Thran nach einem gewissen Verhältnisse zusammen zu schmelzen, welcher Versuch auch endlich nach mancherlei Proben gelang. Dieses schien nun freilich keine wichtige Erfindung zu seyn, und mancher sagte: das kann ich auch! aber man hatte es doch wenigstens in den hiesigen Landen vorher nicht versucht, und war nicht auf diesen Einfall gekommen, hatte auch gewisse kleine dabei ganz nothwendige Handgriffe nicht gekannt.

Diese nunmehr eingeführte Erleuchtungsart wird administrirt, und ist mit Recht, wenigstens bisher, für gut gehalten, auch in ökonomischer Rücksicht, dem hiesigen Locale die angemessenste. Aber weit entfernt, daß sie vollkommen und ohne Mängel seyn sollte, sondern vielmehr noch manches zu wünschen übrig läßt. So wie sich bei den mehrsten Polizeianstalten gewisse unübersteigliche Hindernisse finden, so finden sich deren auch nicht wenig bei der öffentlichen Erleuchtung. Wenn gleich gewissen, bei einer Verpachtung eintretenden Mißbräuchen und der Entwendung der sonst flüssigen jetzt harten Lichtnahrung, durch eigene Verwaltung und der jetzt eingeführten Methode, wobei die Controle leichter und zuverlässiger ist, vorgebeugt wird; so finden sich doch in Ansehung der so mancher Veränderung unterworfenen Witterung verschiedene Hindernisse, denen nicht abgeholfen werden kann, wohin besonders große Kälte, Nebel, Schnee, Hagel, Sturm, Wind und der

Man-

Mangel an guter Lichtnahrung zu rechnen sind.

Noch findet sich bei dieser Erleuchtungsart eine Unvollkommenheit, welche darin besteht, daß die gläsernen Lampen, wegen sparsamer Oekonomie, nicht mehr Lichtnahrung als auf sechs höchstens sieben Stunden enthalten dürfen, und kömmt hiezu noch, daß bei sehr finstern Abenden die Töchte etwas stark gemacht sind, um einen hellern Brand hervor zu bringen, das Licht aber alsdann zu frühe erlöscht. Um diesem Mangel abzuhelfen, dürften nach der Erlöschung neu angefüllte Lampen eingesetzt werden; allein es ist dieses Mittel für manchen Ort zu kostbar, und führt auch neue Mißbräuche herbei, die leicht zu errathen sind.

Als man sich mehrfältig nach der hiesigen Erleuchtungsart von andern Orten her erkundigt, so glaube ich, hin und wieder dem gemeinen Wesen einen Dienst zu thun, wenn ich die hiesige Methode der öffentlichen Erleuchtung etwas bekannter mache. Sie scheint einigen Beifall erhalten zu haben, und würde solchen noch mehr verdienen, wenn ihre spärliche Einrichtung nicht erforderte, sich an die vorbeschriebenen Stunden und Zeit, an die Dauer des Brandes und an den veränderlichen Mond zu binden.

Wie schon oben angeführt, besteht die Lichtnahrung aus zusammengeschmolzenem Talg und Thran, und zwar in dem Verhältnisse, daß zu einem Pfunde auf einem Feuer geschmolzenen Talge anderthalb auch wohl zwei Pfund Thran gegossen, fleißig durch einander gerührt und nachdem dieses geschehen, vom Feuer abgenommen und in ein ander Gefäß gegossen werden, worin es so lange steht, bis es milchwarm ist, worauf diese Masse in die fertig stehenden, bereits mit den Töchten versehenen gläsernen Lampen gegossen wird, worin sie sich alsdann bald verdickt und eine stehende Masse abgiebt.

Der frische Talg und der frische Thran sind vorzüglich zu dieser Composition zu empfehlen. Zu den Töchten wird dasjenige weißgebliche linnene Garn genommen, welches die Lichtzieher gebrauchen, und werden davon 6 bis 8 zusammengenommene Fäden durch eine unter einander geschmolzene Masse von einem Pfunde dicken Terpentin und $\frac{1}{2}$ Pfunde gelben Wachs, welches letztere allererst, wenn der Terpentin zergangen, hinzugethan wird, so lange solche heiß, in einem Zuge durchgezogen. Man läßt solches präparirte Tochtgarn alsdann kalt werden und schneidet es in solche Stücke, als die Höhe der Lampen es erfordert, macht in diese Stückchen dünne tannene Hölzer und steckt sie in die Lampen, die mit einem Blei, worin ein Loch und auswendig mit einem Pickel, um sie in den Leuch-

ten

ten fest stecken zu können, versehen sind. —

Ich muß allhier bemerken, daß der Terpentin bei der nicht leichten Präparatur der Töchte das Mittel zwischen weich und hart halten und mit dem Wachs heraussieden und von selbst wieder herunterfallen muß, alsdann ist die Composition, nachdem sie noch 6 Minuten auf dem Kohlenfeuer gestanden, zum Gebrauch geschickt. Besonders behutsam muß man in Ansehung des Feuers seyn, damit eine Flamme die Masse nicht ergreife.

Diese gläsernen Lampen haben die Form eines Tümelers, dessen Rand etwa zwei Zoll hoch ist, und im Durchmesser gegen vier Zoll halten. Es haben diese gläsernen Lampen das Vorzügliche, daß sie, sobald die Masse durch die Wärme des Lichts wieder fließend geworden, welches bald nach der Anzündung geschieht, auch das Licht unterwärts und auf alle Seiten werfen, welches von einem überaus großen Nutzen ist.

Eine vorzügliche Helligkeit darf man um so sicherer von dieser Erleuchtungsart erwarten, wenn das Brennmaterial nicht unrein, schlecht und veraltet ist, die Töchte gehörig präparirt und nicht zu dünn sind, auch die Leuchten und Lampen alle Tage gesäubert werden, welches letztere gar nicht schwer ist, wenn die Anzünder einmal daran gewöhnt und damit in Uebung sind.

Der Schluß folgt künftig.

Wunsch.

Mögte es doch jemandem möglich und gefällig seyn, die Lebensbeschreibung des sel. Residenten Weber des Verfass. des veränderten Rußlands, zu liefern! Wo und wenn ist er gebohren und gestorben? Wo lebte er nach seiner Rückkunft aus Rußland? Ich erinnere mich, daß die Witwe, die Residentin Weber, noch ums J. 1754 in Bücken, nicht weit von Hoya, lebte, und ich vermuthe, daß auch er daselbst gelebt hat; denn die Vorrede des 2ten Theils (Hannov. 1739.) ist zu B. an der Weser den 16. Dec. 1738. unterschrieben. Wenn ist der 1te Th. zum erstenmal gedruckt worden? Ich besitze die neuverb. Aufl. Frankf. u. Leipz. bei Försters Erben 1744. Hat er mehrere Schriften, hat er Kinder hinterlassen? — Eine Beantwortung dieser Fragen würde noch mehrere Nachrichten von merkwürdigen Hannoveranern in diesem Magaz. veranlassen, welche sicherlich vielen Lesern angenehm und nutzbar seyn würden.

J. B. v. H.

Hannöverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 18ten April 1800.

Versuch

über die nächtliche Gassenerleuchtung und deren Einrichtung in den Städten.

(Schluß.)

Wenn es gleich nicht möglich ist, die Kosten einer öffentlichen Erleuchtung für beständig genau zu bestimmen, indem die Preise der dazu erforderlichen Dinge sich nicht gleich bleiben, und die Kosten für unvorher zu sehende Fälle sich nicht taxiren lassen; so hat sich doch gezeigt, daß nach einer vor verschiedenen Jahren bei wohlfeilern Preisen aufgestellten Berechnung im Durchschnitt täglich eine Lampe mit $4\frac{1}{7}$ pf., oder monatlich nach Abgang der etwa zehn mondhellen Tage mit 10 gr. $6\frac{6}{7}$ pf. erhalten werden kann. Der Anzündelohn, der nöthige Wachsstock zum Anzünden, Kreide und Lampen sind hierin nicht begriffen. Eine Kugelleuchte kostete vorhin allhier nebst dem eisernen Arme und dem Anmalen etwa 3 Thl. 12 mgr. Cassenmünze, auch nach Beschaffenheit wohl mehr oder weniger. — Da das Locale mannigmal zu Placirung der Leuchten große Vortheile, die nicht unbenutzt zu lassen sind, darbietet, und es eben nicht gesagt ist, daß in einer geringen Entfernung sich jedesmal eine Leuchte finden müsse, so ergiebt sich aus diesen Bemerkungen: daß bei einer treuen, haushälterischen Verwaltung, vortheilhaften Placirung der Leuchten und beständiger guter Aufsicht, eine öffentliche nächtliche Erleuchtung, so gar große Kosten nicht verursacht, und stehet in Ansehung derselben mit ihrem Nutzen in einem sehr guten Verhältnisse. Es versiehet sich jedoch, daß das Oel, Thran und Talg frisch und zu rechter Zeit eingekauft werden, die Pfähle, Arme, Stangen und übriges Eisenwerk dauerhaft, die Leuchten stark und hell, besonders aber einfach sind, denn die zu künstlich zusammen-

gesetzten Dinge dieser Art passen nicht für diejenigen Leute, welche die Anzündung, die Reinmachung, das Aufsetzen und Abnehmen der Leuchten besorgen, und würde bei Frost, Regen und Wind durch ihre steifen Hände und Unvorsichtigkeit oft Schaden und Verlust entstehen.

Wenn indessen in einer Stadt eine Erleuchtung auf Kosten des Publikums eingeführet worden, so ist solches zwar berechtigt zu verlangen, daß sie gut sey, jedoch nur so gut, als sie nach dem Verhältnisse der darauf zu verwendenden Kosten und nach der örtlichen Beschaffenheit seyn kann.

Eine recht gute Erleuchtung kann nur durch eine große Anzahl wohl einzerichteter, klarer und mit reichlicher guter Lichtnahrung versehener Laternen hervorgebracht werden; und so dürfte wohl zwischen einer Stadt, welche die Mittel hiezu hat, und einer andern, die so viel nicht anwenden kann, ein großer Unterschied zu machen seyn.

Wer mit der nächtlichen Erleuchtung in London die Erleuchtung anderer Städte vergleichen wollte, der würde nun freilich einen himmelweiten Unterschied finden; denn hier wird, wie ich schon angeführet, nicht allein Jahr aus Jahr ein, sondern auch selbst bei Mondenschein, die ganzen Nächte hindurch, mit Thran erleuchtet, und ausser daß man sich der Kugelleuchten mit zwei Blandgläsern zu Vermehrung des Lichtes bedient, sind die Leuchten nur in einer Weite von ungefähr 16 Fuß aus einander gesetzt; ja sogar sind die Heerstraßen auf vier und mehr englische Meilen um London erleuchtet, so, daß man auch die ungeheure Anzahl der Leuchten bei den immerfort neu entstehenden Straßen nicht einst im Stande ist zu erfahren.

Man bedient sich in dieser colossalischen und noch immer grösser werdenden Hauptstadt, in Vergleichung mit andern Städten vom ersten Range, gewiß zwei- bis dreimal so vieler Laternen, und demungeachtet stehet diese verschwenderische Erleuchtung in Ansehung ihres Nutzens und Helligkeit, wegen des häufigen neblichten Dunstes und Steinkohlendampfs, auch wegen Mangel an Aufsicht und sonstiger Fehler mit dem höchst kostbaren Aufwande nicht in dem besten Verhältnisse.

Etwas ganz vollkommenes ist in dieser unvollkommenen Welt nicht zu erwarten, weil der Hindernisse zu viel sind und die Natur deren, ausser den menschlichen Fehlern und Ohnmacht, noch ohnehin genug in den Weg legt. Es ist indessen auch nicht gesagt, daß die Straßen überflüssig erleuchtet seyn müssen, denn hiezu gehören viele Leuchten, und diese verursachen viele

Kosten. Weniger Leuchten unter guter Aufsicht und treuer Verwaltung sind an den mehrsten Orten zum Bedürfniß hinreichend.

Mich dünkt, daß eine nächtliche Erleuchtung jederzeit nach dem wahren Zustande und Bedürfnisse einer Stadt, nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerung und Einwohner, ihres Reichthums und sonstiger Beschaffenheit eingerichtet seyn dürfte.

Eine öffentliche Erleuchtung gehört mit zu den Vorzügen der Städte, und ist von einem unverkennbaren Nutzen; aber auch oft für das Interesse vieler Einwohner, besonders solcher, die von ihrem Kunstfleisse oder Handlung leben, sehr wichtig.

Reiche, Fremde und auswärtige wohlhabende Leute verzehren lieber da ihr Geld, wo es ihnen angenehm gemacht wird, und halten sich gern da auf, wo es ihnen gefällt, wo Sicherheit, Reinlichkeit, Erleuchtung und Ueberfluß der nothwendigen Dinge sich finden. Kaufleute, Künstler, Handwerker und Taglöhner gewinnen offenbar bei guten Polizeianstalten. Hingegen gewinnt mancher nicht, welcher sich gerade unter diesen Ständen nicht findet, und doch zu diesen Anstalten das Seinige beitragen muß, dieses läßt sich aber nicht ändern, indem, in politischer Hinsicht, dem Vortheile gewisser Individuen der Vortheil des Ganzen nicht nachstehen darf.

Ob es nun gleich in den Städten viele Einwohner giebt, die eine nächtliche Erleuchtung wohl entbehren können, so finden sich deren doch sehr viele, die dieser Bequemlichkeit und Sicherheit bedürfen, und gerade diejenigen sind, welche durch ein starkes Gewerbe, Wohlhabenheit und Reichthum jene erstern in Verdienst setzen und die ärmern unterstützen.

Alles was ich von einer öffentlichen Erleuchtung und ihrem Nutzen gesagt habe, soll nicht zum Beweise dienen, daß solche ein höchst nothwendiger Gegenstand menschlicher Bedürfnisse sey; indem sich in den blühenden Zeiten des Alterthums keine Spur davon findet, ja auch viele Länder und Reiche diese öffentliche Anstalt bis auf den heutigen Tag entbehren; auch selbst in Italien, ausser Florenz, nicht eingeführt ist, und scheinen die Einwohner in den Städten dieses schönen Landes eine große Abneigung gegen eine nächtliche Erleuchtung zu haben, die doch in mancher Hinsicht, besonders in Ansehung der öffentlichen Sicherheit, sehr nöthig seyn dürfte, daß man sagen mögte: sie lieben die Finsterniß mehr als das Licht.

Dem allen unerachtet, hat eine nächtliche Erleuchtung zu viel vor sich, als daß man sie als einen bloßen Luxus

und, als ein Kind des Zeitalters betrachten mögte; denn ausser was ich von ihren mannigfachem Nutzen bereits angeführt habe, dürfte man, bei Ersparung eines Geldaufwandes für solche gemeinnützige Polizeianstalten, das, was man auf der einen Seite gewinnt, auf der andern doppelt verliehren.

Wenn es gleich der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, weitläuftige tabellarische Aufstellungen und Berechnungen über das Erleuchtungswesen mitzutheilen; so habe ich doch gesucht, in der Kürze einiges Licht darüber zu verbreiten, und hoffe dadurch des Beifalls derjenigen, welchen an der Bekanntmachung städtischer Polizeigegenstände gelegen ist, nicht ganz unwürdig zu seyn. Es mögte vielleicht auch die gute Folge haben, daß von irgend einem beobachtenden Polizeiverständigen etwas neueres, ausführlicheres und vollkommeneres über diese Materie gesagt würde.

Es ist wahrscheinlich, daß nach wiederkehrendem Frieden mehrere, selbst kleinere Städte, nicht allein eine öffentliche Erleuchtung einführen werden, sondern der Geist der Zeit scheint es anzudeuten, daß mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts sich solche Polizeianstalten, die auf Sicherheit, Bequemlichkeit, Ordnung und allgemeine Wohlfahrt abzwecken, vermehren werden.

Hannover,
im Anfange des Jahrs 1800.

G. L. Wömpner,
Polizeicommissair.

Von einem einheimischen Thee.

Vom Hrn. Kaufhauscommissair Schulz zu Lüneburg.

Einen einheimischen Kaffee hätten wir also, und den liefern die Kartoffeln und Zichorien; nun soll uns auch die Runkelrübe den Zucker dazu geben. Es fehlt also noch der einheimische Thee, weil doch in den vornehmen großen Theegesellschaften, welche auch schon der Bürgerliche giebt, viel Thee verbraucht wird: denn was bisher hin und wieder zur Ersparung als Thee angegeben worden, ist eigentliche Arzenei, welche nicht täglich zu nehmen ist.

Die Kräuterkenner geben ein langes Verzeichniß von europäischen Pflanzen, welche den chinesischen Thee ersetzen sollen; besonders liefert der

Ue-

Ueberſetzer von Bryants Verzeichniß der zur Nahrung dienenden Pflanzen, 1ter Theil, Seite 192, folgendes:

„Von den europäiſchen Pflanzen haben die Blätter vom niederländiſchen Myrthenſtrauch, brabantiſchen Poſt, die Torfmyrthe oder Gagel, Myrica Gale L., engl. Dutch Myrtle, Gale, franz. Sumac ſauvage de Plin, viele Aehnlichkeit mit dem wahren Thee. Die Blätter vom gemeinen Ehrenpreis, Veronica officinalis Lin. vom Wieſenbarbengel, Veronica chamedris L., welche einen bitterlichen und etwas zuſammenziehenden Geſchmack haben, werden anſtatt des wahren Thees empfohlen; noch beſſer aber als dieſe beiden ſoll der kleine ſchmalblätterige Barbungel, Veronica proſtrata L., ſeyn. Mit dieſem kommen faſt überein die Blätter von den Heidelbeeren, Vaccinium myrtillus L., Preuſſelbeeren, Vaccinium, vitis idaea L., welche aber ſehr zuſammenziehend; die Blätter von den wilden Roſen, Roſa eglanteria L., den Ackerbeeren, Rubus arcticus L., dem wilden Erdbeerkraut, Fragaria, veſca L., das im April und Mai geſammelt und ſorgfältig getrocknet werden muß; die Blätter vom Schlehendorn, den Himmelsſchlüſſeln, Bergſanickel, Lungenkraut, Leberkraut, Heidniſch Wundkraut, Scabioſen-Waldmangold, Pyrola, Odermennige, Huflattig, Mauerraute, Aſplenium ruta muraria L., und andere mehr. Von den gewürzhaften einheimiſchen Kräutern dienen die Salbey, Betonie, Meliſſe, Citronen-Meliſſe, Wohlgemuth oder Doſten, Quendel oder Feldkümmel (welchen Cullen empfiehlt) Katzenpfötchen, Gnaphalium, u. ſ. w. zugleich im Gebrauch; der Fenchel oder Aniſſaamen, der Sternanis oder Badian, Illicium aniſatum L., und der Kümmel werden ebenfalls zu dieſem Behuf angewendet. Einige geben beſonders den Blättern vom Grindheil, Athamanta Oreoſelinum L., ſeiner nicht erhitzenden, aromatiſchen Eigenſchaft wegen, vor den übrigen den Vorzug"

Aus dieſem Verzeichniſſe ließe ſich wohl ſchwerlich eine Pflanze herausfinden, die zum allgemeinen Theegebrauche dienlich wäre; denn einige derſelben ſind nur in einigen Gegenden einheimiſch, und laſſen ſich faſt gar nicht oder doch mit ſehr vieler Mühe und ſorgfältiger Wartung verpflanzen, wie zum Beiſpiel die Ackerbeeren, Rubus arcticus L., welche nur in einigen ſchwediſchen Provinzen wachſen, und die Linnee mit vieler Mühe in dem botaniſchen Garten zu

Upſal

Upsal hat erziehen können, wie auch die unweit Celle im Lüneburgischen wildwachsenden Preussel- oder Kronsbeeren, Vaccinium vitis idaea L., andere Pflanzen sind zu stark anziehend, und dadurch der Gesundheit nachtheilig, als der Gagel, Myrica Gale L., und die eben erwähnten Preussel- oder Kronsbeeren, andere haben vornemlich Arzneikräfte, z. E. Salben, Melissen, und sind deshalb nicht zum täglichen Gebrauche zu empfehlen.

Nicht zu gedenken, daß eine Sorte derselben, denn man will in jeglichem Hause nicht einen andern Thee trinken, noch weniger eine Mixtur von verschiedenen Kräutern geniessen, wohl nicht so viele Blätter liefern könnte, als in einer grossen Stadt jährlich verbraucht werden.

Eine Pflanze, welche einen Thee zum täglichen Gebrauch liefern soll, muß, nach meiner Meinung, keine besondere Heilkraft haben, der Gesundheit nicht nachtheilig seyn, an jedem Orte gut fortkommen und in Menge wachsen, und also sehr viele Blätter liefern.

In dieser Voraussetzung habe ich zwei Gewächse, welche diese Erfordernisse besitzen, untersucht, nemlich den Hartriegel, Cornus sanguinea L., Cornelkirschen, Cornus mascula L., und den Spillbaum *), Euonymus vulgaris L., und gefunden, daß der Aufguß auf die Blätter beider Pflanzen im Geschmäck dem chinesischen Thee sehr ähnlich ist.

Doch

*) Im Deutschen hat der Spillbaum in verschiedenen Provinzen verschiedene Benennungen, als: Spindelbaum, Pfaffenhütchen, Pfefferreiselholz. Erhart Pflanzenhistorie.

Mandel- oder Mangelbaum, gemeiner Spindelbaum, Spulbaum, Spillbaum, Zweckenholz, Hanekldschen, Pfaffenrößlein, Pfaffenhütlein, Pfaffenkäppel, Pfaffensorge, Weschelholz, Schlimpfenschlegelein, Erzenbrettholz, Pfaffenholz, Hahnehütleinsbusch, Anisholz, Pfefferholz. Gleditsch Forstwissenschaft. — Der gemeine Spindelbaum, Spillbaum, Spülbaum, Pfaffenhütlein, Pfaffenkäplein, Pfaffenmützen, Pfaffenrößlein, Pfaffenpfötchen, Hahnekldtgen, Mitschelingsholz. Du Roi Baumzucht.

Diese Benennungen sind gröstentheils von der Gestalt der Früchte und Benutzung des Holzes hergenommen, und es ist besonders, daß der geistlichen Herren so oft dabei gedacht wird. Sollten die Mönche wohl ehemals mit dem Spillbaume besondere Gaukeleien getrieben haben, wie mit der Wisswurz, Polygonatum L., deshalb ehemals Sigillum Salomonis genannt? Es wäre nicht blos gelehrte Neugierde, sondern der Mühe wohl werth, dem Ursprunge dieser verschiedenen Benennungen nachzuspüren, zu erfor-

Doch hat die erstere Pflanze, der Hartriegel, und seine Abart, die Cornelkirsche, einen nicht ganz angenehmen, etwas starken Beigeschmack, welchen aber die Blätter vom Spillbaume nicht haben; diese sind also, bis jetzt, die besten und einzigen Stellvertreter des ausländischen Thees.

Sie sind frisch vom Baume gepflückt oder im Schatten getrocknet zu gebrauchen, und nahm ich von den frischen Blättern zu jeder Tasse Aufguß zwei, auch wohl vier Stücke, nach Verschiedenheit ihrer Größe, von denen im September gepflückten und im Schatten getrockneten Blättern habe ich acht oder zehn Stücke zu einer Tasse Aufguß gebraucht; doch rathe ich, den Thee nicht zu stark zu machen, weil er alsdann einen nicht ganz angenehmen Geschmack annimt.

Je älter die Blätter werden, desto mehr verbessert sich ihr Geschmack und je ähnlicher werden sie dem chinesischen Thee. — Die untersten tiefsitzenden Blätter leiden aber mehr vom Staube und einer kleinen Blattlaus; sind daher schmutzig und sehen auf der umgekehrten Seite von dem Gespinnst weiß aus. Sie lassen sich zwar durch Waschen reinigen, es ist aber doch besser, daß man die höher sitzenden pflücken läßt, weil sie reiner und überall besser sind.

Ich ließ sie im September pflücken, gleich in große papierne Beutel schütten und so im Zimmer trocknen, da sie mir dann, bis in die Mitte des Februars — hier ging mein zum Versuch gesammelter Vorrath zu Ende — den besten Thee gaben, welchen ich lieber als den chinesischen trinke. —

Dieser Thee, in dem angegebenen Verhältnisse ein halbes Jahr hindurch früh nüchtern getrunken, ist mir allemal sehr gut bekommen, und hat völlig die Dienste des chinesischen Thees gethan. Er färbt sich auch wie dieser vom Kupfervitriol schwarz, doch nicht völlig so stark, zum Beweise, daß er nicht so anziehend, folglich gesunder ist, so wie er auch wegen dieser geringen Herbigkeit weniger Versüßung gebraucht.

Der

erforschen und bekannt zu machen. Der Geist der Zeit und der Länder würde sich auch daraus offenbaren.

Die Benennungen Anisholz und Pfefferholz bewogen mich, das Spillbaumholz näher zu untersuchen, und fand ich an dem jungen Holze einen süßlichen, dem Anise etwas ähnlichen Geschmack; das Pfefferartige konnte ich aber nicht finden. Worauf sich also die letztere Benennung gründet, muß noch erst entschieden werden.

Der Spillbaum wächst in feuchten Gegenden in Deutschland überall sehr häufig, doch kann er auch im trocknen Boden gezogen werden, und wird vermehrt durch Zertheilung der Wurzeln, Wurzelausläufer u. Saamen, welchen er sehr häufig trägt.

Er wächst zu einem Baume und ist sehr stark belaubt, liefert also viele Blätter zum Thee. Seiner hellen Blätter und hernach schönen rothen Saamenkapsel wegen, wird er auch häufig in englische Anpflanzungen zur Schattirung gesetzt, und er giebt gewiß eben so viel Verschönerung als mancher ausländischer Baum. Hier gedeihet er nun, besonders wenn er der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist, am besten, und kann also als Theebaum am meisten genutzt werden.

In seinem wilden Stande habe ich ihn nicht so schön gefunden; aber doch immer reichlich mit Blättern behangen.

Vom Nutzen der Klettenwurzeln und der Schaafgarbe in der Arzneikunst.

Unter allen Gewächsen sind wenige, welche man häufiger bei Häusern findet, als die Klette (Arctium lappa L.) Die Wurzel dieser Pflanze ist dick, gerade niedergehend, obenauf schwarz, aber inwendig weiß; von süßlichem aber zugleich etwas bitterm Geschmack. Diese werden im Frühling, sobald die Blätter sichtbar zu werden anfangen, aufgegraben, wobei man genau nachzusehen hat, daß man sich nicht mit andern Wurzeln von gleichem Aussehen irre, die oft schädlich seyn können. Man kann die Wurzel sowohl frisch, als in längliche Finger dicke Riemen geschnitten, trocknen. 2 bis 3 Loth von dieser Wurzel in 1 Quartier Wasser bis zur Hälfte eingekocht, und eine solche Portion täglich Morgens und Abends 1 Monat und länger getrunken, dient gegen Skorbut, Gicht, Podagra, Nieren- und Steinschmerzen, Ausschlag ꝛc., wobei blutreinigende Mittel nöthig sind.

Die Schaafgarbe (Achillea millefolium L.) wächst auf Aeckern und trocknen Wiesenhöhen. Sowohl die Blätter als Blumen werden gesammelt, wenn das Kraut in Blumenknospen steht, und getrocknet, so wie am liebsten als starker Thee gebraucht, doch abgekühlt gegen Schlaffheit, Magen- und Nervenschwäche, Blutspeien, allzu flüssige goldene Ader ꝛc., auch gegen Durchfall, besonders wenn er langwierig ist und von erschlafften Eingeweiden herzurühren scheint, getrunken.

Hannöverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 21ten April 1800.

Ueber das Kämmen der spanischen Schaafwolle zum eignen ökonomischen Gebrauch, nebst einem Hinblick auf die richtige Behandlung spanischer Böcke.

Von Hrn. F. Südeckum,
Oberverwalter in Imbshausen.

Da bei den jetzt allgemeiner werdenden Versuchen, das Schafvieh zu veredeln, so häufige Klagen geführt werden, daß man die veredelte Wolle nicht gekämmt erhalten könne, und daher solche zum eignen ökonomischen Gebrauch fast ganz unbenutzt bliebe: so glaube ich, daß der Inhalt dieser Blätter denjenigen Oekonomen, die selbst spanische Wolle ziehen, und sich in jener unangenehmen Lage befinden, ganz willkommen seyn werde, indem sie hier einige Handgriffe finden, die bei dem Kämmen der spanischen Wolle nothwendig angewandt werden müssen. Ob indessen auch bei großen Fabriken ein gleiches Verfahren beobachtet wird, lasse ich dahin gestellt seyn.

Da die hiesige Gutsschäferei den höchsten Grad der Feinheit erreicht hat: so wird die aus derselben gewonnene Wolle jährlich zu einem ansehnlichen Preise verkauft, auch davon zum eignen Behuf die nöthige Quantität zurück behalten und solche allhier gekämmt und zum Spinnen vorbereitet. Da ich nun diese Prozedur oft angesehen habe, so bin ich dadurch in den Stand gesetzt, folgendes hierüber anzuführen:

Es muß die Wolle durch lauwarmes Seifwasser zuvor eingeweicht und darauf mit blosem reinem Wasser tüchtig ausgewaschen werden, so, daß aller Unrath und die gewöhnliche Fettigkeit aus derselben heraus kömmt; alsdann wird solche an der Sonne oder Luft wieder getrocknet.

Nachdem dieses vorangegangen, muß die Wolle mit den Händen fein

durchgezockt und mit einem kleinen Stocke tüchtig durchgeklopft werden, so, daß auch nicht der geringste kleine Knote zusammenhängend bleibt, sondern sie überall gehörig locker ist. Hierin pflegen es gewöhnlich die Wollkämmer, welche in dem Kämmen der feinen Wolle noch unerfahren sind, zu versehen, und dieses nicht sorgfältig genug zu beobachten.

Wenn nun auch dieses geschehen, wird die Wolle mit Rübeöl, besser aber mit Baumöl, eingesprengt (wozu die Wollkämmer auf zehn Pfund Wolle ein halbes Pfund Baumöl oder drei viertel Pfund Rübeöl zu nehmen pflegen), und darauf ein Schicht über das andere fest niedergedrückt, und so bis zur baldigen weitern Verarbeitung hingelegt.

Das Durchkämmen der Wolle, das Wärmen der Kämme, so wie auch das Einschlagen derselben u. s. w. geschiehet mit den nemlichen Handgriffen, deren man sich beim Kämmen der ordinairen Wolle bedient. Allein die Kämme müssen feinere Zakken haben, als die, womit solche sonst gewöhnlich versehen sind.

Es bedienen sich die eichsfeldischen Wollkämmer, um jene Art Kämme zu bezeichnen, des Ausdrucks: einen 26er Kamm; das heißt: er muß 26 feine stählerne Zacken in der vordern Reihe haben, und muß die Anzahl derselben in den übrigen beiden Reihen verhältnißmäßig folgen. Ist nun die Wolle ein- oder zweimal auf diese Art durchgekämmt, so wird sie abermals mit warmem Seifenwasser gewaschen und darauf mit reinem Wasser ausgedrückt, auch dabei zugleich mit den Händen gehörig wieder aufgelockert, damit sie nicht klumpenartig zusammentrockne. Wenn man jedoch das Unangenehme, welches das in der Wolle befindliche Einsprengefett beim Spinnen und Stricken derselben verursacht, nicht scheuet, so kann auch dieses zweite Waschen bis dahin unterbleiben, daß solche gesponnen und gestrickt ist.

Die Kämmer erhalten, ausser Essen und Trinken, für jedes Pfund zu kämmen 3 bis 4 mgr. Sehr gern wollen sie auch die Kämmlinge (welche bei der Wolle das sind, was die Hede beim Flachs ist) mit in ihren Lohn bedingen; man muß sich aber darauf nicht einlassen, weil sonst dergleichen von ihnen zu viel gemacht werden, und man daher an der gekämmten Wolle ein Beträchtliches verlieren würde, auch ausserdem die Kämmlinge zum Madratzenausstopfen und dergleichen sehr gut benutzt werden können.

Nach der hier beschriebenen sehr einfachen, dem Verfahren bei ordinairer Landwolle fast ähnlichen Methode, wird hier, wie schon gesagt, die

die feine Wolle jährlich von eichsfelder Wollkämmern gekämmt und zum fernern Gebrauch vorbereitet.

Wenn aber in einer im 20ten St. des vori jährigen Magazins enthaltenen Anfrage Nr. 2. gesagt wird:

„es schiene, als wenn das Kämmen oder Kratzen der feinen „Wolle wegen ihrer Kürze oder „Dichtheit nicht gut möglich sey,"

so lassen sich selten, von solchen vielleicht zum erstenmal angestellten Versuchen, richtige Resultate für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ausführung überhaupt herleiten; um so weniger, wenn dabei ein vorhergegangenes fehlerhaftes Verfahren zum Grunde liegt, wie es mir hier wirklich der Fall zu seyn scheint.

Es wird nemlich in der angeführten Anfrage der Grund der Schwierigkeit, die feine Wolle zu kämmen, in deren Kürze und Dichtigkeit (welches letztere wahrscheinlich Pelzigkeit seyn soll) gesetzt; daher man also, um diese Schwierigkeit zu heben, nur der Ursach solcher Kürze und Pelzigkeit nachzuspüren und dieselbe, so viel wie möglich, aus dem Wege zu räumen braucht.

Woher also jene Kürze und Dichtigkeit der feinen Wolle? und wie ist denselben am besten abzuhelfen?

Nach meinen darüber angestellten mehrjährigen Beobachtungen, bin ich zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe in gewissen Eigenheiten des spanischen Schaafviehes, und besonders der Böcke, ihren Grund habe, welche daher auch eine besondere und von der — des einheimischen Schaafviehes etwas abweichende — Behandlungsart verlangen; und wird es, so lange man auf jene Eigenheiten noch nicht genug aufmerksam und mit der Behandlungsart derselben noch nicht hinlänglich bekannt geworden; sogar manchen dieser zärtlichen Ausländer, besonders in ihrer Gewöhnungszeit, das Leben kosten.

Die spanischen gehörnten Böcke machen sich durch ihr starkes Stoßen bei den einheimischen furchtbar, und sind unter allen übrigen die Meistenböcke.

Ueberhaupt aber verrathen diese Ausländer, ohne Unterschied, ob es gehörnte oder hornlose, einen stärkern Begattungstrieb, und treiben daher in der Brunstzeit beim gemeinschaftlichen Hüten die einheimischen Böcke von einem Schaaf zum andern; das bei erlaubt ihnen ihre Eifersucht nicht so viel Zeit, gute, süße Gräser zu suchen, vielmehr wählen sie zur Befriedigung ihrer Freßbegierde weiche und ungesunde Stellen, und fressen saures und überschlämmtes Gras, wo jedes andere Schaaf, wenn nur irgend

noch besseres und süßeres Gras zu finden ist, umweggeht, begierig auf; und so kann es dann nicht anders kommen, als daß mancher seine theuer angekauften spanischen Böcke in kurzer Zeit wieder einbüßen muß, ohne sich einmal die Ursach dieses so baldigen Verlustes erklären zu können.

Sind die spanischen Böcke den Sommer wirklich gesund durchgebracht, so steht solchen im Winter noch ein ähnliches Uebel bevor: die spanischen Böcke werden mit den einheimischen an einer Raufe (Hille) gefuttert, die gehörnten Spanier können mit dem Kopfe nicht weiter durchkommen, als es ihre Hörner zulassen, daher sie denn auch von dem ihnen gereichten Futter nur dasjenige erhalten, so auswärts durchsteht, wogegen aber die einheimischen, welche keine Hörner haben, mit Kopf und Hals bequem durch die Raufe kriechen können, und auf diese Weise den Spaniern alles vor dem Maule wegfressen.

Sind alsdann, wie aus Obigem ganz natürlich folgt die einheimischen Böcke in gutem und die Spanier dagegen in schlechtem Stande, so sind diese, die ohnehin keine Lieblinge der meisten Schäfer sind, ihrer Verachtung und Zurücksetzung noch mehr ausgesetzt.

Von dergleichen verkümmerten Böcken verlangt man aber nun die meiste und schönste Wolle, da sie doch nach Verhältniß der angeführten, bei spanischen, besonders gehörnten Böcken, eintretenden, für die Güte ihrer Wolle so nachtheiligen Umstände, so lange solchen noch nicht durch zweckmäßige Mittel abgeholfen worden, nur kurze, pelzige und abgestoßene Wolle liefern können, welche auch der geschickteste Wollkämmer nie gehörig zu kämmen vermag.

Da man nun in der ersten Periode der spanischen Schaafzucht, wenn solche blos durch Zulassung spanischer Böcke angelegt wird, nur erst von den Böcken seine Wolle erhält, und damit die ersten Versuche des Kämmens angestellt werden: so läßt sich die in jener Anfrage angegebene Schwierigkeit desselben sehr leicht erklären.

Die besten und sichersten Mittel, wodurch jenen angeführten Uebeln und der daraus entstehenden Kürze und Pelzigkeit der Bockswolle abzuhelfen steht, sind hauptsächlich diese, daß man

1) den spanischen Böcken in der Sprungzeit täglich, Morgens und Abends, einige Hände voll Haber zu Stillung ihrer Freßbegierde und zu der ihnen so nöthigen Stärkung reiche;
2) die gehörnten Böcke bei der Winterfutterung von den hornlosen, sowohl spanischen als einheimischen, absondere.

Durch

Durch diese angewandten Mittel ist es mir bei hiesiger Gutsschäferei gelungen, der spanischen Bockswolle ihre Kürze und Pelzigkeit zu benehmen, und dagegen reichliche lange und lockere Wolle von ihnen zu erzielen; und kann ich jedem, der sich hievon näher zu überzeugen wünscht, hiesige selbst gezogene gehörnte Böcke vorzeigen, die um die Zeit der Schur 6 Zoll lange und 6 bis 7 Pfund schwere Wolle liefern, welche kein leipziger Wollhändler den Zentner mit 80 Thl. zu bezahlen sich weigern wird.

Zufällige Gedanken
über Trennung und Wiedersehen.

Gewöhnlich beklagen wir uns über das Schicksal, welches so oft die geliebtesten Personen von uns entfernt hält und nur seltene Zusammenkünfte und Besuche zuläßt. Gleichwohl gehören Trennungen und Entfernungen mit zur besten Welt; und manche weise Plane der göttlichen Fürsehung würden ohne sie nicht ausgeführt werden können.

Freilich entstehet Schmerz aus der Trennung, den wir ohne dieselbe nicht gekannt hätten. Aber, dann müßten wir auch der hohen Wonne des Wiedersehens entbehren, welche nur für die Empfindung, nicht für die Beschreibung gehört. Wird uns doch alles, was wir täglich besitzen und um uns sehen, sey es auch übrigens das Kostbarste, etwas gleichgültig: was wir dagegen nur selten haben können, das schätzen wir höher, sey es auch übrigens nur von sehr geringem Werthe. Und, die höchste Stuffe der Freude ist immer der Augenblick des Wiedersehens und Wiedererblikkens, — der nur so lange währt, bis die Mitglieder der Familie oder der Freundschaft den Ankommenden alle gesehen haben.

Hier sind alle unsere Gefühle gespannt; wir können vor Ungeduld kaum die Rede des neuen Ankömmlings abwarten. Hier wird alles entfernt, was unsere Freude stören könnte. — Nach und nach ändert sich dieses; die Gespräche erweitern sich; der erste frohe Genuß ist vorüber; er ist nun da — der Ersehnte — unsere Empfindungen können auch nicht lange in gleicher Spannung bleiben. Schon werden fremdartige, minder interessante Unterredungen eingemischt — und die Sache gewinnt das Ansehen, als ob wir unsern Freund und Bruder, unsern Vater

und

und unsere Mutter, unsere Schwester, unsern Gatten ꝛc. — darum weniger schätzen, weil er nun unter uns ist. — Aber, es scheint nur so — denn so sind die Verhältnisse der Natur. — Bald kommt der Gedanke an die nahe, unvermeidliche Trennung dazu; und er fängt an, unsere Freude zu schwächen.

Wohl lassen wir dies unsern Geliebten nicht merken: wir verbergen es wohl vor uns selbst sogar. Indeß bleibt alles, wie es in der Natur ist. Es mischet sich allmählig ein Tropfen von Wermuth nach dem andern in den Becher der Freude; und schon der ungefähre Anblick dessen, an welchem unser Herz hängt, und den wir nun nicht lange mehr unter uns haben werden, macht uns traurig. Doch, noch ist er ja bei uns, den wir so innig lieben. —

Die höchste Stuffe des Schmerzes liegt in der Abschiedsscene. Nun sind unsere Gefühle wieder am stärksten gespannt. Es vereiniget sich da alles, um unsern Kummer zu nähren. Bald sehen wir ihn nicht mehr — den Geliebten — bald hören wir nicht mehr seine Stimme, bald drükken wir nicht mehr seine Hand zärtlich; bald ist er unsern Augen — vielleicht auf immer — entzogen. —

Zwar entfernen wir in den lezten Stunden des Beisammenseyns emsig alles, was uns den innigsten Genuß des nun bald Scheidenden schwächen könnte; und nichts macht uns mißvergnügter, als wenn ein Fremder — wohl gar ein flacher Kopf mit einem Faden Alltagsgeschwäze dazwischen tritt, und diese kostbaren Augenblicke des hohen Genusses und der zärtlichsten Innigkeit uns verderbet. — Zwar muntern wir uns gegenseitig auf, um noch recht froh zu seyn. — Allein, selbst in dieser Aufmunterung — was liegt anders darin, als eine traurige Erinnerung? — Es bleibt alles, wie es ist — die Stunden eilen — der Abschied ist da. —

Doch, auch hier dauert wieder die höchste Empfindung des Schmerzes nicht lange, nicht länger als der Auftritt des Abschiedes dauert. Ist dieser nur erst vorüber, ist der Geliebte nur erst hinweg aus unserm Gesichtskreise, so spannen sich unsere Gefühle allmählig wieder ab; wir fangen an uns dem Schicksale zu unterwerfen und können uns eher zerstreuen, weil unser Schmerz nun nicht mehr in sinnlichen Dingen so sehr Nahrung findet. —

Dies ist auch die Ursache, warum beides, der Augenblick des Sterbens einer geliebten Person und der Augenblick, da ihre Leiche hinausgetragen wird, das Gemüth am heftigsten angreift. Dort sehen wir keine Spuren des Geistes mehr — aber seine Hülle bleibt uns doch noch übrig.

Hier

Hier wird auch diese unserm Auge entzogen, und unsere Wunde von neuem dadurch aufgerissen. —

Wie vernünftig ist es daher, bei dem Abschiede sich schnell und kurz zu fassen, um besonders die Gefühle schwacher oder bejahrter Personen zu schonen! Die feierlichste Abschiedsscene hilft ja weder dem Gehenden, noch dem Bleibenden, sondern beider Herzen werden dadurch nur noch tiefer verwundet.

Hassel. Müller.

Klocke und bekleiden.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen und ich habe mit Mißbehagen wahrgenommen, daß man das gute, alte deutsche Wort Klocke so vielfältig Glocke zu schreiben angefangen hat, und diese Unrichtigkeit sich eher vermehrt als vermindert. Für das letztere, nemlich Glocke, weiß ich gar keinen Grund und mögte wohl wissen, womit die, welche so schreiben, es vertheidigen. Kein guter Deutscher spricht jemals Glocke, sondern wie unsere Vorfahren Klocke.

Größtentheils mag wohl die Liebe zur Ausnahme von der Regel, die mancher für etwas Gelehrtes, oder wenigstens Sonderbares ansieht, Schuld daran seyn; höchst wahrscheinlich aber hat die obersächsische, rheinländische ꝛc. Mundart und Aussprache den wichtigsten Antheil daran.

Die wenigsten Deutschen, ausser Niedersachsen, sind leider im Stande G und K, D und T, J und Ue, in der Aussprache zu unterscheiden. Es ist ihnen, vorzüglich den Obersachsen, in der Aussprache völlig einerlei, ob sie klauben daß ein Kott ist, oder glauben daß ein Gott ist, ob sie Glockenglank oder Klockenklang hören, ob sie in die Girche, Gürche, oder Kirche gehen und sie auf Stielen oder Stühlen sitzen, ein Klas Pier oder ein Glas Bier, alles das wissen sie in der Aussprache nicht zu unterscheiden. Der Ton und die Bildung oder Anstrengung der Sprachorgane werden bei denselben immer einerlei seyn. Nicht so bei den Niedersachsen, die alle diese Unterschiede in den Buchstaben, auch sehr deutlich in der Aussprache unterscheiden.

Nun aber sollten die Niedersachsen sich doch nicht durch solche Unregelmäßigkeiten und Armseligkeiten des Dialekts verleiten lassen, einen offen-

baren Irrthum auch sogar im Schreiben zu befolgen, und Glocke anstatt Klocke zu schreiben.

Alle andere deutsche Wörter, die wir Niedersachsen wie Klocke mit Kl aussprechen, zum Beispiel Klage, Klang, Klee, Klippe, Kloß, Klugheit; wird keiner von uns sich einfallen lassen, Glage, Glee, Glippe und so weiter zu schreiben oder zu sprechen, obgleich die obgedachte unrichtige Mundart, ausser Niedersachsen, diese zweierlei Schreibarten eben so wenig zu unterscheiden weiß, als Klocke und Glocke.

Schwerlich mögte auch in sehr alten deutschen Urkunden, die bekanntlich in der plattdeutschen Mundart abgefasset sind, das Wort Klocke anders als mit einem K vorkommen, wenigstens habe ich kein Exempel gefunden.

Ein Deutscher also, dem seine Muttersprache einigermaaßen am Herzen liegt, muß künftig nicht mehr irrig Glocke, sondern richtig Klocke schreiben und sprechen.

Noch auffallender ist die Unregelmäßigkeit, bei dem Ausdrucke: ein Amt begleiten, daß man zuweilen anstatt: ein Amt bekleiden, findet. Nach meiner Ueberzeugung ist hiebei ebenfalls die vorhin angeführte Armseligkeit der Mundart der meisten Deutschen, ausser Niedersachsen, Schuld, da es denselben einerlei ist, ob sie begleiten oder bekleiden sprechen. Klei und glei, imgleichen ten und den, ist nach ihrem mündlichen Ausdrucke nicht im geringsten unterschieden. Nun aber ist doch in dem Gedanken: er begleitet das Amt, kein eigentlicher Sinn, das hingegen der bildlich Ausdruck: er bekleidet das Amt, sehr richtig ist. So sagt man auch der Rock kleidet ihm gut und davon ist offenbar hergenommen: das Amt kleidet ihm gut. Dies hat, als Bild genommen, seinen richtigen Verstand, aber das Amt begleitet ihn, oder er begleitet das Amt, ist sowohl im eigentlichen als bildlichen Verstande nicht zu erklären. Es ist eine wahre Ungereimtheit.

Warum wollen wir nun aber das schreiben, was keinen Sinn hat, und dagegen das Richtige verwerfen? Ein Deutscher also, dem seine Muttersprache einigermaaßen am Herzen liegt, müsse künftig nicht mehr irrig: er begleitet das Amt, sondern richtig: er bekleidet das Amt, schreiben und sprechen.

W. L. P. H.

Hannöverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 25ten April 1800.

Ueber die Vorliebe für die Alten und ihre Werke.

Die nemliche Erscheinung, welche wir bei einzelnen Menschen wahrnehmen, liefert uns das ganze menschliche Geschlecht; nemlich: eine sehr große Vorliebe für die Vergangenheit.

Der Greis ruft am Ende seiner Laufbahn den glänzenden Zeitraum seiner Jünglingsjahre mit Vergnügen wieder ins Gedächtniß zurück; jene schöne Laufbahn, in welcher seine Geisteskräfte sich entwickelten, und er fähig war, mit vollen Zügen zu genießen und Genuß zu verbreiten, durchlebt er gerne wieder in Gedanken, da es, der Wirklichkeit nach, nicht mehr geschehen kann.

So das menschliche Geschlecht.

Der schönste Zeitpunkt der Entwickelung, den das menschliche Geschlecht sich denken kann, ist die unter den Griechen und Römern. Die Morgenländer hatten zwar bereits beträchtliche Fortschritte in der Cultur gemacht; allein ihre Geschichte verliert sich zu sehr im Dunkel der Fabelzeit; sie schwebt nur in unserm Andenken, gleich der dunkeln Erinnerungen, die uns aus unsern ersten Kinderjahren übrig bleiben. Aber bei den Griechen und Römern reifte die ästhetische Bildung des menschlichen Geistes bis zu einer Vollkommenheit, die späterhin nicht wieder übertroffen worden ist.

Die griechischen Dichter und Künstler entlehnten die Regeln, welche sie sich bei ihren Arbeiten zum Ziele vorschrieben, aus der Natur; da sie glückliche Nachahmer ihres Vorbildes waren, so mußten sie unausbleiblich die Lehrer der nachfolgenden Jahrhunderte werden.

Eine Menge glücklicher Verhältnisse vereinigten sich, Griechenland zu dem fruchtbarsten Boden für die Wissenschaften zu machen.

Griechenland gebar während einer langen Reihe von Jahren große Männer in allen Fächern, die sich bald

durch eigene Thaten den Weg zur Unsterblichkeit bereiteten, bald, indem sie den Verdiensten anderer Denkmäler setzten, ihre Namen selbst verewigten.

Welche Nation ist mehr unserer näheren Betrachtung werth, als die Römer, die während eines so langen Zeitraums die Herrschaft über den größten Theil des damals bekannten Erdbodens führten?

Dürfen wir uns wundern, daß wir an der Lebensweise und an den Schicksalen dieser nicht mehr vorhandenen Völker ein lebhafteres Interesse nehmen, als an unserer Zeitgenossenschaft? Ist das Bild, das uns ihre Geschichte von dem, was der Mensch leisten kann, aufstellt, doch viel schmeichelhafter für unsere Eitelkeit, als das, welches wir aus unserer eigenen entlehnen können!

Die Ideen von dem, was Athen und Rom einst war; vom Themistocles, Plato und Cesar; vom Olimp und vom Circus blühen, durch die Reize der Einbildungskraft erhöhet, in ewiger Jugend. Es scheint uns, daß es unmöglich wäre, etwas Gleichgroßes an deren Stelle zu setzen; selbst eine jede Vergleichung mit dem Neuern, halten wir für eine Entheiligung.

Unsere Einbildungskraft findet in der dunkeln Vorzeit ein weites Feld, zügellos umher zu schweifen, und sich ihre Ideale nach Gefallen zu schaffen. Eine zu sorgfältige Zergliederung dessen, was wir bewundern, ist unmöglich, weil es uns an hinreichenden Daten fehlt. Wir lesen, daß Brutus seinen Sohn dem Vaterlande opferte, aber keine Nachricht unterrichtet uns über den Antheil, den vielleicht häusliche Verhältnisse an dieser That hatten. Schon leidet die hohe Achtung, die uns der freiwillige Tod des Cato a) einflößen würde, durch die wenigen Details, welche wir über sein Betragen vor diesem Schritte haben. Welch eine glänzende Stelle würde Friedrich der 2te in unserm Gedächtnisse einnehmen, wenn er 2000 Jahre früher gelebt hätte, und ein Tacitus sein Geschichtschreiber gewesen wäre!

Unsere Vorliebe für die Alten wird nicht wenig durch die Vorstellung erhöhet, daß ihre bis zu uns gekommene Werke unser Eigenthum geworden sind. Mit den Aeußerungen der thätigen Kraft eines noch vorhandenen

a) Cato machte lange Zeit viele Vorbereitungen, damit alle, die um ihn waren, seine Absicht errathen sollten; er las mehrmals das Gespräch von Plato, über die Unsterblichkeit der Seele, um sich in seinem Entschlusse zu stärken; grämlich, wie er immer gewesen war, war er auch in seinen letzten Stunden, und kurz vor seiner Entleibung schlug er noch einen seiner Sklaven.

denen Volks verhält es sich ganz anders. Milton gehört den Engländern; Voltaire den Franzosen und Klopstock den Deutschen an. Der Nationalstolz macht oft ungerecht gegen fremde Verdienste, und die Nationaleifersucht freuet sich, Blößen zu entdecken. Die französische Nation kennt mit wenigen Ausnahmen Shakespeares Meisterwerke nur aus Uebersetzungen. Wie viele Schönheiten gehen aber nicht durch die Feder des Uebersetzers verloren! Dagegen lesen in ganz Europa die Gelehrten Homer und Virgil in der Ursprache. Und die griechische und lateinische Sprache sind überdem die Mutersprachen, sind, vorzüglich die letztere, vollkommener, wie die unsrigen.

Schon die edle Simplicität, die in allen Darstellungen der Alten herrscht, giebt ihnen einen eigenthümlichen Reiz, den wir Neuern unsern Werken zu geben, vergeblich bemühet sind. Wie einfach und doch so schön ist z. B. das Bild von dem Tode eines Jünglings, der in der Blüthe seiner Jahre plötzlich hingerafft wird, das wir auf einem Basrelief an einem antiken Marmorsarge finden. b) Geflügelte Genien lenken die Rosse am Wagen, und einer von ihnen ist in der Mitte der Laufbahn mit Roß und Wagen zu Boden gestürzt. Ein anderer weinender Genius mit der umgekehrten Fackel steht neben ihm, und der, welcher vor ihm mit seinem Wagen hält, blickt sich mitleidig nach ihm um. Haben die neuern Zeiten wohl eine ähnliche einfache und doch so viel ausdrückende Darstellung aufzuweisen? Man vergleiche einmal mit diesem Bilde das Grabmahl des jungen Grafen von der Mark in Berlin, auf welchem der Künstler ungefähr die nemliche Idee ausgedrückt hat. Nicht allein, daß die gewählten Bilder aus dem Alterthume entlehnt sind, sondern man hat auch geglaubt, deren mehrere anbringen zu müssen, um ein und den nemlichen Gedanken zu bezeichnen.

Bei dem hohen Zustande der Cultur, in welchem sich die europäischen Völker gegenwärtig befinden, sind alle Dinge so verwickelt geworden, daß eine zusammengedrängte Darstellung eine Forderung ist, die wir nicht ohne große Schwierigkeit befriedigen können. Wir haben uns so sehr an die systematische Form und an eine gänzliche Entwickelung aller Nebenbegriffe gewöhnt, daß selbst unsere besten Schriftsteller es nicht wagen, von dem gebahnten Wege sich zu entfernen.

b) In den Alterthümern Roms, von Moritz, befindet sich von diesem Basrelief eine Abbildung.

Im Gefühle unserer Schwäche und der Kürze unsers Lebens, verweilen wir gerne bei den ehrwürdigen Ueberresten aus der Vorwelt, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Es liegt ein gewisser Stolz in dem Gedanken, daß Menschen etwas hervorbringen konnten, das während einer so langen Reihe von Jahren der Vergänglichkeit Trotz bot. Wir vergessen bei dem Anblick von Roms Alterthümern die ungeheuere Kluft, die zwischen uns und der Vorwelt liegt. Und das, was vor Jahrtausenden geschah, scheint sich durch ein unsichtbares Band an die Geschichte unserer Zeit anzuschließen.

Nirgends aber äussert sich die Vorliebe für die Alten auf eine so übertriebene Art, als da, wo sie am wenigsten als Muster aufgestellt zu werden verdienten, wenn nemlich von ihren Staatsverfassungen die Rede ist.

Die Menschen lieben Ideale; sie tragen einen Maaßstab von größerer Vollkommenheit in ihrer Einbildungskraft mit sich, nach welcher sie nur zu gerne die Dinge in der wirklichen Welt messen möchten, und wundern sich dann nicht wenig, wenn der Erfolg ihrer Erwartung so schlecht entspricht.

Ideen von der Vervollkommnung der Staatsverfassungen beschäftigen die Philosophen zu allen Zeiten. Da aber das menschliche Geschlecht immer nicht so gut war, als sie es annahmen, so erhoben sich jene künstlich entworfene Staatssysteme auch nie aus der Classe der politischen Träumereien.

Sich auf die Authorität eines andern Träumers berufen, konnte den angegebenen Grundsätzen kein größeres Gewicht verschaffen. Eine Stelle aus Platos Republik konnte nicht als Beweis aufgestellt werden, wohl aber wenn das Beispiel eines ehemals blühenden Staats angeführt ward. Und da geben denn die griechischen Freistaaten und Rom den Vertheidigern der freien Verfassungen ein weites Feld, jede noch so gewagte Behauptung mit wichtig scheinenden Belegen zu beweisen.

Wir bewundern die römischen und griechischen Helden, wenn sie zugleich Feldherrn, Staatsmänner u. Schriftsteller waren; wenn sie heute zu dem nemlichen Volke Reden hielten, das sie morgen gegen den Feind anführten. Aber bei der Betrachtung der Vortheile dieser Allseitigkeit, dieser glücklichen Vereinigung von verschiedenartigen Talenten und Eigenschaften übersehen wir die trübe Quelle, aus welcher diese von uns so beneidete Größe hervor gieng.

Was anders, als jene politische Erschütterungen, die fast ohne Aufhören in Griechenlands und Roms schwankenden Staatsgebäuden die öf-

fent-

fentliche Ruhe störten, erzeugten jene kühnen Wünsche, jene große Aussichten, unterhielten jene heftige Leidenschaften des Ehrgeizes, des Hasses und der Ruhmsucht, durch welche geleitet ein Perikles, ein Marius und ein Sulla große Fähigkeiten entwickelten, um noch größere Greuelthaten zu begehen?

Es kann seyn, daß bei der größern Ruhe und Sicherheit, die wir in unsern auf feste Gründe sich stützenden Staatsverfassungen genießen, selten so große Männer unter uns aufstehen, als das Alterthum zählt. Sollen wir aber aus dieser Ursache in jene Zeiten des Blutvergießens und Greuel aller Art wieder zurück versetzt zu werden, wünschen? Können wir ein Zeitalter als glücklich preisen, in welchem wenige Völker über die übrigen eine unerhörte Despotie ausübten? Und unter diesen Herrschern der Welt war nur der kleinste Theil frei, die übrigen waren Sklaven. Unter den eifrigen Vertheidigern von Rom und Griechenland unsers Zeitalters, würden wohl nur wenige seyn, die ihr Vaterland mit diesen Staaten vertauschen möchten, wenn anders ein solcher Tausch möglich wäre. Unsere Lebensweise, Denkungsart und Sitten sind auch von den der Vorzeit so verschieden, daß die Einrichtungen aus jenem Zeitalter unmöglich bei uns eingeführt werden können.

Gestehen wir uns die traurige Wahrheit, daß unsere übertriebene Vorliebe für die Alten nicht immer aus den lautersten Quellen entspringt. Die unbedingten Lobredner des Alterthums haben oft keinen andern Grund, als weil sie mit ihren Zeitgenossen unzufrieden sind; oder auch, weil sie die Verdienste eines lebenden Menschen durch eine Vergleichung mit einem berühmten Namen aus der Vorzeit herabwürdigen wollen. Andere vergöttern die Werke der Alten, um mit einem desto größeren Anscheine von Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe von den Arbeiten der Neuern ein nachtheiliges Urtheil zu fällen. Der große Haufe richtet sich in seinen Urtheilen gemeiniglich nach der Meinung, die über den Werth einer Sache durch die lange Gewohnheit einmal festgesetzt ist. Und da ist denn der gute Ruf eines Pindars oder Horaz schon seit Jahrhunderten so allgemein anerkannt, daß eine jede Critik, die sich mit der Untersuchung der Fehler dieser großen Meister beschäftigen wollte, ein Hochverrath zu seyn scheint.

Diese zu große Vorliebe für die Alten hat zu sehr lächerlichen und übertriebenen Forderungen Veranlassung gegeben. Wir müssen die Alten unstreitig als unsere Lehrer, aber gewiß nicht unbedingt als solche anerkennen, und dürfen nicht jede Abweichung von ihnen gleich als einen Verstoß gegen den guten Geschmack erklären. Die Manie, daß man nur immer nachahmen und nie selbst schaffen wollte, herrschte lange; sie

war

war Ursache, daß man noch lange Zeit nach der Wiederaufl-bung der Künste und Wissenschaften sich immer in einem engen Kreise herum drehete, und die Schranken des guten Geschmacks selbst willkührlich beengte. Wir wollen die so oft bestrittene Aufgabe: ob die Alten oder die Neuern mehr für die Künste und Wissenschaften gethan haben, näher zu bestimmen suchen. Die neueuropäische Cultur ist durch Wissenschaften ausgezeichneter, als die der Alten in ihrer größten Blüthe. Von Seiten des schönen Kunstgeistes bleiben dagegen, vorzüglich die Griechen, ungeachtet unserer Fortschritte in den redenden, bildenden und mimischen Künsten unsere Meister, wenn wir anders die einzige Tonkunst ausnehmen. Wir müssen jedoch, indem wir das griechische Kunstideal als das Ziel unserer Kunstbestrebungen anerkennen, die Verdienste der Neuern um die Aesthetik nicht verkennen. Eine jede Wissenschaft und Kunst hat ihre allgemeine und besondere Theorie. Die erste beschäftiget sich mit den unumgänglich erforderlichen Eigenschaften, als z. B. richtiges Verhältniß der Theile, Ordnung, Gleichförmigkeit u. s. f. Die besondere richtet sich nach den verschiedenen Verhältnissen und nach den unzähligen zufälligen Combinationen, die in der Anwendung der allgemeinen Theorie ewige Veränderungen veranlassen. So z. B. müssen die Theorien der schönen Baukunst bei der Anlegung eines jeden Baues zum Grunde gelegt werden; allein die Bestimmung des Gebäudes, die Lage des Ortes und viele Nebenumstände zwingen den Künstler zu vielen Abweichungen.

Die Alten haben für mehrere allgemeine Theorien viel geleistet, aber es fehlt sehr viel, daß wir den gegenwärtigen Zustand der Vollkommenheit, in welcher sich die Aesthetik befindet, allein ihnen verdanken sollten. Die allgemeinen Grundsätze der Theorie des Geschmacks, welche wir jetzt zur Aesthetik, im eigentlichen Sinne, rechnen, waren in jenem Zeitalter entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen entwickelt, und die Theorie der schönen Künste war noch gar nicht vorhanden. Daß ein jedes Volk und eine jede Generation sich seine eigene besondere Theorie bilden müssen, leuchtet von selbst in die Augen. Wie ungereimt würde es wohl seyn, wenn man bei einem Gebäude Vortheilen, die seiner Bestimmung entsprechen, entsagen wollte, um eine gewisse Form beizubehalten, die wir durch die schönen Denkmäler der Baukunst der Alten haben kennen lernen?

Wir wollen nicht einer ängstlich gesuchten Originalität das Wort reden. Das Neue erhält unläugbar einen großen Reiz durch die möglichst engste Verbindung mit dem Alten. Aber die sklavische Nachahmung des Alten verfehlt bei den Neuern nicht weniger die gehoffte Wirkung. Es geschah

gewiß

gewiß aus einer sehr richtigen Kenntniß der Stimmung des Publikums, daß die Schauspieler in Paris sich weigerten, Voltairs Oedipe, so, wie er dies Stück zuerst bearbeitet hatte, ohne daß etwas von Liebe darin vorkam, und mit der beinahe wörtlichen Nachahmung des vierten Aufzuges aus dem griechischen Originale, nicht aufführen wollten. Dies Unternehmen, sagte Voltaire späterhin selbst in einem Briefe an den Jesuiten Poree, war eben so gewagt, als wenn jemand in der Kleidung des Plato am hellen Mittage in Paris spazieren gehen wollte.

Mögen wir immer das Alter als unsern Meister anerkennen, und begierig die Blumen aufsuchen, die sich aus dem Schutte hervordrängen! Aber nie dürfen wir über die zu große Bewunderung der Alten vergessen, was wir uns selbst schuldig sind. Der nemliche Stamm, der einst so herrliche Früchte trug, treibt noch immer viel versprechende Blüthen hervor. Die neuere Zeit ist reich an großen Männern in allen Fächern, die, wenn einst nach Jahrhunderten die neidische Kritik verstummt, gewiß als würdige Nachfolger ihrer Vorgänger anerkannt werden.

v. D.

Anweisung
zum Anbau des französischen Raygrases.

Das französ. Raygras (Avena elatior Lin.) ist vom englischen, weit schlechtern, wohl zu unterscheiden, und wird sonst auch Wiesenhaber, Habergras genannt. Es kömmt in allen Boden, auch im dürrsten und magersten fort; liebt aber vorzüglich einen guten schweren oder mittlern Boden, der mäßig feucht ist, in welchem es 6 bis 7 Schuh hoch wird, und breite Blätter, wie die fetteste Gerste treibt. Man bereitet das Feld dazu, wie zum Getreidebau, reinigt es vom Unkraute, und macht es zum bequemern Abmähen vor der Saat recht eben durch die Egge, und, wenn man kann, auch durch die Walze. Die beste Saatzeit ist am Ende des Aprils und im Mai bei windstillem Wetter, und wenn etwa ein sanfter Regen zu vermuthen ist. Am besten säet man auf 1 würtemb. Morgen von 150 Quadr. Ruthen erstlich 2 Simri Gerste, eggt diese, wie gewöhnlich, ein, säet sodann 20 bis 30 Pfund von diesem Raygrassaamen und gleich darauf 6 Pfund Kleesaamen, entweder vom ewigen oder vom rothen Klee. Endlich egget man diesen Saamen mit einander nicht tief, sone

ſondern mit umgekehrter Egge ein, das iſt, daß die Eggenzähne mit ihren Spitzen hinterwärts gerichtet ſind. Hat man eine Walze, ſo überfährt man nach dem Säen und Eineggen das Feld mit derſelben. Nach drei Jahren erneuert man den rothen Klee, ſäet nemlich friſchen Kleeſaamen aufs Feld, und fährt mit einer mit Dornen umflochtenen Egge darüber hin.

Die übrige Behandlung des Plazzes iſt dieſe: daß man wenigſtens in den erſten Jahren kein Vieh darauf weiden läßt; daß man wenigſtens den Platz alle drei Jahre düngt, oder, noch beſſer, abwechslungsweiſe das eine Jahr mit 3 — 4 Simri Salzaſche, oder 3 — 4 Simri Gips, das andere Jahr mit Miſt düngt. Strohigten Miſt vor Winter, wie auf andere Kleeäcker, darauf führen und ausbreiten, imgleichen im October oder November wider die Kälte, und vom Januar an, bis zum April wider die Austrocknung, beſonders im leichten Boden, walzen, iſt ſehr gut.

Man kann das darauf wachſende Grün füttern oder zu Heu machen. Im erſten Jahre, wenn man die Gerſte nicht reif werden läßt, kann man dies Feld im Julius und October abmähen; läßt man die Gerſte, die reichlich trägt, reif werden, ſo ſchneidet man ſie über dem Klee ab, und, wenn der Klee heran gewachſen iſt, mähet man denſelben mit den Gerſtenſtoppeln ab, trocknet ihn, und man hat alsdenn ein gutes gemiſchtes Winterfutter.

Vom folgenden zweiten Jahre an hat man jährlich, wenn man es mähet, ehe es über 3 Schuh hoch iſt, wenigſtens 3 Futterernten in einem Sommer, und kann von einem der beſten Morgen über 80 Centner Heu in jenen 3 Morgen machen; immer trägt eine ſolche Wieſe noch ſo viel, als eine gewöhnliche von gleicher Lage und Boden.

Man kann dies Raygras grün und getrocknet füttern; es iſt dem Rindviehe, Pferden und Schaafen angenehm; man kann es im Frühling vor andern Gräſern, oft ſchon im April, als grünes Futter haben. Im dürren Sommer erhält es ſich vor andern Gräſern. Es iſt ergiebiger als Klee, Luzerne und Eſper; dauert ſo lange als ſelbige; ſaugt den Boden nicht aus, indem, wenn man das Feld nach 5 — 6 Jahren umbricht, das Feld alle Kraft eines Neubruchs hat. Auf dieſe Weiſe kann man ſehr ſchnell ein Feld zur ergiebigen Wieſe machen. Wenn es ſo mit Klee vermiſcht gebaut wird, ſo legt ſich und fault der Klee nicht, wächſt auch viel höher, im guten Boden halben Manns hoch. Dies Futter bläht das Vieh nicht; es iſt leichter als Klee zu Heu zu machen, und in der Scheuer beſſer aufzubewahren.

Hannöverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 28ten April 1800.

Einige Vorschläge,

wie man gegen nächtliche Einbrüche der Diebe sich zu sichern und zu verhalten habe.

Gegenwart des Geistes in Gefahren und andern unvermutheten Zufällen des menschlichen Lebens ist ein Talent, das nicht jedem verliehen ist. Nützlich ist es daher und eine weise Regel der Vorsicht, im voraus mannichmal darüber nachzudenken: wie würdest du dich bei diesem oder jenem Vorfalle verhalten? Z. B. wenn in deiner Wohnung Feuer entstünde, wornach würdest du zuerst greifen? Welche Papiere, welche Effecten würdest du vorzüglich und am ersten zu retten suchen? Was für Rettungsanstalten würdest du in diesem und jenem Falle vorkehren? Ich weiß es aus Erfahrung, wie nützlich eine solche in voraus gefaßte und sich oft wiederholte Entschließung ist. Ich weiß im Gegentheil Beispiele von Menschen, die bei dem Mangel solcher vorhergegangener Entschließung ganz außer Fassung waren. Der eine rettete bei einer Feuersbrunst mit vieler Sorgfalt einen alten Tabacksbeutel und überlies sein Geld der Gefahr zu verbrennen. Eine Mutter, in deren Wohnung das Gewitter einschlug, wollte ihr Kind retten, ergriff aber in der Angst ein Spinnrad und brachte es in Sicherheit. Ein sonst gesetzter Mann warf bei einer Feuersgefahr sein porzellainenes Kaffeeservice, ein Stück nach dem andern, aus der 2ten Etage zum Fenster hinaus und brachte freilich die Scherben dadurch in Sicherheit. Man könnte mehrere dergleichen zum Theil lächerliche Auftritte anführen, welche meines Bedünkens größtentheils davon herrühren, daß man sich nicht die Entschließung öfters eingeprägt und gleichsam zu eigen gemacht hat, wie man sich in solchen Vorfällen verhalten wolle.

Eben so auch in andern Vorfällen des menschlichen Lebens ist diese Vorsicht nicht genug anzupreisen, z. B.

auf Reisen: Wie würdest du dich verhalten, wenn du hier in diesem Walde von Räubern angegriffen würdest? Wie, wenn der Wagen umgeworfen und die Pferde flüchtig würden? ꝛc.

Besonders ist denjenigen, welche der Gefahr nächtlicher Einbrüche ausgesetzt sind, den Predigern auf dem Lande und andern, bei denen die Diebe gerne etwas zu suchen pflegen, nicht genug anzurathen, ihr Verhalten bei etwanigem Einbruche in voraus zu bestimmen, die Idee den Ihrigen mitzutheilen und oft zu wiederholen. Ich glaube, ich übernehme keine vergebliche Arbeit, wenn ich hier einige Vorschläge zu diesem Defensionsplane thue und sie in gegenwärtigen Blättern bekannt mache. Ein jeder mag nach dem Local und seinen bessern Einsichten hinzu thun, was ihm gut dünkt.

Zuförderst muß eine sichere und feste Verwahrung des Hauses ein Hauptaugenmerk seyn, feste mit Riegeln versehene Thüren, die nicht durch Dietriche geöfnet, aber auch nicht leicht ohne große Gewalt aufgestoßen werden können. Die aus mehrern Stücken zusammen gesetzten Thüren sind leicht zu zerbrechen, wenn nicht wenigstens an einer Seite die Dielen in der Länge ganz herab gehen. Ferner sorge man für Fensterladen, die inwendig eingesetzt werden. (Die auswendig eingesetzt werden, helfen wenig oder nichts.) Fenster im obern Stock, bei denen man der Kosten wegen die Laden ersparen will, und die ohnehin eine beträchtliche Höhe haben, verwahre man wenigstens mit Schrauben, daß sie ohne das Ausstoßen mehrerer Glasscheiben (oder vielmehr Ruten) nicht geöfnet werden können. Man setze in abgelegenen Zimmern vor die Fenster Wein- Bier- oder andere Gläser, die der Dieb im Dunkeln, selbst im Mondenscheine nicht sehen, und leicht dadurch beim Eröfnen des Fensters ein Geräusch erregen wird, wodurch die Menschen aufgeweckt, oder wenigsten der Dieb dadurch furchtsam werden wird. Ein ins Fenster gesetzter Haubenstock mit einer Mannsmütze kann vielleicht auch, so lächerlich dieser Einfall scheinen mögte, bei Mondenschein den Dieb abschrecken.

Man verschließe sorgfältig alle Zimmer, welche nicht bewohnt werden, und versehe sie außen mit sogenannten Anwurfen. Steigt nun der Dieb in ein solches unbewohntes Zimmer, so kann er ohne großes Geräusch und ohne die Thüre zu zerbrechen, nicht weiter kommen.

Es ist sehr nützlich, die Wände, besonders die gemauerten in den untern Zimmern, mit guten und festen Lambris zu versehen.

Man entferne aus der Nachbarschaft des Hauses alle Leitern. Unvorsichtigerweise bleiben oft die Gartenleitern im Baumgarten stehen, oder

sie

sie werden an einem offenen Orte hingestellt, und erleichtern dem Diebe das Einsteigen. Dieses muß schlechterdings verhütet werden.

Ein wachsamer Hund ist sehr nützlich, aber aus besonderm physischem Grunde, welche ich hier mit Fleiß verschweige, besonders eine Hündin. Selbst große Hunde werden mit mehrerm Nutzen im Hause, als ausser demselben gehalten; doch können Ausnahmen statt finden. Auf die Wachsamkeit kleiner Hündchen bauet man gemeiniglich zu viel. So wachsam und kläffend sie bei Tage sind; so furchtsam sind sie oft bei Nacht, da sie, wenn sie ein Geräusch hören, anstatt zu bellen, sich verkriechen. Besonders sind die sogenannten Spitze als gute Wächter zu empfehlen. Hört man bei Nachtzeit den Haushund bellen, so bleibe man nicht sorglos im Bette liegen, wie es manche aus Bequemlichkeit thun; sondern man sehe aus dem Fenster und suche die Ursache des ungewöhnlichen Bellens zu erforschen, strafe auch ja den bellenden Hund nicht, gesetzt auch, daß er uns einmal vergeblich im Schlafe gestört hat.

Zum Beispiel, wie wenig man auf große Hunde ausser dem Hause sich verlassen kann, mag folgende Geschichte dienen. Der bekannte ehemalige Diebesfänger W. — ein gewesener Dieb, der auf sein Versprechen, die Räuberbanden aufzuspähen, begnadigt war, und auch Wort hielt, kam zu einem gewissen reichen Beamten im Hannöverischen, und äusserte unter andern, daß er seine Wohnung nicht sicher genug gegen nächtliche Einbrüche hielte. Der Beamte sagte ihm: er habe einen sehr schönen grossen und grimmigen Hund, welchen kein Unbekannter sich nähern dürfe; dieser werde von dem Nachtwächter des Abends los und auf den Hof gelassen. Es würde alles niedergerissen was auf den Hof käme. Der Nachtwächter sey daher angewiesen, ihn, ehe er abgehe und sich zu Bette begebe, wieder an die Kette zu legen, damit er nicht jemanden unglücklich mache. Ach, mit ihrem Hund! antwortete W., der wird ihnen nicht viel helfen. Was wollen sie wetten, ich bringe ihnen selbigen gleich hieher in ihr Zimmer. W. hielt Wort; er brachte den großen Hund so still und fromm, als ein Lamm, in des Beamten Zimmer.

Jeder Bemittelte, der in abgelegenen Häusern wohnt, und dessen Vermögen die Diebe leicht reizt, halte sich einen Wächter, oder er lasse seine Hausgenossen in den langen Winternächten wechselsweise wachen. Wer dazu aber keine Lust und Gelegenheit hat, halte wenigstens in einem Zimmer ein Nachtlicht, welches von aussen gesehen werden kann. Man vermuthet alsdann, daß jemand im Hause wach und ausserm Bette sey. Ich weiß aus Inquisitionsakten, was dies

fes für Nutzen geschaft und wie sehr es die Diebe abgeschreckt hat.

Es ist eben nicht nöthig, die ganze lange Winternacht hindurch zu wachen, im Sommer bei den kurzen Nächten ist die Gefahr ohnehin weit geringer, und die Einbrüche sind weit seltener. Man wache nur wenigstens in den gefährlichsten Stunden, von 11 bis 2, höchstens 3 Uhr. Aus Erfahrung weiß ich, daß die nächtlichen Stunden von 11 bis 1 Uhr die allergefährlichsten sind. Ohne besondere Ursachen wird der Dieb seinen nächtlichen Zuspruch nicht leicht bis 2 Uhr aussetzen. Theils wird sein ungeduldiges Verlangen bei einer mit Gefahr verknüpften Expedition es nicht zulassen. Theils muß er auch erwarten, daß gegen diese Zeit das Hausgesinde zum Spinnen, Dreschen oder Futterschneiden schon wieder aufgestanden sey. Auch ist der Schlaf in den ersten Stunden der Nacht am festesten.

Noch eine Regel kann ich hiebei den Bemittelten, Capitalisten und allen denen, die Cassen und fremde Gelder in Verwahrung haben, nicht genug empfehlen, daß sie nicht allein ihre Gelder sorgfältig verwahren, verschließen und den Schlüssel nie sorglos in andere Hände kommen lassen, wo er leicht, in Wachs abgedrückt, nachgemacht werden kann; sondern auch, daß sie sich hüten, jedem andern zu zeigen, wo sie ihre Gelder in Verwahrung haben. Ich weiß mehrere Beispiele, daß Leute, von denen man dergleichen nie vermuthete, Diebe geworden und bei der Inquisition ausgesagt haben, daß sie einst bei einer Zahlung die Gelegenheit abgesehen, wo der Bestohlene seinen Geldschrank gehabt, und daß besonders diese Entdeckung sie zum Einbruch verleitet habe.

Schränke mit geheimen Schiebladen sind sehr zu empfehlen. Aber auch diese muß niemand, als der Eigenthümer wissen.

Gutes Schießgewehr mit grobem Schrot und zerschnittenen Kugeln geladen, gehört mit zu den Vertheidigungsanstalten gegen Diebe. Ein Säbel und dergleichen Seitengewehre, eine Heugabel mit einem nicht zu langen Stiele sind gleichfalls zu empfehlen. Mit dieser versehe man jeden Knecht und männlichen Bedienten so, daß er sie gleich bei seinem Bette stehen habe.

Das Schießen zum Fenster hinaus wird vielleicht jemanden wecken, der dem mit einem Einbruch Bedrohten zu Hülfe komme. Auch werden die Hausgenossen dadurch am ersten geweckt. Man muß aber nicht mit einem Schusse aus dem Fenster sich begnügen, sondern wenigstens zwei Nothschüsse thun. Ein Schuß weckt vielleicht einen Hausgenossen oder einen Nachbar, der nicht zu fest schläft; allein er weiß selbst nicht, wodurch

er aufgeweckt ist und schläft bald wieder ein. Hört er aber einen zweiten Schuß, so weiß er, daß Noth vorhanden ist.

Man rede es mit den Nachbarn, den in entlegenen Ställen liegenden Knechten, Hirten u. s. w. ab, daß sie uns, wenn sie einen Schuß hören, zu Hülfe eilen, wenigstens Lerm machen, und die Nachbarn wecken, und verspreche ihnen in solchem Falle eine angemessene Belohnung. Auch die Leute im Hause muß man durch Klokkenzüge oder andere Mittel, die jedem das Local und die Gelegenheit an die Hand giebt, gleich wecken können, wenn man einen verdächtigen Lerm in oder am Hause bemerkt.

In diesem Magazin wurde einst ein Sprachrohr als ein Mittel, die Nachbarn zu wecken, vorgeschlagen. Ich verspreche mir nicht vielen Nutzen davon. Ein Sprachrohr ist ein schickliches Instrument, den Schall auf eine ziemliche Weite hin zu bringen. Aber es verstärkt ihn nicht so sehr, daß es einen schlafenden Nachbar, der nicht einen außerordentlich leichten Schlaf hat, wecken wird. Hat man indessen ein Sprachrohr, so kann man den Versuch machen. Besser halte ich kleine Klocken, die oben in dem Hause oder in einem Dachfenster angebracht, und in dem Zimmer des Hauswirths oder eines wachsamen und treuen Hausgenossen geläutet werden können. Die Klocken dürfen freilich nicht all zu klein seyn, wenn sie Nutzen haben sollen. Auf großen adelichen Höfen und in Amthäusern, wo dergleichen Klocken ohnehin von Nutzen sind, um den Leuten ein Signal zum Essen zu geben, würde diese Ausgabe nicht sonderlich in Betrachtung kommen. Allenfalls würde auch ein großer Kessel, ein Mörser, eine Trommel in einem Dachfenster geschlagen, ein lautönendes Horn, ein Klockenzug in dem Stalle, wo die Knechte liegen, oder in eines Nachbars Hause, diesen Nutzen gewähren.

Dieses sind einige Vorschläge, sich gegen Einbrüche zu verwahren. Hat man diese mit den Seinigen vorher abgeredet und die nöthige Vorkehrung dazu gemacht, so wird man desto weniger die Gegenwart des Geistes verlieren, wenn wirklich der unangenehme Fall eintreten sollte.

In wie fern das Leben eines Diebes nach den Gesetzen und der Moralität zu schonen sey, und wie weit die Gränzen der Nothwehr gehen, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. So viel ist gewiß, daß ein nächtlicher Dieb, der einsteigt oder einbricht, wenn er auf dem Diebstahle ertappt und erkannt wird, hätte er auch nicht die Absicht gehabt, ein Mörder zu werden, unser Leben und Gesundheit in Gefahr setzt, und daß es daher, wenn es nicht anders seyn kann, besser ist, zuvor zu kommen, als sich zuvor kommen zu lassen. Doch freilich

würde

würde es gewünschter seyn, ihn durch einen Schuß oder Hieb zu lähmen oder wehrlos zu machen, als ihn gerade zu tödten, wenn es sich anders thun läßt.

Glaubt man wirklich, Diebe im Hause zu haben, und man weiß nicht, wie stark die ungebetenen Gäste sind, so hüte man sich ja, gleich dahin zu eilen, wo der Lerm ist, und die Thüre des Schlafzimmers unvorsichtig zu öffnen, wie es manche thun. Ist es eine Bande, so wird sie dieses wünschen, den Hauswirth und die Seinigen überfallen, sie knebeln, binden und die Entdeckung des Geldes erpressen. Man verwahre vielmehr die Thüre des Zimmers desto sorgfältiger durch vorgeschobene Schränke, Betten, Tische, Koffers ꝛc. und dann suche man die Leute im Hause und die Nachbarn durch die angerathenen Mittel zu wecken. Dieses wird die Diebe am ersten verscheuchen, oder es müßte eine starke Bande seyn, und gegen diese würde ein Einzelner, welcher sich zwischen sie hinaus wagte, doch nichts ausrichten.

Durch diese angerathene Verwahrung der Thüre wird der Dieb, wenn er auch die Thüre erbricht, aufgehalten. Er muß sich erst bemühen, die Verschanzung wegzuräumen, und setzt sich unterdessen der größten Gefahr aus. Gesetzt auch, der Dieb vollführte den Diebstahl in einem unbewohnten Zimmer, wo selbst der Hausherr ihn hörte, aber aus angeführtem Grunde sich nicht dahin wagte, so kömmt doch Geld und Gut mit der Gesundheit und dem Leben, das mancher unvorsichtig aufs Spiel setzt, nicht in Vergleichung. Hat der Dieb mit seinem Raube das Haus verlassen und kommen uns endlich die Nachbarn zu Hülfe, so haben wir noch Hofnung, ihn verfolgt und den Raub abgejagt zu sehen. Weit sicherer würde der Dieb das Gestohlene fortschaffen, wenn er, wie es oft geschieht, die Leute im Hause binden und knebeln, und sie solchergestalt unfähig machen würde, um Hülfe zu rufen, oder, wenn er sie gar bei der gewagten Widersetzung ermordete.

Es müssen aber alle Bewohner des Dorfs von Obrigkeitswegen zur Verfolgung der Diebe angewiesen seyn, gegen die Saumseligen Strafen verhängt, oder, was noch besser ist, diejenigen, welche bei Verfolgung gefährlicher Diebesbanden den meisten Muth und Eifer beweisen, mit ehrenvollen Prämien belohnt werden.

J. A. Weppen.

Einige Vorsichtigkeitsregeln bei Erziehung eines guten Nelkensaamen.

(Ein Beitrag zu dem im 36sten Stück des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatze: Auf Erfahrung sich gründender Vortheil, viel und guten Nelkensaamen zu gewinnen.)

Es ist nicht so leicht, viel und guten Nelkensaamen zu gewinnen, als mancher es wohl glaubt. Mehrere einsichtsvolle Blumisten haben darüber viel Richtiges und Belehrendes in ihren Anweisungen bekannt gemacht. Dieses habe ich zu benutzen gesucht, und meine eigene Erfahrungen damit verbunden. Ich habe daraus folgende Regeln gezogen, die ich mit Vergnügen durch diese Blätter bekannt mache.

1) Man wähle zu Saamenmüttern Blumen von mittler Größe, von einer ganz reinen Grund- und nicht zu starken Zeichnungsfarbe, mit verschnittenem Blatte.

2) Diese setze man schon im Herbst in ihre Blühtöpfe in eine etwas magere Erde, lasse sie im Winter nicht treiben, und schütze sie im Frühjahre für Nachtfröste.

3) Sind diese vorüber, so stelle man die Töpfe ins Freie bis zum Aufblühen, und gieße sie nicht zu häufig.

4) Sobald sich die Blumen entfalten, stelle man sie in zwei Reihen hinter einander unter ein etwas hohes Obdach, wo sie vom Morgen bis Mittag Sonne und freie Luft genießen, jedoch gegen Nässe gesichert sind. Die beste Stellung dazu ist auf einem an einem Gebäude gegen Morgen angebrachte Blumenbeete.

5) Wer Kenntniß und Zeit genug dazu hat, thut wohl, sich der künstlichen Befruchtung, wozu Weißmantel, Moser u. a. gute Anweisungen gegeben haben, zu bedienen. Allein auch ohne diese wird guter Saame gezogen, wenn die Saamenmütter von den übrigen Blumen abgesondert stehen, und sich unter einander selbst befruchten können.

6) Wenn die Blume anfängt welk zu werden, reiße man, ohne jedoch die Saamenhörner zu beschädigen, alle Blätter heraus. Gemeiniglich fängt nach dieser Operation (welche auch oft die Ohrwürmer verrichten) die Saamenkapsel an zu wachsen, und tritt oft nach 14 Tagen schon zur Hülse heraus.

7) Alle Blumen, welche Saamenkapseln ansetzen, bleiben bis zur völligen Reife des Saamens unter dem Verdeck stehen.

8) Man

8) Man berühre die Saamenkapseln nicht zu oft und drücke sie nie.

9) Bei nassen Sommern, wie z. B. der des Jahrs 1795. war, löse man die äussere Hülse um den Saamenkapseln mit einer feinen Scheere vorsichtig ab, damit die Kapseln nicht mulstrig werden und die Ohrwürmer ihre Schlupfwinkel verlieren.

10) Man nehme die Saamenkapseln nicht eher ab, bis sie selbst aufspringen; als welches das sicherste Zeichen von der völligen Reife des Saamens ist.

Wer diese Regeln beobachtet, wird alljährlich eine Menge Saamen erziehen, und nicht nur seinen eigenen Bedarf bestreiten, soudern auch andern Liebhabern von seinem Ueberflusse mittheilen können.

E. C. L. Wdm.

Vorschlag zu einem Instrumente, durch dessen Hülfe man Mehl aus Kartoffeln am leichtesten erhalten kann.

Mit Vergnügen wird gewiß jeder Hausvater die im 6ten St. des diesjähr. hannöv. Magaz. enthaltene Abhandl. von dem Bau der Kartoffeln und deren Nutzen zum Brodbakken gelesen haben, wird dem ungenannten Verfasser im Stillen danken. Der Nutzen, aus Kartoffeln Mehl zu machen, ist allerdings groß, nur schade, daß man dabei noch auf keine bessere Behandlungsart, als die gewöhnliche, gedacht hat, daß es noch keinem geübten Künstler eingefallen ist, ein Instrument zu erfinden, wodurch das Mehl von den vielen wässerigten Theilen, welche die Kartoffel an sich hat, abgesondert werden, wodurch man sich die Mühe, die man sich bisher damit gemacht, und die vielleicht manchen, der sich gern des Geschäfts unterzogen hätte, abgeschreckt hat, erleichtern kann. Und wie viele Theile können bei der gewöhnlichen Behandlungsart, die Kartoffeln zu zermalmen, wenn man gutes Brod davon haben will, entweder gar nicht, oder zum wenigsten doch nicht gut benutzt werden. Ich kenne dagegen eine Maschine, wodurch man in kurzer Zeit ohne viele Mühe und Umstände die Kartoffeln zerreiben, und eine Menge verschiedener Sorten Mehl verfertigen kann, wovon das feinste das Weitzenmehl weit übertrift, und also zu dem schönsten Backwerke gebraucht werden kann. Nichts geht dabei verloren, als eine äussere zarte Haut der Kartoffel. Ich bin sogar erbötig, wenn sich einige entfernte Liebhaber zu dieser Maschine anfinden sollten, ihnen Modelle davon zu verfertigen, und in Haushaltungen in der Nähe die Maschine selbst zu machen.

Movers.

Hannöverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 2ten Mai 1800.

Einige Erläuterungen über unsern jetzigen Calender, die Art seiner Entstehung und Verbesserung bis auf die neuesten Zeiten.

Ein Beitrag zur genaueren Bestimmung des Urtheils über den Anfang des neuen Jahrhunderts.

Schon seit geraumer Zeit hat man sich sowohl mündlich als schriftlich viel über die Frage gestritten, mit welchem Tage sich eigentlich das jetzt laufende Jahrhundert endigt, mit dem 31ten Dec. 1799. oder des 1800sten Jahrs, und beide streitende Partheien, deren Anzahl vielleicht gleich stark seyn mag, glauben das vollkommenste Recht auf ihrer Seite zu haben. Auch in diesen öffentlichen Blättern von so großer Publicität hat man sich mit Gründen für beide Meinungen erklärt, und ich glaube daher, meine Gedanken nicht am unrechten Orte mitzutheilen, wenn ich anders zur richtigen Beurtheilung der streitigen Frage etwas beitragen kann. Ohne mich indeß zum Schiedsrichter aufzuwerfen, wozu ich mich weder berufen noch wichtig genug fühle, glaube ich bemerkt zu haben, daß bei vielen, denen die Sache keinesweges gleichgültig scheint, die ursprüngliche Einrichtung und allmählige Abänderung unsers Calenders, deren Kenntniß zur genaueren Bestimmung des streitigen Punktes so viel beitragen kann, bei weitem nicht bekannt genug ist. Mit Vergnügen ergreife ich daher die Gelegenheit, eine Sache aus einander zu setzen, die in so vieler Rücksicht eine genauere Entwickelung verdient, und woraus so manche fruchtbare Bemerkungen hervor gehen, unter denen ich nur allein diese anführe, daß man zugleich daraus ersehen kann, warum das Jahr 1800. ungeachtet es sich mit 4 dividiren läßt, dennoch keinen Schalttag erhält, welches von manchem übersehen, vielen aber ganz unerklärbar ist. Die Einrichtung dieser Blätter erlaubt es nicht, die Quellen, aus denen ich

schöpfte, bei jeder Behauptung anzuzeigen, ich kann aber in voraus versichern, daß ich mich auf keine andere, als zuverlässig geprüfte Gewährsmänner stütze, und ausserdem werde ich mich blos auf dasjenige einlassen, was sich allgemein verständlich und deutlich machen läßt.

So ausgemacht es ist, daß der größte Theil unserer Wissenschaften ursprünglich von den Griechen ausging, dann bei den Römern und von hier aus bei den übrigen europäischen Völkern ohne Ausnahme sich verbreitete, so dürfen wir doch den Ursprung unsers Sonnenjahrs nicht bei diesem so sehr cultivirten Volke aufsuchen, sondern vielmehr gleich bei den Römern anfangen, weil es ungewiß ist, ob diese ihre Zeitrechnung von den Griechen oder Hetruriern oder sonstigen benachbarten Völkern erhielten, eine Untersuchung, welche übrigens zur genaueren Bestimmung der Sache wenig oder gar nichts beiträgt. Um desto merkwürdiger aber ist die Untersuchung des römischen Calenders, weil dieser uns die Entstehung der Monatsnamen, so wie der Benennung der Tage und, was noch wichtiger ist, die Unbestimmtheit der Chronologie vor Christi Geburt mit vieler Deutlichkeit erklärt.

Die erste Einrichtung des Jahrs unter den Römern machte Romulus, der erste König und Erbauer der Stadt (Anno 753 — 723 v. Chr. Geburt). Er nahm zehn Monate an, deren sechs aus 30 = 180, vier aber aus 31 = 124, beträgt zusammen 304 Tagen, bestanden. Das Jahr fing mit dem März, einem dem Kriegsgotte Mars geheiligten Monate, an, und endigte sich mit dem December (dem zehnten Monate der Zahl nach), daher auch noch jetzt die vier letzten Monate, September (der siebende), October (der achte), November (der neunte) und December (der zehnte) Monat, diese Namen, die mit ihrer jetzigen Zahl gar nicht übereinkommen, beibehalten haben.

Eine Eintheilung dieser Art, die weder nach dem Laufe der Sonne noch des Mondes eingerichtet war, konnte sich unmöglich lange halten, und wurde daher schon unter dem zweiten römischen Könige, dem Numa (723 bis 671 vor Christi Geburt) abgeändert. Dieser gelehrte, für die gottesdienstliche und bürgerliche Einrichtung des römischen Staates so wichtige König, scheint sein Jahr dem Laufe des Mondes gemäß eingerichtet zu haben, doch so, daß es durch Einschaltungen kurzer Monate mit dem Laufe der Sonne übereinkam. Um die Anzahl der Tage, die in dem Jahre des Romulus so geringe war, beträchtlich zu erhöhen, und zugleich die geraden Zahlen aus den Monaten zu entfernen, welche man für unglücklich hielt, setzte

er

er noch 50 Tage hinzu, nahm den sechs Monaten von 30 Tagen einen Tag ab, so, daß nun ihre unglückliche gerade Zahl in eine ungerade verwandelt wurde, und vertheilte die neu hinzugekommenen 56 Tage unter zwei neue Monate, den Januar und Februar, woraus dann ein vollkommenes Mondenjahr von zwölf Umläufen des Mondes oder 354 Tagen entstand. Beide Monate hätten 28 Tage erhalten müssen, allein diese Zahl war eine unglückliche, und Numa ließ sie haben nur dem Februar als einem unglücklichen, den unterirdischen Göttern geheiligten Monate, setzte aber dem ersteren noch einen Tag hinzu, um die Zahl von 29 Tagen zu erhalten; ein Beweis, wie sehr man damals nach bloßer Willkühr mit der Abtheilung der Zeit verfahren konnte.

Auf diese Art entstand nun ein übercompletes Mondenjahr von 355 Tagen, dem zu einem Sonnenjahre ungefähr noch 10 Tage 5 Stunden 49 Minuten fehlten, und nach welchem man während der ganzen Zeit der römischen Republik rechnete. Die beiden neu hinzugekommenen Monate wurden durch einen unbekannten Zufall die ersten, und die ganze Reihe der Monate und ihre Bedeutung wurde folgende:

1) Januar war dem Janus, einem lateinischen Nationalgotte, dem Gotte des Jahres, geheiligt, welcher ein alter König Latiums gewesen seyn soll, nachher aber das Symbol der Zeit, der Ein- und Ausgänge, der Friedensschlüsse u. s. w. wurde. Von ihm erhielt der Monat seinen Namen.

2) Februar, von februare reinigen weil in diesem Monate das Volk durch ein allgemeines Sühnopfer von seinen Sünden gereiniget wurde.

3) März, der erste Monat des Romulus, dem Mars, seinem angeblichen Vater, und vorzüglichsten Schutzgotte Roms geheiligt.

4) April, dessen Ursprung zweifelhaft ist. Einige leiten ihn von der Aphrodite, der lateinischen Venus, ab, andere von aperire, eröfnen, weil in diesem Monate die Blüten der Bäume aufzugehen pflegen. Beide Meinungen sind im Grunde einerlei, eine Behauptung, deren genauere Erklärung hier zu weitläuftig seyn würde.

5) Mai, erhält seinen Namen von der Maja, einer Tochter des Atlas und Mutter des Götterboten Merkur, oder von maiores, die älteren, weil er den alten erwachsenen Bürgern der Stadt geweihet war. Eine gleiche Zweideutigkeit herrscht bei dem folgendem Monate, dem

6) Junÿ, welcher von der Juno, der vornehmsten römischen Göttin und Gemalin des höchsten Gottes Jupiter, oder von den junioribus, den jüngern Römern, seinen Namen erhalten haben soll.

Die sechs übrigen Monate wurden von ihrer Zahl, nemlich Quinctilis der fünfte, Sextilis der sechste und so weiter, wie oben angezeigt ist, benannt, ausgenommen, daß der Quinctilis anno 709. nach Roms Erbauung dem Dictator C. Julius Cäsar zu ehren, weil er in demselben gebohren seyn sollte, Julius; und der folgende, Sextilis, dem ersten Kaiser Augustus zu ehren, weil er in diesem Monate anno 724. nach Roms Erbauung den bürgerlichen Krieg mit der Eroberung Aegyptens, und funfzehn Jahre nachher sein Stiefsohn Tiberius die Rhätier eine germanische Völkerschaft (wahrscheinlich d. 29ten Augusti) besiegte, zum Andenken dieser Begebenheiten, August genannt wurde.

Noch andere Kaiser nach ihm versuchten es aus einem besondern Ehrgeize die übrigen Monate nach ihrem Namen zu benennen, allein dieses hat sich nicht erhalten, vielleicht weil ihre Verdienste nur bei ihren Lebzeiten aus Schmeicheley erhoben, nachher aber nicht weiter anerkannt wurden.

Numa sahe sehr bald durch die Beobachtung der Nachtgleichen, daß diese Einrichtung des Jahres mit dem Laufe der Sonne nicht übereinstimmte, indem besonders in kurzer Zeit die Frühlingsfeste in den Winter, und die Sommerfeste in den Frühling fielen. Er suchte daher dieser Unrichtigkeit durch einen Schaltmonat abzuhelfen, den er zwischen den 23ten und 24ten Februar durch die Priester, unter deren Aufsicht der Calender war, einschalten ließ.

So unbequem diese Einrichtung auch seyn mogte, so würde sie doch hinreichend gewesen seyn, den Gang der Jahre richtig zu erhalten, wenn die Priester nicht Gründe gefunden hätten, diese Einschaltung oft zu unterlassen, oft zu verlängern oder zu verkürzen, oder, mit einem Worte, nach regelloser Willkühr damit zu verfahren.

Die Ursache hievon glaubt man in der Einrichtung der Römer zu finden, vermöge welcher sie die öffentlichen Staatsgefälle, als Zölle, Contributionen und Steuern der verschiedenen ihrer Herrschaft unterworfenen Provinzen an Generalpächter, welche meistens aus den reichsten und angesehensten Familien der Ritter waren, zu verpachten pflegten.

Es kam nun sehr viel darauf an, ob jemand in sein Pachtjahr noch einen Schaltmonat erhielt, und wie viele Tage dieser enthielt, denn das

durch konnte sein Vortheil beträchtlich erhöhet oder verringert werden. Die Priester richteten hiernach also die Einschaltungen ein, und daher kam es, daß seit den Zeiten des Numa, bis auf den Dictator Julius Cäsar, in beinahe 700 Jahren, die Zeitrechnung in eine solche Verwirrung gerieth, daß dieser den Entschluß faßte, das Jahr auf das genaueste berechnen zu lassen, und sich hiezu des gelehrten Sosigenes, eines Mathematikers und Astronomen von Alexandrien, bediente.

Daß er sich gerade nach einem Gelehrten aus dieser Hauptstadt Aegyptens umsahe, hatte darin seinen Grund, weil dieses Land schon seit geraumer Zeit im Besitze des richtig berechneten Sonnenjahrs gewesen war; und überhaupt gebührt diesem Volke der Ruhm einer besseren Zeitbestimmung, so wie überhaupt der genauesten Einsichten in der Astronomie. Auch hier, (so wie in den meisten Ländern, die wir bisher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, worunter auch die meisten amerikanischen Völker mit gehören, wenn sie anders nur einigen Grad der Cultur hatten) war anfangs das Mondenjahr eingeführt gewesen, und ihre Mondgöttin Isis wurde daher als die älteste und heiligste aller ihrer Gottheiten verehrt.

In einem Lande, worin der Unterschied des Winters und Sommers, so wie des Abnehmens der Tage, wegen der grössern Nähe des Aequators weniger auffallend ist, als bei uns Nordländern, würden die Mondenjahre sich vielleicht unverändert erhalten haben, wenn nicht die sonderbare Eigenschaft des hauptsächlichsten Stromes in diesem so frühe cultivirten Lande, nach dem Laufe der Sonne in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten anzuschwellen, zu überschwemmen und wieder abzunehmen, wodurch diese übrigens fast unbewohnbare Sandwüste zu einem fruchtbaren Thale umgeschaffen wird, die Einwohner sehr bald durch seinen wohlthätigen Einfluß auf eine richtige, nach der Sonne bestimmte Zeitabtheilung aufmerksam gemacht hätte.

Diese Bemerkung, verbunden mit einer genauen Beobachtung der Gestirne führte sie daher zu folgender Einrichtung, die noch immer die Grundlage unsers Calenders ausmacht:

Zuerst nahmen sie acht höchste Gottheiten an, deren erstere, der Mendes oder Pan (das All) den ganzen gestirnten Himmel andeutete, die sieben übrigen aber Planeten bezeichneten, welche jedesmal eine Stunde des Tages regierten, und zwar in der Ordnung, daß der erste wieder anfing, wenn die Reihe zu Ende war. Derjenige, welcher den Tag anfing, war dann der Planet des ganzen Tages,

und so entstand denn die Folge der Tage, wie sie von Cäsar angenommen und nach dem Zeugnisse des Dio Cassius unter dem Kaiser Severus am Ende des zweiten Jahrhunderts allgemein eingeführt wurde, in der Reihe, wie die beigefügte Tabelle anzeigt.

Die Stunden der Tage	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoche	Donnerstag	Freitag
1	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus
2	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur
3	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
4	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn
5	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter
6	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars
7	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
8	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus
9	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur
10	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
11	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn
12	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter
13	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars
14	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
15	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus
16	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur
17	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
18	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn
19	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter
20	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars
21	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
22	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur	Jupiter	Venus
23	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Mercur
24	Mars	Mercur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond

Dieses ist also die abwechselnde Regierung der Planeten einer Woche, welche queer gelesen immer die richtige Folge der jetzigen Wochentage angeben, und gerade herab gelesen die genaueste Ordnung, die sie einmal angenommen haben, beibehalten.

Um

Um nun noch vollständiger und deutlicher zu werden, füge ich hier die ägyptischen und lateinischen Namen der Tage, nach den Gottheiten oder Planeten, denen sie geheilig waren, hinzu:

Namen.		
ägyptische.	lateinische.	deutsche.
Remphą	Saturn	Sonnabend
Pire	Sol	Sonntag
Pho	Luna	Montag
Erlosi / Moloch	Mars	Dienstag
Pierunis / Anubis	Mercur	Mittwoche
Pipaus	Phaeton / Jupiter	Donnerstag
Surot	Venus	Freitag

Diese allgemein anerkannten lateinischen Namen der Tage entstanden also aus den ägyptischen, indem Cäsar und Sosigenes diejenigen römischen Gottheiten aufsuchten, welche den ägyptischen ähnlich waren, und nach ihnen die Tage bezeichneten.

Es könnte uns dieses sehr gleichgültig scheinen, wenn nicht auch unsere deutschen Namen größtentheils aus den römischen entstanden wären, wie denn das nemliche nach der vorhergehenden Anzeige auch bei den Monaten geschehen ist. Der Ursprung der deutschen Namen ist nemlich folgender:

1) Sonntag, dies solis, von einem alten gothischen Worte Sunno, Sunna oder Sune, späterhin Sonne.

2) Montag, dies lunae, gothisch Mena, angelsächsisch Mona, späterhin Mond. Beide, sowohl Sonne als Mond wurden von den deutschen Völkerschaften angebetet.

3) Dienstag, dies martis. Hiebei verließen die Deutschen den Gebrauch der Römer, diesen Tag dem Kriegsgotte zu weihen, ungeachtet sie denselben gleichfalls verehrten, und benannten ihn von den Gerichtstagen, die unter ihnen gehalten wurden, nach einem altdeutschen Worte: Thinges, das Gericht; wenn man anders nicht annehmen will, daß der Kriegsgott Mars bei ihnen eben sowohl der Vorsitzer der Gerichte war, als bei dem Areopagus der Athenienser, welches sich übrigens nicht erweisen läßt.

Un-

Andere leiten ihn von Dienst (Heerendienst) ab, welches Wort im Angelsächsischen als Tywes vorkommt, als wenn an diesem Tage die Leibeigenen den Herren ihren Dienst hätten entrichten müssen. Keine von beiden Meinungen läßt sich mit völliger Gewißheit vertheidigen; doch hat die erste bei weitem die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

4) Mittwoche, dies mercurii, (die Mittwoche, nicht der Mittewochen) ein Name, welcher sich von selbst erklärt.

5) Donnerstag, dies jovis. An die Stelle des obersten Gottes Jupiter, in dessen Hand sich vorzüglich Blitz und Donner, als die schrecklichsten Naturbegebenheiten, die einem rohen und sinnlichen Menschen nur immer auffallen können, befinden mußten, setzen die Gallier den Taranis, wie sich dieses schon in dem alten Dichter Lucan findet, und aus diesem, oder dem Taran, ist wahrscheinlich Donner entstanden, so, daß also bei uns der Tag seinen Namen nach vom römischen donnernden Jupiter ableiten darf.

6) Freitag, dies veneris. So wie er bei den Römern von der Venus, der bekannten Liebesgöttin, seinen Namen erhalten hatte, so behielten auch die Deutschen den nemlichen Begriff, nur unter einem andern Namen, bei. Was bei jenen Venus war, das drückten diese unsere ersten Vorältern durch die Friga, Fria oder Freia aus, (welche von einigen für die Gemahlin des Haupt- und Nationalgottes Wodan gehalten wird, aus dessen Namen muthmaßlich unser jezziges Wort Gott entstand.) Nach andere Ueberbleibsel von dem Begriffe dieser Göttin finden sich in den Wörtern freien, (heirathen) frei (auch wohl fray, von Knaben gebraucht, welche schön und angenehm, und zugleich keine Sklaven sind, ein Ausdruck, welcher wahrscheinlich den viel ältern frank, wovon die Franken, nachher Franzosen, ihren Namen erhielten, und so viel als frei bedeutete, verdrängte) so wie endlich Friede, ein Bündniß der Liebe, und vielleicht andere mehr.

7) Der lezte Tag, Sonnabend, dies saturni, ist in gewisser Rücksicht einer der merkwürdigsten, weil die Erklärung desselben uns auf eine sonderbare, fast bei allen alten Völkern herrschende Sitte führt, den Anfang der bürgerlichen Tage nicht in die Mitte der Nacht um 12 Uhr, so wie wir jezt zu thun pflegen, sondern auf Sonnenuntergang festzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 5ten Mai 1800.

Einige Erläuterungen über unsern jetzigen Calender, die Art seiner Entstehung und Verbesserung bis auf die neuesten Zeiten.

Ein Beitrag zur genaueren Bestimmung des Urtheils über den Anfang des neuen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Wir finden diese Sitte unter andern bei den Juden und Römern, und am ausgezeichnetsten bei den ältesten Deutschen und Gallitern, denn diese zählen nach dem Berichte des Cäsars und Tacitus, denen schon damals diese Sitte auffiel, nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; sagten z. B. nicht nach 3 Tagen, sondern nach 3 Nächten, und feierten nicht, so wie wir, die Geburtstage, sondern Nächte. Natürlich fing also ihr heiliger, der Sonne geweiheter Tag, nicht des Morgens, sondern des Abends an, und der Tag also, an welchem sich der Untergang der Sonne und Anfang des neuen Tages anschloß, wurde von einem alten Worte aben oder aven, so viel als untergehen, Sonnabend genannt.

Diese so bestimmten Wochentage gingen also ursprünglich von den Aegyptiern aus, wurden von den Römern angenommen, und verbreiteten sich durch Kaufleute, christliche Missionaire, und die bei der Zerstörung des abendländischen römischen Kaiserthums allerwärts zerstreuten, theils Eingebornen, theils aus den nordischen Völkern vorher eingewanderten Römer auch unter den Deutschen; denn dieses ehemals so große und mächtige Volk nahm bei der immer größer werdenden Schwäche des Staats ausländische Truppen aus allen Völkern unter seine Armeen auf, die dann mit der Kenntniß römischer Sitten und Gebräuche versehen, zu ihren Landsleuten zurück kehrten.

Nach dieser Bestimmung der Tage und Tagesstunden kehren wir wieder zu den Aegyptiern und Römern zurück, um ihre Bestimmung der Monate kennen zu lernen. Die Aegyptier bezeichneten nach der Einführung des Sonnenjahrs ihre Monate nach dem Laufe der Sonne durch eins der Zeichen des Thierkreises, welche meistentheils von der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Landes und den Ueberschwemmungen des Nils ihre Namen und Sternbilder erhielten, und es entstanden daher 12 Monate, jeder von 30 Tagen, also 360 für ein Jahr. Die Namen ihrer Monate können uns nicht interessiren, weil sie mit den römischen nichts gemein haben, und diese letzteren von uns so angenommen und beibehalten sind, als sie schon Numa festsetzte, nur mit dem Unterschiede, daß Cäsar die Anzahl ihrer Tage vermehrte. Das ägyptische Jahr von 360 Tagen konnte mit dem genauen Sonnenlaufe nicht übereinstimmen, und die Aegyptier sahen dieses bald durch die Beobachtung des gleichzeitigen Aufganges der Sonne mit dem Sirius oder Hundsstern; weil sie aber von ihrer einmal getroffenen Einrichtung nicht abgehen wollten, so setzten sie dem letzten Monate, wenn die Sonne im Zeichen der Zwillinge steht, noch 5 Schalttage zu, und da auch dieses noch nicht genug war, so setzten sie wegen der noch übrigen 5 Stunden 49 Minuten dann und wann, ohne eine bestimmte Regel, noch einen Schalttag fest, wobei sie wegen ihrer genauen Beobachtung der Gestirne von der richtigen Zeitbestimmung nicht abweichen konnten. Nach der Schlacht bei Actium aber, in welcher Antonius und die berühmte ägyptische Königin Cleopatra überwunden, und nach welcher Aegypten zu einer römischen Provinz gemacht wurde, zwangen die Römer diese, an ihre alten Sitten, Gebräuche und Einrichtungen so fest gekettenen Einwohner des fruchtbaren Landes zur Annahme des julianischen, durch Cäsar bestimmten Calenders.

Cäsar, der schon oft erwähnte Beherrscher des römischen Staats, welcher bei seiner Freiheit, womit er die Gesetze des Volks unter die Füße trat, immer noch viel Gutes stiftete, setzte das Jahr auf 365 Tage, vertheilte diese in 12 Monate von ungleicher Länge, und so erhielten wir den jetzt noch gewöhnlichen Julianischen Calender.

Um die drei gemachten Einrichtungen besser zu übersehen, setze ich dieselben neben einander:

Das Jahr

	des Romulus	des Numa	des Cäsar
Januar	—	29	31
Februar	—	28	28
März	31	31	31
April	30	29	30
Mai	31	31	31
Junius	30	29	30
Julius	31	31	31
August	30	29	31
September	30	29	30
October	31	31	31
November	30	29	30
December	30	29	31
Summe	304	355	365 Tage

Um nun die zu den Zeiten der Republik so verwirrt gewordene Zeitrechnung wieder in Ordnung zu bringen, und dem ersten Januar, oder vielleicht der Nachtgleiche, einen richtigen Platz anzuweisen, verlängerte Cäsar das 707te Jahr der römischen Republik (3938te Jahr der Welt, 46te Jahr vor Christi Geburt) zu einer ausserordentlichen Länge. Er brachte in dieses Jahr

1) das gewöhnliche Jahr des Numa	—	355 Tage
2) den gewöhnlichen Schaltmonat	—	23 –
3) einen ausserordentlichen Monat	—	33 –
4) noch einen solchen Monat	—	34 –
Summe	—	445 Tage

Dieses Jahr hieß das Jahr der Verwirrung (annus confusionis), und von dieser Zeit an wurde der Julianische Calender eingeführt. Inzwischen war die Anzahl der Tage, nemlich 365, für ein vollkommenes Sonnenjahr noch zu klein, und Sosigenes setzte daher noch sechs Stunden hinzu, welche denn alle vier Jahr zusammengezählt einen Schalttag ausmachten. Hierin hatte der gelehrte Astronom geirret, denn da das Jahr nur 365

Tage, 48 Minuten, 45 Secunden, 38 Terzien lang ist, so hatte er sich hierbei um 11 Minuten, 14 Secunden, 32 Terzien, oder kürzer, um beinahe 12 Minuten verrechnet. Es blieb daher von dieser Zeit an allemal ein Schaltjahr von 366 Tagen, und so wenig dieses auch im Anfange auffallend scheinen konnte, so wurde es doch in einem Zeitraume von mehreren hundert Jahren bemerklich, indem es alle 400 Jahre drei ganze Tage beträgt.

Bei der tiefen Unwissenheit, in welcher das mittlere Zeitalter schlummerte, entdeckte man diese Verschiedenheit nicht, so leicht sie auch durch die Beobachtung der Nachtgleichen billig hätte in die Augen fallen sollen, und nur wenige wurden durch die Untersuchung der kirchlichen Feste, besonders des Osterfestes, auf die Unrichtigkeit der herrschenden Zeitbestimmung aufmerksam gemacht.

Diejenigen, welche darauf nach einander zu einer Verbesserung derselben aufforderten, waren Beda, ein gelehrter englischer Mönch am Ende des siebenden Jahrhunderts, und Roger Baco, gleichfalls ein englischer Mönch im dreizehnten Seculo, dessen Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie für die damaligen Zeiten keinesweges verächtlich waren. Weil indeß die ganze streitige Frage, besonders in kirchlicher Rücksicht, nemlich in Beziehung auf die Feste, aufgeworfen wurde, so war den Päbsten allerdings an der genaueren Untersuchung und Beantwortung derselben gelegen. Besonders nemlich entstand der Streit über die Zeit des Osterfestes, eine Sache, deren genauere Entwickelung, so wie die Erklärung der güldenen Zahl und Epakten, nicht hieher gehört, und welche ich nur in so weit hier bemerke, als sie dazu dienet, uns die Einmischung der Päbste in die Einrichtung unsers Calenders zu erklären.

Sixtus der fünfte fing zuerst an, die Sache ernstlicher zu betreiben, und forderte zu dem Ende den berühmten Johannes Regiomontanus auf, welcher durch seine gründlichen Kenntnisse einem thätigen Beförderer der Wissenschaften, dem Cardinal Bessarion bekannt und zum Bischofe von Regenspurg ernannt wurde, worauf er im Jahre 1475. den Ruf erhielt, nach Rom zu kommen, um das selbst den Calender zu berichtigen. Allein dieser Gelehrte, auf den Deutschland stolz seyn darf starb vor der Erreichung seiner Absicht im folgenden Jahre in seinem 47ten Lebensalter, nach der Vermuthung einiger, an erhaltenem Gifte.

Lange ruhete nun wieder die Sache, bis das Wiederaufleben der Wissenschaften am Ende des 15ten Jahrhunderts auch über die Gegenstände der

der Astronomie ein helleres Licht verbreitete. Hiezu kam der Ehrgeiz des Pabstes Gregor des 13ten, etwas ausserordentliches unter seiner Regierung zu Stande zu bringen, und beide Umstände zusammen genommen bewürkten denn die endliche Verbesserung des Calenders im 1582ten Jahre der christlichen Zeitrechnung. Die Art und Weise dieser anzustellenden Verbesserung setzte ihm ein veronensischer Arzt, Aloys Lili, aus einander, starb aber früher, als er seinen gemachten Plan selbst überreichen konnte, welches daher sein Bruder Anton Lili für ihn that.

Nun wurde eine Commission zur Prüfung und Beurtheilung des gemachten Plans festgesetzt, an deren Spitze der Cardinal Sirleti stand. Weil aber der Pabst nicht eigenmächtig und gewaltsam seine gemachte Verbesserung den Fürsten und Ständen der verschiedenen Reiche aufdringen konnte, so schickte er 1577. Abgeordnete an alle kathol. Regenten, machte ihnen die Sache bekannt, und erhielt allgemein so vielen Beifall, daß er durch ein Breve vom März 1582. den alten Julianischen Calender abschaffte, und dafür den neuen, nach ihm benannten Gregorianischen an die Stelle setzte.

In diesem Calender des neuen Styls nimt man an, daß allerdings jedes vierte Jahr ein Schaltjahr ist, oder wie man es gewöhnlich berechnet, daß alle diejenigen Jahre einen Tag mehr erhalten, die sich durch 4 dividiren lassen, mit Ausnahme der Secularjahre, denn von diesen ist allemal nur das vierte Jahr durch einen Tag vermehrt, die drei übrigen hingegen sind gemeine Jahre. Das letzte mit einem Schalttage versehene Secularjahr war also das 1600ste, und folglich müssen 1700, 1800 und 1900 gemeine Jahre werden, bis an das Jahr 2000, welches wieder ein Schaltjahr wird, und hierin finden wir also die Erklärung, warum das jetzige 1800ste Jahr keinen Schalttag hat. Auch dieses so eingerichtete Jahr ist noch immer um 27 Secunden zu lang, eine Verschiedenheit, die ganz unbeträchtlich ist, und in 3200 Jahren nicht mehr als einen Tag beträgt, so, daß alsdann 4 Secularjahre gemeine Jahre werden müssen.

Um indeß den eingerissenen Irrthum wieder gut zu machen, strich Gregor, und mit ihm alle katholische Fürsten, aus dem 1582ten Jahre 10 Tage hinweg, und man zählte nach dem 4ten October sogleich den 15ten, so, daß von dieser Zeit an der Julianische Calender um 10 Tage zurückblieb. Weil nun der letztere das 1700ste Jahr als ein Schaltjahr annahm, der Gregorianische hingegen als ein gemeines, so rückte dieser letztere in dem genannten Jahre um 11 Tage vor, und wird in diesem 1800sten wieder

um

um einen, und im Jahre 1900 noch um einen Tag weiter fortrücken, so, daß die ganze Verschiedenheit dann 13 Tage beträgt.

Hieraus ist es nun zu erklären, was eigentlich der sogenannte alte Maitag oder alter Michaelis ist, wonach die Gerechtsame der Landleute in Betreff der Hütungen öffentlicher Wiesen ꝛc. bestimmt sind, nemlich nichts anders, als der Maitag und Michaelistag nach dem Julianischen oder dem Calender des alten Styls. Diesem blieben auch die protestantischen Stände in Deutschland noch bis 1700 getreu; weil aber diese Ungleichheit der Zeitrechnung so viele Unbequemlichkeiten in Rücksicht des Handels und der bürgerlichen Geschäfte nach sich zog, so nahmen sie nun auch den Gregorianischen oder neuen Styl an, ließen die 10 letzten Tage des Februars und den Schalttag des nemlichen Monats, also zusammen 11 Tage, weg, und schrieben nach dem 18ten Februar sogleich den 1ten März. Großbritannien nahm ihn erst 1752. und Schweden das Jahr darauf an, so, daß er nun fast allgemein eingeführt ist, ausser in der griechischen Kirche, wo man noch immer der alten Einrichtung gemäß rechnet.

Die vom Gregor vorgeschlagene, und nunmehr allgemein eingeführte Verbesserung ging indeß nicht von dem Jahre aus, in welchem Cäsar den Calender einrichtete, sondern erst von dem 325ten der christlichen Zeitrechnung; denn in diesem Jahre soll die nicäische Kirchenversammlung, welche den bekannten Arius verdammte, und die Lehre von der Gottheit Christi begründete, die Nachtgleiche auf den 21ten März festgesetzt haben. Hätte er schon vom Cäsar angefangen, so wären noch mehrere Tage weggefallen, denn von diesem an gerechnet, bis auf den Pabst Gregor, beträgt einen Zeitraum von 1582 + 46 zusammen 1628 Jahren. Unter diesen sind 16 Secularjahre sämtlich durch einen Schalttag vermehrt, anstatt daß dieses nur allemal bei dem 4ten hätte geschehen sollen. Es hätten daher billig müssen 12 Tage, anstatt 10, ausgestrichen werden, und Roger Bacon irrte daher wohl nicht sehr, wenn er behauptete, daß im Anfange der christlichen Zeitrechnung die Nachtgleiche auf den 25ten März und September gefallen sey.

Zur genauern Bestimmung des Ganzen füge ich nun noch eine einzige Bemerkung hinzu, die manchem vielleicht unbekannt ist, nemlich über die Entstehung unserer Tagenamen, in so fern jeder besonders bezeichnet ist, als im Januar: Abel, Seth, Enoch, Methusalem und so weiter.

Wie schon oben bemerkt ist, stand der Calender bei den Römern unter der Aufsicht der Priester, die alsdann einen städtischen und ländlichen verfer-

tig-

zigten. Auf ersterem waren die Tage der Senats- und Volksversammlungen, die Fest- und Markttage, und überhaupt alles, was auf die Stadt Rom einige Beziehung hatte, letztere hingegen waren eine bloße Anzeige der ländlichen Feste und der Märkte, um die Landleute an die Tage zu erinnern, an denen sie ihre Früchte und Landesprodukte in der Stadt verkaufen konnten.

Wir dürfen uns hierüber so sehr nicht wundern, denn unsere Calender waren um die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst noch weit unvollkommener, und bestanden aus Schnüren, an denen durch Knoten die vorzüglichsten Feste bezeichnet waren. Bei der Verfertigung der römischen pflegten die Priester, als eine besondere Ehrenbezeugung, einige vorzüglich merkwürdige Männer in die Monate einzurücken und gewisse Tage zur Erinnerung an ihre Geburt oder an sonstige wichtige Begebenheiten nach ihnen zu benennen. Besonders geschahe dieses in späteren Zeiten bei den Kaisern, und als man nachher in der christlichen Kirche verschiedene ausgezeichnete Männer oder Frauen als heilig zu verehren oder zu canonisiren pflegte, so bezeichnete man nach ihnen einen Tag im Calender, um sich ihrer an demselben vorzüglich zu erinnern, und so erhielten alle unsere Tage, durch die Freigebigkeit der Päbste, die in spätern Zeiten die Canonisationen eben nicht sparten, einen besondern Namen.

Ueber die Art, wie die Römer ihre Jahre zu zählen pflegten, bemerke ich endlich noch, daß sie in den ältesten Zeiten nach der Beendigung eines jeden Jahrs einen Nagel in die Wand des capitolinischen Jupitertempels eingeschlagen haben sollen, eine Nachricht, die sich nicht mit Gewißheit verbürgen läßt. In der Folge zählten sie ihre Jahre nach den Consuln, oder obersten Magistratspersonen, deren Namen nebst den wichtigsten Begebenheiten durch die Priester in eigenen Jahrbüchern aufgezeichnet und verwahrt wurden.

Während der bürgerlichen Unruhen müssen viele derselben verlohren gegangen seyn, denn schon unter dem Kaiser Augustus bemerkten die Schriftsteller nicht selten eine Ungewißheit in der Folge der Consuln, allein wir können dennoch durch eine genaue Prüfung und Vergleichung des Ganzen die Chronologie mit einiger Zuverlässigkeit wenigstens daraus herstellen.

Diese Bestimmung der Jahre, sie nach den regierenden Consuln zu benennen, und von der Erbauung der Stadt Rom an zu zählen, blieb auch unter den ersten Kaisern üblich, bis die Christen diese Sitte verließen, und

von der Geburt Christi an die Zahl der Jahre zu bestimmen anfingen, welche nun erst, nach einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten durch Dionysius Exiguus berechnet, und seit dieser Zeit (540) als die wichtigste chronologische Periode angesehen wurde.

Munke.

Verzeichniß und Berichtigung einiger sehr gemeinen deutschen Sprachfehler.

Zu den sehr oft unrichtig gebrauchten Wörtern der deutschen Sprache gehört auch folgende:

1) schmelzen. Das Activum heißt in der dritten Person des Präsens: schmelzt, z. B. die Sonne schmelzt den Schnee. Es ist daher ein Fehler, schmilzt zu sagen. Dies ist das Neutrum, z. B. der Schnee schmilzt, d. i., er zerrinnt von der Wirkung der Sonne. Eben so im Perfectum, z. B. die Glut hat das Gold geschmelzt, nicht geschmolzen; denn das Gold ist in der Glut geschmolzen.

2) Schwellen und schwillen. Jenes ist das Activum, dieses das Neutrum. Hiernach muß man sagen: der Regen schwellet die Bäche; eine edle That schwellet unsre Brust; nicht schwillet; denn die Bäche schwillen vom Regen und die Brust schwillet, erweitert sich — das Herz wird gerührt — durch edle Thaten. So auch: der Regen hat die Bäche geschwellet; und die Bäche sind von seiner Wirkung geschwollen.

3) Auslöschen, verlöschen, erlöschen. Das erste ist das Activum, die andern beiden Wörter sind das Neutrum: die Lampe erlischt und das Feuer verlöschet. Der Wind aber löschet den Funken aus. Matth. 12, 20.

4) Verderben. Dieses Wort ist ein Neutroactivum: das stehende Wasser verdirbt. Ein verdorbener Mensch. Zu große Nachsicht verderbet die Jugend. Die Blüthen hat der Frost verderbet. Das häufig verdorben in dieser Verbindung ist nicht genau, weil dieses auf die leidenden Blüthen, jenes dagegen auf die Wirkung des Frostes sich beziehet.

Hassel. M...r.

Hannöverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 9ten Mai 1800.

Werden die Ehen im Himmel geschlossen?

Es giebt Vorstellungsarten, bei denen Verstand und Unverstand so bedenklich in einander eingreifen, daß man zweifelhaft wird, welchem von beiden man sie zuschreiben; und ob man sie in Schutz nehmen oder bestreiten müsse. Von dieser Art scheint auch der, jetzt vielleicht weniger, als zu unserer Väter Zeit gangbare Satz zu seyn, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Läßt man ihn gelten: so ist erstlich zu bedenken, ob nicht unsern ungern ehelosen Brüdern und Schwestern dadurch das Recht eingeräumt wird, den Himmel, zwar nicht, wie einst die Riesen den poetischen, durch auf einander gethürmte Berge, aber durch tief aufsteigende Seufzer und Klagen zu bestürmen, daß er nichts für sie beschlossen habe. Und werden sie im Himmel geschlossen, die Ehen: so scheint es, daß weder Aeltern noch andere ein Recht haben, gegen Verbindungen zu murren, die nicht standesmäßig, oder sonst mißfällig sind; wenn sie nach gemeinen Begriffen und Gesetzen doch für Ehen gelten. Blinder Glaube an Schicksal könnte eben so unvorsichtig hiebei machen, als es die Türken, aus gleichem Grunde, bei der Pest sind. Ja, auf Rechnung des Himmels, der sie geknüpft hat, möchte die Ehe bisweilen eben so leichtsinnig fortgesetzt, als angefangen werden.

Bei allem dem dürfen wir aber doch auch eine der allerwichtigsten Angelegenheiten der Erdenbewohner nicht so ausser aller Verbindung mit dem Himmel setzen. Nicht nur wegen der Rechte des Himmels, die auch wohl ohne unsere Anerkennung sich behaupten würden; sondern noch mehr darum, weil es für Menschen gefährlich ist, ihre Abhängigkeit zu vergessen, oder zu bezweifeln.

Aber läßt sich denn nicht auch hier Verstand und Unverstand, guter frommender Glaube vom einfältigen

und bethörenden Aberglauben unterscheiden? Diese Frage ist der Ueberlegung wohl werth.

Die allgemeine, und bei keinem vernünftigen Religionssystem zweifelhafte Bemerkung voraus gesetzt, daß, in einer Welt endlicher, zu höheren Vollkommenheiten stufenweise fort zu bildender Wesen, von einer weisen Regierung das Böse zwar zugelassen, aber nur das Gute allein gewollt oder an sich beschlossen seyn könne; sieht man, daß es bei der angezeigten Untersuchung darauf ankomme, nach statthaften Begriffen vom Guten und Bösen, Merkmale aufzusuchen, bei welchen auch Ehen nicht blos zugelassen, sondern im Himmel gebilliget und beschlossen scheinen können.

Das können denn freilich nicht solche Ehen seyn, die durch Laster und Schandthaten herbeigeführt, und dadurch nothwendig gemacht worden; wenn gleich einige derselben, zur Gutmachung des zugefügten Unrechts, von der Obrigkeit befohlen, und von christlich liebreichen Herzen mit frommen Wünschen begleitet werden. Oder solche, die in der Absicht, sicherer der Unsittlichkeit sich überlassen zu können, eingegangen werden. Auch diejenigen nicht, die um des leidigen Geldes willen, oder sonst einer niedrigen Absicht, oder blos aus Eitelkeit, oder in einem Anfalle von romanhafter Schwärmerei, mit kindischem Leichtsinne, gegen die klarsten Vernunftsgründe beschlossen würden.

Wohl aber können Ehen im Himmel geschlossen seyn, gegen welche die klügelnde Vernunft manches zu erinnern findet; oder gegen welche die engherzige Selbstsucht um so stärker sich auflehnet, je weniger Glaube und Vertrauen ihr Einhalt thun.

Ehen also, die die Nothwendigkeit auflegen, sich mehr einzuschränken, als im ehelosen Zustande nöthig gewesen wäre; es nicht mehr gestatten, so viel auf sein Vergnügen, auf Spiel, Wein, Kleiderpracht oder Lustreisen zu verwenden, als vorher geschah, weil Frau und Kinder ein neuer Gegenstand des Aufwandes sind; welchen Aufwand zu bestreiten, man auch wohl mehr arbeiten, vielleicht ohne Pferd und ohne Bedienten sich behelfen muß, die man, um der Mode und des bessern Ansehns willen, als Junggeselle halten konnte. Solche Ehen, bei welchen man, unter vernünftigen Einschränkungen, ehrlich und ehrbar durchkömmt, können nicht nur im Himmel geschlossen seyn, sondern sie haben diese Vermuthung im hohen Grade für sich.

Denn das ist, im höhern menschlichen Gesichtspunkte, eine der schönsten Seiten der häuslichen Gesellschaft, daß man darin nicht mehr so sich nur zu leben, nur auf sich, sein Vergnügen und seine Bequemlich-

ichkeit zu denken, sondern anderer sich anzunehmen, und anhaltend für sie zu sorgen, angetrieben wird. Nicht nur durch seinen mehr umfassenden Blick erhebt sich der Mensch über das Thier; sondern noch inniger und höher durch sein mehr umfassendes thätiges Wohlwollen. Zwar auch Thiere nehmen sich der Ihrigen an; und schrecklich ist es, wenn sie den Menschen beschämen. Aber dieser ist nicht nur eines auf Bewußtseyn, nicht auf blinden Trieb gegründeten Wohlwollens fähig; sondern Vorzug kann ihm auch dies werden, daß er mehr zu leisten hat. Eben dies anhaltende und regelmäßige Hinsehn auf andere ist es auch, was der liebevollen Thätigkeit des Hausvaters und der Hausmutter, in Vergleichung mit wohlwollenden Handlungen anderer Art, einen vorzüglichen Werth zusichert; weil sie um so weniger das Werk vorübergehender Aufwallungen oder fremder Anreizung scheinen kann.

Abschreckend und freudenlos kann um dieser nöthig werdenden Einschränkungen willen der Ehestand nur so lange scheinen, als man die Freuden noch nicht kennt, die der unausbleibliche Lohn jeder willigen Pflichterfüllung sind, und die eben daher entstehende Heiterkeit des Geistes, ohne welche so viele andere Freuden nicht, oder nur halb, empfunden werden.

Wer aber diese Gefühle und höhere Ansicht der Menschheit kennt, wird die noch mehrern Arten des Zwanges, welche der Ehestand mit sich bringt, vielmehr segnen, als zur Anklage machen; den Zwang — wenn Pflicht ja so heissen soll — in Absicht auf das ganze sittliche Betragen, in Reden und Handlungen. Es ist nicht nur leichter, seine Unsittlichkeiten vor der übrigen Welt zu verbergen, als vor Ehegatten und Kindern; sondern vor diesen schlecht zu erscheinen, scheuen gewiß die meisten Menschen sich mehr, als sie jedes andere Urtheil fürchten. Ist dies noch nicht Tugend: so ist es doch Entfernung vom Laster, Anfang und erste Bedingung eines sittlichen Lebens. Kein vernünftiger Mensch wird die Ehe zur allgemeinen Bedingung der Sittlichkeit machen. Es läßt sich sogar, unter gegebenen Voraussetzungen, höhere engelreine Tugend in der Entsagung denken. Aber leugnen wird doch kein unpartheiischer Menschenkenner, daß, um der angeführten Gründe willen, das ehelige Leben, im Durchschnitte, der Sittlichkeit weit zuträglicher sey, als das ehelose; und daß also in dieser Hinsicht die Ehen, wenn sie auch sonst manches gegen sich haben, wohl scheinen können, im Himmel geschlossen zu werden.

Aber wenn die Ehe die Freuden gar nicht gewährt, welche doch, in der Ordnung der Natur, Entschädigung für die unvermeidlichen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten derselben seyn sollten; wenn der Gatte,

statt Gehülfe zu seyn, durch Schwachheit und Gebrechen, des Leibes oder der Seele, die drückendste Last wird; wenn die Kinder, durch anhaltende Krankheiten, oder, was noch weit schlimmer ist, Widersetzlichkeit gegen alle älterliche Ermahnungen, Vereitelung aller guten Absichten und Bemühungen, Kummer und Herzeleid verursachen?

Da — könnte bisweilen wohl der Verdacht entstehen, daß die Verbindung nicht des Himmels, oder seiner Statthalterin auf Erden, der Vernunft, Werk sey. Wenigstens wo sich dergleichen Etwas, bei Erwägung der physischen und moralischen Beschaffenheit des Ehegatten, hätte können voraus sehen lassen; und diese Hinsicht andern, minder wichtigen, aufgeopfert wurde.

Wo aber dies nicht der Fall ist; da mögen solchen schweren Leiden unterworfene Aeltern und Ehegatten zwar glücklicheren immerhin Gegenstände eines gerechten Mitleidens und dankbarer Anerkennung ihrer mindern Bürde seyn.

Aber weit entfernt, den Trost ihnen zu entziehen, daß der Himmel ihre Ehe gewollt habe, können wir vielmehr die stärksten Beweisgründe dafür aufstellen. — Denn, was erstlich physische Uebel anbelangt — ist es nicht immer seliger zu geben, als zu nehmen; höhere Freude, zu helfen, als sich helfen zu lassen? Knüpft etwas zärtlichere Bande, als treuer Beistand und hülfreiches Mitleiden? Sind die stilleren Freuden in den bessern Stunden des Krankenlagers, in den Stunden der Genesung und Erholung nicht unendlich mehr werth, als die rauschenden Freuden, unter welchen bisweilen auch Ehegatten einander fremde werden, oder Aeltern ihre Kinder vergessen? Ist der sanfte Kuß, unter dankbarer Erhebung des nassen Auges zum Himmel, für den wieder geschenkten Gatten, nicht allerausgestandenen Angst noch ungleich besser werth, als mancher feurige Kuß dessen, was er gekostet hat, oder kosten wird? Und wird nicht das mit größerer Mühe erhaltene, sowohl als das mit Schmerzen geborne, Kind oft der Liebling seiner Aeltern?

Schwerer zu tragen sind freilich die moralischen Uebel an Kindern und Ehegatten. Dafür aber ist mehr Grund zur Hofnung da, daß sie sich, durch weise Behandlung, wenn auch nicht auf einmal oder völlig, doch allmählig, und um vieles verbessern lassen. Und welcher Zuwachs häuslicher Glückseligkeit, wenn unserer standhaften Geduld und unermüdeten Sorgfalt dies gelingt! Vor allem muß man sich hiebei nur auch vorsehen, daß man nicht am Ehegatten oder Kinde für Fehler halte, was es nicht ist; oder den wirklichen Fehler im Unmuthe sich vergrößere. Eigenliebe und Eingeschränktheit der Begriffe

griffe verführen zu leicht, alles nur nach besondern Absichten oder nach seiner besondern Denkart zu würdigen; nicht daran zu denken, daß Verschiedenheit der Charaktere zum Plane des Weltalls gehöre. Zum Vortheil der Liederlichkeit und trägen Sorglosigkeit kann nur Leichtsinn und grobe Unwissenheit dies mißbrauchen. Die Vernunft wird die absoluten Gesetze der Sittlichkeit dabei nie ausser Acht lassen. Aber eben sie verbietet, Menschen nur darum für schlecht zu halten, weil sie uns Mühe machen; weil sie nicht sind, wie wir, die wir nicht ihre Fehler, aber vielleicht auch ihr Gutes nicht haben.

Auf den schlimsten Fall aber bleibt es doch auch unter diesen allerschwersten Prüfungen möglich, unsere Tugend zu üben und zu stärken. Und wer weiß, ob nicht gerade solche Leiden zu ihrer Reinigung und Befestigung nöthig waren; weil die andern uns zu wenig zu schaffen gemacht, nicht genug vor Stolz und sorgloser Sicherheit uns bewahrt haben würden, den letzten Gefahren der menschlichen Tugend.

Hier läßt sich auch zur Ermunterung derjenigen eine frohe Aussicht eröffnen, die ohne Einwilligung des Himmels ihre Ehe anfingen. Sie können eine nachfolgende Genehmigung desselben sich versprechen, wenn sie Freuden und Leiden vernünftig gebrauchen; sonderlich die letzten zur Besserung, in aller Stille und Demuth — ohne einer dem andern Vorwürfe zu machen; und überhaupt alle ihre Pflichten standhaft und redlich erfüllen.

Endlich diejenigen, für welche der Himmel keine Ehe beschlossen hat und schließen zu wollen scheint, thun am besten, wenn sie die schlimmen Seiten des ehelichen Lebens fleißig beherzigen, die Widerwärtigkeiten, die darin vorkommen können, und denen sie vielleicht unterzelegen wären. Denn jede Sache von der rechten Seite ansehn, ist ein Hauptstück der menschlichen Weisheit. Und diese rechte Seite ist? — Immer diejenige, bei der wir am wenigsten in Gefahr sind, unnöthig uns zu quälen; am wenigsten gehindert werden, das Gute zu stiften, was wir nach unsern Kräften und Verhältnissen stiften können.

F.

Von einer Oelpflanze.

Im osnabrückschen Amte Fürstenau, in den Kirchspielen Gehrde, Badbergen und dazu gehörigen Dorfschaften, bauet man Rubbik, nach plattdeutscher dasiger Mundart Runen genannt, vielleicht dasselbe Gewächs,

was

was hier und da in den Saamenverzeichnissen unter dem Namen Oelkohl vorkömmt. Es erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß, ist sehr blätterreich und wegen der Aehnlichkeit der Blätter, Blüten, der Farbe und des Saamens ohne Zweifel eine Species der Steckrübe, die man Kohlrabi unter der Erde nennt. Es wird im Anfange des Junius reif, da man denn das Land, worauf es gestanden, anderweitig nutzen kann. Man säet es im Anfange der Ernte, und nach derselben setzet man in der Entfernung, wie hier im Hannöverischen den mittelmäßig starken hohen Braunkohl, die Pflanzen auf die abgeernteten Kartoffelfelder oder anderes Garten- oder Feldland, das in gutem Stande ist, welches vortheilhafter, als das dünne Aussäen gehalten wird. Besitzer grosser Höfe bepflanzen ganze Morgen damit. Da man nun von Gartenbeeten, die 24 Quadratfuß halten, häufig 1 Hbt. Saat erntet, der mehr Oel als die calenbergische Winterrübesaat giebt, so ist der Vortheil mit dem Ertrage jener Winter- oder Sommersaat verglichen, bei weitem überwiegend, indem man die Ausbeute des letztern bei guten Jahren nicht leicht über 6 Hbt. auf den Morgen zu rechnen pflegt, auch, da sich der Rubbik weiter ausbreitet, und der Saame dem hiesigen Kohlsaamen gleichet, ungleich weniger zur Einsaat, als von jener bedarf, wozu auf 1 Morgen 1 Metze genommen zu werden pflegt. Der Boden ist allhort schwarze Gartenerde, mit etwas mehr Sand, als bei gutem Boden im Calenbergischen vermischt, und ist wohl kein Zweifel, da die Steckrübe bei uns gut geräth, daß nicht auch dieses Gewächs auf gutem Boden, etwa im verdüngeten Brachfelde einschlagen sollte.

Dem Verfrieren ist er nicht mehr und nicht weniger, als die Wintersaat, ausgesetzt. Wenn er bei gutem Herbste zu stark wird, so pflegt man die Seitenblätter, nicht aber den Herzpoll, abzuschneiden, theils, um ihn zur Fütterung zu gebrauchen, theils, um der Fäulung vorzubeugen, und dem Ungeziefer seine Zuflucht darunter im Winter zu benehmen.

Man füttert auch damit das Hornvieh grün, und schneidet ihn sodann an der Erde ab, da er dann freilich nicht wieder wächst, gewinnet mehreres und wohlschmeckenderes Oel, das man zu Eierkuchen gebraucht, und finden die Bienen allhort die reichlich, sie Nahrung darin, wie denn auch schon hie und da in unserm Vaterlande von Bienenfreunden große Stücke Landes zu Steckrüben mit ausserordentlichem Nutzen gewidmet wurden. Die Wurzel ist etwas knollicht, aber ungleich kleiner, als die von der Steckrübe, und, wenn der Saame reif ist, stockig und unbrauchbar, jedoch das Kraut wiederum zur Gewinnung des Düngers viel brauchbarer, als von hiesiger Saat, indem es starke Stengel hat.

Mimt

Nimt man alles dieses zusammen, so scheint unstreitig dieses Gewächs auch für unser Land ein sehr zu empfehlendes Surrogat für die Rübesaat zu seyn, und wird, wenn man es auch pflanzen will, den freilich grösseren Aufwand von Zeit und Kosten dennoch reichlich belohnen. Der Einsender, in einer guten calenbergischen Gegend wohnhaft, wird wenigstens den Versuch machen, und den Erfolg in diesen Blättern mittheilen.

B.

Bewährtes Mittel wider das Aufblähen des Rindviehes durch übermäßige Kleefütterung.

Zufälliger Weise fand ich vor zwei Jahren in einem fuldaischen Kalender vom Jahre 1790., daß der dasige Landesherr seinen Unterthanen durch denselben folgendes sehr bewährtes Mittel wider das Aufblähen des Rindviehes durch übermäßige Kleefütterung bekannt machen ließ:

„Nimm ein Quentchen Agleisaamen, Akelei, Aquelei, Aquilegia vulgaris Linn., stoße solchen und mische ihn unter frische Butter, dann ein Stück Brod, laß 20 bis 30 Tropfen Steinöl darauf fallen, streiche hernach die mit dem Saamen vermischte Butter auf dieses Brod, und stecke es dem aufgebläheten Thiere ins Maul.“

Neugierig, dieses Mittel bei etwa vorfallender Gelegenheit zu versuchen, ließ ich im Frühjahre 1797. ein Paar Loth Agleisaamen von dem Saamenhändler Wrede in Braunschweig kommen und säete solchen, da dessen Pflanzen den Winter über dauern, zu Ende des Septembers auf ein kleines Beet, und verpflanzte die jungen Pflanzen im folgenden Frühjahre auf meine Rabatten im Garten. Die Blumen, die dieses Gewächs hervorbrachte, und auf denen sich die Bienen häufig einfanden, waren glockenförmig, weiß, veilchenblau, blau, roth, theils einfach, theils gefüllt. Den Saamen, der in der Mitte des Septembers reif wurde, klein ist, und schwarzglänzend aussieht, sammelte ich ein, und hob ihn sorgfältig auf. Auch ließ ich nun für 3 Groschen Steinöl aus der Apotheke kommen.

Im Monat Mai des vorigen Sommers kam der Kuhhirte meines Orts zu mir, und klagte, daß er jetzt seine liebe Noth hätte, denn so viele Kühe im Dorfe hätten das

Sticke-

Stickeblut und wären wie eine Tonne aufgeblasen, welches ohne allen Zweifel von der jetzigen Fütterung des jungen Klees herkommen müßte; alle seine bisher gebrauchten Mittel hätten nicht so recht helfen wollen, und es wäre noch eine Kuh im Dorfe, die, wenn ihr nicht bald geholfen würde, unfehlbar krepiren müßte. — Geschwind holte ich mein Glas mit Steinöl und meinen Agleisaamen herbei; mog von letzterm ein gutes Quentchen ab, stieß solches in einem Mörser etwas fein, und mischte denselben unter einen Eßlöffel voll frische Butter; träufelte nun 30 Tropfen Steinöl auf ein Stückchen grobes Brod, strich die mit dem Agleisaamen vermischte Butter auf das Brod und gab es dem Kuhhirten mit dem Bedeuten: dieses beschmierte Stück Brod der aufgebläheten Kuh sogleich ins Maul zu stecken.

Dieser schoß nun wie ein Pfeil aus meinem Hause zu seiner kranken Patientin, und kam desselben Tages, gegen Abend, mit der erfreulichen Nachricht wieder zu mir, daß mein Mittel doch probat wäre, denn es hätte auf der Stelle geholfen, und die kranke Kuh wäre jetzt wieder ganz munter. Einige Zeit hierauf rettete dieses Mittel noch 6 Kühen hier im Dorfe das Leben, und hat also dadurch, wenigstens nach meiner, durch Erfahrung bestätigsten Ueberzeugung, seine vortrefliche und schnell wirkende Hülfe bewiesen.

Es wäre daher sehr zu wünschen, daß jeder Landprediger jährlich in seinem Garten einen kleinen Vorrath Agleisaamen aussäete, und auch beständig ein Glas Steinöl in Bereitschaft hätte, um im Fall der Noth den lieben Landleuten durch dieses in der That bewährte und wohlfeile Mittel den Verlust so manchen schönen Stück Viehes ersparen zu helfen.

Hannöverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 12ten Mai 1800.

Ueber die zweite Auflage der Lieder für Volksschulen und die Grundsätze ihrer Bearbeitung;

von

A. L. Hoppenstedt,

Superintendent zu Stolzenau in der Grafschaft Hoya.

Der Entschluß, eine Sammlung von Volksliedern zum Gebrauch in Schulen zu bearbeiten, ward zu einer Zeit von mir gefaßt, wo das Bedürfniß solcher Lieder, in dem Verhältniß, in welchem ich stand, zu deutlich mir ward, als daß die Ausführung des Plans hätte verschoben, oder demselben ganz die Sorgfalt gewidmet werden mögen, die allerdings dazu erforderlich war.

Es war mir genug, nur erst ein kleines Buch zu besitzen, an welchem diejenigen ersten Uebungen des Gesangs vorgenommen werden konnten, wie sie damals für die Alumnen des Schullehrerseminarii zu Hannover, so wie für die der Seminarienschule nothwendig schienen, und vorgeschrieben waren.

Unter solchen Umständen konnte es daher nicht anders seyn, als daß die Sammlung der Lieder für Volksschulen, welche im Jahre 1793. von mir herausgegeben ward, ihre Mängel haben mußte. Indeß war dennoch das Buch in der ersten Auflage bald vergriffen, und dadurch, so wie durch ähnliche Sammlungen, die demselben folgten, das Bedürfniß eines solchen Buchs für Schulen um so mehr bei mir entschieden; aber die Verpflichtung zugleich, dem meinigen allen Fleiß zu widmen, um so angelegentlicher mir geworden.

In dieser Absicht verhinderte ich eine zweite Auflage des Liederbuchs in der Gestalt, in der es nun war; und suchte hingegen zur Bearbeitung einer durchaus verbesserten Ausgabe zu

thun, was mir möglich fiel; und dabei sowohl die mir bekannt gewordenen öffentlichen Beurtheilungen als die besondern Bemerk. zu benutzen, die auf mein Ersuchen von mehreren schätzbaren Männern mir zugegangen waren.

So war denn im Jahre 1796. das Buch völlig ausgearbeitet, und zum Abdruck desselben mit einer Buchhandlung bereits Abrede genommen, als in meiner äussern Lage eine Veränderung vorging, die in jeder Absicht zu wichtig für mich war, als daß ein bedeutender Einfluß derselben auf die Bearbeitung eines für die Volksjugend bestimmten Buchs nicht gleichermaaßen mit Grunde hätte erwartet werden mögen; und so ward demnach die Herausgabe desselben abermals hinausgeschoben.

Theils der Zusammenfluß neuer Geschäfte und Berufspflichten, theils die zunehmende Ueberzeugung von den Mängeln meiner Arbeit, hielten jetzt eine Zeitlang mich ab, sie aufs Neue einer Prüfung zu unterwerfen, welche nicht anders als mühsam ausfallen konnte.

Nur nach und nach war ich im Stande, mich derselben zu unterziehen; und so entstand die zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der Lieder für Volksschulen, welche nunmehr abgedruckt ist.

Mancherlei Rücksichten haben mich bewogen, eine ausführliche Nachricht über den dabei zum Grunde liegenden Plan nicht zuvor öffentlich bekannt zu machen, indeß glaube ich jetzt um so weniger solches unterlassen zu dürfen, da die Vorrede in dem Buche selbst, seiner Absicht nach, nicht eben von dieser Seite schien gefaßt werden zu können. Was

I. die Lieder an sich selbst betrift, so schien es

1) vor Allem nothwendig, der neuen Ausgabe mehrere Vollständigkeit zu geben. Es war zwar nie meine Absicht, und ist es noch jetzt nicht, der Jugend des Volks ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem für alle Fälle die ernsthafte oder heitere Laune, um sich auszulassen, ein Lied zu Hülfe ziehen könnte; so wie es überhaupt mir scheinen will, daß in allen Fällen weder gesungen werden könne noch solle; indeß ist es doch augenfällig, daß die erstere Sammlung ihrem Zweck, wie eingeschränkt er auch gedacht werden mag, keinesweges ein Genüge leistet, und manche Lücke allzu sichtbar unausgefüllt gelassen hat. Es ist z. B. in derselben mit keinem Liede des Bürgerstandes gedacht; so wie manche andere Gegenstände mit zu großer Aengstlichkeit unberührt geblieben sind, die in einem Buche, das ganz eine moralisch-religiöse Tendenz hat, von dieser

dieser Seite behandelt und dargestellt, einer günstigen Einwirkung auf die Cultur der Gefühle fast nicht verfehlen können. In dieser Hinsicht ist daher in der neuen Ausgabe z. B. der ehelichen und jugendlichen Liebe neben der kindlichen und freundschaftlichen in einerlei Verbindung und mit einerlei Ernst Erwähnung geschehen, so wie durchgehends in Absicht der menschlichen Pflichten wie der menschlichen Freuden, auf möglichste Individualität Rücksicht genommen ist.

Bei dem Gesetz der Vollständigkeit aber schien nunmehr

2) in Hinsicht der Auswahl der Lieder eine um so größere Aufmerksamkeit nöthig zu werden, als sonst leicht die Noth auch in diesem Falle kein Gesetz hätte kennen mögen. Es durfte der wesentliche Zweck des Buches, als für Schulen bestimmt, nicht aus den Augen gelassen, und ein Lied so wenig um seines dichterischen Werths überhaupt, als um seiner Zweckmäßigkeit willen für das Volk, in die Sammlung aufgenommen werden, sobald es anderweit mit jenem Zweck unvereinbar schien.

Was nemlich bei Liedern, die für den großen Haufen des Volks bestimmet sind sowohl den ganzen Inhalt als einzelnen Wendungen und Ausdrücken nach keinesweges beseitigt werden darf, um ihnen eben das wesentlichste Attribut nicht zu entziehen, wodurch sie den alten größtentheils nutzlosen Liedern am sichersten den Preis abgewinnen; dieses Alles muß vielfach aus dem Liede für die Schule des Volks wegfallen, das für einen noch unverdorbenen Geschmack berechnet ist, welchem bei Zeiten eine edlere Nahrung verschafft werden soll.

Indeß muß diese Forderung keinesweges auch zu weit ausgedehnt, und die Jugend durch das Lied über das Ziel hinausgeführt werden, indem man sie zu demselben nur erheben, und demjenigen entziehen will, was ästhetisch oder moralisch niedrig ist, und für keine Menschenclasse gehört.

Popularität, so schwer sie ist, muß immer für den Gedanken wie für den Ausdruck das Ziel der Bemühung bleiben. Es darf, so weit es möglich fällt, nicht eine Stufe überschritten werden, um die Leser zu demjenigen zu führen, was man für sie zweckmäßig hält, wenn nicht die Sache eine ganz verkehrte Ansicht oft gewinnen, und mit Vorurtheil zurückgewiesen werden soll. Alle Bemühung aber für die Cultur der untern Stände scheint nicht genugsam empfohlen werden zu können; die Fäden gelinde aufzulösen, woraus ihre Systeme zusammengesetzt sind, und im Zerlegen sie noch zu prüfen; aber wahrlich nicht sie zu zerschneiden.

Es ist gar nicht Alles dabei verwerflich, was von weitem oft so scheint. Aber eine richtigere Ansicht der gewohnten Gegenstände ist überall eigentlich die Sache, worauf es ankommt; nicht eben eine Heranziehung neuer, der Theorie freilich oft nahe scheinender, aber doch wirklich für das recht betrachtete Bedürfniß noch fern liegender Gegenstände.

Das wesentlichste scheint in dem sich zu vereinigen, daß den intellectuellen Kräften eine moralische Richtung gegeben werde. Die Thätigkeit nemlich, in welcher diese sich befinden, isolirt und ohne den Einfluß von Kenntnissen wirkend, bringt eine Uebung und Fertigkeit hervor, wie man sie kaum vermuthen mag, und wobei eine moralisch-religiöse Leitung um so nothwendiger wird. Wo jene Popularität im Ausdruck aber fehlt, wird es größtentheils vergeblich seyn, durch erläuternde Anmerk. den Mangel zu ersetzen, indem solche gar zu leicht gänzlich übersehen, oder in den gehörigen Zusammenhang mit der zu erklärenden Stelle nicht gebracht werden.

Durch solches Alles aber wird ein Buch zugleich an Nutzbarkeit für gebildetere Stände, die bei dem meinigen nicht beseitigt werden durften, mehr gewinnen als verlieren, indem in allem Stande Klarheit und Würde des Ausdrucks, verbunden mit Reinheit und Gemeinnützigkeit der Sache, immer den wahren guten Ton ausmacht. —

Und dieses Alles ist es nun, was mich bewogen hat, manche Lieder der ersten Auflage aus der zweiten gänzlich hinwegzulassen, so wie erläuternde Bemerkungen, welche zuvor nur allzu sehr gehäuft waren, so viel als möglich zu verhüten.

Jenes Alles aber ist es auch, was mich entschuldigen wird, wenn ich fast durchgängig in den Liedern, sowohl den ältern als den neu hinzugekommenen Veränderungen, zum Theil ungern mir erlaubt habe; so wie auch der Gesichtspunkt dadurch mag bezeichnet werden, von welchem die Beurtheilung der selbst verfaßten Lieder ausgehen wird.

Die Opfer waren an sich schon hart genug, die der Bestimmung des Buchs in Hinweglassung vieler trefflichen Lieder, die beim Sammeln sich darboten, gebracht werden mußten; wie sehr würden sie durch eine gänzliche Aufopferung des Gegenstandes vergrössert worden seyn.

Endlich aber schien gleichermaaßen

3) auf mehrere Ordnung in der neuen Ausgabe Bedacht genommen werden zu müssen. Mag es immerhin ausser dem Plan dieser Sammlung liegen, ein gewisses scharf gehaltenes System in den Liedern durchzuführen, so muß doch die ganz regellose

lose Anordnung derselben, wie sie in der ersten Ausgabe Statt findet, den Gebrauch des Buchs in den Schulen ungemein erschweren, und auch die allgemeinste Uebersicht desjenigen, was in demselben etwa zu finden ist, beinahe unmöglich machen. Diesem gemäß sind in der neuen Ausgabe sämtliche Lieder in drei Abtheilungen gebracht, deren jede ein für sich bestehendes Ganze ausmacht.

Erste Abtheilung. Lieder von der Schule überhaupt. Solche Lieder, welche eine ganz unmittelbare Beziehung auf die Schule haben.

Zweite Abtheilung. Lieder christlicher Weisheit und Tugend. Es dürften hier nur wenige Gegenstände der christlichen Sittenlehre übergangen seyn. Lieder über die christliche Glaubenslehre gehören zwar nicht in den Plan; indes habe ich dennoch gemeint, der Vollständigkeit halber, einige solcher Lieder, das Allgemeinste und Wesentlichste enthaltend, zur Einleitung voranschicken zu müssen.

Dritte Abtheilung. Lieder frommer Fröhlichkeit, für allerlei Alter, Zeiten, Stände, Geschäfte und Gelegenheiten. Lieder, welche ganz ausschließlich der Ergiessung froher Empfindungen gewidmet sind.

Ueber die ganze Sammlung gewährt ein doppeltes Register, eins in systematischer und eins in alphabetischer Ordnung, die nöthige Uebersicht. Was

II. die Form betrifft, in welcher die Lieder erscheinen, so ist diese wie zuvor beibehalten; nur, daß dabei auf den doppelten Nebenzweck des Buchs, als Lesebuch den Kindern in die Hände gegeben, und für Gedächtnißübungen zugleich brauchbar gemacht zu werden, mehr wie zuvor schien Rücksicht genommen werden zu müssen.

1) Es ermüdet, wie mich dünkt, nichts mehr, als ein Buch, in welchem Lied auf Lied ununterbrochen folgt; aber es scheint ein solches Buch als Lesebuch nur eine sehr einseitige Nutzbarkeit zu haben. Wer indeß die Lage der Volksschulen kennt, wird es wißen, wie bei jedem neuen Buche, das die Schulen erreicht, der Zweck, zum Lesen es zu benutzen, mit jedem andern etwanigen Zweck gar zu gern verbunden wird. Hierauf glaubte ich bei einer neuen Bearbeitung Rücksicht nehmen zu müssen. Dazu kam, daß die vermehrte Zahl der Lieder (von 100 auf 270) so wie die Verschiedenheit des Inhalts eine gleichförmige Einleitung durch Bibelsprüche theils nicht mehr zuließ, theils aber auch so manches Lied zum Gebrauch in Schulen gar zu leicht isolirt

für

für sich bastand. Dieses alles brachte daher den Plan hervor, das Buch, unbeschadet der vorigen Einrichtung, mit Geschichten zu durchweben, und solche, abwechselnd mit Bibelsprüchen, den Liedern zur Einleitung vorzuschicken.

Es sind diese Geschichten bald länger, bald kürzer, bald in näherer, bald in entfernterer Beziehung auf die Lieder abgefaßt; aber durchgehends mit der Tendenz, die Lieder herauszuheben, und den Inhalt derselben anschaulicher und eindringlicher zu machen; so wie dabei manche gemeinnützige nnd aus Erfahrungen geschöpfte Wahrheit in Erinnerung und in Umlauf zu bringen.

2) Es schien mir das Liederbuch, um für Gedächtnißübungen brauchbar zu seyn, eines Theils dahin abgeändert werden zu müssen, daß die in den Noten unten angezogenen Bibelstellen mehr ganz abgedruckt würden, um den Kindern zum Auswendiglernen unmittelbar vor Augen zu liegen, womit die Absicht, Gelegenheit zu Uebungen im Bibelaufschlagen daher zu nehmen, durch einzelne hin und wieder blos citirte Stellen genugsam immer verbunden bleiben konnte. Aber andern Theils mußten auch viele an sich triviale oder doch abgebrauchte kleine Verse gänzlich weggeschaft und, wo möglich, mit andern schärfer zugleich in den Text eingreifenden Stellen vertauscht werden. Solche kleine Verse sind unentbehrlich zur ersten Uebung einer richtigen Aussprache und Declamation, wozu religiöse Verse nie eigentlich gebraucht werden sollten; aber sie sind noch wichtiger, um nützliche Wahrheiten aller Art frühzeitig den Kindern einzuprägen, wie die kurzen Moralien von Weiße genugsam dargethan haben.

Es ist daher mein Absehen durchgehends in dem Buche darauf gerichtet gewesen, solche sententiöse kleine Verse einzumischen, die ich, da ich größtentheils zu mir selbst dabei zurückgehen mußte, und einmal an jenen ehrwürdigen Dichter erinnert habe, nicht ohne Furchtsamkeit der Prüfung der Leser unterwerfe. Gewiß ists, daß nicht durchgehends auf die Fassungskraft der Volksjugend genugsam Rücksicht genommen ist. Die bekanntern Sprüchwörter sind hinweggelassen, aber dagegen einige der treffendsten Sentenzen von David Claus, dem philosophischen Hirten, so wie auch verschiedene Räthsel hinzugefügt. Die Schlußverse sind vielfach mit neuen vertauscht; und wo der Inhalt der Lieder zu widersprechend schien, andere kurze Verse und dergleichen an die Stelle gesetzt.

Und in dieser Gestalt mußte das Buch bleiben, um auch bei den Aeltern, zur Beförderung in den Schulen, Eingang zu finden.

Ich

Ich weiß es wohl, daß das religiöse Gewand, welches um die Lieder geworfen ist, manchem nicht gefallen hat. Indeß ich habe es nicht hinwegnehmen können. Wer die Gesinnung des Volks kennt, und wer weise und billig genug ist, sie nicht zu tadeln; und wer selbst nicht ohne stille Ehrfurcht und ohne Dank gegen die Vorsehung diese Gesinnung zu den bessern Zeichen der Zeit mitrechnet, welche mehr Gutes für die Zukunft verkünden, als der Mißmuth oft fürchten will; wahrlich, der wird jede Schonung in dieser Hinsicht für eine Pflicht erkennen, welche nicht die Klugheit allein, sondern die Rechtschaffenheit auflegt.

Wenn daher zu erwarten stände, daß ein Buch, welches fröhliche Lieder enthält, hie und da, weil es in die Schulen eingeführt wird, einigen Anstoß finden könnte, so ist es um so nothwendiger, in das Buch selbst, so weit es möglich ist, den Gegenbeweis gegen seine sogenannte Weltlichkeit zu legen, und durch Vereinigung mit demjenigen, was den untern Ständen so wichtig ist, und allen Ständen wichtig seyn sollte, dem Religiösen, meine ich, seine Unschuld ans Licht zu ziehen, um demselben ohne Nachtheil auch nur für die Meinung, einen ruhigen Eingang bei den Menschen zu ihrer Erheiterung, so wie zur Verbreitung nützlicher Wahrheiten zu verschaffen.

Indeß, dieses auch abgerechnet, habe ich an sich nicht mich überzeugen können, daß ein für die Jugend, sey es niedere oder höhere Jugend, bestimmtes Buch, durch diese Vereinigung des Fröhlichen mit dem Religiösen an Nutzbarkeit nicht gewinnen sollte, so bald von dem Herausgeber möglichst dafür gesorgt ist, daß an der rechten Stelle das religiöse Gefühl geweckt; von dem Lehrer aber dahin gesehen wird, daß es auf die rechte Art zur Leitung und Veredlung des frohen Gefühls benutzt werde.

III. Ueber die Musik zu den Liedern.

Bei der ersten Ausgabe zu den Liedern erschien nur von einem Drittheil die Musik. Um so wichtiger war es daher, die neue Arbeit auch von dieser Seite ihrem Zweck näher zu bringen; ja, es schien dieses für die vaterländischen Schulen, in welchen das Buch zunächst seine Ausbreitung finden dürfte, eigentlich nothwendig.

Welch einen Einfluß alle Kunst auf die Bildung des Menschen habe, ist bekannt genug, und darf eben so wenig mit der Autorität des römischen Dichters, als der entschiedene Vorzug, welcher der Musik in jener Hinsicht gebührt, mit der Dichtung der Fabelwelt belegt werden. Nur scheint die Bemerkung hier an ihrer

Stelle

Stelle zu stehen; daß die Musik die einzige bildende Kunst sey, an welcher das Volk einen vornemlichen Antheil nehmen könne; daß aber eben die zarte und leise Einwirkung derselben auf das Gemüth, welche ihrer Natur nach eben so wenig vollständig bezeichnet, als in ihrem Umfange berechnet werden kann, die unschädlichste zugleich sey, indem sie die absichtsloseste ist.

Ich will der mannichfaltigen Freuden nicht einmal denken, welche dadurch für eine Menschenklasse hervorgebracht werden können, die uns schätzbar ist, die aber wohl oftmals nur darum zu niedrigen Vergnügungen hinuntersteigt, weil würdigere, welche zum Theil eben so nahe liegen, und eben so sehr mit dem Verhältniß zusammenstimmen, ihr zu unbekannt geblieben sind. Was demnach seit einiger Zeit in dem hannöverischen Magazin, so wie anderswo vielfältig über diesen Gegenstand vorgekommen, und insbesondere auch für die Beibehaltung der Singechöre, und deren zu treffende gemeinnützigere Einrichtung in den Schulen geredet ist, verdient gewiß allen Beifall; scheint aber bei uns, einerlei, Niedersachsen oder Westphälingern, die wir zu den musikalischen Deutschen am wenigsten uns rechnen können, vorzügliche Beherzigung zu verdienen.

In dieser Absicht mußte mir daher Alles daran liegen, die Lieder für Volksschulen durchgängig mit zweckmäßigen Melodieen zu begleiten. Es hat große Schwierigkeiten, in dem Fache, wo durch Schulz, Reichharde und andere der Maaßstab scharf vorgezeichnet ist, etwas Auszeichnendes zu leisten. In wie weit solche überwunden sind, muß ich dem Urtheil der Kenner überlassen.

Recht viel verdanke ich dabei dem Rath des Hrn. Capellmeisters Schulz, so wie der Unterstützung des Herrn Secretairs Grönland in Copenhagen. Die Bearbeitung aber des ganzen Werks hat ein Mann mit großer Sorgfalt übernommen, der mit musikalischer Geschicklichkeit zugleich eigne vieljährige Erfahrungen über den Volks- und Kindergesang verbindet, wie solches für den Zweck unumgänglich nöthig schien.

Um indeß auch diejenigen Schullehrer u. s. w., denen es an einiger Fertigkeit in der Musik fehlt, nicht ohne alle Hülfe beim Gebrauch der Lieder zum Gesange zu lassen, ist über den Liedern selbst, so weit es anging, bemerkt worden: ob sie nach einer schon bekannten Volksmelodie, oder bei den Liedern von ernsthaftem Inhalt nach einer Choralmelodie gesungen werden können.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 16ten Mai 1800.

Ueber die zweite Auflage der Lieder für Volksschulen und die Grundsätze ihrer Bearbeitung.

(Schluß.)

IV. Ueber einen Anhang zu den Liedern für Volksschulen.

Die Bemerkungen, welche, insonderheit aus den Schulen, über die erste Ausgabe der Lieder mir zugegangen sind, stimmen fast allgemein darin überein, daß das Buch durch Einmischung von Fabeln und Erzählungen an Gemeinnützigkeit gewinnen werde. Wenn nun gleich dieses mit der eigentlichen Absicht desselben nicht ganz vereinbar ist, so sehe ich allerdings doch ein, daß ein Bedürfniß der Bemerkung zum Grunde liege.

Es ist bekannt, wie die Erzählung auf das Volk wirkt. Die kleinsten Geschichten, welche ganz für das Kind oft nur berechnet sind, haben das größte Interesse selbst oft für den Erwachsenen. Eben so sehr wirkt die Fabel. Das Volk ist gar nicht so unbekannt damit; und theils durch gangbare Sprichwörter, theils durch Reineke Fuchs, der schon eine alte Bekannschaft ist, über den Sinn und Zweck der Fabel ziemlich mit sich eins. Aber die neuere Fabel, wie die Erzählung, hat noch nicht ihren Weg, wenigstens gewiß nicht häufig, zu dem Volke gefunden.

Um dieses zu befördern, wird ein Anhang zu den Liedern für Volksschulen, aus Fabeln und Erzählungen bestehend, in Kurzem nachfolgen; so, daß die Lieder, ihrer Absicht nach, für sich bleiben, und ein unvermischtes Ganze ausmachen.

Jedoch wird der Anhang in so weit mit den Liedern in Verbindung stehen, als in den aufgenommenen Erzählungen und Fabeln auf solche Lieder, ins-

sonderheit der zweiten Abtheilung, hingewiesen wird, denen sie gewissermaaßen zu Belegen dienen können. Die Bearbeitung aber des Anhangs wird ganz demjenigen ähnlich seyn, was über das Liederbuch oben unter Nro. II. ist angezeigt worden.

V. Ueber den Preis des Werks.

Es ist bisher das Aeusserste, was möglich war, geschehen, um die Anschaffung desselben in den Schulen unsrer Lande zu erleichtern; indem nach dem Ausschreiben des Königl. Consistorii zu Hannover vom 13ten Junius 1799. der Preis

1) für das Liederbuch, 35 Bogen, zu 4 ggr.,
2) für die Musik, 23 Bogen, zu 12 ggr.,
3) für den Anhang 2 ggr.,

der Erklärung des Herausgebers gemäß, für die Subscribenten angesetzt ist.

Indeß wird nunmehr der Preis um so nothwendiger erhöhet werden müssen, als die große Anzahl Subscribenten, welche eingelaufen ist, den Ertrag nicht wenig beschränkt.

Das Liederbuch kostet demnach hinfort in der Expedition der Lieder für Volksschulen zu Hannover 16 ggr. und die Musik 1 Thl. 8 ggr. in Cassenmünze. Jedoch wird für Schulen, auch des Auslandes, wenn eine schriftliche Legitimation von der Obrigkeit oder dem Prediger eingeht, der Preis um die Hälfte herabgesetzt, und das Liederbuch für 8 ggr. die Musik aber für 16 ggr. ausgegeben.

Wer 15 Exemplare nimt, bekomme ein 16tes frei; und wird alsdann die Bezahlung zugleich nach Golde gerechnet, so, daß also 16 Exemplare 2 Louisd'or und für Schulen 1 Louisd'or betragen, und so weiter. — Ohne baare Bezahlung indeß kann nie etwas verabfolgt werden.

In kleinern Quantitäten, so wie, wenn Bestellungen vorangehen, in grössern, wird das Buch auch gebunden verkauft, und kommt alsdann 2 ggr. höher. Die Musik in gewöhnlichem Quart 4 ggr.

Im Buchhandel, wofür die Gebrüder Hahn die Commission übernommen haben, ist der Preis der Lieder 1 Thl.; der Melodien 2 Thl.

Um den Schulen die Anschaffung zu erleichtern, ist die Einrichtung, welche in der Seminarienschule zu Hannover, so wie in andern wohleingerichteten Schulen Statt findet, empfehlungswerth; nemlich: daß die Bücher nicht von den Kindern, sondern von der Schule angeschafft werden, und dieser, nicht jenen, angehören; jedoch, daß behuf der Anschaf-

schaffung, so wie für den fortgehenden Gebrauch, verhältnißmäßig von den Kindern, in Ermangelung eines andern Fonds, zugeschossen wird; — womit zugleich der doppelte Vortheil verbunden ist, daß die Bücher geschont, und unter der immerwährenden Leitung des Lehrers den Kindern bekannt werden.

Und so wünsche ich nun, daß das Buch, neben dem Mildheimischen Liederbuche des würdigen Becker, seine eingeschränktere Bestimmung nicht ganz verfehlen, aber auch seine verspätete Erscheinung einigermaaßen erklären möge. Ich kenne zwar sehr wohl die Mängel, die demselben noch eigen sind; und ich bescheide mich daher, auf den Plan lediglich zu verweisen, der dabei zum Grunde liegt. Wie er indeß auch ausgeführt sey, so ist wenigstens ein Aufwand von Zeit und Mühe dabei erforderlich gewesen, wie dazu in Berufsgeschäften, die immer den Vorrang behaupten, nicht ganz leicht sich rathen läßt.

Dazu kommt, daß ein Buch, welches dem Volk in die Hände kommt, in aller Hinsicht gewissenhafter angesehen, und genauer auf die Wage gelegt seyn will, als jedes andere, das mehr nur durch die Hände der Leser geht, als in den Händen derselben bleibt; und überall auch mehr neugierige als gläubige Gemüther findet. Bei einem Lieder- oder Geschichtsbuche ist das noch mehr zu beherzigen. Lieder finden immer am leichtesten einen Eingang; sententiöse Verse kommen am schnellsten in Umlauf; Geschichten greifen am tiefsten ein.

Aber wenn denn auch die Sache klar genug scheint, so geht bei der Darstellung das Geschäft aufs Neue an, um die feine Linie der ächten Popularität wahrzunehmen, welche wahrlich nicht für ein Volksbuch allein die Schönheitslinie ist.

Wenn daher die Bearbeitung des Buchs nicht immer den Genuß gewährt hat, der mit dem Geschäft des eignen Augenblicks sonst verbunden zu seyn pflegt; ja, wenn vielleicht die Verbindlichkeit mehr als die Neigung das Werk gefördert hat, so werde ich um so froher seyn, wenn das Buch Nutzen schaffen, und eine mehr als ephemerische Existenz gewinnen sollte.

Was für Zehntverordnungen gelten im churhannöverischen Amte Wildeshausen?

Ein Zehntherr im Amte Wildeshausen führte mit seinem Zehntpflichtigen einen Rechtsstreit über den Rottzehnten.

Der Kläger berief sich auf die lüneburgische Zehntordnung von 1690.

Das Amt sprach nach der calenbergischen von 1709. Das Hofgericht in Hannover, an welches appellirt ward, entschied nach der bremischen von 1743.

Von diesem Erkenntnisse wandte sich der Zehntherr an das Oberappellationsgericht zu Celle. Hier war die Frage mit zu entscheiden, welche Zehntordnung im Amte Wildeshausen gesetzliche Kraft habe?

Auffallend war dabei die Verschiedenheit der Meinung zweier Gerichte, von der die des Rechtsbeistandes des Klägers wiederum abging.

Jene Zweifel lagen aber hauptsächlich in dem Umstande, daß das Amt Wildeshausen erst im Anfange dieses Jahrhunderts in Besitz des Churhauses Hannover gekommen ist.

Man war darüber ungewiß, zu welcher Provinz der Churlande es zu rechnen sey?

Ausser dem, was die Observanz bei Anwendung hiesiger Zehntgesetze ergeben mogte, lag die Entscheidung vorzüglich in der geschichtlichen Entwickelung der Acquisition dieses kleinen Landes. Ich will diese, nach dem Zweck dieser Blätter, kürzlich, und ohne Anführung der Quellen, welche in Vogt monumentis rerum bremensium im 1ten Bande 5ten Stück angeführt sind, vorlegen.

Die Stadt Wildeshausen soll schon im Jahre 843. von dem sächsischen Fürsten Wittekind erbauet, und dieser schon damals das bis zum westphälischen Frieden daselbst bestandene Chorherrenstift fundirt haben. Unbezweifelt ist es aber, daß die Grafen von Oldenburg im Jahre 1229. Stadt und Land als eine Dynastie besaßen, und daß sie dieselbe dem Erzbischof von Bremen als Lehn auftrugen, der sie im Jahre 1270. als eröfnet einzog.

Seitdem hatte dies Ländchen das traurige Schicksal, von seinem Landesherrn, als Pfandstück, mehrere Jahrhunderte hindurch, bald an diesen, bald an jenen, verschleudert zu werden.

Vom Jahr 1376. bis 1429. ward es nach und nach an die Stadt Bremen, an den von Schagen, an die Grafen von Diepholz, an Lüdeke Rübbers, und zuletzt an den Bischof von Münster verpfändet.

Der Bischof Heinrich zu Münster, Administrator von Bremen, verpfändete es wiederum im Jahre 1493. an den von Busch, nach dessen Tode ward es aber von ihm mit gewafneter Hand in Besitz genommen.

Das

Das Erzstift Bremen bemühete sich vergeblich um dessen Wiedererhaltung. Es führte deshalb bei dem Reichskammergerichte einen Rechtsstreit mit dem Bischof Johann von Münster, dessen Entscheidung aber durch die Unruhen des dreißigjährigen Krieges verhindert ward. In diesem Kriege bemächtigten sich die schwed. Kriegsvölker auch des Amts Wildeshausen. Es ward jedoch im Jahre 1634. als hiebevor dem Erzstift Bremen zuständig gewesen, mit aller Landeshoheit dem Erzbischof von Bremen Johann Friedrich, nachherigem Könige von Dänemark, wieder zurückgegeben.

Dieser Besitz dauerte indessen nicht lange. Die Krone Schweden erhielt im westphälischen Frieden von 1648. Bremen und Verden als secularisirte Fürstenthümer, und mit ihnen, nach dem 30ten Artikel dieses Friedenschlusses

„auch das Städtlein und Amt „Wildeshausen"

Die Königin Christine von Schweden trat es jedoch sogleich wiederum dem Grafen von Wasaburg, einem natürlichen Sohne Gustav Adolphs, als Entschädigung für das Stift Osnabrück, welches ihm anfangs zu Theil werden sollte, mit Ausschluß der Hoheitsrechte, ab. Die Landeshoheit ward von der schwedischen Regierung zu Stade verwaltet, und die Appellationen gingen an die dortige Justizcanzlei.

So blieb es bis zum Jahre 1675. Als aber damals der König von Schweden sich mit Frankreich gegen den Kaiser verband und für einen Reichsfeind erklärt ward, so bemächtigte sich der bekannte kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, bei Gelegenheit eines mit andern Verbündeten unternommenen Einfalls in das Bremische, der Stadt und des Amts Wildeshausen, und behielt beides im Besitz.

Im nimwegischen Friedensschlusse machte sich jedoch das Stift Münster am 29ten März 1679. verbindlich, das Amt Wildeshausen nur unterpfandsweise so lange zu behalten, bis ihm die bei der Belagerung von Ottersberg aufgewandten Kosten von Ein Hundert Tausend Thaler Banko vergütet seyn würden. Diese Zahlung leistete die Krone Schweden im Jahre 1699. und erhielt nun wieder den Besitz.

Aber schon im folgenden Jahre, den 21ten Junius 1700. ward das ganze Amt dem Churfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg verpfändet, und schon damals wurde, nach Zeugniß mehrerer in der Tribunalsregistratur vorhandenen Akten, die sich dazu qualificirende Rechtsstreite aus dem Amte Wildeshausen vor

vor den Gerichten zu Hannover verhandelt und entschieden. Dieses Pfandrecht verwandelte sich aber in der Folge in das völlige Eigenthumsrecht.

Als der König Friedrich der Vierte von Dänemark die Herzogthümer Bremen und Verden im Jahr 1712. erobert hatte, trat er durch den von dem berühmten hannöverischen Premierminister von Bernstorf negozirten Traktat vom 11ten Julius 1715. dem Könige Georg dem Ersten von Großbritannien, als Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg, gegen sechs Tonnen Goldes die Herzogthümer Bremen und Verden völlig ab.

Auch die Krone Schweden willigte in dem stockholmer Friedensschlusse vom 9ten November 1719. in jenen Traktat, und entsagte gegen Nachzahlung einer Million Thaler, allen bisherigen Rechten auf die Herzogthümer Bremen und Verden, so wie auf das bis dahin unterpfandsweise besessene Amt Wildeshausen. —

Aus dieser Geschichte ergiebt sich nun auf das deutlichste, das die Rechte der Grafen von Oldenburg an das Amt Wildeshausen, derer darauf folgenden Pfandinhaber und derer, welche dies Ländchen durch die transitorische Gewalt der Waffen besessen haben, längst erloschen sind.

Die Erzbischöfe von Bremen, deren Nachfolger, und zuletzt das Churhaus Braunschweig-Lüneburg, sind vielmehr die einzigen Eigenthümer von Wildeshausen geworden.

Nie hat es zu der Grafschaft Hoya, Diepholz und Bruchhausen, nie zu dem Fürstenthum Lüneburg gehört.

Eine gewisse temporaire Verbindung mit den bremischen Landständen läßt sich zwar wohl nicht verkennen; auch behauptet Scharf im politischen Staat, daß, nach einem Recesse von 1498., Wildeshausen zu den Städten Bremen, Stade und Buxtehude gerechnet worden, daß aber diese landständische Verbindung seit dem stockholmer Friedensschlusse von 1719. gänzlich aufgehört habe. So viel ist auch gewiß, daß seit 1700. das Amt Wildeshäusische den hannöverischen Obergerichten, bis auf den heutigen Tag, unterworfen ist, und daß es anjetzt nicht zu den bremischen Ständen gehört.

Hieraus folgt, daß die lüneburgischer Zehntgesetze vom 19ten August 1690., 1692. und 1694. keine gesetzliche Kraft im Amte Wildeshausen haben können, weil die celleſche im Jahre 1705. erloschene Linie Wildeshausen nie besessen, und der Churfürst Georg Ludwig dieses Land nie den celleschen Obergerichten unterworfen hat. — Eben so wenig kann die

brc-

bremische Zehntordnung von 1743. zur Anwendung kommen, denn nie ist Wildeshausen ursprünglich ein Theil dieses Erzstifts gewesen.

Es war eine besondere Dynastie im Besitz der sächsischen Fürsten, und ist auch jemals eine Verbindung zwischen beiden gewesen, so existirte dieselbe doch 1743. längst nicht mehr, in welchem Jahre die Zehntordnung, mit Consens der Stände, verfertigt ist.

Es kann also keine andere Zehntordnung als die calenbergische von 1709. im Amte Wildeshausen gesetzlich gelten. Damals ward es von dem Churhause Hannover schon, wiewohl pfandweise, besessen.

Dieses Recht ward 1715. zum Eigenthumsrechte, und wenn gleich die calenberg. Zehntordnung von 1709. mit Consens der Stände verfaßt ist, wozu Wildeshausen eigentlich nicht gehört; so müssen doch, da dieses Amt seit 1700. einzig und allein unter den calenbergischen Obergerichten steht, die calenbergischen Landesgesetze da, selbst zur Norm dienen. Diesen Gründen trat eine von den Beamten dargelegte Observanz hinzu, obgleich sich keine landesherrliche Instruktion weder auf dem Amte, noch bei den calenbergischen Obergerichten fand.

Das Königliche Oberappellationsgericht erkannte daher im Jahre 1799. reformatorisch:

daß nur die calenbergischen Zehntordnungen im Amte Wildeshausen zur Anwendung zu bringen seyen.

Celle. von Rüling.

Von Berechnung und Vergütung des mit Mist gedüngten Feldlandes.

Da zwischen den ab- und antretenden Pächtern, auch selbst in den Gerichten, wegen Vergütung der in dem Ackerlande sich befindenden Mistgalle öfters Zweifel entstehen, so wird es nicht überflüssig seyn, zu deren Erläuterung folgendes zu bemerken.

Nach Beschaffenheit der Güte des Landes und nach jeden Orts Gewohnheit wird das Feldland alle 3, 4 oder 5 Jahre nur einmal mit gutem Mist gedüngt, und das Land muß also so viel Jahre nach einander Früchte tragen, ohne daß solches in der Zwischenzeit wieder gedüngt wird.

Dies nennt man eine Stellungszeit von 3, 4 und 5 Jahren.

Die

Die Kosten, welche einen Morgen Land mit Stallmist zu düngen betragen, werden also durch die einmalige erste Ernte nicht vergütet, sondern der Nutzen der geschehenen Düngung erstreckt sich auf die ganze Stellungszeit von 3, 4 und 5 Jahren oder Ernten, und müssen auf diese Ernten nach einem gewissen Verhältniß vertheilt werden.

Nach diesem Verhältniß ist das Land entweder in der ersten, zweiten, dritten, vierten oder fünften Mistgaile und da die ersten Ernten besser sind, so wird von dem Kostenbetrage immer weniger vergütet oder abgerechnet.

Wenn z. B. ein Morgen Land zu düngen, für den Mist selbst, solchen auf das Land zu fahren, aus einander zu streuen und beim Unterpflügen in die Furchen zu legen, nach einem billigen Anschlage 6 Thl. 9 mgr. gerechnet werden können, so werden bei einer Stellungszeit von 4 Jahren

a) dem Abtretenden, wenn er mit Mist gedüngt und noch nicht genutzt hat, 6 Thl. 9 mgr. von dem Antretenden bezahlt;

b) hat er nach der Düngung einmal geerntet, so werden dafür 3 Thl. 12 mgr. abgerechnet, und der Antretende bezahlt für die folgenden 3 Ernten 2 Thl. 33 mgr.;

c) hat er zweimal geerntet, so werden für die 2te Ernte noch 1 Thl. 24 mgr abgerechnet und der Austretende bezahlt für die folgenden 2 Ernten 1 Thl. 9 mgr.;

d) hat er dreimal geerntet, so werden für diese 3te Ernte abermals 30 mgr. abgerechnet, und der Antretende bezahlt für die letzte und 4te Nutzung nur noch 15 mgr.

Durch diese vier Ernten sind also die Kosten ersetzt. Bei einer 3jährigen Stellungszeit mögte das Verhältniß seyn:

für die 1te Ernte	—	3 Thl.	22 mgr.
= = 2te =	—	1 =	29 =
= = 3te =	—	— =	30 =
macht	—	6 Thl.	9 mgr.

Bei einer 5jährigen Stellungszeit:

für das 1te Jahr	—	3 Thl.	6 mgr.
= = 2te =	—	1 =	21 =
= = 3te =	—	— =	27 =
= = 4te =	—	— =	18 =
= = 5te =	—	— =	9 =
macht	—	6 Thl.	9 mgr.

Hannöverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 19ten Mai 1800.

Verzeichniß der Lectionen,

die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1800. gehalten werden sollen.

1) Sprachlectionen.

In Ansehung der latein. Sprache ist der ganze Cötus der Scholaren in drei Classen vertheilt.

Die untere oder Vorbereitungsclasse hat wöchentlich dreizehn Lectionen in dieser Sprache. Der Rector Pätz unterrichtet sie in der Grammatik, und macht sie mit den richtigen Grundsätzen der Sprache, deren Anwendung sogleich in Beispielen gezeigt wird, bekannt: Montags und Donnerstags von 3 — 4. In genauer Verbindung mit diesem Unterrichte stehen noch drei andere öffentliche Lehrstunden, von welchen zwei am Dienstage und Freitage von 5 — 6 zur Erklärung der von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero, die dritte aber am Freitage von 8 — 9 dazu bestimmt ist, kleine deutsche Aufgaben ins Lateinische übersetzen zu lassen, und damit den Anfang im Lateinschreiben zu machen.

Der Collaborator Müller erklärt dieser Classe ferner den Justinus vom 12ten Buche an, in einer statarischen Lection: Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11; der Collaborator Knopff aber wird mit ihr den Cornelius Nepos zu lesen anfangen: am Dienstage und Sonnabend von 8 — 9, und am Donnerstage von 10 — 11. Auch wird sie von dem Lehrern in der lateinischen Prosodie unterwiesen und geübt: Mittwochs von 8 — 9.

Die mittlere Classe hat wöchentlich eilf lateinische Lehrstunden. Von diesen sind vier jedesmal zur genauen Erklärung einer oder der andern Schrift des Cicero bestimmt, und diesesmal der Bücher desselben von der Divination. Diese Lection besorgt der Rector am Montage und Donnerstage von 9 — 10, und Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Von

ihm wird diese Classe zugleich, theils durch Revertiren, theils durch Ausarbeitung kleiner Aufgaben, nach vorher erklärten Regeln des Styls, im Lateinschreiben geübt: am Dienstage von 8 — 9.

Der Collaborator **Müller** setzt die Erklärung der ersten Decade des Livius, von der Mitte des vierten Buches an, ferner fort: Dienstags und Freitags von 5 — 6., und läßt zugleich lateinische Exercitien fertigen, die er schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt: Freitags von 8 — 9.

Der Conrector **Brohm** erklärt derselben einen lateinischen Dichter, und wird fortfahren, mit Virgils Aeneide in Auszügen sie zu beschäftigen: Montags und Donnerstags von 4 — 5. und Mittwochs von 8 — 9.

Der obersten Ordnung wird in 9 Stunden wöchentlich Unterricht in der lateinischen Sprache gegeben. In einer statarischen Lection erklärt der Collaborator **Knopff** die Gespräche des Cicero vom Redner im Auszuge: Montags und Donnerstags von 9 — 10, und Freitags von 10 — 11. Am Dienstage von 10 — 11 werden zu lateinischen eigenen Ausarbeitungen Materien aufgegeben, die Ausarbeitungen selbst von den Scholaren auser der Lection gefertigt, und dann nebst den von andern darüber geschriebenen Censuren öffentlich beurtheilt und verbessert.

Der Conrector wird in einer mehr cursorischen Lection mit dieser Classe die Annalen des Tacitus lesen: am Dienstage und Freitage von 5 — 6, und der Rector erklärt derselben einen lateinischen Dichter im bevorstehenden Sommer, nemlich Virgils Gedichte von der Landwirthschaft: Montags und Donnerstags von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9.

In allen diesen Lehrstunden, welche der obern lateinischen Classe gegeben werden, nehmen die Lehrer von der Erklärung Gelegenheit her, die Untergebenen auch im Lateinsprechen zu üben.

Noch haben diejenigen Scholaren, welche die griechische Sprache nicht lernen, eine lateinische Lection am Montage und Donnerstage von 5 — 6, in welcher ihnen der Rector die von **Döring** edirten Eclogas veterum poëtarum latinorum erklärt, und zwar in diesem halben Jahre die Auszüge aus den epischen Dichtern.

Auch bestimmt der Rector ferner einige Privatstunden für die Erklärung des Textes der Institutionen und des Celsus, für künftige Juristen und Medicíner; so wie die übrigen Lehrer gleichfalls in der lateinischen Sprache in Privatissimis Unterricht geben.

Die griechische Sprache wird in 4 verschiedenen Classen gelehrt.

Die

Die unterste Classe unterrichtet der Collaborator Müller in den Anfangsgründen der Sprache, und braucht dabei zur Anwendung seines Unterrichts die Heinzelmannische Chrestomatie: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Mit der zweiten Classe wird der Collaborator Knopff die Auszüge aus Diodor, im 2ten Theile der von Stroht edirten Aegyptiacorum lesen, und dies Buch von vorn wieder anfangen: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, am Dienstage und Freitage von 4 — 5.

In denselben Stunden werden der ersten Classe die Denkwürdigkeiten des Socrates von Xenophon vom Conrector erklärt, und endlich

Mit der poetischen Classe wird ebenderselbe Homer's Iliade, in Auszügen, jedoch mit Anzeigung des Inhalts der ausgelassenen Stellen lesen; Dienstags und Freitags von 11 — 12.

In der hebräischen Sprache unterweiset der Collaborator Müller diejenigen, welche sich dem theologischen Studium widmen, in den Anfangsgründen nach Diederichs Grammatik: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Die deutsche Sprache wird wöchentlich in zwei Stunden gelehrt und geübt. Die untere deutsche Classe unterrichtet der Subconrector Grotefend in der Grammatik nach Adelungs Sprachlehre — die obere aber der Conrector in der Rhetorik nach Eschenburgs Theorie, beide Dienstags und Freitags von 10 — 11. Hauptsache in beiden Lectionen ist Uebung der Untergebenen in Verfertigung deutscher Aufsätze und schriftlicher Censuren über dieselben, die dann von den Lehrern verbessert und öffentlich beurtheilt werden. Die oberste lateinische Classe wird in der logischen Lection in Verfertigung größerer Aufsätze geübt.

Die außerdem für deutsche Sprache und Lectüre gleichfalls bestimmten zwei Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5, die diesmal der Rector zu besorgen hat, wird er dazu anwenden, eine kurze Theorie der Dichtkunst und der hauptsächlichsten Gattungen von Gedichten vorzutragen, und zur Erläuterung aus den besten deutschen Dichtern ausgesuchte Stellen lesen zu lassen und zu erklären.

Die französische Sprache hat einen eigenen Lehrer, den Lector Schulenberg, der die sämmtlichen Scholaren in fünf von einander abgesonderten Classen unterrichtet.

Die fünfte oder unterste Classe wird in den Anfangsgründen der Sprache unterwiesen, womit die Erklärung und Uebersetzung leichter franzö-

zösischer Stücke aus der Grammatik verbunden wird: Dienstags und Freitags von 6 — 7.

Die vierte Classe lieset die französische Uebersetzung des Campischen Robinson, und wird dabei im Schreiben geübt: Montags und Donnerstags von 6 — 7.

In der dritten Classe wird der Auszug aus Anacharsis Reisen gelesen, und die Uebung im Schreiben fortgesetzt: am Montage und Donnerstage von 11 bis 12.

Die zweite Ordnung lieset die Fabeln von la Fontaine. Diese werden nach geschehener Erklärung, von den Zuhörern in französischer Sprache nacherzählt; auch werden schriftliche Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Französische gefertigt: am Dienstage und Freitage von 11 — 12.

Der ersten und obersten Classe werden les Jardins par Mr. de Lille erklärt, wobei Uebung im Sprechen Statt findet, so wie auch die Zuhörer französische Aufsätze fertigen: Mittwochs u. Sonnabends von 11 — 12.

Der Privatunterricht, den der Rector einzelnen Scholaren ertheilt, wird nach den Bedürfnissen eines jeden eingerichtet. Aufsätze, die ihm ausser den vorgeschriebenen eingeliefert werden, verbessert er schriftlich mit Anzeige der Ursachen der Verbesserung.

Die englische und italienische Sprache wird nicht öffentlich, sondern allein in Privatstunden gelehrt: die englische vom Conrector und Subconrector; die italienische aber allein vom Conrector. Die zu lesenden Bücher werden den Kenntnissen der Scholaren gemäß gewählt, und mit dem Lesen sind auch zugleich Uebungen im Schreiben verbunden.

2) Wissenschaftliche Lectionen.

Den Religionsunterricht besorgt der Rector, und legt dabei Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik zum Grunde. Er wird jetzt dieses Lehrbuch von neuem anfangen: Montags und Donnerstags von 8 — 9.

Eben derselbe trägt auch einem Theile des Cötus die römische Litteratur vor, und macht die Zuhörer vornehmlich mit den classischen Schriftstellern und deren Werken, auch durch Vorzeigung der besten Ausgaben derselben, hinlänglich bekannt: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Auf die bisher vorgetragene alte Geographie folgt nun, nach dem festgesetzten Studienplane, die griechische und römische Mythologie, welche der Collaborator Knopff der obern und mittlern lateinischen Classe vortragen wird: am Montage und Donnerstage von 3 — 4.

Die

Die neue Geographie lehren der Subconrector und der Collaborator Müller in zwei abgesonderten Classen, in welche der Cötus vertheilt ist: am Dienstage und Freitage von 9 — 10. Beide bedienen sich des kurzen Abrisses von Fabri als Leitfadens, und fangen den zweijährigen Cursus jetzt von vorne an, der Subconrector mit der obern, und der Collaborator mit der untern Ordnung.

Eine Zeitungslection wird für die obere geographische Classe vom Subconrector, für die untere aber vom Collaborator Knopff gehalten: am Montage von 10 — 11.

Den Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte setzt der Conrector nach Schröckh's Lehrbuche fort. Der ersten Classe wird er die merkwürdigen Begebenheiten von Roms Erbauung an, bis zur Regierung Alexanders vortragen; die zweite Classe aber mit der neuern Geschichte von den Kreuzzügen an, bis zu den Zeiten der Reformation bekannt machen. Die Stunden für die erste Classe sind Dienstags und Freitags von 3 — 4; für zweite Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Die Mathematik lehrt der Subconrector nach Klügels Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie, und wird sich im bevorstehenden Sommer mit der zweiten Hälfte des geometrischen Cursus beschäftigen. In der ersten Classe wird er die Trigonometrie und praktische Feldmeßkunst, in der zweiten die Lehre vom Kreise und die Anfangsgründe der Stereometrie vortragen. Die Stunden für die erste Classe sind Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10; für die zweite Dienstags und Freitags von 3 — 4.

Eben derselbe unterrichtet in der Naturgeschichte die beiden obern lateinischen Classen. Er fängt den Cursus mit der Naturgeschichte der Erde wieder von vorne an, nach der zweiten Hälfte des Nicolaischen Abrisses der Physik: Donnerstags von 10 — bis 11, und Sonnabends von 8 — 9.

In der Physik wird die oberste lateinische Classe gleichfalls vom Subconrector unterwiesen. Er wird in diesem Sommer den jährigen Cursus endigen, und braucht bei der Unterweisung Nicolai's Lehrbuch: Dienstags und Freitags von 8 — 9.

Endlich wird von ihm die oberste lateinische Classe in der Logik unterrichtet, nach Jacobs Grundrisse der allgemeinen Logik, und er fängt den Unterricht von neuem an: Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Daß mit dieser Lection Uebung in Verfertigung größerer deutscher Aufsätze verbunden sey, ist schon bei den Lectionen in der deutschen Sprache gesagt worden.

Von

Von den Lehrern und Collaboratoren wird abwechselnd, Mittwochs von 1 — 3 auf dem Bibliothekszimmer ein Conversatorium gehalten; und jeder derselben übt auch wöchentlich einmal eine ihm zugetheilte Anzahl Scholaren im Declamiren.

Im praktischen Rechnen wird die erste arithmetische Classe vom Subconrector, und die zweite vom Cantor Bandelhart geübt, am Dienstage und Freitage von 4 — 5. An diesen Uebungen nehmen vornehmlich auch diejenigen Scholaren Antheil, welche die griechische Sprache nicht erlernen.

In der Calligraphie unterrichtet und übt der Cantor Bandelhart die untere lateinische Classe am Montage und Donnerstage von 4 — 5.

Das Zeichnen und Malen lehrt der Zeichenmeister Wiegleb.

In der Musik unterrichten drei Maitres: der Organist Zimmermann im Clavierspielen; der Musikus Meyer auf der Geige, Clarinette, Flöte u. s. w. und der Cantor Bandelhart auf der Harfe und in Vocalmusik. Auch halten diese Musiklehrer am Dienstage und Freitage nach Tische zur Uebung der Scholaren im Zusammenspielen ein Collegium musicum, an welchem auch andere Lehrer Antheil nehmen.

Der Musikus und Tanzmeister Meyer ertheilt im Tanzen die nöthige Unterweisung.

Einfluß eines englischen Landpredigers auf die Sitten-Verbesserung in vornehmen und geringen Ständen, vermittelst der seinen vier Töchtern gegebenen guten Erziehung; besonders durch die von diesem gestifteten und beförderten Sonntagsschulen.

(Aus den Public Characters 1798 — 99. London 1799.)

Der Landprediger Moore zu Hannham, einem Dorfe unweit Bristol, zeichnete sich durch classische Gelehrsamkeit und Güte des Herzens, noch mehr aber durch die Sorgfalt aus, womit er seine vier Töchter erzog. Unter diesen ist die jüngste, Miß Hanns More, als moralische Schriftstellerin und Schauspieldichterin berühmt. Sie verrieth schon in ihren frühen Jahren große Lust zu den Wissenschaften. Alle Stunden, die sie sich abmüssigen konnte, wurden dem Lesen solcher Schriften gewidmet, welche auf die Bildung des Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatten. Was

sie

sie von Büchern in der kleinen Sammlung ihres Vaters fand, oder von Freunden in ihrem Geburtsorte geliehen bekommen konnte, ward bald durchgelesen. Die Pamela von Richardson war das erste, was ihr in die Hände fiel. Ihre Bescheidenheit und ihre Geschicklichkeiten erwarben ihr rund umher Liebe und Achtung. Mehrere angesehene Personen wurden aufmerksam auf sie, und verwandten sich thätig zu ihrem Besten. Ein besonders glücklicher Umstand für sie, ward der gute Ruf, worin ihre drei ältesten Schwestern als Erzieherinnen von vorzüglichen Gaben standen; denn dieser brachte die Familie nach Bristol, wo Miß Hanna mannichfaltige Gelegenheiten und Aufmunterungen fand, ihre Talente vollkommener auszubilden, und von dort aus als Schriftstellerin selbst in der Hauptstadt bekannt zu werden. Die drei ältesten Schwestern, gleichfalls überaus geschickte und liebenswürdige Frauenzimmer, hatten nemlich eine kleine Kostschule angelegt, womit es ihnen über ihr Erwarten gelang. Junge Personen aus höhern Ständen, als auf die sie anfangs gerechnet hatten, suchten bei ihnen unter zu kommen. Zuletzt vermogten mehrere begüterte und einsichtsvolle Mütter sie ums Jahr 1765 sich nach Bristol zu begeben, wo sie in der Parkstraße eine Erziehungsanstalt errichteten, die bald die ansehnlichste in ihrer Art in dem westlichen Theile von England ward. Nicht wenige Frauenzimmer vom ersten Range verdanken dieser Pflanzschule ihre Bildung. Hier traf sichs nun, daß der durch seinen correcten Ausdruck und schönen Vortrag beliebte Prediger in Bristol, Dr. Stonehouse, ihr nächster Nachbar war, und besonders der jüngern Schwester, Miß Hanna More, durch weitere Belehrungen, freundschaftliche Kritiken, Ausbesserung ihrer ersten Versuche und Empfehlungen zu Hülfe kam, vorzüglich aber durch seinen mit vieler Wärme sich für sie interessirenden Freund Garrick die günstige Aufnahme ihrer Schriften erleichterte.

Ungefähr 20 Jahre setzten die drei ältesten Schwestern ihre Erziehungsanstalt in Bristol fort. Jetzt aber gaben sie dieselbe zum Vortheil einer gewissen Miß Mills auf, wählten für ihre übrigen Tage ein eingezogenes Leben, und kauften sich für die Frucht ihres gemeinschaftlichen Fleißes ein nettes Landhäuschen in einer der angenehmsten Gegenden der Grafschaft Sommerset am Fuße des durch seine vortreflichen Weiden und Gesundbrunnen berühmten Mendipgebirges. (Mendip-hills.) Aber die Liebe für das Erziehungswesen verließ sie auch hier nicht. Vielmehr machten sie von nun an es sich zu einem eigenen Berufe, Sonntagsschulen und Sonntagsbetstunden, dieses auch von unserer allertheuersten Landesmutter mit so warmem Eifer mildthätigst unterstützte wirksamste Surrogat eines in der Woche (zumal im Sommer) manchem armen

Digitized by Google

armen Kinde abgehenden Schulunterrichts, zu stiften und zu befördern. Miß Hanna, welche schon seit dem Jahre 1782. durch ihre, Anfangs nur zum Privatgebrauche der Schule ihrer Schwestern geschriebenen, aber auf Verlangen in Druck gegebenen, und hernach oft wieder aufgelegten biblischen Gespräche (Sacred Dramas) mit ihren Schwestern um das Verdienst, der Jugend nützlich zu werden, gewetteifert hatte, schloß sich nun näher an eine gewisse damals entstandene Gesellschaft an, die den moralischen und religiösen Unterricht der ärmern Stände, und die Herausgabe und Vertheilung möglichst wohlfeiler, lehrreicher, unterhaltender und der Fassungskraft des gemeinen Mannes angemessener kleiner Lesebücher zum Zweck hatte, durch welche auch wirklich schon einige tausend der nützlichsten Flugschriften dieser Art in den hauptsächlich von Manufakturisten bewohnten Städten und Dörfern in Umlauf gebracht worden sind. Miß Hanna More, der ihre freundschaftliche Verbindungen mit der Familie des Herzogs von Braufort, mit dem Bischof von London, Doctor Porteus, mit Hrn. Wilberforce und andern von Seiten der Gelehrsamkeit und Religiosität vorzüglich geachteten Personen einen großen Einfluß verschaften, gehörte zu den thätigsten Theilnehmern dieses menschenfreundlichen Instituts; auch als Schriftstellerin. So schrieb sie unter andern ihren Schäfer in den Ebenen von Salisbury u. dergl. mehr. Was aber die Sonntagsschule selbst betrift, so hatte dieselbe einen sichtbar gesegneten Fortgang, und der Nutzen davon verbreitete sich auch in der ganzen Gegend umher, so, daß im Jahre 1799 diese vier Landpredigertöchter durch ihre Klugheit und unermüdete Betriebsamkeit nicht weniger als zehn Schulen in den zehn benachbarten Dörfern errichtet hatten, worin bereits 800 Kinder zu nützlichen Mitgliedern des Staats gebildet waren. Auch verspürt man schon die Früchte ihrer Bemühungen vornehmlich in dem Dorfe, wo die vier vortreflichen Schwestern sich niedergelassen haben. Die Sitten sind darin seit der Zeit, daß sie dort wohnen, merklich besser geworden. Hiezu hat die Sonntagsberstunde wohl das meiste beigetragen. Jeden Sonntag nemlich versammeln sich am Abend die Kinder der von ihnen gestifteten Sonntagsschulen in die Schulstube. Die Dienstboten der Pächter und andere erwachsene Personen, die Lust haben, sich zu erbauen, kommen ebenfalls dahin. Alsdann werden Gebete und faßliche Betrachtungen vorgelesen, ein Lied gesungen, über die wesentlichsten Lehren der Religion Fragen den Erwachsenen vorgelegt, und dann mit einem erwecklichen Lobgesange diese unterhaltende Andachtsstunde beschlossen.

St. V.

Hannöverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 23ten Mai 1800.

Etwas über den Hering, den Sprott und die Sardellen und über deren Fang.

Nachfolgende kurze Nachricht über den Hering, den Sprott und die Sardellen und deren Fang ist im Auszuge aus einem der neuesten Werke *) entlehnt, das wohl den wenigsten Lesern des hannöverischen Magazins zu Gesicht kommen dürfte, und hofft man durch deren Mittheilung auch deswegen dem Publikum einen Dienst zu erweisen, weil darin zugleich irrige und falsche Nachrichten, die man bisher von diesen allgemein nützlichen Fischen und deren Fange hatte, widerlegt und berichtigt werden.

Der gemeine Hering (Clupea Harengus L.) hat einen schwärzlichen oder schwarzbläulichen, an den Seiten und unten silberfarbenen Körper, von grauen Flossen, welche bis auf die gabelförmige Schwanzflosse klein sind, dicken runden Rücken, und ausser der Laichzeit scharfen sägeförmigen Bauch. Der Kopf ist klein, die grossen Augen haben silberfarbene Sterne. Der kleine Mund ist inwendig nebst der kurzen spitzigen Zunge mit kleinen Zähnen besetzt. Der untere Kiefer ist krumm, und steht vor dem obern hervor. An den Kiemendeckeln befindet sich ein violetter oder rother Fleck, welcher bald nach dem Tode verschwindet. Die Strahlen betragen in der Kiemenhaut 7. 8., in der Rückenflosse 16. 17 — 19., in der Brustflosse 14. 15. 17. 18., Bauchflosse 8. 9., Afterflosse 13 — 17., Schwanzflosse 18. 19. 24.

Zu seinen vorzüglichsten Abänderungen gehören:

a) der schwarzfleckige gemeine Hering (C. H. Pilchardus. Donn.

*) Georg Adolph Succow ꝛc. Anfangsgründe der theoretischen und angewandten Naturgeschichte der Thiere. Leipzig 1799. 4ten Theils 2te Abtheil. Seite 750. f.

dorfs Beitr. III. 686. β.) mit weniger zusammen gedrucktem Körper, nicht abfallenden Schuppen, welche schildförmig sind, und schwarzem Fleck am obern Winkel der Kiemendeckel.

b) Der goldfleckige gemeine Hering (C. H. Sirm. Donndorf e. d. 687 S Forskahl Fauna arab. XVII. n. 44.) Mit einem goldfarbenen Flecke hinter den Augen. Er ist 3 Zoll lang.

c) Der goldfarbige gemeine Hering. Der Heringskönig (C. H. Rex. Donndorf e. d. 687 d.) Mit goldfarbenem Körper, welcher in den Fugen und in den Kiefern ins Hochrothe spielt. Der Rücken ist hochblau, der Bauch silberfarben, und der After immer roth und hervorstehend. Die Flossen sind bei dem Männchen orange- oder goldfarben, bei dem Weibchen aber blasser, und die Schwanzflosse ist grau.

Der Hering hält sich im nördlichen Ocean, in der mit ihm verbundenen Nord- und Ostsee und in dem atlantischen Meere in der Tiefe auf; und kömmt aus solchen im Frühjahre, Sommer und Herbste an die flachern Stellen gegen die Küsten, und selbst in die Ströhme. Diese Züge suchte man ehedem dadurch zu erklären, daß man annahm, sein Winteraufenthalt sey in dem Eismeere, und flüchte sich der Hering in diese Gegenden vor den Nachstellungen der Wallfische und Hundsrobben, welche ihm dahin nicht folgen könnten. Aus seiner starken Vermehrung entstünden aber nun dergleichen Züge, aus Mangel der Nahrung, und die Richtungen in dieser Wanderung leitete man wieder von jenen Nachstellungen her. Indessen läßt sich jener angenommene Winteraufenthalt nicht wohl bestätigen, und ist es auch unmöglich, daß sie einen Weg von so vielen tausend Meilen in der kurzen Zeit zurück legen sollten; auch finden sich die Heringe in der Ostsee, in Norwegen und an den englischen Küsten das ganze Jahr hindurch, und ausserdem entdeckt man sie nirgends auf einem eigentlichen Rückzuge nach dem Eismeere. Viel natürlicher lassen sich hingegen ihre starken Züge von der Laichzeit herleiten. Sie kommen nemlich alsdann aus der Tiefe des Meers in Menge hervor, und zeigt auch die Beschaffenheit der Milch und des Roggens, wenn der Fang am stärksten ist, daß sie zu laichen begriffen sind, und da diese Fische dreimal im Jahre laichen, so wird auch hieraus ihre öftere Erscheinung in solchen Zügen deutlich, so wie auch ihr Verschwinden, da sie nach der Laichzeit sich wieder auf den Grund begeben. Bei diesem Laichen erscheint im Frühjahre in der Ostsee und an den norwegischen Küsten eine kleinere Art, welche, wenn sie ihren Roggen von sich geben, von den Holländern Hohlheringe genannt werden; im Sommer kommen größere

zum

zum Vorschein, und diese nennen die Holländer Matjeken; im Herbste erscheinen wieder kleinere, welche in Holland Vollheringe heissen.

In der Ostsee sind die Heringe viel kleiner, als in der Nordsee, und heißt man jene Strömlinge. Die Vermehrung der Heringe ist größer, als man sie bei einer der andern bekannten Arten der Fische findet, da die Holländer jährlich an 624 Millionen fangen, und blos bei Gothenburg in Schweden an 720 Millionen in einem Jahre gefischt werden. Bloch fand in dem doppelten Roggen eines Herings 68656 Eier, und erhellet hieraus, wie bei der Stärke des Fanges und der Menge, welche auch von ihren Feinden getödtet werden, so ungeheure Züge wieder kommen.

Die Heringe nähren sich von Krabben, von Fischroggen und einer noch unbestimmten Art rother Würmer, welche in Norwegen Roe-aal genannt werden. Wenn man diese bei ihnen bemerkt, so läßt man die Heringe noch so lange im Wasser, bis sie solche verdauet haben, da sie sonst beim Einsalzen den Fisch in Fäulniß bringen würden.

Zu den vorzüglichsten Feinden des Herings gehört der Eiswallfisch oder sogenannter Nordkaper, welcher durch die schnelle Umdrehung im Wasser so starke Wirbel erregt, daß eine Menge dieser Fische in seinen aufgesperrten Rachen stürzen. — Unter den Vögeln geben ihnen aber besonders die Heringsmöven (Larus fuscus) und zwar in großen Mengen nach, und schiessen aus der Luft auf sie ins Wasser.

Die Fischer können daher auch durch diese Vögel die Stellen erkennen, wo sich die mehrsten Heringe aufhalten. Bei hohem Fluge dieser Möven befinden sich die Heringe in der Tiefe, sie kommen aber niedriger herab, so wie die Fische höher steigen.

Der Heringsfang beschäftigt gegenwärtig viele Nationen, und scheint nach Mador Angabe (Firma burgi 233.) zu Dunwich, einem alten Fischerhafen zu Suffolk, im J. 1195. schon im Gange gewesen zu seyn, da diese kleine Stadt dem Könige von England 24000 Heringe abliefern mußte.

Seitdem hat sich dieser Fang so sehr verstärkt, daß er für manche Nationen den wichtigsten Ertrag liefert. Die Holländer schicken ihre Schiffe oder Büsen an die schottländischen Küsten, und unerachtet ihr Fang nicht mehr so stark als sonst ist, beschäftigt er doch an 20000 Menschen.

Die Franzosen schicken ihre Schiffer sonst theils an die englischen Küsten, theils in den Kanal zum Fischen; auch gehen sie an den Küsten der Normandie und Picardie im

Herbst auf diesen Fang aus. Ausserdem beschäftigen sich die Engländer, Schottländer, die Irländer, die Norweger, die Schweden und die Nachbarn der Ostsee stark mit dieser Fischerei.

Um die Heringe nicht ganz von einer Gegend zu vertreiben, fordert deren Fang eine gewisse Vorsicht. Die Holländer verpflichten daher ihre Fischer die Netze nicht vor dem 25sten Julius auszuwerfen, damit die Frühjahrsheringe nicht im Laichen und in ihrer Fortpflanzung gestört werden, auch dürfen sie nicht über den 25sten Jenner fischen. Ohne dergleichen Vorsicht verlieren sich die Heringe mit der Zeit, wie dieses in Norwegen und Schweden geschehen ist, wo sie sich sehr vermindert, im Preußischen aber ganz verloren haben.

Bei den Holländern dürfen auch die Netze nicht zu kleine Maschen haben, damit man blos die großen Heringe fängt, und die jüngern sich weiter vermehren können.

Man bedient sich beim Heringsfange großer Netze, welche die Holländer 5 — 600 Klafter lang machen, und sie aus 50 — 58 Wänden zusammen setzen. Da sie von Hanf nur ein Jahr ausdauern, so verfertiget man sie jetzt aus einer groben persischen Seide, wo sie an die drei Jahre aushalten, und räuchert sie schwarz, damit sie durch die weiße Farbe die Fische nicht verscheuchen. Man hält sie durch Steine in der Tiefe und durch Tonnen in der Höhe, wirft sie des Abends aus den Schiffen, und windet solche den andern Morgen auf. Die Schiffe werden zugleich mit Laternen behängt, da auch diese Fische sich nach dem Lichte ziehen. Die Schiffe, welche die Holländer ausschicken, heissen Büsen, und sie senden davon jährlich 1000 bis 1200 aus. Jede Büse ist ausserdem mit 3 — 4 Jägern oder leichten Fahrzeugen versehen, welche sowohl Schiffsbedürfnisse zu führen, als auch die in den ersten drei Wochen gefangenen Fische in die Häfen zu bringen, dienen. Die Büsen werden auf 25 — 60 Lasten, die Last zu 12 Tonnen gerechnet, eingerichtet. Der Fang an den Küsten fordert übrigens keine so großen Schiffe und Netze, als der auf dem hohen Meere. Die gefangenen Heringe werden auf verschiedene Art benutzt:

1) Man kocht sie frisch mit Salzwasser und verspeiset sie mit Essig und Petersilie, oder man pflegt sie auch zu braten.

2) Am häufigsten werden sie eingesalzen, und auf diese Art in der größten Menge verkauft.

Das Einsalzen wurde von Wilhelm Beukelszoon von Bierfliet in Flandern 1416. angefangen, und wird solches das weiße, zum Unterschied von dem rothen Einsalzen genannt.

nannt. Nachdem nemlich den Heringen die Kiemen und Eingeweide ausgenommen, oder sie abgekehlt worden sind, werden sie 12 — 15 Stunden in eine so starke Salzlake gelegt, daß auf dieser ein Ei schwimmt, und nachher in Tonnen gepackt. Sind die Schiffe ans Land gekommen, so schichtet man die Fische ordentlicher in den Tonnen, und versieht, unter öffentlicher Aufsicht, jede Tonne mit 5 Pf. spanischem Salze und frischer Lake, und bezeichnet die guten und schlechten Heringe mit besondern Zeichen auf den Tonnen.

In Holland nimt man durchgängig eichene Tonnen für die gesalzenen Heringe; die Norweger hingegen wählen kieferne, wodurch die Fische einen harzigen Geschmack bekommen, welcher besonders in Polen sehr geliebt wird, und Heringe, in eichenen Tonnen, daselbst keinen Absatz finden.

Die ersten eingesalzenen Fische, welche von einem Fange ankommen, werden in den ersten Tagen sehr theuer bezahlt, fallen aber bald auf ihren gewöhnlichen Preis, wenn mehrere anlangen. Im Anfange haben sie auch ihren angenehmsten Geschmack, da sie noch nicht so sehr vom Salze durchdrungen sind. Man pflegt sie sowohl ohne weitere Zubereitung, blos ausgewässert zu mancherlei Gemüse zu essen, oder sie werden auch gekocht und mit Butterbrühen verspeiset, wo man sie Sürheringe nennt, auch werden sie nach ersterer Art unter verschiedene Sallate gethan.

3) Das rothe Einsalzen, oder die Bereitung der Bücklinge, scheint älter, als jene Einsalzungsart zu seyn. Bei dieser bleiben die abgekehlten Heringe wenigstens 24 Stunden in jener Salzlake, werden darauf mit den Köpfen an hölzerne Spieße gesteckt, und zu 12000 Stücken in besondere Oefen gehängt, wo sie mit angezündetem Reißholze 24 Stunden lang geräuchert und getrocknet werden. Man packt sie hierauf in Tonnen oder in Stroh, und heißen letztere Strohbücklinge.

Die besten Bücklinge liefern die Holländer, ausserdem auch die Kieler. Zu beiden Arten werden die fettesten Heringe gewählt, so wie auch zu den Speckbücklingen oder Flickheringen, welches am Rücken aufgeschnittene und über Späne ausgespannte und geräucherte Heringe sind. Diese Arten von Bücklingen werden sämmtlich entweder so trocken, oder mit Eiern gebraten, gegessen, und geben eine angenehme, aber etwas schwer verdauliche Kost.

4) Nach Fabricius trocknen auch die Isländer und Grönländer ihre Heringe auf Felsen und an der Luft.

5) In Schweden und Norwegen verfertigt man auch Sauerheringe, indem man sie mit schwächerer Salz-

entweder in verschlossenen, oder mit Löchern versehenen Tonnen gähren läßt.

6) Ausserdem bereitet man auch marinirte Heringe zu Gothenburg mit Essig, Gewürze und Lorbeerblättern, und wählt hiezu die großen und fetten, da die magern vom Essig spröde und unschmackhaft werden.

7) Eine vorzügliche Benutzung der Heringe besteht noch in dem Thrane, welchen man aus ihnen zu Gothenburg gewinnt, wo man von den 600000 Tonnen, welche daselbst jährlich gefangen werden, zwei Drittel zum Thranbrennen verbraucht, und an 20—2200 Tonnen Thran erhält. Anfänglich nahm man nur die Kehlen und Gedärme hiezu, nachher aber die ganzen Heringe. Eine solche Thransiederei besteht gewöhnlich aus 8 Kesseln, von denen vier einen gemeinschaftlichen Feuerheerd haben. Zur Ersparung des Kupfers, woraus diese Kessel bestehen, sind sie durch Fichtenstäbe, welche mit eisernen Bänden verbunden worden; in den Wänden erhöhet und dergestalt eingemauert, daß das Feuer nur auf den metallenen Boden wirkt. In einen solchen Kessel gehen 9—10 Tonnen Heringe und 7—9 Tonnen Wasser, und wird das Kochen so lange unter öfterem Umrühren fortgesetzt, bis die Heringe zergangen sind, worauf man, zur Absonderung des Thrans, kaltes Wasser zugießt.

Der Thran wird sodann mit Schaumlöffeln abgeschöpft, und nachdem sich der Grümel und das Wasser gesetzt hat, einigemal durch Tücher geseigt, und in eichene Fässer von 60 schwedischen Kannen gefüllt, und in diesen verführt.

Die Heringe sind in dem Gehalte des Thrans und der Jahreszeit sehr verschieden, so, daß man den Ertrag von 1 Tonne Heringe auf 1½ bis 5½ Kannen an Thran rechnen kann. Dieser Heringsthran ist weiß; je stärker er aber gekocht wird, desto brauner; übrigens dünne und wohlfeiler, als das Rüb- und Baumöl. Im Brennen riecht er nicht so übel, als der gemeine Thran, und giebt auch keinen so dicken Dampf, als das Rüböl. Zum Gebrauch für das Leder, um das Leder geschmeidig zu erhalten, ist er aber zu dünne, und im Brenner bleibt er in der Kälte nicht so lange als andere Oele flüßig, um den Dacht in Flamme zu erhalten. Diesen Thransiedereien setzt indessen der häufige Holzverbrauch einige Schranken, und bedient man sich jetzt der Steinkohlen nebst dem Holze dazu. Der Thran würde sich aber auch ohne Feurung gewinnen lassen, wenn man den Deckel der Tonne, worin sich halb verfaulte Heringe befinden, durch starke Gewichte beschwert, wo sich das Oel heraus-preßt und hernach abgeschöpft werden kann, mit Wasser anfüllt. Der Rückstand von den ausgekochten Heringen, welcher eine vor-

treffliche Düngung liefert, wurde anfänglich in die See geworfen, und sind der Bequemlichkeit wegen die mehrsten Siedereien auf den Klippen und Scheeren angelegt worden. Da man inzwischen gefunden haben will, daß die Heringe solche Plätze scheueten, so mußte dieser Rückstand nach dem Lande hingebracht und daselbst vergraben werden, welcher Transport aber endlich die Verlegung der Siedereien weiter ins Land nöthig machte. Noch ist es aber doch nicht so gewiß entschieden, ob nicht die Heringe als Raubfische diesen Rückstand fressen sollten. Seine Benutzung zur Düngung würde aber immer die vortheilhafteste seyn.

Willughby und mehrere andere haben den Sprottheering, Breitling, die Sprotte (Clupea sprattus L.) der sich in der Nord- und Ostsee, so wie auch im mittelländischen Meere aufhält, von 4 — 5 Zoll Länge und 1 Zoll Breite hat, für einen jungen Hering gehalten. Allein von dem Heringe unterscheidet er sich durch die Anzahl der Flossenstrahlen, durch die Wirbelbeine, deren der Hering 56, dieser Fisch aber 48 hat; ferner durch seinen dünnern und schärfern Bauch, und durch seine Laichzeit, welche bei dem Heringe im Frühjahre, im Sommer und im Herbste vergeht, bei dem Sprottheringe aber blos im Herbste. Zu dieser Zeit kömmt er aus der Tiefe an die flachen Stellen und eben so, wie der Hering, in überaus großen Mengen. Man fischt ihn an eben den Orten, wo der Heringsfang betrieben wird, besonders auch an den Küsten von Bretagne, wo der Fang an zwei Millionen Livres einbringt; auch ist er zuweilen in Preußen und Pommern beträchtlich. Nach Cetti (Naturgeschichte von Sardinien III. 2. 7.) wird dieser Fisch aus dem mittelländischen Meere sogar an diejenigen Völker geschickt, von denen man daselbst die Sardellen bezieht. Calabrien und Provence fangen ihn häufig, so wie Genua und Toskana. Auf der Insel Capraja trägt sein Fang jährlich 50000 genuesische Lire ein. Bastia, San Florenzo und Ajaccio fangen ihn in Menge im corsischen Meere. In Sardinien ist aber der Fang unbedeutend. Er wird, wie der Hering, eingesalzen und geräuchert. Jene werden mit Mehl bestreut und in Butter gebraten. Unter dem Namen Sprott wird er geräuchert verschickt, von welchem der englische und kielische der beste ist. Man verspeist diesen entweder so, wie er ist, oder thut ihn statt der Sardellen an manche Speisen. In der Gegend von Reval wird er eingesalzen in Fäßchen von 20 Pfund nach Lübeck und andere Orte versendet.

Der Sprottheering hat einen bläulichen, an den Seiten und unten silberfarbenen Körper, welcher an den Seiten zusammen gedrückt, am Bauche mit einer gekräumten Schärfe versehen, und ganz mit großen, zarten, leich-

abfallenden Schuppen bedeckt ist. Der gekrümmte Unterkiefer steht vor dem obern hervor. Der spitzige ziemlich große Kopf hat eine schwärzliche Stirne. Die Kiemendeckel sind gestrahlt, die Augensterne gelblich und ins Weiße spielend. Die Seitenlinie ist gerade und kaum sichtlich. Die Flossen sind kurz, zart und grau. Die Schwanzflosse ist gabelförmig. Die Strahlen betragen in der Kiemenhaut 7. 8. Rückenflosse 17. 18. Brustflosse 16. 17. Bauchflosse 6. 7. 9. Afterflosse 18. 19. Schwanzflosse 18. 19.

Der Sardellenhering, die Sardelle, der Anschowis, (Clupea Encrasicolus L.) hält sich am häufigsten in der Nordsee, dem atlantischen und im mittelländischen Meere, seltener aber in der Ostsee auf. Er ist ungefähr eine Spanne lang und einen Zoll breit, soll aber auch an manchen Orten von der Größe der Heringe vorkommen. Dieser Fisch hat einen gestreckten grünbläulichen oder gelbbraunen, an den Seiten und unten silberweißen Körper, von zarten leicht abfallenden Schuppen. Der lange, oben breite Kopf läuft in eine Spitze aus, an welcher sich die getheilten Nasenlöcher befinden. Der Mund ist groß und zahnlos; der Oberkiefer steht hervor; der Unterkiefer läuft so, wie die schmale Zunge, in eine Spitze aus. Die runden Augen haben silberfarbene Sterne. Die Seitenlinie ist gerade, und wird erst nach abgefallenen Schuppen sichtbar. Die Flossen sind kurz. Die Strahlen betragen in den Kieme 12. 13. in den Rückenflossen 14. 15. der Brustflosse 15. 16. Bauchflosse 7. der Afterflosse 15. 18. und in der Schwanzflosse 18. 19.

Zum Fange des Sardellenherings benutzt man die Zeit, wo er aus der Tiefe des Meers und zum Laichen sich an flache Orte begiebt, und dieses geschieht vom December bis im März, wo man ihn zu Provence, Brabant und Catalonien fängt; ausserdem erscheint er auch vom Mai bis im Jul. bei Gibraltar und bei Venedig, Genua, Rom und Bajonne. Wahrscheinlich war er auch wohl bei Sardinien ehedem sehr häufig, von welcher Gegend er auch seinen Namen haben mag; nach Cetti (Naturgesch. von Sardinien III. 204.) ist dieser Fisch aber jetzt sehr selten. Der Fang geschieht des Nachts bei Fackeln, und werden die Sardellen, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten und die Eingeweide ausgenommen worden, in kleine Fäßchen eingepöckelt, und so in den Handel gebracht, wo die brabanter Sardellen den Vorzug behaupten. Man pflegt sie ausgewässert entweder allein oder als Sallat zu essen; auch werden sie mancherlei Speisen zugesetzt. Die Griechen und Römer bereiteten aus diesen Fischen entweder allein, oder in Vermischung mit andern, eine Art Brühe, welche sie sehr hoch schätzten, und Garum nannten.

Hannöverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 26ten Mai 1800.

Ein Paar Worte über das schreckliche Gewitter,

welches am 29sten April um Göttingen herum so fürchterliche Verheerungen anrichtete.

Die so wohlthätige Naturerscheinung, das Gewitter, ist leider! schon oft das Schrecken der Völker, die Zertrümmerin häuslicher Zufriedenheit und Glückseligkeit geworden. Noch ist uns die traurige Begebenheit, die Harburg betraf, in frischem Andenken, und von neuem weint die Menschheit Thränen des Mitleidens über den harten Schlag, der mit der Hand des Elendes und der Posaune des Todes auf viele unserer Brüder herab fuhr. Es ist freilich hart, wenn Väter ihre Kinder, Kinder ihre Aeltern, Gatten ihre Gattinnen fast in dem Augenblick erblassen sehen, wo sie noch gesund und fröhlich in ihren Cirkeln einhergingen, wo einer dem andern durch angenehme Reden, oder unschuldige Scherze die mancherlei Unannehmlichkeiten versüßte, die das menschliche Leben in größerer oder geringerer Anzahl mit sich führt; hart, sehr hart ist es allerdings, wenn der fleißige Bebauer des Feldes, der die Früchte seiner vielen Mühe und Arbeit so schön reifen, und der herrlichsten Hofnung entgegen sieht, auf einmal alle seine schönen Erwartungen zertrümmert findet, seine Aecker durch Hagel und Wasser verwüstet, sein Vieh im Stalle getödtet erblickt u. s. w.: demungeachtet aber wäre es höchst ungerecht und unweise, wenn wir deshalb der Vorsehung trotzen, oder mit Furcht und Schrecken ein herannahendes Gewitter erwarten wollten.

Der Einfluß, den ein Gewitter auf die ganze Natur hat, ist zu erquickend, und der Schaden, den es anrichtet, im Ganzen genommen doch zu selten, als daß man berechtigt wäre, diese Naturerscheinung mit allen ihren guten und bösen Folgen zu verwünschen,

schen, um diesen zuvor zu kommen, und jene gänzlich zu entbehren. —

Eine Reihe heißer Tage hat Menschen und Vieh fast bis zum Niedersinken abgemattet, die Sonne hängt glühend über den Saatfeldern, und ihr senzender Strahl dörret alles, was grünet und blühet. Die ganze Natur ahndet ihren Untergang und schmachtet nach Labung. Die Halme neigen ihre Häupter zur Erde, wie ein Kranker, dessen Lebenslicht eben erlöschen will; das Laub, welches so kraftvoll dem muntern Wanderer entgegen nickte, welkt ganz dahin, und das schöne Grün verwandelt sich in ein sterbendes Gelb. Auf einmal werden Wolken am Himmel sichtbar; diese vermehren sich, und ziehen sich immer dichter zusammen. Ein schwarzes Gewitter steht nun über entfernten Gebirgen; man hört in der Ferne das dumpfe Getöse des Donners; sieht, wie die furchtbaren Wolken immer näher rücken; hört den Donner immer lauter brüllen, und erblickt sich endlich ganz von der dicken Masse in der Luft umzingelt. Itzt hat sich das Gewitter gerade über unser Haupt gerollt, und beginnt da den furchterregenden Kampf mit erneuerten Kräften. Helle Blitze schlängeln sich durch die schwarzen Wolken, und mit lautem Krachen fährt der Donner auf die Erde herab. Schon breitet sich über der Erde eine sanfte Kühlung aus; linde Weste durchsäuseln die Lüfte, und plötzlich ergießt sich ein heftiger Regen aus den düstern Wolken. Das Geräusch des Regens wird nach und nach schwächer; das Getöse des Donners verliert sich; die Wolken laufen auseinander, und hin und wieder kömmt das schönste Blau zum Vorschein, welches sich immer mehr ausbreitet, und endlich wieder ganz über unserm Haupte sich hinzieht. Die erquickende Kühlung ist nun über der ganzen Natur ausgegossen; Menschen und Thiere sind wieder wie neu geboren; die schmachtenden Fluren wieder neu belebt; die Halme, die, von den brennenden Sonnenstrahlen ermattet, ihre Häupter zur Erde gesenkt hatten, haben sich wieder empor gehoben, und Alles freuet sich wieder der Schönheit der Schöpfung, und berechtigt zu den schönsten Erwartungen für die Zukunft. —

So wohlthätig ist der Einfluß eines Gewitters auf die ganzen Werke der Schöpfung! und wir sollten verzweifeln, sollten zürnen und zagen, wenn der Kampf der Elemente in der Luft zum Besten der ganzen Natur leider! einmal für einzelne Menschen einen unglücklichen Ausgang gewinnt?

Am 29sten April, Nachmittags nach 4 Uhr, hatte sich bei uns in Südwesten ein dickes Gewitter zusammen gezogen, dessen röthlich-weiße Wolken ein böses Hagelwetter verkündigten. Die Luft war erstickend heiß, und ein schwefelartiger Geruch war der Beweis, mit wie vielen Dünsten

die

die Atmosphäre geschwängert, und wie viele Electricität vorhanden war. Nach 5 Uhr fing es an, stark zu donnern; der Vorrap der Gewitterwolken kam über unsere Stadt, und so zogen sie nach Norden zu langsam weiter. Gegen 6 Uhr fing es in unserer Stadt an, etwas zu regnen, und bald folgten auch in geringer Anzahl Schloßen, von der Dicke einer Erbse an, bis zu der einer kleinen Nuß. Nach 7 Uhr hörten wir in der Ferne ein starkes Brausen, welches sich niemand erklären konnte; viele Leute gingen auf den Wall, und nun sah man ein ausserordentliches Schauspiel. Das Wasser stürzte gleich einem See von den nahe liegenden westlichen Gebirgen herab, und überschwemmte alles, was es erreichen konnte. Schon war es nahe vor das Grohnderthor unserer Stadt gedrungen, und Wiesen und Gärten standen ganz unter Wasser, als es noch immer unter schrecklichem Getöse fortströmte, und vor der Stadt noch immer mehr anschwoll. Man ahndete fürchterliche Dinge; die Nacht hemmte den Gesichtskreis der angstvollen Zuschauer, und das Wasser vor der Stadt setzte den Untersuchungen derjenigen Schranken, die gern ihren in Lebensgefahr schwebenden Mitbrüdern zu Hülfe eilen wollten.

Den folgenden Tag klärte sich das Unglück viel schrecklicher auf, als man erwartet hatte. Die Gärten vor dem Grohnderthore waren fast alle ganz ruinirt; statt der Tages zuvor noch in vollem Flor stehenden Gewächse, war alles mit Wasser und Schlamm bedeckt; Hecken und Zäune waren umgerissen, und mit Wehmuth blickten die Eigenthümer hin auf ihre zerstörten Oerter, wo sie so manchen Tag im Schweiße ihres Angesichts sich nach den Früchten ihrer vielen Mühe und Arbeit gesehnt hatten.

So traurig auch der Anblick dieser verwüsteten Gärten war, so stellten sie leider! doch nur das Unglück im Kleinen vor, das weiter hin die Bewohner der Dörfer betroffen hatte. Schon in und neben dem Dorfe Grohnde, eine halbe Stunde von der Stadt, hatte das Gewitter die schrecklichsten Verheerungen angerichtet. Eine noch nie erhörte Menge Hagel war so plötzlich vom Himmel gefallen, daß selbst die Menschen sich fast nicht zu retten vermochten. Ellenhoch lagen in und um Grohnde noch am andern Tage die Schloßen, worunter Eisstücken so dick wie Taubeneier waren, und Kühe, Schweine und Ziegen fand man im Stalle, wohin Wasser und Schloßen gedrungen waren, und auf dem freien Felde todt liegen. Eine Kuh, die bei Grohnde lag, war sogar eine halbe Stunde weit von Ellershausen hergeschwemmet worden, so wie auch von daher ungeheure Holzblöcke herunter getrieben waren.

In Roßdorf, eine Stunde von Göttingen, war das Unglück am

terlichsten. Nicht blos viele Kühe, Pferde, Schweine und andere Thiere, sondern auch sieben Menschen waren da auf die traurigste Weise umgekommen. Als nemlich die ungeheure Menge Schloßen und Wasser sich vom Himmel nieder läßt, da sind in der sogenannten Untermühle, welche sehr tief liegt, sieben Menschen beisammen: die Frau des Müllers, die Mutter desselben, seine beiden Kinder, ein Knecht, eine Magd und eine Frau, die gemahlen hat. Diese sehen das Wasser mit fürchterlicher Gewalt auf ihre Wohnung zustürzen, und aus Angst wissen sie nicht, wohin sie laufen sollen. Die Mutter nimmt ein Kind auf den Arm, die Großmutter das andere, und so fliehen sie nebst dem Mahlgaste durch Stube und Kammer in die Küche, stellen sich auf den Heerd und erwarten da ihr Schicksal. Der Knecht läuft ängstlich im Hause umher, will seine Herrschaft retten, das Wasser übereilt ihn, und stürzt wüthend zum Hause herein; er steigt auf einen Kleiderschrank in einer Kammer; das Wasser reißt diesen um, und der Knecht ist unstreitig der erste, der ein Raub des Wassers wird. Die fünf Unglücklichen in der Küche haben auch bald vollendet. Das Wasser steigt über ihre Köpfe, füllt die ganze Küche und alle untern Zimmer aus, und am andern Tage findet man die sechs Unglücklichen tod, mit Hagel und Schlamm überzogen, liegen; die Mutter auf dem Heerde, ihr eines Kind fest im Arm; die Frau, die gemahlen hat, neben dieser; die Großmutter vor dem Heerde mit dem andern Kinde, in der Stellung, als wollte sie eben auf den Heerd steigen, wo sie vom Wasser übereilt wurde, und den Knecht neben dem Kleiderschranke, in einer Lage, daß man sehen konnte, daß er mit dem Kasten umgefallen war.

Die Magd allein hatte sich gerettet; sie war die Treppe hinauf auf den Boden gelaufen; — o, hätte doch der Himmel auch die andern dahin geführt! — und oben hatte sie schrecklich um Hülfe geschrien. Sie konnte aber nicht eher wieder herunter kommen, bis das Wasser abgezogen war.

Der Müller selbst war verreist gewesen, und man kann leicht denken, wie ihm mag zu Muthe gewesen seyn, als er bei seiner Rückkunft Mutter, Frau und Kinder kalt auf dem Strohe wieder findet. —

In einem andern Hause zu Roßdorf war ein armer alter Mann in seiner Stube ertrunken, der auch so geschwind nicht hat fliehen können. Die übrigen Leute im Dorfe haben sich gerettet.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß die Wassersnoth muß gewesen seyn, wenn man bedenkt, daß das Wasser noch zwei Ellen über dem ersten Stockwerke der Mühle gestanden hat; über die Dächer einiger Kuhställe war

ganz weggegangen. Auch der Strom muß ungeheuer wüthend gewesen seyn, denn die dicksten Bäume um Roßdorf herum sind aus der Wurzel gerissen und weit fort getrieben; mehrere Häuser, unter andern auch die Obermühle, gänzlich ruinirt; Räder, Steine, kurz alles weggerissen, so, daß sich die Mühle gar nicht mehr ähnlich sieht. Wagen, Pflüge, Pferde und dergl. lagen auf den Ländern zerstreut umher, und noch ein Paar Tage nachher waren die Menschen mit dem Wegschaffen der an einigen Stellen ellenhoch liegenden Schloßen beschäftigt. Merkwürdig, — leider! merkwürdig war es, alle die Verwüstungen um Roßdorf herum anzusehen.

Auch noch in andern benachbarten Gegenden hat dies schreckliche Gewitter bald mehr, bald weniger Schaden angerichtet. Zu Kloster Mariengarten, welches ein Königl. Amt ist, sind dem Amtmann Schwickart im Stalle 68 Kühe, über 100 Stück Schweine, und fast alle Schaafe und andere Thiere ertrunken. Der Hagel, mit Wasser vermischt, ist da nicht minder hoch, als zu Roßdorf, in Stuben und Ställe gedrungen.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, den Zug des Gewitters und die Entladung desselben genau zu beobachten; allein die Meinungen der meisten Leute, die letztere gesehen, kommen darin überein, daß es ein sogenannter Wolkenbruch gewesen sey. Nemlich, eine ungeheure Regenmasse, mit ausserordentlich vielem Hagel vermischt, ist so schnell aus der Atmosphäre herab gestürzt, daß gleich alles, wo sie sich nieder gelassen haben, überschwemmet ist.

Diese Ueberschwemmung ist noch dadurch vermehrt, daß sich an einigen Stellen der Hagel gestaut hat, wodurch das Wasser am Abziehen gehindert, und so schnell angeschwollen ist. Bekanntlich geht der Hagel sehr niedrig in der Luft, und die große zusammen gehäufte Menge desselben hat wegen ihrer Schwere an dem Widerstande der Luft eben kein Hinderniß gefunden, und sich deshalb, nebst der sie umgebenden Wassermasse, so schnell nieder gelassen. Viele wollen behaupten, auch mehrere Wasserhosen gesehen zu haben; und wenn das ist, so kann man sich desto leichter das Entwurzeln und Fortschleudern der dicken Bäume und dergl. erklären.

Göttingen

Johann Heinrich Moritz Poppe.

Ueber eine Schwämmchenkrankheit (das Mundsohr, Aphthae) der Kühe.

Von Dr. J. H. Sternberg.

Der Mangel eines brauchbaren Thierarztes in hiesiger Gegend bewog unlängst einen meiner Freunde, sich bei einer, ihm bis dahin völlig unbekannten Krankheit seiner Kühe, mit einer Bitte um guten Rath an mich, den Menschenarzt, zu wenden; und in der Hofnung, vielleicht hin und wieder einem Oekonomen nützlich zu werden, theile ich hier den Inhalt seiner Bitte, und meines in einer glücklichen Stunde gegebenen Raths mit:

Mein Freund, der eine nicht unbeträchtliche Menge Kühe besitzt, hatte nemlich das Unglück, daß mit einemmale der größte Theil derselben von einer Krankheit befallen wurde, die mir mit den sogenannten Schwämmchen, (aphthae) der Menschen (vorzüglich der Kinder) vollkommen übereinzukommen schien. Die Zunge und der Rachen waren mit weißlichen Blasen bedeckt, und die Schmerzen, welche diese dem armen Viehe verursachten, hatten gewiß sehr vielen Antheil daran, daß es nicht fressen wollte, obwohl freilich der Ursache der Krankheit selbst — ich werde gleich mehr davon sagen — allerdings der größte Theil der Schuld von dem Mangel an Appetit gebühren mogte. Uebrigens wußte mir mein Freund von einem krankhaften Befinden seines Viehes durchaus nichts zu sagen, es schien sich übrigens ganz wohl zu befinden.

Da ich nun bedachte, daß die Schwämmchen bei den Menschen mehrentheils von Säure herrühren, daß diese am liebsten bei einem verderbten Zustande des Unterleibes (Verschleimung) entstehe, ja daß ein verderbter Zustand des Unterleibes, auch ohne erst Säure im Magen veranlaßt zu haben, jene Krankheit erzeugen könne; daß ferner hier der Fehler wohl nicht in den Verdauungsorganen selbst zu suchen sey, sondern da die Krankheit mehrere Kühe zugleich befallen hatte, von einer allen diesen gemeinschaftlich gewesenen Ursache entstanden seyn müsse, so fiel meine Vermuthung zunächst auf das Futter. Und da ich mich denn nun nicht nur erinnerte, wie wir zur Zeit der vorigen Ernte so anhaltendes Regenwetter gehabt hatten, daß fast alle Früchte halb naß eingefahren werden mußten, sondern wie man auch jetzt, wegen der im vorigen Jahre so wenig ergiebig ausgefallenen Heuernte meist genöthigt war, mitunter Stroh zu füttern. Da ich alles dies erwog, so bestimmte es mich, mich genau zu erkundigen, ob wirklich eine solche Ursache hier Statt fände? Die Kühe waren

waren denn auch wirklich zum Theil mit Stroh gefüttert, welches nicht ganz trocken hatte zur Scheuer gebracht werden können.

Ich rieth hierauf zu folgendem Heilverfahren. Zuerst eine Abführung aus Rhabarber und Glauberſalz. Nach dieſer täglich drei- bis viermal ein Pulver aus präparirten Auſterſchalen (etwa 1 Loth) und ein wenig Rhabarbar (etwa ½ bis ¾ Quentchen); zugleich mußte eine mäſſige Hand voll Salbei mit anderthalb bis 2 Quart Waſſer bis zu einem Quart eingekocht, und dann feſt durch ein flanellenes Tuch gewrungen werden, zu welcher Brühe einige gehäufte Eßlöffel voll Fliedermus und 3 Loth Borax gemiſcht, und damit den Kühen fleißig die ganze Mundhöhle ausgepinſelt wurde.

Dieſe Mittel thaten eine erwünſchte Wirkung, und die Krankheit verlor ſich, ohne daß irgend weiter übele Zufälle erfolgt wären, gar bald. — Wie ich höre, ſoll ſich nun aber dieſelbe Krankheit in unſerm Orte, wo die Viehzucht ſo ſehr bedeutend iſt, nicht nur verbreitet haben, (was mich, aus den vorhin angeführten Gründen, gar nicht wundert) ſondern es ſoll auch bereits manche ſchöne Kuh daran geſtorben ſeyn. Ich glaube indeß nicht, daß blos die Schwämmchenkrankheit den Tod gebracht habe, ſondern vermuthe vielmehr, daß das ſchlechte, ich mögte wohl ſagen das halb faule Stroh einen faulichten Zunder in den erſten Wegen, und durch dieſen ein, wo nicht faulichtes, doch wenigſtens gaſtriſches Fieber erzeugt, und auf ſolche Weiſe den Tod verurſacht habe. Vielleicht war die Krankheit, wenn ſie auch darnach tödtete, doch im Anfange ihrer Entſtehung nicht faulicht, ſondern wurde es erſt ſpäterhin in ihrem Verlaufe, weil der faulichte Zunder in den erſten Wegen nicht durch dienliche Mittel weggeſchaft oder verbeſſert war. In einem ſolchen Zuſtande habe ich die Krankheit zwar noch nicht geſehen, aber ich glaube, ſie würde ſich durch unverkennbare Zeichen (z. B. matten Glanz und trübes Ausſehen der Augen, Bläſſe des Zahnfleiſches und der Mundhöle, übeln Geruch aus dem Halſe, wenn der Zuſtand ſehr ſchlimm würde, durch bläuliche, ins violette ſpielende Farbe der Blaſen u. ſ. w.) offenbaren. Für dieſen Zuſtand würde ich, glaube ich, wenn man mich um Rath fragte, das Pulver der Nelkenwurzel, des Baldrians, einen Trank von Johannisblumen gekocht, Kampher, friſche Luft, Beſprengen mit kaltem Waſſer und dergl. mehr empfehlen; eine, oder, nach Befinden der Umſtände, einige Abführungen nicht zu vergeſſen.

Kochſalz, Ofenrus und ſolche Sächelchen, die, wie ich höre, die Hirten wohl als empiriſche Mittel bei der Schwämmchenkrankheit empfehlen ſollen, widerrathe ich aus guten Gründen einem jeden.

Sollten die Menschen an natürlichen Krankheiten nur gewöhnlich zur Zeit des Eintrits der Ebbe auf der See sterben?

Nicht nur Aristoteles, sondern auch Plinius in ihrer Naturhistorie B. 2. S. 98. behaupten, daß die, welche eines natürlichen Todes sterben, nur dann sterben, wenn auf der See die Ebbe eintrit. Lange habe ich diese Behauptung für einen Traum gehalten, dergleichen in den Schriften dieser beiden Philosophen mehrere vorkommen, ohne daß ihre Irrthümer in der Naturkunde, (denn welcher Mensch war je von allen Irrthümern frei?) die Bewunderung ihres Beobachtungsgeistes durch alle folgende Jahrhunderte vermindert haben. Allein die Einwohner im Osterstadischen, ein kleiner Distrikt des Herzogthums Bremen, der nur wenige Meilen von der See entfernt liegt, und vornehmlich ein alter kluger und erfahrner Seemann, der nie die Namen des Aristoteles und Plinius gehört, viel weniger ihre Schriften gelesen hatte, behauptete bei meinem vormaligen Aufenthalte in gedachtem kleinen Ländchen ebendasselbe als eine völlig zuverläßige Sache, die er auf seinen Seereisen und auch, nachdem er sich zu Sandstedt wohnhaft niedergelassen, angemerkt habe, und alle meine Gründe, die ich ihm entgegen setzte, machten ihn in seiner Behauptung nie wankend. Doch wünsche ich, daß jemand, der der See nahe wohnt, diese auffallende Behauptung untersuchen, und das Resultat seiner Untersuchung in diesen Blättern mittheilen wolle.

P. J. H.

Anfrage.

Eine schön gefüllte Hyacinthenflor ist dieses Frühjahr durchaus in einfache ausgeartet. — Die Wartung ist die nemliche gewesen. Hat man dergleichen Vorfälle mehr? — Und wodurch ist dieses zu verhüten —

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 30ten Mai 1800.

Etwas
zur Empfehlung der Kuhpockeneinimpfung.

Vom Dr. Bönig.

Das Gute und Nützliche anderer Nationen aufzusuchen, zu prüfen, und, wenn es die Probe hielt, unbekümmert, ob es fremdes oder einheimisches Produkt war, auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, war die von jeher lobenswürdige Eigenschaft der Deutschen. Diese hat sich auch bei der vor etwa zwei Jahren in England gemachten äusserst wohlthätigen Entdeckung gezeigt: durch Einimpfung der Kuhpocken einen furchtbaren Feind des menschlichen Geschlechts zu bändigen und unschädlich zu machen, der sonst jährlich viele tausend Opfer auf eine grausame Art verschlang, und dessen Verbannung daher so viele würdige und menschenfreundliche Aerzte unsers deutschen Vaterlandes beschäftigte. Ueberzeugt von der wohlthätigen Wirkung dieser für Menschenwohl so wichtigen Entdeckung, war es mir ungemein erfreuend, als ich von den damit auch in Deutschland gemachten Versuchen, vom Dr. Ballhorn und Hofchirurgus Stromeyer in Hannover, und deren glücklichem Erfolge hörte, ohne aber die in diesen Blättern hierüber mitgetheilte Nachricht bis jetzt zu Gesichte bekommen zu können.

Ich würde es nicht wagen, hierüber etwas bekannt zu machen, wenn nicht der Umstand, daß ich Augenzeuge von vielen Einimpfungen und deren Verlauf in dem Londner Small pox and Inoculation hospital war, und Gelegenheit hatte, ausführlich sichere Nachrichten von dem Fortgange und glücklichen Erfolge dieser neuen Einimpfungsmethode theils mündlich, theils aus englischen Journalen zu erhalten, dazu beitragen mögte: manche, an der Güte dieser Entdeckung noch zweifelnde, oder in ihrem Entschluß schwankende Aeltern zu überzeugen, oder ihnen Muth einzuflößen.

Ohne mich in eine Erzählung der Geschichte dieser Einimpfungsmethode einzulassen, die vielleicht in Deutschland schon bekannt seyn mögte, will ich nur blos das erzählen, was ich binnen 2 Monaten, Februar und März dieses Jahrs in dem oben erwähnten Hospitale zu sehen, Gelegenheit gehabt habe.

Wegen des dortigen harten Winters war das Hospital nicht so zahlreich besetzt, als es in andern Jahrszeiten zu seyn pflegt. Dennoch waren aber stets etwa 20 mit Kuhpocken Inoculirte von 5 bis 20 Jahren gegenwärtig, die alle mit 15, höchstens 18 Tagen völlig gesund das Hospital verließen.

Ich sah die Krankheit in allen Perioden ihres Verlaufs, nie bemerkte ich aber einen Eingeimpften, der bettlägerig gewesen wäre. Alle erschienen auf Verlangen mit braungefrornen Händen und Gesichtern in dem gewöhnlichen Besuchszimmer, mit den wirklich Blatternkranken vermischt. Der einzige bemerkbare krankhafte Zustand derselben erschien am 6ten, 7ten oder 8ten Tage, wo im schlimmsten Falle trübe Augen, verlorne Munterkeit, etwas Kopfweh, verminderter Appetit, mit Uebelkeit verbunden, die aber nie ein Brechmittel erforderte, eine in gelindem Grade vermehrte Wärme, geschwollene und schmerzhafte Achseldrüsen, die ganze Krankheit ausmachte, die, nach ein- oder zweimal 24 Stunden wieder verschwand; so, daß jeder an allen daselbst üblichen gesellschaftlichen Freuden, als Singen, Spielen, Spazierengehen in einem geräumigen Saale, oder bei heiterm Wetter in dem zum Hospitale gehörigen Garten ungestört Antheil nehmen konnte.

Kaum erinnere ich mich unter der ganzen Menge der mit Kuhpocken Eingeimpften, deren Anzahl sich doch über 100 beläuft, 10 gesehen zu haben, die ausser der Impfblatter noch andre Eruptionen an andern Theilen des Körpers gehabt hätten, und selbst diese verschwanden, den sogenannten Windpocken gleich, in wenig Tagen wieder, ohne eine besondere Röthe verursacht, oder eine bemerkbare Quantität von Eiter erzeugt zu haben.

Die Einwendung, daß die Gutartigkeit dieser Blattern von der mit Sorgfalt geschehenen Wahl gesunder Subjecte herrühre, kann hier nicht gemacht werden, weil man in jenem Hospitale ohne allen Unterschied des Alters und Gesundheitszustandes einimpft.

Die starke und lästige Anschwellung des eingeimpften Arms, welche man dieser Methode vorgeworfen hat, habe ich in jenem Hospitale nie gesehen, und auf meine Erkundigung darüber erfahren, daß dieselbe auch nie bemerkt, und die etwanige gelinde Anschwellung durch warme Umschläge, nur wenige Stunden gebraucht, gehoben

hoben sey, so, daß man Dr. Jenners zu diesem Gebrauche vorgeschlagenes caustisches Mittel anzuwenden, nie für nöthig gefunden habe. Diese glückliche Erfahrung macht nicht nur die Behauptung wahrscheinlich, daß das bei London aufgenommene Gift, womit die ersten Versuche im Londner Hospitale gemacht sind, und welches bisher durch Fortpflanzung erhalten ist; von milderer Natur, als das von Dr. Jenner in Gloucestershire aufgenommene sey; sondern erweckt auch die Vermuthung, daß, wenn von diesem bei London aufgenommenen Gifte dennoch starke Anschwellungen des Arms entstanden sind, die Impfstelle zu hoch, etwa der Insertion des Deltoides zu nahe, gewählt sey.

Eine weitläuftige Vorbereitung zu der bevorstehenden Einimpfung kennt man gar nicht, höchstens wird ein gelindes abführendes Pulver aus Jalappe und Mercurius bestehend gegeben.

Man ist in London auch schon so von der Güte und Vorzüglichkeit dieser Einimpfungsmethode überzeugt, daß selbst die Mütter aus der niedern Classe, welche ihre Kinder ins Hospital zur Einimpfung bringen, nach geschehener Frage: ob man mit wahrem oder Kuhpockengift einimpfen solle, gewöhnlich das letztere wählen. Eine Wahl, die keinesweges befremdet, da sie sich von den Vorzügen derselben, durch den Augenschein überzeugen können.

Die Anzahl der mit den Kuhpocken Eingeimpften beläuft sich in England schon weit über 5000, wovon nur ein einziges dreivierteljähriges Kind während des Verlaufs dieser Krankheit gestorben ist. Und selbst bei diesem unglücklichen Falle kann man sich bei den sonst glücklichen Erfahrungen des Zweifels nicht erwehren: ob der Tod auch eine Folge dieser Einimpfung, oder ob er nicht Wirkung einer andern, zur Zeit der Einimpfung zum Ausbruch nahen Krankheit, von fehlerhafter Milch, Zahnen u. s. w. gewesen sey. Doch auch diesen Zweifel bei Seite gesetzt, und zugegeben: daß der Tod eine Folge dieser Einimpfung gewesen sey, welch ein günstiges Verhältniß! Von 5000 Eingeimpften wird nur eins ein Opfer dieser Krankheit, da nach den bisherigen Erfahrungen von einer gleichen Anzahl in den natürlichen Pocken 500, und bei den inoculirten wahren Pocken 10 gefallen seyn würden.

Die Hauptsache beruht also auf der Frage: ob diese Einimpfung gegen die Ansteckung der wahren sichere. Daß dies wirklich der Fall sey, beweisen folgende Erfahrungen.

1) Daß diejenigen Dienstmägde und Knechte in Gloucestershire, welche durch das Melken der an diesen Pocken leidenden Kühe angesteckt wurden, und ähnliche Blattern, mit gelindem Fieber verbunden, an die Hände bekamen

mehr, von den natürlichen Pocken befreit blieben, und Blatternepidemien in jener Grafschaft daher selten waren. Ein Umstand, wodurch gerade Dr. Jenner auf den glücklichen Gedanken gebracht wurde, durch Einimpfung dieser Kuhpocken die Verhütung der wahren Pocken zu versuchen.

2) Daß in dem Londner Small pox and Inoculation hospital, die mit Kuhpocken- und wahrem Blatterngift Inoculirten in allen Perioden des Verlaufs beider Krankheiten ohne Unterschied in Gesellschaft leben, essen, spielen, und in gemeinschaftlichen Zimmern schlafen, ohne daß erstere von den letztern von neuem angesteckt würden.

3) Daß man die mit Kuhpockengift Eingeimpften nach überstandener Krankheit der Ansteckung der wahren Blattern nicht nur hat ausgesetzt, dadurch, daß man sie in solche Zimmer gebracht hat, worin sich an den natürlichen Pocken leidende Kranke befanden, und sie sogar mit denselben in ein und dasselbe Bette gelegt hat, um sie dem ausdünstenden Pockengifte in der Nähe auszusetzen, sondern daß man sie

4) ein- und mehreremale mit dem wahren Blatterngifte inoculirt hat, ohne daß die gewöhnliche Krankheit erfolgt ist. Höchstens entstand in diesem Falle an der Impfstelle eine Blatter, die aber von keinem Fieber oder andern Eruptionen begleitet war. So wie Wärterinnen eine oder mehrere Blattern auf demjenigen Arme zu bekommen pflegen, auf welchem sie die an den Blattern leidende den Kinder am meisten getragen haben. Diese Einimpfung ist wenigstens an den ersten, mit Kuhpockengift Inoculirten 1000 verrichtet worden, die aber jetzt nach so vielen glücklichen Erfahrungen für unnöthig gehalten, und nur noch da gemacht wird, wo die nach der Einimpfung entstandene unvollkommene, und mit nicht den geringsten Fiebersymptomen erfolgte Kuhpocke, die geschehene Haftung zweifelhaft läßt.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich nun folgende Vorzüge dieser neuen Einimpfungsmethode:

1) Die durch Einimpfung der Kuhpocken erzeugte Krankheit ist äusserst gelinde, so, daß sie kaum den Namen einer Krankheit verdient.

2) Sie ist viel sicherer, als die Inoculation der wahren Pocken, indem das Verhältniß zum Vortheil der erstern wie 1 zu 10 ist.

3) Sie

3) Sie ist ein gewiss's Verwahrungsmittel gegen die Ansteckung der wahren Pocken, und hat

4) nach den bisherigen Erfahrungen den Vorzug, daß ein mit Kuhpockengift Eingeimpfter diese Krankheit keinem andern durch seine Gesellschaft mittheilt.

Ich glaube, daß es hier der Ort ist, eines doppelten Einwurfs gegen diese Einimpfung Erwähnung zu thun.

A. Daß freilich bis jetzt durch die geschehene Einimpfung der wahren Pocken, nach überstandener Kuhpockenkrankheit, die Nichtempfänglichkeit gegen die erstern erwiesen sey, daß man aber deswegen noch nicht völlig sicher seyn könne, daß die wahren Pocken nach 10 und mehrern Jahren nicht noch erfolgen werden. Wäre dieser Einwurf, eine Möglichkeit betreffend, blos speculativ; würde er von einem Laien gemacht, dem die Natur des Blatterngifts unbekannt ist; wüßten alle Aeltern, die dieser Einwurf interessirt, zwischen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu unterscheiden: so bedürfte er keiner Widerlegung. Aber man denke sich den Fall, daß er von einem Arzte gemacht wird, dessen Celebrität dem schwachen Einwurfe Gewicht giebt, wird man sich dann wundern dürfen: daß mancher zärtliche Vater und ängstliche Mutter dadurch von dieser so wohlthätigen Entdeckung zum Wohl ihres Kindes Gebrauch zu machen, abgeschreckt wird, weil bei jeder eintretenden Blatternepidemie die Furcht, daß ihr Liebling, unerachtet der geschehenen Einimpfung der Kuhpocken, dennoch von den wahren Pocken angesteckt und ein Opfer derselben werden mögte, sie unaufhörlich foltern würde? Dank sey es unsern Vorfahren in dem 2ten Viertel dieses Jahrhunderts, daß sie uns, durch eine ähnliche hypochondrische Furcht, die wohlthätigen Wirkungen der damals nach Europa gebrachten Inoculation der wahren Pocken nicht geraubt haben, wodurch so manchem Kinde Leben, Gesundheit und eine von der Vorsehung geschenkte günstige Gesichtsbildung erhalten ist! Dank sey es ihnen, daß sie ihre etwanigen Einwürfe gegen dieselbe aus der Gegenwart und der zu berichtigenden Vergangenheit (wie z. B. ein damaliger englischer Prediger auf der Kanzel behauptete: daß der Teufel die erste Inoculation an Hiob verrichtet habe) und nicht aus der ins Dunkel verhüllten Zukunft hernahmen!

Das Einzige, was etwa zum Schein für diesen Einwurf angeführt werden kann, ist der Umstand, daß bisweilen Kinder der Ansteckung der wahren Pocken vergeblich ausgesetzt sind, die sie bei einer folgenden Epidemie bekamen. Aber findet dieses unter tausend Fällen wohl mehr als einmal Statt?

Nun hat aber bei keinem einzigen Subjecte von den ersten mit Kuhpocken Inoculirten, deren Anzahl sich gewiß auf tausend beläuft, die nachher geschehene Einimpfung der wahren Pocken gefaßt, so, daß man es jetzt, wie ich schon erwähnt habe, unnütz findet, sie weiter vorzunehmen; die große Anzahl der Dienstboten in Glocestershire, welche durch das Melken der kranken Kühe, die Kuhpocken natürlich bekamen, und dadurch gegen die Ansteckung der wahren Pocken gesichert wurden, ungerechnet. (Denn die in den londner medicinischen Journalen angeführten und Aufsehen erregenden einzelnen Beispiele haben sich bei näherer Untersuchung und Nachfrage nicht bestätigt.)

Läßt sich's nun wohl möglich denken, daß jene in England zuerst Eingeimpften 1000, durch Zufall lauter solche Subjecte gewesen, die nur damals für diese Krankheit keine Empfänglichkeit hatte, sie aber in der Folge noch bekommen werden? Und warum ist denn von denen vor 1½ Jahren mit Kuhpockengift Eingeimpften, noch kein einziges von den wahren Pocken in London angesteckt, wo sich die natürlichen Pocken, wie bekannt, nie verlieren? Ein solcher Fall könnte bei der beträchtlichen Anzahl von Aerzten in London, die dieser Methode noch abgeneigt sind, nicht verschwiegen bleiben? Aber ein solches Beispiel ist ganz unerhört. Wären es nur einige wenige Subjecte, bei denen die nachherige Einimpfung der wahren Pocken vergeblich geschehen wäre, dann könnte man fürchten, daß ein unglückliches Ungefähr uns irre geleitet hätte. Aber tausend Subjecte! in einer einzigen Stadt! in einem Jahre! Die Anzahl derjenigen, bei denen eine solche Nichtempfänglichkeit gegen die wahren Pocken Statt findet, mag in ganz Europa in einem Jahre vielleicht keine hundert betragen, und sollte doch in einer einzigen Stadt in einem Jahre durch ein Ungefähr über tausend seyn? Wie unglaublich!

Der Einwurf, daß durch die inoculirten Kuhpocken die Empfänglichkeit der wahren Pocken blos auf einige Jahre unterdrückt würde, ist nur ein bloßes Vielleicht. Und wenn uns ein solches Vielleicht von dem Gebrauche eines sonst wohlthätigen Mittels abhalten sollte; dann dürfte auch kein Zahn ausgenommen werden, weil ein Trismus, kein Mercurius gegeben werden, weil eine heftige Salivation und Tod erfolgen könne. So ungereimt nun eine solche Furcht seyn würde, so hätte sie doch wenigstens eine unglückliche Präcedenz für sich, da sich jene so wenig auf diese, als Analogie berufen kann. Eine Besorgniß, die ohnehin durch die Vermuthung völlig gehoben wird, daß die wahren Pocken ihren Ursprung von den Kuhpocken haben, und als eine Ausartung derselben zu betrachten sind, welches durch den Umstand einen hohen

Grad

Grad der Wahrscheinlichkeit erhält, daß die Kuhpocken den wahren Pocken in Rücksicht ihrer Gestalt, Anzahl und den damit verbundenen heftigen Zufällen sehr ähnlich werden, wenn das zum Inoculiren gebrauchte Gift nicht von der Impfblatter, sondern von andern durch sie etwan hervorgebrachten Eruptionen genommen ist.

B. Ein zweiter Entwurf ist folgender: daß bei der gänzlich fehlenden, oder sehr geringen Eruption, Pockengift im Körper zurück bleiben, und eine nachfolgende Kränklichkeit verursachen könne.

Dieser Einwurf ist durch den bisherigen glücklichen Erfolg der Inoculation der wahren Pocken hinlänglich widerlegt, und dagegen erwiesen, daß zu einer guten folgenden Gesundheit keine zahlreiche Eruption erfordert wird. Eine Erfahrung, die sich vermöge der Natur der Krankheit nicht anders erwarten ließ, indem das Gift kein im Körper durch sich selbst erzeugtes, sondern ein erst von aussen hinein gebrachtes, und durch einen uns unbekannten Prozeß entwickeltes Gift mit der verbundenen nothwendigen Eigenschaft ist: von den innern Wegen der Cirkulation sich nach der äussern Oberfläche der Haut zu werfen, und sich durch daselbst gebildete Pusteln, oder vermittelst Ausdünstung, einen Ausweg aus dem Körper zu suchen. Jeder Laie weiß, daß im entgegen gesetzten Falle tödliche Zufälle die nächsten Folgen sind.

Ein Arzt, der aus der Pathologie die oft große Entfernung zwischen Causa und Effectus kennt; oder mit andern Worten: wer es weiß, wie unmerklich sich manche chronische Krankheit entwickelt, die oft erst nach Jahre langen allmähligen Fortschritten zum Ausbruch kömmt, der es weiß, daß sich der philosophische Satz: Cessante causa, cessat effectus, in der Medizin umgekehrt verhält, der bedenkt, daß unsere Vorfahren vor tausend Jahren ohne alle diese Eruptionen gesund waren; ein solcher Arzt wird sich eines solchen Fehlschlusses nicht schuldig machen, sondern bei einer früh oder spät erfolgenden Kränklichkeit nach vorher gegangener mit gelinder Eruption verbundener Blatternkrankheit andere Ursachen aufzufinden wissen. Warum sollte der Fall bei dem so nahe verwandten, vielleicht ursprünglichen Pockengift anders seyn? Zumal der bis jetzt bekannte Gesundheitszustand derjenigen Einwohner in Glocestershire, welche durch diese Pocken vor den wahren Pocken seit vielen Jahren geschützt wurden, eine solche Besorgniß auf keine Weise unterstützt? Höchstens wurde wieder nur ein ins Dunkel der Zukunft gehülltes, und so wenig auf Analogie, als Erfahrung gegründetes Vielleicht Statt finden.

Wenn ich zum Schluß den herzlichen Wunsch äussere, daß diese so wohl-

wohlthätige Einimpfungsmethode in unserm deutschen Vaterlande zur Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und vortheilhaften Gesichtsbildung allgemein werden möge; wenn ich alle Aeltern gleichsam bitte, zum Wohl ihrer Lieblinge davon Gebrauch zu machen, so werden mich diejenigen, denen ich durch meine bisherige Praxis bekannt zu seyn die Ehre habe; und die es wissen, wie ich, ungeachtet meiner Ueberzeugung von der Güte und Vorzüglichkeit der Inoculation und den verrichteten glücklichen Einimpfungen, vielleicht aus übertriebener Vorsicht und Aengstlichkeit zu derselben nie überredete, keiner Neuerungssucht beschuldigen, sondern meine, aus dem Vorhergehenden hervorleuchtende Wärme für diese neue Methode meiner Wahrheitsliebe und dem herzlichen Wunsche für verminderetes Menschenelend zuschreiben. Und recht glücklich würde ich mich schätzen, wenn das bisher gesagte etwas dazu beitragen mögte.

Beantwortung der im 42sten Stück des hannöver. Magazins von d. J. befindlichen Anfrage.

Gefüllte Hyacinthen bleiben immer gefüllte Blumen, und können niemals in einfache ausarten. Das eine Jahr kann eine gefüllte Zwiebel zwar wenigere und nicht so vollständige Klocken, wie das Jahr zuvor, erhalten; allein solches rührt von bei der Wartung begangenen Fehlern und andern Ursachen her, wovon ich vielleicht in diesen Blättern einst umständlicher rede. Dem Herrn Anfrager müssen seine gefüllten Hyacinthenzwiebeln also nothwendig gestohlen, und an deren Stelle einfache gelegt worden seyn; dergleichen Vorfälle aber ereignen sich in unsern aufgeklärten Zeiten leider oft.

Hannover

G. F. Wehrs.

Anfrage.

Sollte jemand ein gutes Mittel besitzen, um Ratzen zu vertreiben, weil man bei vielen angewandten Mitteln sie nicht vertilgen kann, so bittet man, solches in diesen Blättern mitzutheilen.

Hannöverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 2ten Junius 1800.

Etwas von der nachtheiligen Vergrösserung der Schäfereien und dem Gewinne aus dem Hürdenschlage.

Omne nimium naturae inimicum. Cic.

Es ist endlich einmal Zeit, daß die seit vielen Jahren und fast jährlich noch zunehmende Vermehrung der Schäfereien öffentlich gerüget und ein Gegenstand ökonomischer Untersuchungen werde.

Erfahrne, uneigennützige Landhaushälter werden hierüber gründlicher urtheilen und ein mehreres Licht verbreiten, als in dem gegenwärtigen Aufsatze geschehen ist, welcher zur Absicht hat, selbige aufzumuntern, ihre Meinung bekannt zu machen, weil die Sache das Publikum interessiret.

So allgemein nützlich das Schaafvieh, hauptsächlich seiner Wolle und Mistes halber ist, so schädlich zeigt es sich in Ansehung bestameter Kornfelder und der Weidethiere. Es dürfte wenige Ausnahme leiden, wenn man behauptete, daß fast aller Orten, wo Schäfereien sind, solche zur Ungebühr allmählig vergrössert worden.

Dies trift eines Theils und vornemlich bei solchen eigenthümlichen Besitzern der Schäfereigerechtigkeiten ein, deren Heerden durch keine bestimmte Anzahl Schaafe beschränkt sind, und in deren Willkühr es stehet, so viel, wie sie wollen, zu halten, andern Theils gilt es aber auch bei denen, welche mit Schäfereiberechtigungen versehene Landgüter gepachtet haben. — Deren Pachtcontracte sezzen gemeiniglich eine gewisse Stückzahl fest, aber wie selten begnügen sie sich damit. Man würde sich hievon überzeugen, wenn eine unvermuthete getreue Nachzählung vorgenommen und mit der verpachteten Anzahl verglichen

würde. Hätten die Schaafe eine dauerhafte Gesundheit, wären sie nicht mancherlei Krankheiten ausgesetzt, und raste der Tod nicht viele hinweg, so mögte ihre Ueberhäufung noch ärger seyn.

Die baaren Summen Geldes, welche aus dem Verkaufe der Wolle mehrentheils zu einer Zeit gelöset werden, da ein Gutsbesitzer oder Pächter die wenigste Einnahme aus seiner Oekonomie zu haben pflegt, sind ein großer Reiz, die Schäferei zu vermehren, aber an den Orten, wo der Schäfereiberechtigte auch den Hürdenschlag ausschließlich hat, lockt sie ihn zu deren Vergrösserung noch stärker an. Was eine Heerde von 1000 Stück jährlich an Wolle ertrage, läßt sich, wenn jedes Schaaf durch die Bank zu 3 Pfund, und jeder ordinaire Stein zu 2 Thl. 18 mgr. angeschlagen wird, ungefähr herausbringen, und nach diesem Maaßstabe ist leicht zu berechnen, was der Belauf sey, wenn sie grösser oder kleiner ist.

Die Ausbeute von dem Pfirch oder Hürdenschlage ist nicht minder ansehnlich, und in dem Falle sehr ergiebig, wenn der Schäfereiherr nur allein das Recht hat, die Feldländerei der bei seinem Gute oder in benachbarten Dörfern wohnenden Bauern mit seinen Schaafen beliegen zu lassen. Dafür ziehet er an einigen Oertern die dritte Stiege der auf jedem behürdeten Morgen, von 120 Quadratruthen calenb. Maaße, gewachsenen Früchte, wovon jedoch der Zehnte, wenn das Land solchem unterworfen ist, vorabgehet.

Dies ist ein erklecklicher Gewinn, wenn man erwäget, daß 800 bis 1000 Stück Schaafe, je nachdem sie gute Weide und vollauf zu fressen haben, einen Morgen Land in einer Nacht bepfirchen, mithin vom 1ten Mai an bis Martini, zuweilen auch nach Beschaffenheit der Witterung noch länger, in den Gegenden, wo die Brache üblich, über 180 Morgen solchergestalt bedüngen können.

Man will annehmen, daß in einem Boden mittler Güte, denn von einem schlechten Heide- oder Sandboden (worin der Pfirch zu heiß und mehr Schaden wie Vortheil stiften mögte) ist die Rede nicht, ein Morgen mit Weitzen, nach Abzug des Zehntens, nur 12 Stiege jede zu ¾ Hmt., und ein Morgen Rocken, 14 Stiege, jede zu 1 Hmt., im Abdrusche lieferte, welches eine sehr mäßige Ernte wäre, so beträgt solches

vom vom Weitzen, 9 Ht.
à 1 Thl. — 9 Thl. — gr.
vom Strohe desselben,
weil 2 Feldstiege eine
ausgedroschene geben,
6 Stiege à 15 gr. — 2 ; 18 ;
also — 11 Thl. 18 gr.

vom

vom Rocken hingegen 14
Hmt., jeden 24 gr. - 9 Thl. 12 gr.
von dessen Strohe 7 St.
à 15 gr. — 2 ; 33 ;

macht — 12 Thl. 9 gr.

folglich ist solches zum dritten Theile für den Schäfereiherrn resp. 3 Thl. 30 gr. und 4 Thl. 3 gr. Hiezu kommen für Herbeifahrung der Schäferkarre und der Hürden noch 6 gr. auch wohl überher ein Trinkgeld für den bei den Hürden übernachtenden Schäfer, um die Schaafe zwischendurch aufzutreiben, damit sie ihren Mist fallen lassen.

Diese Begailung kostet also dem Landmann sicher 4 Thl. und darüber für einen einzigen Morgen.

Braucht man hingegen statt dessen den Stalldünger vom Rindviehe, so erfordert ein zu Weitzen oder Rocken gewidmeter Morgen 6 vierspännige Fuder, von welchen jedes 18 gr. zu kosten pflegt,

mithin — 3 Thl. — gr.
Fuhrlohn dafür à 6 gr. 1 ; — ;
Streulohn desselben - ; 3 ;

in allem — 4 Thl. 3 gr.

Wohlbedächtlich sind zu diesem Anschlage nicht die bisherigen theuren Frucht- und Stroh- und durch letzteres etwas erhöhete Mistpreise gewählt, sondern hiebevorige gewöhnliche Preise genommen, und dennoch erscheint schon aus diesem niedrigen Ansatze, was für einen beträchtlichen Gewinn der Schäfereiherr aus dem Hürdenlager ziehe, der Bauer sich aber mehr als doppelt in der Hinsicht dadurch schade, daß von dem Stalldünger zwei bis drei gute Ernten, von dem Pferch aber nur eine geschehen könne.

Ist der Boden von mehr als mittelmäßiger Güte und im Ertrage fruchtreicher, oder treten auch auf mittelmäßigem Boden ergiebige Ernten ein, so, daß der Morgen Weitzen 12 bis 15, der Rocken aber 18, 20 und wohl mehrere Himten aufbringt, welches im Calenbergischen nicht ungewöhnlich ist, so wird der Hürdenschlag schrecklich theuer bezahlt, und es erhellet, daß solcher auf alle Fälle den wucherlichen Contracten beizuzählen sey.

Das Jahr 1784., welches so gesegnet war, daß man fast auf jedem Morgen 20 bis 24 Stiege sah, deren jede im Durchschnitt anderthalb Himten gab, war für die Schäfereibesitzer vollends von ungeheurem Vortheil, weil ihnen die dritte Stiege gegen 8 Thl. rentirte.

Es läßt sich also auch von dieser Seite erklären, warum die Schaafheerden hie und da so ausserordentlich vermehrt und die Schäfereiherren in den Stand gesetzt werden, solche unter-

erhalten zu können, indem sie durch besagte dritte Stiege das Stroh zur Ausfutterung mit bekommen, auch wohl ihren Hornviehstapel vermindern, um desto mehr Schaafe durchzuwintern.

Daß der Pflug die Feldländerei nur ein Jahr bezaile, wird seinem Feuer und Alcali oder flüchtigem Salze zugeschrieben, das in freier Luft bald verraucht, auch schnell in Gährung geht, und, weil er seine Kräfte geschwind äussert, nicht lange anhält, weßfalls er sofort bedeckt oder untergepflügt werden muß, wenn er der Absicht entsprechen soll; zudem schickt er sich nicht einst für jedes Erdreich.

Der auf einem behürdeten Acker gewachsene Weitzen, Rocken oder Gerste wird in den Branteweinbrennereien und Brauereien nicht vortheilhaft befunden. Die Oelschläger geben vor, Winter- oder Rübesaat, das auf solchem Lande gebauet worden, sey nicht so ölreich, und erfahrne Branteweinbrenner versichern, daß dergleichen Weitzen- oder Rockenschrot den Helm von der Blase werfe. Die Ursache, warum es nicht so nutzbar, soll seyn, daß der Schaafmist in die Erde gebracht worden, ehe er in Fäulniß gegangen. Dies behauptet Darjes in den ersten Gründen der Cammeralwissenschaften, deren 2ten Abschnitte §. 137., und Daubenton im Catechismus der Schaafzucht S. 337. will sogar, daß man im zweiten Jahre auf einem das Jahr vorher zu Weitzen oder andern Früchten behürdeten Lande noch keine Gerste säen sollte, weil sie nicht zum Bierbrauen tauge. Letzteres scheint unglaublich, und es wäre eher zu vermuthen, daß nach Jahres Frist, zumal das Land zur Gerste dreimal gepflügt wird, der Pflug längst verschlungen und verschwunden sey. Eine nähere Untersuchung und angestellte Proben mögen darunter entscheiden.

Daß aber Stalldünger vom Rindviehe und Schweinen dem Acker mehr Kräfte mittheilt, rührt vorzüglich von seiner Fettigkeit her, weswegen er nicht so heftig, sondern langsamer würkt, und durch den Zusatz vom Strohe, daß in seiner allmähligen Auflösung auch Alcali erzeugt, länger im Lande dauert, einen schweren, steifen Boden auflockert und mürber macht, als Pflug, der zwar, wie jeder Mist, die festen Theile des Erdreichs bricht, aber durch das Betreten und Beliegen der Schaafe gedichtet wird, so, daß deren nützlicher Urin nicht gehörig eindringen kann, mehr in der Oberfläche bleibt und meistens verdunstet.

Aus obigen schließt man, daß der Hürdenschlag nur ein Jahr oder für eine einzige Ernte, der gedachte Stallmist aber zwei und mehrere Jahre, wie-

mithin auch für so viele Ernten sich nutzbar erweise. — Und da dieses die Erfahrung bestätigt, so verdient letzterer unstreitig allemal den Vorzug vor ersterem, und man nimt jenen entweder nur in Ermangelung des Stalldüngers oder um Mistfuhren nach entlegenen Feldern zu sparen. Der Pflug im Winterfelde, das man zu Weitzen oder Rocken begattet, ist blos ein Behelf, und setzt in die Nothwendigkeit, dem Lande, wenn es hierauf Gerste oder Haber tragen und gehörige Ausbeute liefern soll, noch einmal Düngung zu geben.

Es leidet daher wohl keinen Zweifel, daß die Art, den Acker durch Behürden fruchtbar zu machen, in Vergleichung des Nutzens und der Kosten viel zu hoch erkauft werde, und bei weitem nicht so vortheilhaft sey, als die Schaaffreunde davon rühmen.

Im Grunde handelt der Bauer nicht wirthschaftlich, um einen solchen Preis den Hürdenschlag zu nehmen. Er verliert durch die Abgift der dritten Stiege seiner Frucht auch den dritten Theil seines Strohes, das ihm unentbehrlich und für seinen künftigen Ackerbau von nachtheiligen Folgen ist, weil er damit zugleich den Mist, den er davon vermehren könnte, einbüßt; ja, er schadet sich noch mehr, denn weil der Schäfereiherr von dem solchergestalt empfangenen Strohe eine grössere Menge Schaafe ausfuttern kann, so wird die Weide zur Schmälerung für sein eigenes Vieh desto härter mitgenommen.

Da, wo die Heerden unbeschränkt sind, sollen nach landwirthschaftlichen Grundsätzen, die auch bei den Gerichtshöfen zur Entscheidung gelten, nicht mehrere Schaafe auf gemeine Hut und Weide gebracht werden, als der Besitzer mit dem auf seinem eigenthümlichen Lande ihm zugewachsenen Stroh und Heu den Winter über auszufuttern vermag. Er darf also kein zugekaufres, kein erpachtetes Futter mit zu Hülfe nehmen. Einem solchen kommt die dritte Stiege sehr gelegen. Doch ist sie auch denen gar angenehm und ersprießlich, die blos Heerden von bestimmter Stückzahl zu halten befugt, und also, ohne Rücksicht auf Durchwinterung, zu einer beschränkten Schäferei berechtigt sind. Denn in beiden Fällen findet man demungeachtet nicht selten, daß die Heerden stärker sind.

Jene Bestimmungen und die Regeln der Rechtslehrer, daß alte Schäfereien nicht vermehrt noch neue angelegt werden dürfen, haben der Unbegnügsamkeit vorbeugen wollen.

In Sachsen, im Schwarzburgischen, in Baiern und Pommern sind Schäferordnungen ergangen.

Doch

Doch was helfen auch Grundregeln, was helfen heilsame Gesetze, wenn sie unbefolgt bleiben; wenn die, welche zu Wächtern bestellt sind, schlafen, und Uebertretungen und Pflichtversäumnisse keine — Gehorsam einflößende Strafen nach sich ziehen!

Die Absicht, warum man Schäfereien beschränkt und den unbeschränkten ein Ziel gesteckt hat, war wohl hauptsächlich, dem übrigen Viehe des Landmanns, und vornemlich seinem Horn- und Pferdeviehe die Nahrung auf den Weiden und Koppelhuden zu sichern, weil selbiges in vielem Betrachte sowohl den Bürgern als Bauern weit nützlicher ist. In des von Rohr Haushaltungsrechte im 6ten Buche des 8ten Capitels §. 29. wird deshalb erwähnt, daß, weil Ochsen und Kühe den Bürgern vortheilhafter wie Schäfereien, letztere in einigen pommerschen Städten nicht geduldet würden.

Eben das mögte man von Dörfern sagen, wenn die Schaafe nicht bewollet wären und den Steff zu vielen Kleidungsstücken an sich trügen. So nöthig sie von der Seite sind, so schädlich sind sie gleichwohl an der andern. Im Winter müssen sogar die Kühe ihnen nachstehen, denn sie kriegen das gesundeste Heu, das futterreichste schönste Stroh, und werden am besten verpflegt. Im Frühlinge und Herbste sind sie der Saat, worauf gewissenlose Schäfer hüten und viele Pflanzen, zumal wenn die Erde nicht trocken ist, zugleich vertreten, auch wohl aufgezogen werden, oft äusserst nachtheilig. Was ihr Maul nicht ruinirt, verdirbt ihr Fuß, und, statt langer Aehren, werden kleine, sogenannte Knipähren geerntet.

Gehet ihre Trift zu und aus den Hürden durch Kornfelder, so verüben sie Schaden, der alle Erwartung übertreffen und auffallender seyn würde, wenn man solchen jedesmal auf frischer That schätzen ließe.

Leichte Verzäunungen vor selbigen her achten sie nicht, sie brechen hindurch oder springen über. Da, wo kurz vorher Schaafe geweidet, frißt das ihnen nachfolgende Rindvieh nicht anders, als aus großem Hunger, weil selbigem der Geruch von den Schaafen und deren Miste ekelhaft und zuwider ist.

Sie lassen auch wenig für anderes Vieh übrig, weil ihr Zahn zu gierig ist, im Weidegange alles rein abnagt und dem grössern Viehe nicht einst die Nothdurft läßt, daher solches von seinem Wohlstande sichtlich abnimt und dessen stärkere, ungleich einträglichere Zuzucht verhindert.

Es sollte also billig eine allgemeine und Hauptregel seyn, den Schaafen nicht eher auf Aengern, Brach- und

Stop-

Stoppelfeldern, oder abgeernteten Wiesen das Weiden zu gestatten, bevor nicht das Hornvieh selbige abgehütet hätte. Die geringere Classe der Bauern, welche gemeiniglich die größte Zahl der Bewohner des platten Landes ausmacht, die nur wenige, oder gar nur eine oder zwei Kühe zu ihrem Unterhalt durchbringen kann, leidet darunter mehr, wie man vielleicht glaubt, zumal wenn es Leute sind, denen es an Gräserei fehlt und ihrem Viehe so wenig des Morgens vor dem Austreiben als des Abends, wenn es von der Weide zurückkehrt, was zu geben wissen, es sey denn, daß sie der Nachbaren Gärten, Felder oder Wiesen bemauset haben. Eine oder zwei Kühe könnten und sollten einer solchen ganzen Familie die Nahrungsmittel vorzüglich mit darbieten, allein ihr Vieh kommt mit hungrigem Magen und milchleer aus der Weide zu Hause.

Den Schäfern und deren Brodherren steigt indessen nicht einst der Gedanke auf, jemandem geschadet zu haben, daß sie mehrere Schaafe auf die Gemeinheit getrieben, wie sie berechtigt gewesen.

Keinem von selbigen fällt bei, daß es eine Gewissenssache sey, mit ihrer unmäßigen Anzahl das Molkenwerk des ärmern Theils des Landmanns geschmälert und den übrigen Weidegenossen Abbruch gethan zu haben. Ihre Habsucht sieht nur auf das, was ihnen vortheilig, ohne sich um den Schaden, welchen andere dadurch leiden, zu bekümmern. Das führt schon die Gewohnheit von Alters her, leider! so mit sich, welche jeden Fehler schön macht.

Noch weniger wird daran gedacht, daß die Abgabe der dritten Stiege für den Hürdenschlag einen nicht geringen Wucher in sich fasse. Das Herkommen, so unbillig es auch zu nennen, hat solches ebenfalls bis auf den heutigen Tag gut geheißen, ob es gleich ein ächtes Kind des Eigennutzes und der Uebervortheilung ist. Wie verhaßt gleichwohl jeder Wucher sey, sieht man aus den bei uns angenommenen römischen Gesetzen, aus dem Reichsabschiede von 1654., dem Gandersheimischen Landtagsabschiede und einigen besondern Verordnungen. Letztere verbieten und zählen unter wucherliche Contracte, wenn jemand, statt verborgter 6 Himten Rocken sich 7 wiedergeben läßt, oder um die Halbschied säet, da nemlich der eine das Land auethut oder pflügt, der andere aber den Dünger und das Saatkorn hergiebt, und beide die Ernte hernach theilen; und sogar untersagen sie zum Besten des Bauern den Verkauf seiner Feldfrüchte auf dem Halm, da doch ein solcher Handel nicht leicht ganz unterm wahren Werthe geschieht, und auch nicht in allen Fällen zu des Verkäufers offenbarem

baren oder sonstigem Nachtheil, auf-ser dem Strohverlust, gereicht. Wie vielmehr scheint also der Hürdenschlag einer oberlichen Bestimmung nach seinem innern Werth zu bedürfen, und wie heilsam es seyn würde, die Schaafheerden gegen die weit einträglichern vom Hornviehe und Pferden, auch übrigem Viehe an Schweinen und Gänsen, in ein gerechtes Verhältniß mit einander zu setzen.

Fragte man vielleicht: ob dann allenthalben die dritte Stiege für das Hürdenlager erfolge? so dient zur Antwort: nicht durchgängig; er wird auch hin und wieder mit Gelde bezahlt und den Bauern zu 2 Thl. für den Morgen überlassen; bei Güterpachtungen aber, welche mit Schäfereien versehen sind, pflegt der antretende Pächter dem abgehenden 1 Thl. für jeden belegenen Morgen, auch wohl 1 Thl. 4 mgr. zu vergüten, da man für 100 Schaafe die Nacht 4 mgr. rechnet. Gegen solche Preise ist wohl nichts einzuwenden, und Schäfereiinhaber können dabei bestehen, weil, wie schon oben gedacht, eine Heerde von 800 bis 1000 Stück 180 Morgen und darüber in einem Jahre begallen kann.

Warum der Bauer den Hürdenschlag doppelt und dreifach bezahlen muß, und ob solches mit Billigkeit verlangt werden möge, ist schwer zu erklären, und wohl nicht zu rechtfertigen. Die Ursach davon läßt sich wenigstens nicht einsehen, und man sollte vielmehr dafür halten, er müsse diese Nothbegallung eben sowohl, und zumal wenn er sie zur Gerste oder zum Habern braucht, um 1 Thl., zu Weitzen oder Rocken aber höchstens um 1 Thl. 18 mgr. genießen, weil er gemeiniglich ein Interessent derjenigen Hut und Weide ist, auf welcher sich die Schaafe zum Nachtheil seines eigenen Viehes nähren, er auch oft Schaafe hält, die er mit in die Hürden zu geben verbunden, ohne an den Aufkünften des Hürdenlagers den mindesten Antheil zu haben, folglich den Pfirch von dem ihn eigentlich gehörenden Schaafviehe noch überhin mit bezahlen muß.

Allenfalls könnte man die Abgift des Dritten auf reines Korn im Winterfelde, je nachdem zu Weitzen oder Rocken gehürdet worden, auf resp. anderthalb und zwei Himten, und im Sommerfelde auf 1½ Ht. Gerste oder 2 Ht. Habern setzen. Dies schiene beiden Theilen und der Sache angemessener zu seyn. Der Schäfereieigenthümer hätte keinen Schaden und einen erlaubten Vortheil, wenn das Korn im Preise stiege, und der Bauer, welchen baare Geldausgaben drückender als Naturalprästationen sind, würde seines selbst so sehr benöthigten Strohes nicht beraubt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 6ten Junius 1800.

Bild eines kürzlich Verstorbenen.

Unter vielen Ausdrücken und ihnen entsprechenden Begriffen, die aus dem Französischen durch die Revolution verdrängt sind, war ein sehr bedeutender un galant homme. Er bezeichnete einen Mann von Erziehung, von gebildetem Geiste und Körper, vorzüglich von feinem Gefühle der Ehre, des Schicklichen und Anständigen, und von Lebensart. Es sey erlaubt, das Bild des Mannes, der diesen Namen ganz verdiente, etwas mehr auszumalen.

Sein Aeusseres kündigte den Mann von Erziehung an. Ohne Verlegenheit wußte er die Stelle, die ihm gebühren konnte, allenthalben einzunehmen, vergab sich nichts, nahm sich nie zu viel heraus. In seinen frühern Jahren war er durch Umstände in Verbindungen mit Großen gekommen, die ihn liebten, weil er sie zu unterhalten wußte; und ihn schätzten, weil er ihnen nützlich war, ohne sich verächtlich zu machen. An diese Verbindungen erinnerte er sich gern, ohne Uebermuth, und er redete davon bei ungesuchten Veranlassungen, ohne der Eigenliebe der Zuhörer beschwerlich zu werden.

Seine Bildung des Geistes und seine Kenntnisse waren so ausgebreitet, als es sich selten bei Männern findet, die nicht die Bestimmung eigentlicher Gelehrten haben. Seine Kenntnisse umfaßten vorzüglich die schöne Litteratur mehrerer Nationen. Er hatte in frühern Jahren die damals bekannten Meisterstücke der Engländer und Franzosen nicht blos gelesen, sondern studirt; aber die Vorliebe für die ältern und fremden, denen er die Bildung seines Geschmacks verdankte, war in ihm nicht in ein eigensinniges Vorurtheil gegen das Ausgezeichnete Neuere und Einheimische ausgeartet. Sein vorzügliches Gedächtniß hatte vieles davon aufgefaßt, und er besaß die angenehmste Gabe es im gesellschaftlichen Gespräche zu benutzen.

Manche glückliche Anspielung erregte eine rührende Empfindung oder ein heiteres Lächeln. Er hatte selbst einige Kleinigkeiten versucht, hielt sich deswegen aber nicht für einen Dichter. Sein Talent im Erzählen war ausserordentlich. Die angenehmste Laune herrschte in seinem Tone, den Mienen, den Gebehrden, und er sprach mit solchem Anstande und so feinem Gefühle des Schicklichen, daß ihm auch wohl ein Scherz entschlüpfen durfte, den man in dem Munde jedes andern unanständig gefunden hätte. Er erzählte vortreflich, und — nie zu viel. Er suchte sich nie der Unterredung mit Ungestüm zu bemächtigen, er war aber immer bereit in sie einzugreifen, wenn sie seiner bedurfte, und er wußte aufzuhören.

Für eine Frau, die durch Schönheit, Reize, und gesellschaftliche Talente glänzt, ist es schwer, den Augenblick zu treffen, in welchem die in stetem Wechsel forteilende Natur ihr auflegt, jene Rolle aufzugeben, und in den Ton der Matrone überzugehen. Die mehrsten verfehlen ihn. Man könnte dies beinahe auch auf das männliche Geschlecht anwenden. Der Ton der Galanterie der vormals weit mehr als itzt geliebt ward, schickt sich nur für die Periode des Lebens, in der es erlaubt ist, aus dem gesellschaftlichen Vergnügen eine Angelegenheit zu machen, und ernsthaftere Sorgen aufzuschieben. Der junge Mann, der dem weiblichen Geschlechte zu gefallen sucht, und dadurch in Gesellschaften glänzt, wird lächerlich, wenn in spätern Jahren die Empfindlichkeit gegen die Reize des schönen Geschlechts, und die Leichtigkeit des Scherzes, mit dem steifern Anstande des Alters, und die Physiognomie mit den Zügen in Widerspruch geräth. Ein solcher Fehler verdirbt nicht das Gemälde, das bisher entworfen ward. Er, von dem die Rede war, wußte sich so sehr zu rechter Zeit zurück zu ziehen, daß man in gemischten Gesellschaften zehn Jahre lang fragen hörte, warum man ihn doch in dem Kreise nicht mehr sähe, zu dessen Vergnügen er so viel beigetragen hatte.

Das feine Gefühl von Ehre und Schicklichkeit, das ihn allen seinen Bekannten so werth machte, war noch vorzüglicher in den ernsthaftern Verhältnissen des Lebens wirksam. In seinen Berufsgeschäften verband er die strengste Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit in den geringsten Kleinigkeiten mit der edelsten Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, zu der ihm seine Lage vielfältige Veranlassungen gab.

Die Beschäftigungen dieses Berufes veranlaßten ihn, ein näheres Interesse an den öffentlichen Staatsbegebenheiten zu nehmen. Auch in einer ganz untergeordneten Theilnahme an Geschäften die sich darauf beziehen, erlangte

erlangt ein Mann von Verstande leicht bessere Beurtheilung mancher Dinge, als der große Haufen von Zeitungslesern haben kann. Aber er beschränkte sich darinnen sehr. Er hätte es unter sich gehalten, sich ein Ansehen tieferer Kenntniß zu geben, wodurch er doch leicht die mehrsten zu täuschen vermogt.

Liebe zur Gesetzmäßigkeit und Ordnung ist jedem rechtlichen Manne eigen. Er zeichnete sich aus, durch eine fast leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Verfassung seines Vaterlandes, von der die bürgerliche Ordnung abhängt, und an das regierende Haus, auf dessen Rechten das ganze Gebäude jener bürgerlichen Ordnung zuletzt beruhet.

Mancherlei Umstände verhinderten ihn Hausvater zu werden. Aber er war ein zärtlicher und sorgsamer Bruder, und ein unerschütterlicher Freund.

Leser dieser Blätter, welche den verstorbenen Hofrath und Depeschensecretair Parz gekannt, werden an ihn gedacht haben, ehe sie hier seinen Namen sehen.

Etwas von der nachtheiligen Vergrösserung der Schäfereien und dem Gewinne aus dem Hürdenschlage.

(Fortsetzung.)

Löblich wäre es, wenn die Entrichtung der 3ten Stiege abgeschafft, und dafür, wie gesagt, ein Billiges an Gelde, oder, noch besser, an reiner Frucht, eingeführt, und sämtliche Schäfereien, ohne Ausnahme, mit allem sonstigen Weideviehe in ein gehöriges Verhältniß gebracht, und dabei der unträglich richtige ökonomische Grundsatz, daß niemand mehr Vieh zur gemeinen Weide treiben dürfe, als er von den ihm zuständigen Grundstücken durchzuwintern im Stande sey, zum Maaßstabe diente.

Eine Schäfereigerechtigkeit, und das Recht Schaafe zu halten, sind bekanntlich zwei verschiedene Dinge, und blos mit ersterer ist der ausschließliche Hürdenschlag verbunden. Denjenigen Bauern, welche nur zu letzterem befugt, wären etwa gegen jede Kuh unter zehn Stück zwei Schaafe zu erlauben, und so hielte der, welcher z. B. 6 oder 10 Kühe hätte, resp. 12 oder 20 Schaafe, welches, wenn auch bei diesem oder jenem ein grösserer Kuhstamm wäre, für hinreichend zu achten, und kein Mangel

an der so nützlichen als nöthigen Wolle zu befürchten seyn würde.

Im Amte Calenberg, wo es Vollmeire giebt, die 100 bis 140 Morgen unter dem Pfluge haben, darf keiner mehr wie 18, der Halbmeier nur 12, der Hösling und Köther jeder 9 und der Brinksitzer oder Beibauer 6 Stück Schaafe auf gemeine Weide bringen, und jede Dorfschaft hat im Ganzen eine fortgesetzte Stückzahl, und heißen Dorfschäfereien.

In ältern Zeiten waren die Dörfer damit bemeiert, in neuern sind die Meiercontracte aufgehoben und werden bislang verpachtet, und zwar in der Maaße, daß, wenn z. B. die Weide vor einem Dorfe auf 600 Stück gehet, die Einwohner desselben hätten jedoch nach vorerwähnter, ihnen erlaubten Zahl nicht mehr wie 400 Stück, so ergänzet der Pächter die fehlenden 200, und hat von dieser sodann 600 Stück ausmachenden Heerde den Hürdenschlag für sich allein. Wer nun das Pfirchen auf seinem Lande verlangt, giebt ihm die dritte Stiege der davon erzielten Früchte.

Ein solches Dorf muß folglich den Pfirch mit von seinem eigenen Viehe theuer wieder erkaufen, und die dem Pächter gehörige 200 zum Nachtheil seines übrigen Viehes vom Maitage an bis in den Winter, so lange die Erde offen ist, auf der gemeinen Weide dulden und davon ernähren, überhin aber durch die Abgift der dritten Stiege es auch fast den Winter hindurch erhalten.

Dergleichen Schäferejberechtigungen werden gemeiniglich hoch ausgebracht, und die Dörfer sind oft genöthigt, sie für ein übertriebenes Pachtgeld selber zu erflehen, theils um besagte dritte Stiege zu behalten, theils um ihre Aecker behürden zu können, weil es an hinlänglichem Stalldünger mangele Das zwingt sie, soll das Land nicht dreisch liegen, die Noth zur Tugend zu machen, und ihnen bleibt nur der Trost: ein halbes Ei sey besser, als ein leerer Topf.

Alle Schaafe der Bauern in beregtem Amte belaufen sich gegen 20000 Stück, und die, welche bei den herrschaftlichen Pachtungen, bei den darin belegenen drei Klosterämtern und den sehr vielen adelichen Gütern gehalten werden, kann man auch wohl so hoch anschlagen, wodurch eine Zahl von beinahe 40000 Stück herauskommt. Nun besteht das ganze Amt aus zwei Städten, einem Flecken und 61 Dörfern, die sich mehrentheils so nahe liegen, daß man aus dem einen Orte den andern und mehrere sieht. Die Feldfluren sind groß, beträchtlich und ergiebig, am Wiesenwachse fehlt es jedoch hin und wieder, und die Weidereviere sind meistens von

schlech-

schlechtem Graswuchse, und zum Theil von unbedeutendem Umfange.

Kaum ist es daher zu begreifen, und der Verstand stehet fast still, wie es möglich ist, daß neben der ungeheuren Anzahl Schaafe noch so viel Pferde, Kühe, Schweine und Gänse in einem einzigen Amte, das etwa zwei Quadratmeilen groß seyn mag, auf einem mehrentheils noch dazu sauren und mosigen Boden geweidet werden können. Die Viehzucht und der Ackerbau sind die Hauptquellen des ländlichen Reichthums, von deren Zu- oder Abnahme der Staat zugleich bereichert oder ärmer wird. Wo die Proportion zwischen diesen beiden Quellen fehlt, da muß eine derselben leiden.

So wie daher die Viehzucht verbessert und vermehrt wird, so vermehrt und verbessert sich auch der Ackerbau, und umgekehrt verringert sich das eine oder andere, und leistet das nicht, was geleistet werden könnte. Schade ist es also, daß die Viehzucht, blos Schaafe davon ausgenommen, in diesem an Kornertrage so vorzüglich gesegneten Amte schlecht und von geringem Belange ist. Wie sehr kümmerlich vornemlich Pferde und Hornvieh sich darin ernähren, giebt ihr äusserliches Ansehen, auch die wenige Milch von den Kühen und deren magere Butter zu erkennen, welche der fetten, wohlschmeckenden holsteinischen sehr weit nachsteht.

Dies bewährt anderweit, was für Vortheile daraus entspringen würden, wenn alle Arten Vieh, welche der Bauer halten und ernähren kann, in einem Ebenmaaße mit einander stünden. Des Horatius Ausspruch:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines;

Quos ultra citraque nequit consistere rectum,

bleibt auch hier wahr, und passet völlig.

Dem Landmann vorzuschreiben, wie viel er von jeder Gattung in Rücksicht seiner Feldländereien, Wiesen und Beschaffenheit der Weide haben solle, ist eines Theils nicht gar schwer auszumitteln, und auf alle Fälle besser, die Stückzahl nicht zu hoch zu bestimmen, weil Vieh, das sich satt fressen kann, mehr und fettern Dünger giebt, auch grössern Nutzen bringt, als dasjenige, was nothdürftig oder gar kärglich erhalten wird; und andern Theils ist es nur ein anscheinender, jedoch kein wahrer Eingriff in die natürliche Freiheit.

Alle Vorschriften und Beschränkungen, die zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt in Hinsicht auf die Benutzung des Eigenthums gemacht werden, sind den Regeln des Naturrechts, nachdem man in bürgerlicher, gesellschaftlicher Verbindung lebt, gar nicht entgegen. Das

allgemeine Wohl des Staats ist ja das erste und vornehmste Gesetz, woraus von selbst fließt, daß man sich allen hierauf abzweckenden Anordnungen und Verfügungen zu unterwerfen verpflichtet ist.

Ohne allen Vorwurf einer Ungerechtigkeit könnten daher die Schäfereien in Ansehung der Stärke oder Größe der Heerden von der Landesherrschaft bestimmt, und in das gerechte Verhältniß mit dem andern nutzbaren Viehe, welches unstreitig Hornvieh und Pferde sind, zurückgewiesen werden. Die weit einträglichere Rindviehzucht könnte sich dann empor heben, Käse und die ganz unentbehrliche Butter würden wohlfeiler werden, im Ueberflusse vorhanden seyn, und das dafür in großen Summen in die Fremde gehende Geld im Lande bleiben, da man im Gegentheil jetzt mit Bedauern siehet, daß selbst viele Bauern auswärtige Butter von den Hocken in den Städten holen, und solche sonderlich in den Jahrmärkten, an der Wage zu Hannover, Celle u. s. w. häufig kaufen.

Das heißt doch wohl, Wasser in den Brunnen tragen.

Der Buttermangel auf dem platten Lande würde sich schwerlich in der Maaße äussern, wenn man

1) Schaafe verminderte und Kühe dagegen vermehrte,

2) die Schaafe, das Lieblingsvieh der Bauern, nicht nur im Sommer sondern auch im Winter, die beste Nahrung erhielten, und solche den Kühen raubten,

3) die gemeinen Weiden verbesserte, um deren Pflege sich keiner bekümmert, wesfalls selbige Disteln aller Art, Binsen u. Knopfrisch tragen, die sich mit jedem Jahre durch ihren reichlich ausstreuenden Saamen, weil kein Vieh daran beißt, vermehren, statt daß sie gute Gräser hervorbringen sollten, und, wenn auch solche zwischendurch zum Vorschein kommen, sich nicht besaamen und weiter ausbreiten können, weil sie nicht einmal zur Blüte gelangen, und wohl in einem Tage mehr wie einmal abgebissen werden; der unzähligen Maulwurfshaufen, welche die Weide verderben und bemoset werden, nicht einst zu gedenken. Eine solche Weide muß sich mit jedem Jahre nothwendig verschlimmern, und man kann sie ohne Aerger nicht anschauen, vornemlich wenn sie einen Boden hat, der sich sogar zum Weitzenbaue schickte, oder wenn selbiger nur vom Maitage bis Jacobi mit dem Viehe verschonet und nach und nach Disteln u. s. w. vertilget, Maulwurfs- und andere Hügel zerstört, etwanige niedrige Stellen mit

Erde

Erde ausgefüllt, und wo es nöthig, Abwässerungsgraben gezogen würden, das schönste Gras lieferten.

Den Zeitpunkt, daß es dahin gedeihe, wird jeder, der es redlich mit seinem Vaterlande meint, herbeiwünschen; allein es dürfte noch wohl so lange beim Alten bleiben, bis Gemeinheitstheilungen einträten.

Ein großer Schritt zu mehrerer Hornviehzucht würde schon geschehen, wenn vorläufig nur die verderbliche, zum augenfälligen Schaden des gemeinen Wesens gereichende Stoppelhütung unterbliebe, welche den Bauern hindert, Runkel- und andre Rüben nebst Futterkräutern im Felde anzubauen, wodurch er schon mehr Milch und Butter erzielen, und einige es möglich machen würden, ein Paar Kühe beständig auf dem Stalle zu füttern. Was eine gehörig gefutterte Kuh an Milch aufbringt, wissen die bei Städten wohnenden Gartenleute, denen es ein Erwerbszweig ist. Wenige auf dem Lande haben das von 3 bis 4 Kühen, was jene von einer haben.

Das Sprichwort: die Kuh milchet durch den Hals, hat seine vollkommene Richtigkeit. Der Wohlstand der Bauern würde durch die im Ertrage vorzuziehende Pferde- und Rindviehzucht sich noch mehr heben, wenn man, wie in England, wo die Gemeinheiten längst ihre Abfertigung erhalten, das Schaafvieh nur an Gebirgen und sonstigen unfruchtbaren Gegenden weiden ließe, die Mutterschaaf- und Schlachthammel in Horden mit Gras, Klee, Rüben u. dgl. fütterte, sie blos in abgeernteten oder in ausgedienten Kleefeldern hütete.

Daubenton lehrt in seinem oben erwähnten Katechismus der Schaafzucht, welchen der Magister Wichmann aus dem Französischen zu Leipzig 1784. herausgegeben hat, wie man die Schaafe ohne Trift und Hütung durchbringen könne, welches auch an manchen Ortschaften Niedersachsens anwendbar seyn mögte.

Die Morgenröthe einer bessern, zweckmäßigern Landwirthschaft bricht herein, biedere Männer stecken eine hellere Fackel auf, wie dem Erdreiche seine Schätze abzugewinnen und unerschöpflich zu machen. Aber nur denen Wenigen kommt noch zur Zeit das aufgegangene Licht zu statten, deren Felder mehr bei einander liegen und sowohl von der Abgift des Zehntens, als vornemlich von der heillosen nützliche Anlagen zerstörenden und zurückhaltenden Stoppelhütung frei, und deren Wiesen und Viehweiden keiner Dienstbarkeit der Mithude unterworfen sind. Diese genießen schon der überwiegenden Vortheile einer unumschränkten Cultur und Bewirthschaftung, welche die allergrößte Zahl

nach,

noch, wie durch ein Fernglas, ganz von weitem erblicke.

Da es kein Studirstubenproject, sondern durch sattsame Erfahrungen bestätigt, und schon in den Gegenden, wo eine solche Oekonomie eingeführt ist, klar vor Augen liegt, was für einen großen unschätzbaren Gewinn es für den Landmann und das Publikum habe, wenn eines jeden seine Feldländerei nicht zerstreuet umher, sondern bei einander wäre, wenn, statt des Zehntens im Strohe, ein Sackzehnten gegeben, oder auf andre Weise vergütet, die Stoppelhude verbannt und die gemeinen Aenger unter den Interessenten getheilt würden; so muß man herzlich beklagen, daß die Dorfschaften ihre eigenen Vortheile verkennen, sich nicht von selbst vereinbaren, die Auseinandersetzung zu begehren, vielmehr solche, wo nicht zu hintertreiben, doch auf alle erfinnliche Weise zu erschweren und auf die lange Bank zu schieben, ganz unverantwortlich beflissen sind, und nach bislang wenig oder nichts zu dem so äusserst heilsamen Ende geschehen ist. In den Adern solcher Widersacher glühet kein Tropfen patriotischen Bluts, ihr Herz ist ohne Gefühl für gemeinsames Wohl.

Freilich stehen der guten Sache mancherlei Hindernisse im Wege. Allein Männer mit gesunder, geübter Beurtheilungskraft, mit landwirthschaftlichen Kenntnissen und rastlosem Eifer für das öffentliche Beste ausgerüstet, werden alle dagegen aufstossenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen wissen. Käme ein gar zu verwickelter Fall vor, der vielleicht das ganze Theilungsgeschäft rückgängig zu machen drohete, so müste man sich an kein Raisonniren der Gegner kehren, und ohne Aufschub und Weitläuftigkeit durchgegriffen werden, sobald es zur Landeswohlfahrt gereicht. Würde auch die Gierigkeit eines einzigen, oder gar etlicher, nicht völlig befriedigt, so verdient das keine Rücksicht, wenn durch Vollführung des als vortheilhaft anerkannten Plans das Ganze gewinnt.

Die Schäfereien gehören unter die Zahl der nicht geringen Hinderungen, welche die Aufhebung der Gemeinheit zu bekämpfen hat.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 9ten Junius 1800.

Etwas von der nachtheiligen Vergrösserung der Schäfereien und dem Gewinne aus dem Hürdenschlage.

(Schluß.)

In den Königl. Preuß. Staaten, wo das ersprießliche Geschäft schon seit vielen Jahren emsig betrieben worden, soll den dazu verordneten Auseinandersetzungscommissarien vorgeschrieben seyn, die Schäfereien aus nutzbaren Viehweiden zu entfernen, und die zu Schäfereien Berechtigten sollen sich mit einem Aequivalent an Gelde oder Korn, welches diejenigen Unterthanen jährlich um Martini aufzubringen haben, welche die Schaafe dulden müssen, begnügen, der Bauer darf aber keine zu halten sich erlauben, weil ihm überhaupt wenig Vortheil davon zufließe.

Da das Milchen der Mutterschaafe selbige abzehrt und ihren Ertrag an Wolle verringert, so scheint es kein Object zu seyn, des Molkenwerks halber Schaafe zu ernähren, ohnehin ist ihre Butter das magerste und elendeste Product, und was man an Milch und Käse davon hat, geht an der Wolle und dem Wohlstande der Gemolkenen wieder verlohren, weshalls von der Milchnutzung nichts in Anschlag kommen dürfte.

Uebrigens wäre noch zu bemerken, daß da, wo Gemeinheiten vernichtet und Schläge oder Koppeln eingeführt werden sollen, man sich an das Belfern der Contradicenten, wären auch selbst die meisten Stimmen dagegen, nicht kehren müsse, weil sonst das ganze Werk sicherlich vereitelt würde. Denn durch gütliche Vereinigung ist von dem Bauer wenig oder gar nichts zu hoffen, er klebt zu sehr an alten Gewohnheiten, nur, was den Luxus betrift, schreitet er mit dem Zeitgeister fort, ist, und oft im höchsten Grade argwöhnisch, eigensinnig, auch besonders gegen diejenigen mißtrauisch, welche nicht seines Gleichen sind, es ist schwer, sein Vertrauen zu erlan-

gen, und er besorgt, in vorhabenden Geschäften mit andern übervortheilt zu werden, und bei Auseinandersezzungen den schlechtesten Theil zu erhalten, oder den Kürzern zu ziehen.

In den gegenwärtigen Zeiten ist er mehr wie ehedem unlenkbar, und von dem Geiste des Eigensinnes, Widerspruchs und Widersetzlichkeit belebt.

Dies macht vernünftige Vorstellungen bei ihm unwirksam, und sobald man durch gütliches Zureden ihn wozu bewegen will, so wittert er schon was Nachtheiliges, glaubt, man wolle ihn überlisten, und man habe keine gerechte Sache oder redliche Absicht, weswegen er gemeiniglich zu dem, was zu seinem Besten dient, gezwungen werden muß.

Vielleicht mögte die Gemeinheitstheilung mehr Eindruck auf den Bauern machen, und selbige erleichtern, wenn aus jedem Amte, wo sie vorgenommen werden soll, die erfahrensten und vernünftigsten Hauswirthe, die das Vertrauen ihrer Mitein wohner besitzen, auf gemeinschaftliche Kosten in diejenigen Gegenden gesandt würden, wo Gemeinheiten aufgehoben und Verkoppelungen sind, um sich von den ausserordentlichen, überwiegenden Vortheilen anschaulich an Ort und Stelle zu überzeugen, und ihren Absendern sodann solche begreiflich und einleuchtend zu machen.

Die so gewünschte Gemeinheitsaufhebung hätte auch wahrscheinlich zur Folge, daß durch die alsdann vorzurichtenden Schläge und Bekämpungen der Bauer sein Land mit Ochsen pflügte, und der kostbarer zu unterhaltenden Pferde sich mehr entledigte. Denn Ochsen, welche Vor- und Nachmittags pflügen sollen, müssen nothwendig mit Schrot gefüttert werden.

Diese ziemlich theure Futterung würde, wo nicht ganz wegfallen, doch sehr beträchtlich vermindert werden, wenn er mit den Zugochsen abwechselte, sich ihrer nur einen halben Tag bediente, und die, welche er des Vormittags gebraucht hätte, des Nachmittags oder gleich nach dem Ausspannen in eine seiner Koppeln triebe, und dagegen diejenigen, den Nachmittag anspannte, welche Vormittags darin geweidet worden.

Erinnerung

an ein wohlfeiles Nahrungsmittel, die sogenannte Soupe dauphinoise.

Vom Pastor Horn in Verden.

Nicht blos der öffentlichen Sicherheit wegen, sondern auch aus sichern Gründen des Christenthums, sind edle Menschenfreunde darauf bedacht gewesen, die Noth unserer ärmern Brüder möglichst zu erleichtern, denen ihre Nahrung bei den gegenwärtigen ungeheuren Preisen aller Lebensmittel in hiesiger und andern Gegenden fast zu schwer werden will.

Der edle Graf Rumfort in England hat für die ärmere Classe der Menschen eine Suppe bekannt gemacht, die äusserst wohlfeil und nahrhaft ist. So fand man sie nicht blos in London, sondern auch in Paris, Zürch, Wien und Hamburg. Man legte Suppenhäuser an, wo der Arme im letzten Winter für eine Kleinigkeit eine gesunde und nahrhafte Speise zur Sättigung für sich und die Seinigen erhalten konnte, wie uns das 27. 28. und 29ste Stück des hannöver. Magazins von diesem Jahre benachrichtiget. Heil den Menschenfreunden!

Diese Nachricht erinnert mich an ein andres, schon 1771. wie der Kornmangel in vielen Gegenden von Deutschland so ausserordentlich groß war, daß im Erzgebirge viele Menschen des Hungertodes starben, bekannt gemachtes wohlfeiles Nahrungsmittel, das seit jenem unglücklichen Jahre vielleicht vergessen worden, und jetzt wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient, zumal der Mangel an Lebensmitteln, vornehmlich in den Gegenden, in welchen der Krieg noch gegenwärtig wüthet, ausserordentlich groß ist, und bleiben muß, so lange die zahlreichen Kriegsheere sich dort aufhalten, und den gewöhnlichen Vorrath an Lebensmitteln der dortigen Einwohner verzehren. Man findet dieses Nahrungsmittels gedacht in den Berlinischen Sammlungen zur Beförderung der Arzneiwissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Cameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Literatur. 4ter Band. 4tes Stück. Berlin 1772. 8. 411.

„Bei jetzigen theuern Zeiten wird nicht unangenehm seyn, das wohlfeile und stärkende Nahrungsmittel allhier zu finden, welches in den Leipziger Samml. II. B. S. 592. unter dem Namen Soupe dauphinoise bekannt gemacht worden. Dies Mittel schreibt sich aus der Türkei und ganz

Asien her, woselbst die Einwohner wegen schlechtem Ackerbau oft Mangel an Brod, Reis und dergleichen haben; und da in dem letzten Kriege verschiedene Provinzen in Frankreich von der Theurung gedrückt wurden, haben es verschiedene Provinzen, besonders die Dauphine, mit unvergleichlichem Erfolge eingeführt. Sechs Personen können mittelst desselben sich von einem Pfunde Rockenmehl des Tages zweimal satt essen. Die Zubereitung ist folgende:

Man nimt 1 Pfund von gutem, jedoch nicht dem feinsten Rockenmehle, benetzt es mit ein wenig gesalzenem Wasser, bis es ein mäßiger weicher Teig werde; diesen Teig theilt man in Stückchen, etwa in der Größe eines Eies, und diese Stückchen macht man mit einer Walze so dünne als möglich ist, und legt sie auf eine Tafel nach einander hin. Indessen muß man einen irdenen Topf von 2 Maaß mit Wasser über dem Feuer haben, und wenn solches heiß ist, dasselbe salzen, und ein Viertelpfund Butter oder Schmeer darin thun. Man läßt es alsdann sieden, und wenn es in große Blasen kömmt, nimt man die platt gerollten Stücke Teig, nachdem man sie so klein als möglich ferner zertheilt hat, und wirft solche da, wo das Wasser am stärksten aufkocht, nach und nach hinein. Alsdann aber muß das Feuer ganz gelinde seyn, damit es ganz sachte anderthalb Stunden siede, jedoch muß man mit einem Löffel von Zeit zu Zeit auf den Grund fahren und umrühren, damit sich die Masse nicht anlege. Wenn es zu dicke werden sollte, so muß man frisches Wasser aufgiessen; sollte es aber zu dünne werden, so thut man noch etwas Mehl hinzu. Solchergestalt ist diese nahrhafte Suppe, wovon sich 6 Personen des Tages zweimal sättigen können, fertig. Sollte etwas davon übrig bleiben, so pflegt diese Suppe, wenn sie erkaltet ist, sehr dick zu werden. Wenn man sie dann genieſſen will, so verdünnet man sie nur mit heissem Wasser und setzt sie zum Aufkochen wieder auf ein kleines Feuer. Uebrigens kann man auch von Reis, in Wasser oder Milch gekocht, eben dergleichen Suppe zubereiten; sie kostet aber alsdann etwas mehr.

Versuch mit dem vorbeschriebenen Nahrungsmittel.

1.

„Ich bin durch wiederholte Versuche überzeugt, daß die angegebene Quantität von einem Pfunde Mehl und einem Viertelpfunde Butter zwar nicht 6, wohl aber 4 arbeitende Männer einen Tag sättigen und bei guten Kräften erhalten kann. Ich habe nur den vierten Theil davon, nemlich ein Viertelpfund Mehl und 2 Loth Butter

Butter mit ein wenig Salz, nach der Vorschrift zubereiten, und meinen beiden Gartenarbeitern, nachdem sie über 3 Stunden lang gegraben hatten, zu ihrer Mittagsmahlzeit reichen lassen. Beide sind jung, gesund und stark. Der eine war genugsam satt, ohne Brod noch sonstige Speise zu genießen; der andere aber, der immer mehr als gewöhnliche Nahrung brauchet, hatte noch ein Stück Brod nöthig, um sich zu sättigen. Ich mache hieraus den Schluß, daß besagte Portion von einem Viertelpfunde Mehl und 2 Loth Butter, mit ein wenig Salz, zureichend ist, eine erwachsene stark arbeitende Person zweimal des Tages, und auf eine wohlfeile Art zu sättigen. Denn wenn der dresdner Scheffel Korn auch zu 9 Thaler angeschlagen wird, als so viel er jetzt gilt, so kömmt doch ein Pfund Mehl nur höchstens 1 ggr. 9 pf., ein Viertelpfund Butter, die Kanne oder 2 Pfund bis 8 ggr. 1 ggr. für Salz 1 pf. Summa 2 ggr. 10 pf.; mithin kostet der vierte Theil, an ein Viertelpfund Mehl, 2 Loth Butter und zugehöriges Salz nur $8\frac{1}{2}$ pf. Vielleicht könnte die Butter wo nicht ganz, doch zur Hälfte erspart werden, wenn man statt des puren Wassers halb Milch und halb Wasser dazu nehmen wollte. Auch ist es nicht nöthig, blos Rockenmehl zu gebrauchen. Das von mir zum Versuch gebrauchte Mehl hat aus 3 Fünftel Rocken und 2 Fünftel Gerste bestanden, und vermuthlich dürfte auch Habermehl, in Ermangelung eines bessern, zu gebrauchen seyn.

D. den 16ten Dec. 1771.

2.

„Von einer Suppe, welche, nach Vorschrift des Intell. Blattes Nr. 53. v. J. von 2 Pfund Rockenmehl und einem halben Pfunde Butter, mit ein wenig Salz zubereitet worden, haben sich hier am 16ten diese sechs Vorläufer, die, weil sie bei den Bergwerken die allerschwerste Arbeit verrichten, daher auch weit stärker essen, als andere Leute, auf eine Mahlzeit satt gegessen.

Der Kostenbetrag ist dieser:

2 Pf. Mehl, der Schfl. Rocken zu 7 Thl.	3 ggr. 5 pf.
$\frac{1}{2}$ Pf. Butter, die Kanne zu 6 ggr.	1 ggr. 6 pf.
Salz —	3 pf.

Thut auf eine Person $9\frac{1}{2}$ pf.

Freiberg den 18ten Dec. 1771.

Kur eines fetten Ochsen von einem starken Hämorrhoidalblutflusse, gewöhnlich Lenden- oder Rückenblut genannt.

Die besten Schriftsteller, welche über die Thierarzneikunst geschrieben haben, als z. B. ein Erxleben, a) Jung b) und andre, gestehen, daß sie nicht wissen, was dies eigentlich für eine Krankheit des Rindviehes und auch der Schafe sey, die man mit dem Namen des Rückenbluts oder Lendenbluts gemeiniglich zu belegen pflegt.

Es geht bei dieser Krankheit viel Blut durch den After fort, welches auch in demselben gerinnt, und gewöhnlich von den Hirten, Dorfthierärzten und erfahrnen Landleuten mit der Hand aus dem Mastdarme geholet wird. Dies nennen diese Leute das Brechen des Rückenbluts. Manche nehmen zu eben dieser Absicht einen Stock, den sie mit Flachs umwinden, in lauwarmes Seifenwasser oder Oel tauchen, und mit demselben das geronnene Blut aus dem Mastdarme heraus ziehen.

Viele Hirten und Dorfthierärzte behaupten, daß, wenn dem Viehe das Rückenblut nicht zeitig genommen würde, alsdenn der Leberbrand oder das sogenannte kalte Feuer, wie auch der Gliederbrand oder das laufende Feuer daraus entstünde; welche sonderbare und widersprechende Begriffe und Ausdrücke!

Das Herausholen des geronnenen Bluts mit der Hand sowohl, als mit einem Stocke, ist durchaus schädlich, und daher allgemein abzurathen.

Ich bin verschiedenemal Augenzeuge dieser Krankheit des Rindviehes gewesen, und habe mich nach der Zeit vielfältig bei Thierärzten, Oekonomen und alten erfahrnen Landleuten wegen derselben erkundigt, aber niemals etwas Zuverläßiges über die Ursachen, Kennzeichen und wahre Natur dieses Uebels erfahren können.

„Ich habe oft, erzählt Hr. Leibarzt Marcard c), von Landleuten eine Krankheit des Hornviehes nennen hören, die man in Niedersachsen das Rückenblut nennt, bei der man dem Viehe mit der Hand in den After greift, und zuweilen Fäuste voll Blut, gemeiniglich ohne Nutzen, heraus-

a) Praktischer Unterricht in der Vieharzneikunst. S. 494.

b) Lehrbuch der Vieharzneikunde. 2ter Theil. S. 291.

c) Beschreibung von Pyrmont. II. Band. S. 49.

aus holet, weil man nur das ergossene Blut weg nimmt, ohne auf den Grund des Uebels zu kommen. Ein sehr einsichtsvoller Zergliederer, der nun verstorbene Hr. Kersting in Hannover, versicherte mich auf meine Nachfrage, er finde, sonderlich im Rindviehe, oft die Blutgefäße des Unterleibes strotzend, und oft zerrissen, da dann das Vieh natürlicher Weise davon stirbt. Sehr irrig hat man daher behaupten wollen, die Blutanhäufungen wären bloße Folgen von Diätfehlern, oder gar von dem aufrechten Gange der Menschen."

Das Rücken- oder Lendenblut bei den Thieren kann man mit allem Recht zu den Hämorrhoidalkrankheiten rechnen; wird es, wie diese, mit schicklichen Mitteln behandelt, so wird es leicht gehoben. Oft ist ein Entzündungsfieber damit verbunden. Es dienen dann Aderlasse, erweichende, schleimigte, kühlende, (ja nicht reizende) Klistire, alle 2 Stunden beigebracht, und häufig Salpeter in Getränken aufgelöset. Buttermilch ist unter solchen Umständen ein sehr nützliches Getränke, wenn solche das kranke Vieh des Tages einige Maaß zu saufen bekömmt.

Ist das geronnene Blut durch Klistire hinlänglich ausgeleert, und es äussert sich aufs neue beträchtlicher Blutabgang, so hilft nichts schleuniger, als einwickelnde, klebende, gelinde zusammenziehende Klistire aus lauem Wasser, worin so viel Kirschgummi oder Tischlerleim aufgelöset wird, daß das Wasser merklich klebricht wird. Alle 3 bis 4 Stunden wird eins eingespritzt; auch öfterer, je nachdem die Wirkung und der Erfolg ist.

Trockenes, stopfendes, blähendes und sehr nährendes Futter darf, so lange die Krankheit dauert, dem Thiere nicht gegeben werden. Das beste ist dünnes, nicht sehr kaltes Getränk, so häufig und viel gereicht, als das Vieh nur saufen will; aber nur keinen Wein, wie die schädliche Gewohnheit auf den Dörfern bei dieser Krankheit herrscht. Die Bauern wollen damit das Blut abtreiben; zum Glücke lassen sie dem kranken Viehe erst zur Ader; ohne dieses würde ihnen der Schade, den der Wein hier anrichtet, mehr und öfterer in die Augen fallen. Der Wein vermehrt Fieber, Entzündung und Blutfluß, ist daher jederzeit beim Rückenblute nachtheilig.

Im Nachsommer des vor. Jahrs besuchte ich einen Landedelmann in meiner Nachbarschaft, der eben einen am Rückenblute sehr kranken Ochsen hatte. Das Thier war gemästet und das schönste Stück im Stalle. Zur Ader war schon reichlich gelassen, und auch innerlich dienliche Mittel gebraucht

braucht worden. Demungeachtet war doch der Blutfluß aus dem After so häufig, daß der Hofmeister, Viehmägde, Groß- und Kleinknechte den Ochsen für verloren hielten. —

Ich rieth sogleich das vorhin angeführte Klistir von Tischlerleim einzuspritzen, und alle 2 Stunden damit so lange fort zu fahren, bis der Blutfluß gestillt wäre. Es geschah, und der Ochse wurde dadurch glücklich hergestellt, und bald darauf um einen hohen Preis verkauft.

W.

E.

Merkwürdiges Süjet für ein Familiengemälde. a)

Vor kurzem war eine Kindtaufe zu Louth b), bei welcher zwei Taufzeugen zugegen waren, deren Alter zusammen 170 Jahre betrug. Sie tanzten einen Englischen zusammen hinunter, und nachher sang jedes ein lustiges Liedchen.

Die Pathin war Großmutter von 98 Kindern, und konnte zu ihrer Tochter sagen: O Tochter, mache dich auf und gehe zu deiner Tochter, denn deiner Tochter Tochter hat eine Tochter.

Ihr 71jähriger Sohn, des neugebornen Kindes Großvater, der auch mit gegenwärtig war, bot eine Wette von 100 Guineen an, daß er 100 englische Meilen c) in einem Tage reiten, die ganze Nacht durch tanzen, und den folgenden Tag eine Promenade zu Fuß von 30 Meilen machen könne. —

Das ist doch wohl nicht aetas parentum pejor avis zu nennen.

W.

a) St. James Chronicle 6—8. May 1800. Nr. 6605.

b) In Lincolnshire.

c) 70 engl. Meilen machen etwa 15 deutsche.

Hannöverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 13ten Junius 1800.

Ueber den großen Einfluß eines mäßigen Wohlstandes auf die menschliche Glückseligkeit und auf die Beförderung guter Gesinnungen

Unstreitig rührt ein großer Theil der Unzufriedenheit derer, die in einem mäßigen Wohlstande leben, daher, weil sie die Vortheile ihrer Lage zu wenig berechnen, und daher auch zu wenig schätzen. Es ist in dieser Hinsicht, wie ich hoffe, kein überflüßiges Geschäft, diese oft übersehenen Vortheile einmal darzulegen, und ihren wohlthätigen Einfluß auf menschliche Zufriedenheit, Glückseligkeit und Tugend zu zeigen; zumal da, wo nicht die größte Anzahl, so doch die Hälfte der Erdbewohner, in einem mäßigen Wohlstande lebet, und bei weitem die mehrsten Menschen bei richtiger Benutzung ihrer individuellen Verhältnisse hinreichende Gelegenheit und Aufforderung haben, sich eine solche glückliche Lage zu verschaffen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich zur Erhöhung der Zufriedenheit und Glückseligkeit dieser Menschen auch nur das Geringste durch meine Belehrungen beigetragen hätte!

Zufriedenheit ist ohne Widerrede das Fundament der menschlichen Glückseligkeit. Wo Zufriedenheit ist, da ist auch Glückseligkeit. Denn, auch der Reichste und Angesehenste kann doch mit seinem noch so großen Ansehen und Reichthume nicht höher, als bis zur Zufriedenheit steigen. Diese ist der höchste Gipfel aller Wünsche, aller Bestrebungen und aller Glückseligkeit. Ueberspannte Gefühle, die an Entzücken gränzen, können keine Vergleichung mit der Zufriedenheit aushalten, weil sie nur vorübergehend sind, und ihrer Natur nach seyn können. Diese dagegen ist dauerhaft. Und einen festen Boden muß doch allerdings die menschliche Glückseligkeit haben, sobald sie einigen Werth haben soll. Daher müssen wir auch in dem Begrif der Zufriedenheit, Tugend und Rechtschaffenheit mit ein-

schliessen, weil keine Zufriedenheit von einiger Dauer seyn kann, welche nicht Tugend zur Gefährtin hat; indem das Laster so mannichfaltige Störungen der Zufriedenheit durch Furcht, Gewissensunruhe, Besorgnisse, Gefahren, unangenehme Folgen, Strafen, Beschimpfungen ꝛc. mit sich führet, daß dasselbe unmöglich einen haltbaren Grund zur Errichtung des Gebäudes menschlicher Glückseligkeit darbieten kann. — Ist daher derjenige, dessen Lage nur von wenigen, die ihm gleich sind, glücklich gepriesen wird, weil er einen sehr geringen Antheil von den Gütern und Freuden der Erde genießet, nur zufrieden: wer wagt es, ihm Glückseligkeit abzusprechen? Denn Zufriedenheit ist nicht immer die Tochter des Ueberflusses. Wie schön hat Gellert dieses in seinem Lehrgedichte: „Reichthum und Ehre," gezeigt:

Cleant, der reiche Mann, wird der zufrieden seyn:
so ruh' ich eher nicht, bis Schätze mich erfreu'n. —

Allein, weder Cleant, noch seine Brüder, Lupin und Alcest, waren zufrieden. — Er, vom Geitze geplaget, Lupin durch einen ungerathenen Sohn gequälet, und Alcest mit einem siechen Körper beschweret. — Keiner fand in seinen Schätzen die Zufriedenheit und Glückseligkeit, welche Tausende, die nicht reich sind, darin zu finden wähnen, und nach nichts so heftig, als nach Reichthum, sich sehnen. Ohne Zweifel hatte Gellert den richtigen Punkt getroffen, und seine Bemerkungen von lebendigen Beispielen abgezogen. Denn Tausende sind reich und unzufrieden, und mithin unglückselig; obgleich damit nicht geleugnet werden soll, daß sich auch bei Reichthum Zufriedenheit findet. Dann aber sind es ganz andere Dinge, welche diese Zufriedenheit herbei führen, befestigen und vermehren, — und diese ist gar nicht an Reichthum und Ueberfluß gebunden.

Jedoch sind Zufriedenheit und Glückseligkeit eben so wenig Begleiterinnen einer armseligen, dürftigen Lage. Hier finden diese Töchter des Himmels zu wenig Nahrung, und hier ist vielmehr der fruchtbarste Acker des Mißvergnügens, der Unruhe und der bittersten Klagen. — Wohl kann damit Gemüthsruhe bestehen, wenn unsere Dürftigkeit unverschuldet ist, und wenn wir uns gelassen dem Schicksale unterwerfen. Allein, Gemüthsruhe ist nicht Zufriedenheit. Wer zufrieden ist, der wünscht seinen gegenwärtigen Zustand nicht zu verändern. Wo ist aber der Dürftige, welcher das nicht wünschte? Zieht nicht vielmehr seine Gemüthsruhe, wenn er sie noch besitzt, auch aus der Hofnung, daß sein Schicksal sich ändern und seine traurige Lage sich bessern werde, Nahrung? Gewöhnung erleichtert auch das härteste Leiden, indem es das Gefühl abstumpft, und den Leidenden mit gewissen Vortheilen bekannt

Digitized by Google

bekannt macht, welche sich nur auf diesem Wege finden lassen. — Indeß lehret die Erfahrung, wie wenig Dürftigkeit und Zufriedenheit übereinstimmen, in den Beispielen solcher Menschen, welche einst im Wohlstande waren, und nun durch das Schicksal sich in Armseligkeit zurück geworfen sehen, wo die Vergleichung mit sich selbst in der glücklichern Periode, die nun dahin ist — die Empfindung des Widrigen unaufhörlich schärft. Und, wenn wir nicht die natürlichsten Empfindungen unserer Natur verleugnen, oder fühllos seyn wollen: so werden wir gestehen müssen, daß Zufriedenheit und Armuth nicht mit einander verbunden gehen, sobald vorausgesetzt wird, daß diese und jene nicht blos augenblicklich und vorüber gehend, sondern anhaltend seyn. Denn, eine vorüber gehende Dürftigkeit, vielleicht mit Gewißheit voraus gesehen, wird unsern Muth nicht allemal sogleich schwächen — und eine augenblickliche Zufriedenheit des Armen und Dürftigen kömmt gewiß nicht von seiner elenden Lage, sondern daher, wo er Trost, Ermunterung und Hülfe findet.

Die Mittelstraße ist, wie überall, so auch hier, der menschlichen Natur am angemessensten. Und es würde nicht gut seyn, wenn es anders wäre, weil vielleicht der größte Theil der Menschen auf dieser Mittelstraße der menschlichen Schicksale wandelt. Aber, es wird sich zeigen, daß diese mittlere Stufe des menschlichen Glücks, ein mäßiger Wohlstand, unserer Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit weit zuträglicher, als großer Ueberfluß, ist. — Dies ist zuerst sichtbar aus der Freiheit von peinlichen Nahrungssorgen. Ich nenne sie peinlich die Sorgen und Bekümmernisse, welchen man, um seines Unterhalts willen, ausgesetzt ist. Und dieses Urtheil wird ein jeder gerne bestätigen, welchen nicht immer seine glücklichere Lage über Sorgen dieser Art erhob, welcher mithin aus eigener Empfindung urtheilen kann. Wer in mäßigem Wohlstande lebt, der besitzt diese erwünschte Freiheit. Ich gestehe es hiebei, daß diese Freiheit bei den Reichen noch größer und fester, als bei dem Mittelstande ist. Allein diese Classe von Menschen, die zumal reich geboren und im Ueberflusse jeder Art erzogen wurde, hat überall so wenig Kenntniß und Vorstellung von Nahrungssorgen, daß sie weder über das Quälende derselben, noch über das Schätzbare der Freiheit von denselben mit einiger Richtigkeit zu urtheilen vermag. — Sie erkennen und fühlen den Werth ihrer Sicherheit von den genannten Sorgen nicht, und wissen auch auf der andern Seite nicht, wie dem zu Muthe ist, welcher davon gedrückt wird, weil sie keine Erfahrungen davon haben. Wer dagegen eines nur mäßigen Wohlstandes sich erfreut, der kann das Angenehme, welches in der Vergleichung mit denen, die mit Kummer ihren Mangel

an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen fühlen, liegt, empfinden. Vielleicht ist es noch so lange nicht, da er selbst zu dieser bedauernswürdigen Classe gehörte. Und wie sehr muß die Verbesserung seines Schicksals seine Zufriedenheit erhöhen! — Vielleicht empfand er keine Sorgen dieser Gattung. Gleichwohl steht er in seiner gegenwärtigen Lage denen noch näher, als die Reichen, welche mit jenen ringen, und kann mit ihnen daher sich desto leichter vergleichen, und seine schätzbaren Vorzüge froh empfinden.

Mit allem Rechte verdient auch die größere Bequemlichkeit in Krankheiten, welche ein gewisser Wohlstand uns darbietet, hieher gerechnet zu werden. Wer dürftig ist, der behilft sich noch wohl, so lange er gesund ist, obgleich er auch dann oft das Schwere seiner Bürde tief empfindet; indeß füllt Krankheit ganz das Maaß seines Elendes. Ach, der Kranke bedarf ja ganz anderer Erquickungen, wie der Gesunde. Was diesem ein Labsal ist, das ist jenem vielleicht ungenießbar oder gefährlich, selbst, wenn es auch für ihn in gesunden Zeiten ein Labsal war. — In Krankheiten kostet das menschliche Leben mehr, als wenn wir gesund sind, weil wir uns dann weniger einschränken können und dürfen. Und die Aerzte und Arzneien verursachen neue Kosten. Nicht selten verordnen die erstern Arzneien und Speisen, deren Herbeischaffung beträchtlichen Aufwand fordert. Wie? Wenn wir nun dürftig sind? Und allemal macht ein höherer Rang unsere Dürftigkeit noch weit beschwerlicher, weil von demselben ein gewisser Aufwand unzertrennlich ist, und man auch selbst in kranken Tagen der Convenienz halber nicht allen Aufwand vermeiden kann. — Wenn z. B. der Geringe seinen kranken Freund besucht, so erwartet er keine Bewirthung. Nicht so der Vornehmere. Convenienz und Wohlanständigkeit gebieten es dem Kranken, daß er seine gesunden Besucher nach eingeführter Art bewirthe, es mag ihn selbst auch noch so sehr drücken, und er darf dies nicht einst merken lassen. — So entzieht der Luxus die Pflege dem, der ihrer am mehresten bedürfte, und sorgt nur für Ausgaben, die weit nützlicher angewandt werden könnten. — Ja, wie traurig ist es, wenn das Gefühl unserer Eingeschränktheit uns zurückhält, entweder den Arzt so früh als irgend nöthig seyn mag, zu fordern, oder doch bei freier Wahl unter mehrern Aerzten an den besten uns zu wenden, oder auch theure, aber auch wirksame Mittel zu gebrauchen! — Sollte nicht hier bisweilen aus Eingeschränktheit das Wichtigste vernachläßiget, und das Unnütze besorgt werden? Ja, ohne im Geringsten der göttlichen Vorsehung zu nahe zu treten, ist es wohl unleugbar, daß mancher Gesundheit und Leben einbüßt, weil er zu dürftig war, um für beide gehörig das zu thun, was zu

deren

deren Erhaltung geschehen sollte. — Ist nicht unsere Eingeschränktheit oft verschuldet? Kommen nicht in diesem Falle die gesammten unangenehmen und nachtheiligen Folgen davon auf unsere Rechnung? — Befinden wir uns dagegen in einem gewissen Wohlstande, so ist auch dadurch bereits für unsere Gesundheit besser gesorgt. — Und wenn wir unser Leben und unsere Gesundheit richtig schätzen, so werden wir desto weniger in Gefahr gerathen, diese schätzbarsten Güter der Erde zu vernachläßigen, da wir nicht ängstlich zu fragen brauchen: woher die Kosten bestritten werden sollen? Und die Beschwerden der Krankheit werden durch unsern Wohlstand tausend angenehme Erleichterungen finden. —

Ein anderer Vortheil ist die Leichtigkeit, uns in die Lage der Reichen sowohl, als der Armen, zu denken, und unsere Vorzüge, die wir in gewisser Hinsicht vor beiden haben, zu fühlen. Wir stehen so in der Mitte zwischen beiden, und können uns in Gedanken den einen sowohl, als den andern nähern. Die Richtigkeit dieser Behauptung leuchtet aus der Erfahrung ein. —

Wie groß ist der Abstand des Armen und des Reichen von einander! Dies ist die Ursache, weswegen der Reiche sein Glück nicht immer gehörig schätzt, und warum der Arme dagegen sein Elend gar zu tief empfindet. Jener, zu wenig bekannt mit dem Mangel und mit den vielen unbefriedigten Bedürfnissen der Armen, weiß nichts von Noth und Kummer, wenn nicht irgend ein fortdauerndes Leiden etwa ihn drückt. Vorübergehende Beschwerden finden in seiner Lage ihre eigenthümliche und augenblickliche Erleichterung. Tausend dienstfertige Hände sind in Bewegung, alle nur denkbare Bequemlichkeiten ihm zu verschaffen, und die Aerzte eilen auf den ersten Wink, oft ungerufen, hin zu dem vermögenden Kranken. Da ist des Besuchens und des Tröstens, des Erkundigens und Fragens kein Ende, — woraus dem Kranken nicht selten eine eigene Beschwerde, die der arme verlassene Kranke nicht kennt, erwächst. —

Aber diese mannichfaltigen Erleichterungen jeder, auch der kleinsten Beschwerde, sieht gerade der Reiche aus dem Gesichtspunkte, aus welchem andere sie ansehn, nicht an. — Dennoch hört man nicht selten aus seinem Munde die undankbarsten Klagen, welche durchaus keinen andern Ursprung haben, als: weil ihm zu wohl ist — während der Arme ruhig und ohne Murren seine schwere Bürde fort trägt. Die Gewohnheit macht ihn gleichgültig gegen seine vortheilhafte Lage; und die Unbekanntschaft mit Kummer, Beschwerden u. Noth macht ihm auch die geringste Unbehaglichkeit zur schweren, unerträglichen Bürde — er verlangt vollkommenes Glück, vollkommene Gesundheit

Dinge, die wir vergeblich hienieden suchen. — Gleichwohl ist es nothwendig, daß der Reiche und Angesehene sich bisweilen in die Stelle des Armen und Geringen denke, um seine Vorzüge desto besser zu fühlen, und desto richtiger zu schätzen, und vor Undank gegen die Vorsehung bewahret zu werden. Daß dieses von den erstern so wenig geschieht, ist ein nicht ungegründeter Vorwurf, welchen man denselben längst gemacht hat.

Ueble Erziehung und Verzärtelung lenken das Auge ab von jeder Seite, wo das Unangenehme hervor schimmert. Nur in angenehmen Gefühlen will diese Classe von Menschen immer schwimmen; unbekümmert darum, wie es andern ergehe. Wohl gar verleitet sie ihr Hochmuth, sich selbst für eine bessere Menschenart anzusehen, und von den Geringen zu wähnen, daß diese zur Arbeit, zur Sklaverei und zum Elende vom Himmel verdammt seyn. Keineswegs trift übrigens dieser Vorwurf den Theil derselben, welcher edler handelt, jene wohlthätige Vergleichung anstellt, und das Elend in den Hütten der Dürftigen aufsucht, um dasselbe mit menschenfreundlicher Hand zu mildern. Indeß mögte dieser Theil nach den allgemeinsten Erfahrungen bei weitem nur der kleinste seyn. Denn, ungeachtet auch der Vermögendste und Angesehenste sich mit den Armen und Geringen vergleichen kann, so ist er doch im Ganzen nicht geneigt hiezu; und nur eine richtige, edle Gesinnung wird ihn dazu hinleiten, wovon ihn sein Ueberfluß und sein tägliches Wohlleben ableiten. —

Wie wahr dieses sey, erhellet aus jenen Erfahrungen; und unfehlbar müßte sich mehr Uneigennützigkeit, Wohlthätigkeit und Bescheidenheit im Gefolge des Reichthums finden, wenn nicht jenes sich also verhielte. —

Der Arme fühlt sein Elend zu tief, und läßt sich durch die beständige Empfindung des Druckes verleiten, seinen Jammer viel zu hoch anzuschlagen. Dies ist die Ursache, warum sich auch unter dieser Menschenclasse so viele schlechte Gesinnungen zeigen; und die wenigsten Armen wissen, eben wie die Reichen, von ihrer individuellen Lage einen geschickten und guten Gebrauch zu machen. Der Arme stiehlt und betrügt z. B., wenn der Reiche den Schwachen unterdrückt. So werden beides, Reichthum und Dürftigkeit, den guten Gesinnungen des Menschen weit eher schädlich, als eine mittelmäßige Lage, a) wie denn die Menschen überhaupt nach der Kenntniß, welche wir von der Geisterwelt haben, zu den mittlern Geschöpfen gehören. — Befinden wir uns

a) Sp. Sal. 30, 8. 9.

uns in einem mittlern Wohlstande: so werden wir dadurch in den Stand gesetzt, die Lage der Reichen und auch der Armen uns vorzustellen, mit beiden uns in Gedanken zu vergleichen, und unsre Vorzüge dankbar zu empfinden. Reich zu seyn, brauchen wir doch eigentlich nicht, um froh seyn zu können. Schon im Mittelstande leben wir erhaben über Noth und Nahrungssorgen, und es werden uns bereits da Bequemlichkeiten und Freuden genug dargeboten. Auch haben wir manche Furcht, Sorge und Plage, die dem Reichen auf dem Fuße nachfolgt, weniger. Ungequält von Besorgnissen, in Absicht auf Straßenräuber, welche bekanntlich die Reichen zu ihrem vorzüglichen Augenmerke wählen, und sie oft in ihrer Ruhe stören, gehen wir in unsre Kammer — und, weder Krieg noch Betrügereien, oder andere widrige Begegnisse und Unfälle können uns Reichthümer zerstören, die wir nicht besitzen. —

Indem wir uns nun in die Verhältnisse der Reichen denken, wird diese Vergleichung unsers Zustandes mit dem ihrigen dazu dienen, daß wir sie nicht beneiden; und, indem wir uns die Lage der Armen vergegenwärtigen, werden wir uns glücklich fühlen, da wir uns über Dürftigkeit und Armuth erhaben fühlen.

Der Mittelstand gewährt uns auch einen öftern Genuß der Freuden des geselligen Umganges und der Freundschaft, dieses hohen, wonniglichen Bedürfnisses für fühlende Herzen, als wenn wir gar zu dürftig sind und gar zu eingeschränkt leben müssen, weil es natürlich ist, daß im Umgange und in unsern freundschaftlichen Zusammenkünften auch ein sinnlicher Genuß Statt findet, wenn dieser auch noch so frugal und noch so wenig auf Mode und Convenienz berechnet wäre. —

Sind wir nun genöthigt, gar zu eingeschränkt zu leben, so wird dadurch zwar nicht sogleich eine ächte Freundschaft getrennt werden, oder sie verdiente den Namen der ächten Freundschaft nicht. Inzwischen werden unsere Zusammenkünfte dadurch doch schon seltener gemacht, wenn der andere Theil vielleicht in größerem Wohlstande häufiger zu Gesellschaften und zu einem Umgange Gelegenheit hat, wo nicht eine gleiche Eingeschränktheit Statt findet, wo mithin der sinnliche Reiz eine stärkere Einladung darbietet. Schon setzt die merkliche Ungleichheit unsers gegenseitigen Wohlstandes der Freundschaft ein bedeutendes Hinderniß entgegen, weswegen Freundschaft zwischen Reichen und Armen etwas Seltenes ist. Denn, auch aus dieser Art von Ungleichheit geht so leicht Geringschätzung hervor, wenn auch der vermögendere Freund nicht eigennützig ist; und von Dürftigkeit sind doch gewisse Beschwerden auch für den Freund des Dürftigen unzertrennlich. — Der fruchtbarste

Boden

Boden für die Freundschaft ist daher Gleichheit, wie der Jahre, der Gesinnungen und des Standes, so auch der Glücksumstände. b) — Sind wir nun einigermaßen im Wohlstande, so dürfen wir uns den Genuß eines freundschaftlichen Umganges, der für jeden Menschen von richtiger Bildung und von Gefühl Bedürfniß ist, nicht zu oft versagen; dürfen desselben vielmehr so oft geniessen, als unser Herz es verlangt. — Und, wie schätzbar ist dieses! Reiche zwar können noch häufiger das Vergnügen des Umganges geniessen. Allein, ist ihr Umgang auch immer ein freundschaftlicher Umgang? Verursachet ihr tägliches Visitenwesen nicht mehrern Aufwand und größere Unruhe, als das davon zu erwartende Vergnügen werth ist? Wohl finden hier eitle Prunksucht und Ueppigkeit reichliche Nahrung; aber auch immer die Freundschaft? Besuche geben und Besuche annehmen, ist hier dergestalt zum Bedürfniß geworden, daß man kaum davor athmen kann — allein, dieses Bedürfniß hat mit der Freundschaft wenig Verbindung. — Die Vergleichung des Mittelstandes mit denen, die zwar auch Gefühl, Bildung und Fähigkeit zur Freundschaft und nur zu wenig Vermögen besitzen, kömmt mithin hier nur in Betrachtung.

Ein mitlerer Wohlstand verschaft uns auch die Möglichkeit, wohl zu thun, und die edlen Neigungen des Mitleidens und der Barmherzigkeit zu befriedigen. Wer selbst dürftig ist, dem ist diese Wonne versagt, und seine Freude nimmt aus einer andern Quelle ihren Ursprung, nemlich aus dem Mitleiden und der Barmherzigkeit, welche andere gegen ihn fühlen, wenn sie ihm milde Gaben ausspenden. Doch, was ist das Vergnügen und der Trost, unterstützt zu werden, gegen die Wonne, selbst zu unterstützen und menschlicher Noth abzuhelfen? c) — Immer werden wir bei richtiger Empfindung und bei edler Gesinnung uns weit glücklicher fühlen, indem wir unsere milden Gaben dem Dürftigen hinreichen, als, da wir selbst dürftig, diese milden Unterstützungen empfangen. Dort fühlen wir unsre Stärke, hier unsre Schwäche. Jene erhebt das Herz, diese schlägt es nieder.

b) S. Bruchstücke über Freundschaft. N. Hannöver. Magaz. 1797. St. 56.

c) Apost. Gesch. 20, 35.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 16ten Junius 1800.

Ueber den großen Einflus eines mäßigen Wohlstandes auf die menschliche Glückseligkeit und auf die Beförderung guter Gesinnungen.

(Schluß.)

Aber — können nicht die Reichen, welche im Ueberflusse leben, noch weit öfter diese hohe Freude schmecken, welche aus der Erquickung der Dürftigen und Nothleidenden fließet? Allerdings können sie es, sobald sie selbst nur wollen! Indeß sind die Beispiele schon seltener, da Reiche sich diese Art des Vergnügens so oft gewährten, als ihre glückliche Lage dasselbe gestattet, oder sie dazu auffordert. Entweder hat der Geitz ihre Herzen eingenommen, oder eine frühe Verwöhnung hat ihre Gefühle so entkräftet, daß sie, wie bereits oben gesagt worden ist, jede Vergleichung ihrer Lage mit den Verhältnissen der Armen unaussprechlich scheuen, und daher das Ergehen der Letztern bei weitem nicht tief genug empfinden, um das Elend derselben nach Pflicht und Vermögen zu lindern. Tausende unter den Elenden werden daher blos aus dem Grunde von den Reichen bereits übersehen, weil diese nicht wissen und nicht wissen mögen, mit welchem Kummer ihre nothleidenden Brüder ringen. — Vor dieser Gefahr der Ungerechtigkeit gegen die Elenden und Dürftigen sind wir im Mittelstande schon weit mehr gesichert. Nicht so verzärtelt noch verschroben in Absicht auf die natürlichsten Menschenempfindungen können wir uns leichter in die Lage der Armen in Gedanken versetzen, weil unser Abstand von denselben nicht so groß, als bei den Reichen, ist, weil wir auch vielleicht ehemals in eingeschränkteren Verhältnissen lebten, und durch gewissenhafte Anstrengung zu diesem Wohlstande uns erhoben.

Werden nicht daher die edlen Neigungen des Wohlwollens, des Mitleidens und der Menschenliebe weit leichter bei uns, als bei jenen, hervor gehen, da sie nicht durch Verwöh-

wöhnung, Geiz oder Leichtsinn zurück gehalten werden? Ich bin jedoch weit entfernt, diese Bemerkung auf alle Reiche, wie auf alle Wohlhabende im Mittelstande auszudehnen. — Nein, auch unter den Reichen giebt es edle Menschenfreunde, und auch im Mittelstande fehlt es nicht selten an den edlen Gesinnungen, welche wir in demselben erwarteten. Nur dieses behaupte ich, daß edle Gesinnungen hier besser, als dort, gedeihen. — Uebrigens kömmt es immer auf die individuelle Gesinnung jedes Menschen, wie auf den Gebrauch an, welchen er von seiner jedesmaligen Lage macht. — Und hat nicht die Mildthätigkeit des Mittelstandes einen größern Werth, als bei den Reichen? Diese geben ja von ihrem Ueberflusse; jene versagen sich vielleicht schon ein Vergnügen, um irgend einen Elenden erquicken zu können, thun fast über ihre Kräfte, und würden gerne mehr thun, wenn nicht ihre mäßigen Glücksumstände es ihnen untersagten. Besitzen wir nun gar zu wenig, so werden wir gar zu selten unserm Herzen das edle Vergnügen des Wohlthuns gewähren können.

Ein anderer wichtiger Vortheil eines mäßigen Wohlstandes ist das größere Ansehn in den Augen der Welt; welches allemal von demselben abhänget, und unsern Wirkungskreis für das Gute nicht nur erweitert, sondern auch unsern Eifer mehr Gutes zu thun entflammet. Ist nicht schon der Vortheil beträchtlich, welcher für uns daraus entsteht, daß wir mit einem angenehmen Gefühle die Achtung unserer selbst von Seiten anderer wahrnehmen? Und, wer mit den Verhältnissen der Welt irgend bekannt ist, der weiß, daß in ihren Augen der Dürftige wenig gilt — gleich viel, ob er im vornehmen oder im niedrigen Stande lebe. Wer kann aber gleichgültig bleiben, wenn er nicht geachtet wird? Wer empfindet nicht mit doppeltem Mißvergnügen diese Zurücksezzung, wenn er seines Standes wegen die ihm jezt versagte Achtung erwarten könnte? Läßt sich auch hier etwas erzwingen? — Ganz anders verhält es sich, wenn wir einigermaaßen im Wohlstande sind. Nicht so sehr unsers persönlichen Werthes halber, der den wenigsten bekannt oder fühlbar ist, als des Ansehens wegen, welches unsere sichtbaren guten Umstände uns verschaffen, ehren, achten uns die Menschen. —

Um unsers Wohlstandes willen findet das Gute, was wir zu verbreiten streben, weit leichtern Eingang, als wenn man weiß, daß wir dürftig sind. Zwar können unsere wahren persönlichen Vorzüge und Verdienste niemals ganz verkannt und übersehen werden. Allein, hat es nicht den Anschein, als ob die Anerkennung derselben nur von dem guten Willen der Menschen abhinge? Ja, werden diese nicht oft mit einem mitleidigen Achselzucken anerkannt, oder einzig deswegen verkleinert,

nert, weil wir dürftig sind? — Was der Wohlhabende redet, das hat mehr Gewicht, als das, was der Dürftige vorträgt. Der vornehmere Stand kömmt hier wenig in Betrachtung. Ist der Vornehmere dürftig, so gilt sein Wort darum nicht viel mehr, als die Rede des armen Geringen; wenn er nicht gerade als Vorgesetzter spricht, wo das Amt seinen Worten den gehörigen Nachdruck giebt; und dennoch vermag er nicht immer, dem spottenden Muthwillen sich zu entziehen. —

Erblicket uns die Welt dagegen in einem mäßigen Wohlstande, so werden unsrer nützlichen Thätigkeit von widrigen Menschen weniger Hindernisse in den Weg gelegt werden. An den Wohlhabenden waget sich schon mancher nicht so leicht, weil er hier wichtigern Widerstand, auch wohl für sich nachtheilige Folgen befürchtet. An dem Dürftigen und Schwachen aber will jeder zum Ritter werden, weil jeder sich stark genug hält, um es mit diesem aufnehmen zu können. Und, wie eine eingeschränkte Lebensart jenem Widerstande auf diese Art großen Vorschub thut, so hindert Wohlstand den Muthwillen dadurch, daß wir leichter Muth fassen, keine Kosten scheuen, und unsern Muth nicht sobald sinken lassen, wenn sich Schwierigkeiten uns entgegen thürmen. — —

Hieraus folgt nun die Regel der Klugheit: Strebe darnach, dir einen mäßigen Wohlstand zu verschaffen. Das heißt nicht: verachte einen grossen Wohlstand, Ueberfluß, Reichthum. Nein; auch Reichthum ist schätzbar, wenn wir ihn recht gebrauchen. Der Reiche kann, wenn alles Uebrige auf beiden Seiten gleich ist, das mehrste Gute genießen und stiften — unleugbare Bestandtheile menschlicher Glückseligkeit! Wie viele Menschen haben indeß Gelegenheit, reich zu werden? Wie viele bringen es bei dieser Gelegenheit bis zum Reichthume? Einen mäßigen Wohlstand dagegen können sehr viele Menschen sich verschaffen. Schon denen, die von ihrer Hände Arbeit sich nähren müssen, ist die Gelegenheit gegeben worden, durch Fleiß und Sparsamkeit sich der Armuth und der Dürftigkeit zu entreißen, und sich zu einer gewissen Wohlhabenheit zu erheben. Wer nun diese Gelegenheit hat, ohne dieselbe gehörig zu nützen, der handelt wider seine Pflicht und wider sein eigenes Interesse. Denn, einmal ist die Sache bereits um ihrer selbst willen begehrens werth. Wer wünscht nicht im Wohlstande zu leben und so viel Gutes zu geniessen, als seine Umstände zulassen? Wer wünscht nicht bei richtiger Denkungsart viel Gutes zu stiften? — Und, sowohl die Stimmung, als die Lage unsres Zeitalters machen die Pflicht dieses Strebens noch dringender.

Der Geist unsers Zeitalters kündigt sich auf den ersten Blick durch Ueppigkeit

pigkeit und Selbstsucht an. Wer sich in unsern Tagen selbst nicht helfen kann, der ist beklagenswerther, als ehemals, weil gegenwärtig das Leben bei einigem Range weit mehr kostet, wie ehemals, und gleichwohl das Einkommen dem unvermeidlichen Aufwande selten ganz angemessen zu seyn pflegt. Doch rede ich hier nicht von eigentlichen Unglücksfällen. Diese finden auch jetzt, zur Ehre der Religion und Menschheit, noch thätigen Beistand. — Allein, was ist dieser Beistand anders, als ein reichliches Allmosen? — Und, Allmosen verlangen wir doch nicht, so lange wir im eigentlichen Verstande nicht unglücklich sind? Ich weiß zwar wohl, daß es — eine Folge der Selbstsucht und des unsinnigen Luxus unsrer Tage — zum guten Tone gehört, mit völligem Anstande Allmosen zu empfangen. Allein, das ist doch nicht jedermanns Sache. Ja, eben diese niedrige Denkungsart verursacht es, in Verbindung mit dem zerstörenden Luxus, daß die Verständigen mehr sich zurück ziehen, und daß jeder im Ganzen nur für sich sorgt — gar nicht im Geiste der Religion, zu welcher wir uns doch bekennen. — Bei vielen geht auch eine größere Vorsicht von den häufigen Concursen und legalen Betrügereien aus, durch welche der eheliche Mann scheu gemacht wird. —

Wie viel nothwendiger wird durch dieses alles das ernstliche Streben nach einigem Wohlstande, um überall mit Ehre bestehen und so sich setzen zu können, daß unser Wohlstand allmälig steige; daß wir sicher vor gänzlichem Verfalle, in Krankheiten und im Alter eine gewisse Unterstützung in uns selbst finden mögen, die von fremder Willkühr unabhängig sey. So vernünftig handelt ja schon mancher verständige Dienstbote, der nichts weiter hat, worauf er lebenslang fußen könnte, als die Arbeit seiner Hände.

Wie sehr verstärket sich endlich noch diese Pflicht für Aeltern mehrerer Kinder! Unstreitig ist ein mäßiger Wohlstand zur guten richtigen Erziehung ganz unentbehrlich. Armseligkeit führt mancherlei Unordnungen mit sich, und verhindert vieles Gute. Wohlstand befördert dagegen eine gute Erziehung und ein gutes Fortkommen unserer Kinder auf alle Weise. Und ein kleines rechtmäßig erworbenes Vermögen reicht die Summen her, welche erforderlich sind, um jedes Kind zur rechten Zeit in die, seinen Fähigkeiten, seiner Neigung und seinem Verstande angemessenen Verhältnisse zu bringen.

— — l. — — s.

Warnung für zwei schädlichen Wurzeln.

Im vorigen Herbste kaufte in G-n eine Köchin von einer Gartenfrau Pastinak- und Petersilienwurzeln, welche, nachdem sie gekocht und genossen waren, die traurigsten Folgen hervorbrachten. — Zwei Personen, welche von diesen Wurzeln gegessen hatten, verfielen in eine heftige Krankheit, die mit Erbrechen und Geschwulst den Anfang nahm, und wäre man diesen Personen nicht schleunig zu Hülfe gekommen, so würde ihnen der Genuß der Wurzeln wahrscheinlich den Tod zugezogen haben.

Daß diese Krankheit blos dem Genusse dieser Wurzeln zuzuschreiben ist, ist sehr wahrscheinlich, weil beide Personen von der Stunde an einerlei Krankheit befiel.

Die zwei Wurzeln, welche man ohne Zweifel unter die Pastinak- und Petersilienwurzeln unvorsichtigerweise mischt, sind:

1) Aethusa Cynapium L. (Hundspetersilie, Hundsgleiße, Glanzpetersilie, Gartenschierling.) An dieser Pflanze, ob sie gleich ein Sommergewächs ist, habe ich doch gefunden, daß die Wurzel über einen Fuß lang war, und die Dicke einer mittlern Pastinakwurzel hatte. Sie kann also mit letzterer leicht verwechselt werden, wenn man nicht genau darauf achtet. Sie unterscheidet sich von der Pastinak- und Petersilienwurzel durch ihre weiße Farbe und ihren milchartigen Saft, der beim Zerbrechen in geringer Quantität hervor quillt. Uebrigens sieht die ganze Pflanze der wahren Petersilie so ähnlich, daß ein in der Botanik Unerfahrner sie leicht für Petersilie halten kann; erstere aber blühet gelblicht, und letztere weiß. Das sicherste Kennzeichen, dieses schädliche Gewächs von der wahren Petersilie zu unterscheiden, ist der Glanz, den die Blätter an der untern Seite haben. Sie sind auch grösser und gefiedert. Die Blättchen sind klein, eiförmig gespitzt und sägeförmig gezähnt. Das ganze Blatt ist dem des Schierlings sehr ähnlich, jedoch kleiner; der Stengel ist dünne, rund, gestreift, ästig, und 3 bis 4 Fuß hoch. Das Blatt ist nicht gefleckt, aber hie und da wie gepudert. Diese Pflanze blühet weiß im Julius und August, und bringt im Herbste reifen Saamen. Sie hält sich übrigens in Getreidefeldern, am liebsten aber auf Gartenländern auf, und kann also sehr leicht auf ein Petersilienbeet kommen. Wenn alle oben angegebene Zeichen nicht genau beobachtet werden, so können leicht solche gefährliche Folgen entstehen.

2) Conium maculatum Lin. (gefleckter Schierling, Erdschierling, Tollkraut.) Diese Pflanze ist zweijährig, und bekömmt eine Wurzel, die

die öfters 1 bis 1½ Fuß lang ist, und senkrecht in die Erde eindringt. Sie ist so dick als eine mäßige Pastinakwurzel, und kann dem äussern Ansehn nach kaum von derselben unterschieden werden. Betrachtet man sie aber genau, so zeigt sich eine schwammige Substanz und ein starker widerlicher Geruch. Der Stengel ist rund, glatt und mit Knoten versehen. Er theilt sich oben in viele Aeste oder Zweige, ist unten an der Wurzel 1 bis 2 Zoll dick, und wird 5 bis 6 Fuß hoch. Er ist gemeiniglich mit schönen schwarzrothen Punkten besprengt. An den Knoten des Stengels sitzen wechselsweise einander gegenüber, rauhe, großgefiederte und in Aeste getheilte Blätter, deren kleine Blättchen gleichfalls gefiedert, oder wenigstens tief eingeschnitten, sägeförmig gezahnt und von hellgrüner Farbe sind. Auf den Enden der Zweige zeigen sich die Blumen in großen weißen Dolden.

Diese Pflanze wächst überall in Deutschland, auf Ruinen und an feuchten Stellen, auch auf Feldern und in Gärten, und blühet fast den ganzen Sommer hindurch.

Sie hat einen unausstehlichen mäuseartigen Geruch, besonders im Frühjahre und im Sommer. Im Herbst aber spürt man denselben an der Wurzel nicht eher, als bis man sie aufschneidet, und wo man die oben beschriebenen Kennzeichen entdeckt. Ohne diese Kennzeichen wäre sie sehr leicht mit der Pastinak- oder Petersilienwurzel zu verwechseln, weil sie an Gestalt einander sehr nahe kommen.

Der rühmlichst bekannte Professor Batsch schreibt übrigens in seiner Anleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen Theil 2. S. 74. von dieser schädlichen Wurzel folgendes:

„Das Kraut dieser Pflanze, welches einen mäuseartigen Geruch hat, und für Menschen und Vieh ein tödliches Gift ist, wird äusserlich als Pflaster, und innerlich, besonders in der Form eines Extraktes, gegen mehrere Krankheiten, aber mit unglücklichem Erfolge, gebrauchet. Dem Rindviehe, den Ziegen, Wölfen, Füchsen u. Maulwürfen soll dieser Schierling weniger schaden. Sein Gift wirkt nur narkotisch.“

Ferner sagt er auf der nemlichen Seite, daß die Hundspetersilie sehr schädlich ist, nemlich die ganze Pflanze, deren Blätter mit der wahren Petersilie gar leicht verwechselt werden können. Das Kraut sowohl, als die Wurzel, ist ein Gift, das narkotische, zuweilen sehr heftige Wirkung, Geschwulst des Leibes, entsetzliche Bauchschmerzen und wohl gar den Tod verursacht. —

Ich warne daher einen jeden, der Pastinak- oder Petersilienwurzeln genießen will, die oben angegebenen

Kenn-

Kennzeichen genau zu beobachten, bevor er sie kochen läßt, weil die giftigen Wurzeln von ungefähr durch Saamen unter die ächten Pastinaken gemischt, und dann von den Gartenleuten, wenn sie solche nicht kennen, verkauft werden können.

Die Pastinakwurzel ist fleischig, und hat einen süßlichen Geruch und Geschmack; wenn sie aber älter als ein Jahr wird, soll sie ebenfalls böse Eigenschaften bekommen.

Sollte übrigens dennoch aus Unvorsichtigkeit von den giftigen Wurzeln oder dessen Kraute gegessen worden, und ist nicht gleich in der Nähe ein Arzt zu haben, so muß, wo möglich, gleich anfangs durch Erbrechen das Gift hinweg geschaft werden, oder erregt das Gift, wie gewöhnlich, von selbst schon ein Erbrechen, so muß dasselbe durch Getränke von warmer Milch mit süßem Mandelöle befördert werden. Dem Arzte muß es aber doch so bald als möglich gemeldet werden, damit sich das Gift nicht weiter im Körper verbreite.

W.

Mittel wider die Raupen in der Blütezeit der Obstbäume.

Vor zwei Jahren, wo besonders ausserordentlich viele Raupen die Blüte unserer Obstbäume, und mit denselben auch fast alles junge Laub ꝛc. mit Stumpf und Stiel verheerten, wandte ich anfänglich alle mir bisher bekannten Mittel an, wenigstens einige meiner Bäume von diesem Uebel zu retten.

Allein, wenn ich den einen Tag noch so viel von dieß Ungeziefer abgeschüttelt, abgelesen, oder mit den Zweigen abgeschnitten und getödtet hatte; so waren dennoch am folgenden Tage eine unsägliche Menge von diesen Geschöpfen wieder auf eben diesen Bäumen vorhanden.

Unter der Art der Raupen selbst fand sich, wie jeder, so hierauf aufmerksam gewesen ist, bemerkt haben wird, die grüne Raupe, und zwar in oder an den aufgegangenen Knospenblättern zuerst ein.

Diese Art ist am schlimmsten wegzuschaffen, da sie sich gewöhnlich, besonders bei kalter oder nasser Witterung in den Herzkeim und die Blätter einhüllt. Auf jungen niedrigen Stämmen, die man ohne Mühe mit der Hand erreichen kann, kann man selbige Raupe, ohne die aufgehenden Knospen und jungen Loden zu beschädigen, mit einer Stecknadel abjuchen und tödten. Dies Mittel fällt aber

bei

großen Bäumen ganz weg. — Bald nachher, wie ich meine bisherige Mühe bei dieser letzten Gattung von Bäumen ohne Nutzen sah, wurde das Uebel noch größer, indem sich auch die bekannte Ringelraupe *) noch in großer Masse hinzu gesellte.

Hierauf kam ich auf den Einfall, dies Ungeziefer durch einen üblen Geruch und Dampf zu vertreiben; wozu mir der Schwefel am paßlichsten zu seyn schien; ich ließ deshalb ein halbes Pfund kommen, ließ solchen in einem Topfe schmelzen, und nahm einige alte linnene Lappen, zog diese durch den zerlassenen Schwefel, und band diese Lappen nach einander an eine leichte lange Stange, zündete unter den Bäumen die Lappen an, und hielt nun den Schwefel unter alle die Aeste, wo sich die Raupen und ihre Nester befanden. Die einzelnen haufenweise auf- und abkriechenden fielen von diesem brennenden Geruche sofort herunter, und wurden so viel wie möglich vollends tod getreten. Die übrigen, so sich in den Nestern oder Geweben befanden, ließ ich auf der Stelle vom Schwefel verbrennen. Damit nun die etwa herunter gefallenen und nicht getödteten Raupen an den Bäumen nicht wieder aufkriechen konnten, nahm ich Wagentheer und bestrich damit 1 Fuß breit von der Erde den Stamm, indem der Theer seiner klebrigen Substanz wegen, meiner Meinung nach, nicht nur die Raupen, sondern auch andres an die Bäume kriechende Ungeziefer abhalten müsse.

Der Erfolg hat mir von zwei grossen Apfelbäumen, an deren Erhaltung mir vorzüglich gelegen war, meine Mühe sehr gut belohnt. Da diese Bäume Kitsenvoll Aepfel trugen, das der auch ein frisches Ansehn behielten; die übrigen aber, so wie hier umher fast durchgehends von obigem Ungeziefer fast ganz kahl gefressen wurden, und nicht einen einzigen Apfel trugen.

Ich würde den Versuch damals erweitert haben, wenn mich nicht Zeit und Umstände daran gehindert hätten, und es bereits zu spät war, die übrigen zu retten.

Diese letzte Methode ist von allen die leichteste und von ganz unbedeutenden Kosten; auch kann man in kurzer Zeit vieles damit beschicken. Auch wird der Schwefelgeruch einem standfesten Menschen in einiger Entfernung, wie hier der Fall ist, nichts schaden.

Barrigsen. J. C. Rundspaden.

*) Diese erreicht beinahe die Länge eines kleinen Fingers, ist etwas rauh, von Farbe theils gelbbraun, theils himmelblau.

Hannöverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 20ten Junius 1800.

Nachricht von der Bereitung des Stahls, für diejenigen, welche in Eisen arbeiten.

Von dem B. Vandermonde, Bertholet und Monge. *)

Vorläufige Beobachtungen.

Das Eisen ist ein verbrennlicher Körper; es verbrennt, und verliert dadurch seine metallischen Eigenschaften. Wenn man Eisenfeile in einem Tiegel einer starken Hitze aussetzt, und die Feile auf der Oberfläche oft umrührt, so nimt sie eine Ziegelfarbe an, verliert das metallische Ansehn und wird schwerer, als sie vorher war. Mit ihr ist eine Quantität von Luft vereinigt, die diese Veränderungen hervor bringt, und dieser fixirten Luft hat man den Namen Sauerstoff (l' oxigène) beigelegt.

In diesem Zustande befindet sich das Eisen in seinen Erzen, und die Methoden, deren man sich bediente, um es rein zu bekommen, beruhen hauptsächlich auf der Vertreibung der damit verbundenen Luft, oder des Sauerstoffs.

Diese Eigenschaft hat der Kohlenstoff (la charbon); er verbindet sich während des Verbrennens mit der Luft, auch vereinigt er sich mit dem im Eisen befindlichen Sauerstoff, besonders in sehr strenger Hitze.

Diese Wirkungen der Luft und des Kohlenstoffs sind sehr merklich. Wenn man Zinn in Fluß bringt, so bildet sich in kurzer Zeit auf der Oberfläche desselben ein graues Häutchen, was durchaus allen metallischen Glanz verloren hat. Nimmt man diese Haut weg, so formirt sich eine zweite, und man kann auf diese Art das Zinn in eine Substanz von einem erdartigen Ansehn verwandeln, welche ungetreue

*) S. Annales de Chimie. Tom. XIX. p. 1 – 46.

Schmelzer Schaum nennen und aufheben. Sie sammeln diesen vorgeblichen Schaum mit vieler Sorgfalt, und setzen solchen heimlich der Hitze aus, indem sie ihn zugleich mit etwas wenigem Kohlenpulver, Talg oder Harz vermischen, wodurch das Metall bald wieder reducirt wird, und seine Eigenschaften wieder annimmt.

Der Kohlenstoff hat nicht nur die Eigenschaft, die mit dem Eisen vereinigte Luft davon weg zu nehmen, sondern er selbst kann in dem Eisen bei einer großen Hitze schmelzen, und hierdurch bringt er die Eigenschaften des Roheisens hervor und verändert das Eisen in Stahl.

Das Roheisen ist als ein Metall anzusehn, dessen Reduction nicht vollständig ist, und welches folglich noch eine Portion von der Basis der Luft oder Sauerstoff enthält, mit welchem es in dem Erze vereinigt war. Weil man nun diese Reduction vielleicht mehr oder weniger weit treiben kann, je nachdem die Umstände solches zulassen, so ist diese Veränderung eine Hauptursache der Unterschiede, welche man an dem Roheisen eines und desselben Erzes wahr nimmt. Das weiße oder grelle Roheisen enthält also eine größere Quantität Sauerstoff und wenig Kohlenstoff; das graue hingegen enthält mehr von diesem letztern Stoffe; er ist aber weit mehr des Sauerstoffs beraubt und, um es in diesem zweiten Zustande zu erhalten, muß man im Ofen eine größere Quantität Kohlenstoff anwenden. Die Eigenschaften dieser beiden Gattungen des Roheisens beruhen blos auf diesem Unterschiede. Erstere ist sehr spröde und sehr schmelzbar; wird aber im Frischfeuer leicht durch die Wirkung der glühenden Kohlen (charbon rouge) ihres Sauerstoffs beraubt, weil sich jene mit diesem Stoffe verbinden. Die zweite enthält weniger Sauerstoff, aber dagegen weit mehr Kohlenstoff; sie ist sehr milde, und besonders zu solchen Arbeiten, bei denen diese Qualität erfordert wird, vorzuziehen; sie läßt sich aber schwer zu Stabeisen verwandeln, weil man dadurch die größere Menge Kohlenstoff zerstören muß, welche in diesem Zustande der Verbrennung beträchtlich widersteht.

Das geschmiedete und vollkommen veredelte Eisen, es sey nun solches, was theils vollständig reducirt, oder theils keine andern fremden Materien, ja selbst keinen Kohlenstoff mit sich führte, findet sich nicht in diesem Zustande im gemeinen Leben. Das beste schwedische Eisen enthält immer noch einen Theil Sauerstoff, welcher den Wirkungen der Reduction und der Veredlung entgangen ist, und es ist beständig durch eine Dosis von Kohlenstoff verändert, welche zwar sehr klein aber doch vielleicht ganz weg zu schaffen, unmöglich ist.

Auf

Auf die Güte des Eisens haben noch andre Umstände in Rücksicht der Fabrikation des Stahls Einfluß. Dieses Metall kann, je nachdem die Erze sind, aus welchen es erzeugt worden, den Fehler des Kalt- oder des Rothbruchs haben. Wir wollen uns nicht bei der Auseinandersetzung der Prinzipien, welche diese schlechten Eigenschaften a) hervor bringen, aufhalten; es ist hinreichend, zu wissen, daß dasjenige Eisen, bei welchem man sie antrift, so wie das Roheisen woraus dieses Eisen erzeugt wird, schlechten Stahl giebt, und daher sorgfältig vermieden werden muß.

Man unterscheidet drei Gattungen von Stahl: nemlich: Roh- Cementir- und Gußstahl.

Vom Rohstahl.

Roh- oder natürlichen Stahl (acier naturel) **nennt man den durch eine simple Schmelzung unmittelbar aus dem Roheisen erhaltenen Stahl. In Frankreich heißt er auch deutscher Stahl** (l'acier d'Allemagne), weil der nach jenem Lande eingeführte Rohstahl vorzüglich aus Deutschland kömmt.

Das Roheisen nimmt nur unter gewissen Umständen die Natur des Stabeisens oder des Stahls an, welche aus dem Folgenden leicht abzunehmen sind.

Das graue Roheisen ist das einzige, woraus sich Stahl bereiten läßt b), und hiezu ist nöthig, daß der Sauerstoff, welchen es noch enthält, abgesondert werde, und der Kohlenstoff, durch den es seine graue Farbe erhalten, sich mit dem Eisen aufs genauste vereinige. Hierauf beruht die Verwandlung des Roheisens in Stahl.

Hieraus folgt eine Hauptregel: Wenn der Hohofen ein weißes Roheisen giebt, so darf man es nicht wagen, Stahl daraus zu machen, wenn es auch gleich ein Stabeisen von besonderer Güte giebt; aber man muß alsdann seine Arbeit so einrichten, daß

a) Das kaltbrüchige Eisen entsteht von solchen Erzen, welche etwas phosphorische Säure enthalten, die sich in dem Phosphorzustande mit dem Metalle verbindet; das rothbrüchige Eisen, welches mehr gemein ist, als das erstere, enthält Arsenik, es ist aber wahrscheinlich, daß auch andre vorkommene Metalle dieselbe Wirkung hervorbringen können.

b) Diese Behauptung dürfte doch noch großen Einschränkungen unterworfen seyn, besonders da zum Stahl, ausser Eisen und Kohlenstoff, auch noch Braunstein erforderlich ist.

Blumhof.

man ein graues Roheisen erhält, und zu diesem Endzweck in den Gichten die Portion von Kohlenstoff vermehren.

Das Ansehn des Roheisens trügt in Rücksicht seiner Natur oft; denn wenn man das graue Roheisen zu Platten oder Blättern macht, und es einer schnellen Abkühlung aussetzt, so nimt es das Ansehn des weißen Roheisens an. Wir werden weiter unten ein leichtes Mittel anzeigen, wodurch man das mit Kohlenstoff gesättigte Roheisen, welches hiedurch zu Stahl dienlich wird, im Augenblick unterscheiden kann.

Hat man ein zweckmäßiges Roheisen, so muß dieses, wenn daraus Stabeisen werden soll, im Frischfeuer weit mehr der Wirkung der Luft ausgesetzt werden, als wenn man daraus Stahl bereiten will, und man muß die Schlacke, welche den Zutrit der Luft verhindern würde, abwerfen. Im Stahlfeuer hingegen muß man es dem Zutrit der Luft weit weniger aussetzen, und es von den Schlacken bedeckt lassen. Durch die erste Manipulation zerstört man den Kohlenstoff, welcher im Roheisen war, und der nun durch den Zutrit der Luft verbrennt, das Roheisen nimmt also die Natur des Stabeisens an; aber durch die zweite conservirt man den Kohlenstoff, welcher zum Theil dient, um den noch im Roheisen befindlichen Sauerstoff abzusondern, und zum Theil sich mit dem Eisen verbindet, und ihm die Eigenschaft des Stahls mittheilt.

Die Anordnung des Schmelzraums (foyer) und die Lage der Forme (tuyère) sind zwei Objecte, welche sehr viel Aufmerksamkeit verdienen. Der Heerd oder der Schmelzraum muß zu Eisenschmelzungen (Frischfeuer, Frischheerd) viel größer seyn, als zum Stahl, (im Stahlheerde, Stahlfeuer,) und man neigt die Forme so, um den Wind gegen die Oberfläche des Eisens zu leiten. Ferner füllt man den Heerd mit Kohlen und legt das Roheisen oben darauf, und zwar mit dem obern Theil der Forme gleich hoch. Hierauf bläßt man mäßig und stufenweise, so, daß das Roheisen nicht dazwischen in Fluß kommen, sondern in einem teichweichen Zustande erhalten werde, bearbeitet es mit der Brechstange (ringard,) bringt es oft vor den Wind, und läßt von Zeit zu Zeit die Lacht ab.

Beim Stahlfeuer macht man rings im Heerde herum eine Lage von kleinen Kohlen oder Stübbe, die man anfeuchtet und schlägt, damit sie an einander hängt. Hiezu nimt man noch leichte Schlacken, die von Natur flüßig werden. Die Form wird gewöhnlich mehr inclinirt, überdem treibt man das Schmelzen, damit das bereits flüßig gewordene Roheisen sich unmittelbar in das Bad eindrücke, welches beständig mit Schlacken bedeckt

deckt ist, die man nicht eher, als am Ende der Operation flüßig werden läßt.

Man verfährt zwar nicht überall auf gleiche Weise, allein bei einiger Aufmerksamkeit findet man, daß sie alle auf ein und dasselbe Prinzip gegründet sind, d. i. daß man beim Stahlfeuer die Verbrennung des kohlensauren Theils des Roheisens vermeidet, und im Frischfeuer hingegen die Arbeit so leitet, um diese Verbrennung zu bewirken. Wir wollen hievon einige Beispiele geben.

In Steiermark, wo man einen guten Stahl macht, bringt man das Roheisen in dünne Stücke (plaques), welche im Frischfeuer auf die unten anzuführende Weise geschmolzen werden. Man schmelzt auch ordinaire Luppen, welche man auf dem Boden des Feuers entstehen läßt, und die man nicht aufbricht (Teul, Theil oder Schrey.) Diese fangen hier an, den Charakter des Stahls anzunehmen, weil man sie im Schmelzraum (Creuset), der mit Kohlengestübe vermacht war, und wo sie von der Lacht wieder bedeckt waren, hat maceriren lassen. Man veredelt sowohl die Platte oder Stücke (plaques) als die Massen, welche vorher in sehr kleine Theile zertheilt worden sind, mit derjenigen Behutsamkeit, welche die Bildung des Stahls erfordert.

Ein Umstand, welcher zur Güte dieses Stahls beiträgt, ist, daß man die Stangen, nachdem sie ausgeschmiedet worden, ins Wasser wirft, sie in Stücke zerschrotet, und die eisenartigen sorgfältig von den stahlartigen absondert. Man separirt auch die Theile, welche weichen Stahl geben, und macht daraus Pakete von 12 bis 15 auf einander gelegten Stükken, wobei man dahin sieht, daß die beiden Stücke, welche zur Decke des Packets dienen, von weichem Stahl sind. Diese Packe schmiedet man auf einem dazu bestimmten Heerde, und schmiedet solche in Stangen von kleiner Form, wodurch der Stahl eine gleichförmige Güte erhält.

In Kärnthen bereitet man den meisten deutschen Stahl, welcher auch unter allen den größten Ruf hat. Die Methoden, deren man sich dazu bedient, verdienen daher eine besondere Aufmerksamkeit. Wir wollen davon das Wesentlichste nach den Beobachtungen, welche Hr. Hassenfratz an Ort und Stelle gemacht und uns mitgetheilt hat, darlegen.

Das Roheisen läßt man aus dem Hohofen (Floßofen) in dünne Massen oder Gänse (plaques) laufen. Zu diesem Ende macht man eine Form, welche ein halbzirkelförmiges Loch an der Vorderseite des Ofens ist. Dieses ebnet man mit Schlacken, die man zu sehr feinem Gestübe zerkleinet hat, und die man anfeuchtet, um sie leicht zusammen zu binden.

Man bricht das Werk mit dem Spette (ringard) auf, um die Schlakken, deren Hitze die Feuchtigkeit zerstreut, in die Form laufen zu lassen. Man nimt sie heraus, und verfährt beim Abstechen des Roheisens so, daß es anfänglich nur als ein dünner Faden fließt, vergrößert das Loch so viel sich thun läßt, läßt die Lacht das Roheisen wieder bedecken, verstopft alsdann das Werk wieder, und bringt es vor den Wind. Auf die das Roheisen bedeckende Lacht gießt man Wasser; sie wird dick und man nimt sie weg. Wenn das Roheisen entblößt ist, so sprützt man gleichförmig auf seine Oberfläche, welche sich verdichtet, Wasser; hernach hebt man mit dem Spett das geformte Blatt oder Scheibe (feuillet) heraus, und setzt das Besprengen und Abheben der Scheiben so lange fort, als die Flüssigkeit der Materie solches erlaubt.

Auf einigen Hütten bringt man das Roheisen in einem besondern Ofen in Fluß, um es solchergestalt in Blättern oder Scheiben zu bekommen, aber diese letzte Operation verursacht einen unnützen Aufwand von Brennmaterialien und Zeit.

Diese Scheiben sind entweder zum Eisen- oder Stahlmachen bestimmt.

Will man Eisen daraus haben, so fängt man damit an, sie auf einem Feuerheerde, worauf man sie stellt, zu braten, indem man von Ziegeln einen Canal macht, durch den der Wind der Bälge bis ans Ende geleitet wird; nachher bedeckt man sie wieder mit Kohlen, und läßt die Bälge scharf spielen. Die Scheiben nehmen durch dieses Rösten, welches den Kohlenstoff des Roheisens zerstört, die Eigenschaften des Eisens an, und hierauf bringt man sie in die Frischesse. Diese ist inwendig weiter als die, welche zum Stahl bestimmt ist (Strahlfeuer.) Man bedeckt hier das Eisen wieder mit Kohlen und Schlacken, und neigt die Form so, daß die Scheiben stark vom Winde berührt werden. Wenn die Schmelzung vollendet ist, so macht man für die Schlacken einen Durchlaß, bringt den Klumpen oft vor den Wind, und endlich, wenn die Luppe fertig und gehörig gahr ist, unter den Hammer.

Ist die Absicht, Stahl zu machen, so bedient man sich eines schmälern und tiefern Feuers, welches man mit feuchter Kohlstübbe aussetzt und diese darin fest schlägt. Hierauf setzt man die Scheiben ein, und bedeckt sie wieder mit Schlacken und Kohlen. Der Form giebt man eine fast horizontale Stellung, damit der Wind blos auf die Kohlen, und nicht auf das Gut geht. Wenn dieses anfängt, fest zu werden, so nimt man die Kohlen weg, und läßt die Lacht ablaufen, nachher behämmert man die noch weiche Stahlluppe rund herum.

Hierauf schmelzt man diese Luppe (Schrey) zum zweitenmale mit eben der Vorsicht, wie das erstemal, und wenn die Materie hinlänglich veredelt ist, alsdann läßt man die Lacht ablaufen, und bringt den Stahlkuchen unter den Hammer, um ihn in Massen oder Schinnen zu zertheilen, die besonders geschmiedet werden.

Man sieht, daß alle diese Arbeiten darauf hinaus gehen, den im Roheisen befindlichen Kohlenstoff zu zerstören, wenn man es in Eisen verwandeln will; will man aber Stahl daraus machen, so verwahrt man es nicht nur vor der Einwirkung der Luft, sondern macht auch das Feuer so, daß die schmelzende Materie beständig von Kohlenstoff berührt wird, und folglich so viel als ihr noch fehlt, davon einziehen kann.

Jetzt hat man das Roheisen zweimal geschmolzen; im zweiten Schmelzen verfeinert sich der Stahl, und wird gleichartiger. Dieses ist eine vortreffliche Methode, und vielleicht die einzige, durch die sich ein sehr guter Stahl produciren läßt.

Ein anderer Theil des Verfahrens verdient viele Aufmerksamkeit: Dieses ist das Reißen des Roheisens in Scheiben. Wenn man Stabeisen daraus haben will, so lassen sich diese Scheiben wegen ihrer geringen Dicke und großen Oberfläche, welche sie dem Winde darbieten, weit leichter durchbrennen. Sind sie hingegen zu Stahl bestimmt, so werden sie lieber geschmolzen, verbergen sich unter der Lacht, welche verhindert, daß der in diesem Roheisen enthaltene Kohlenstoff durch die Wirkung der Luft verzehrt werden kann; sie nehmen vielmehr den ihnen noch mangelnden Kohlenstoff von der Stübbensohle an, die man so machen muß, daß sie sich erhalten kann, und nicht während der ganzen Arbeit verzehrt werde.

Wenn der Stahl in dem Stahlfeuer teigweich geworden ist, so nimt man ihn heraus, und zertheilt die Masse in mehrere andere, mehr oder weniger beträchtliche, welche man unter den Hammer bringt. Hier sondert man diejenigen Theile ab, welche nicht stahl- sondern eisenartig sind, und die Oberfläche der Stücke (lopins) einnehmen. Man schmiedet jedes Stück in Stangen, die man wieder in Stäbe nach einem mehr oder weniger dicken Modelle bringt, indem man die weichen Theile von den härtern absondert.

Um einen Stahl von einer vorzüglichen Güte zu bekommen, vereinigt man mehrere Stäbe von der weichen und harten Art, wobei man die härtesten in die Mitte bringt; man schmiedet sie sorgfältig und reckt sie in Stäbe aus.

Wir haben gesehen, daß zum Rohstahleisen ein kohlensaures Roheisen

(fonte charbonnée) erforderlich sey; nur muß man den Ueberfluß des Kohlenstoffs vermeiden. Das schwarze Roheisen, welches zu viel Kohlenstoff enthält (trop charbonnée), giebt einen viel zu spröden Stahl, und selbst solchen, der ganz unbrauchbar ist. Diese Art von Stahl wird im Heerde weit schwerer teigweich, als der gute, und wenn der Stahlschmidt (l'ouvrier) dieses Symptom gewahr wird, so kann er der nachtheiligen Einwirkung dadurch vorbeugen, wenn er eine gewisse Quantität altes Eisen (vieille ferraille) zusetzt, welches das zu viel gesäuerte Metall seines Ueberflusses an Kohlenstoff beraubt, und welches, indem es sich damit incorporirt, eine gleichförmige Masse von gutem Stahl hervorbringt. Gemeiniglich setzt man, wenn man ein Roheisen von der Art hat, daß es einen zu trocknen Stahl giebt, im Stahlfeuer eine Quantität von einem andern Roheisen hinzu, welches diese Eigenschaften modificiren kann.

Ungeachtet das Eisen und der Stahl durch ziemlich hervorstechende Eigenschaften von einander verschieden sind, so giebt es doch einen Berührungspunkt, den sie mit einander gemein haben. Den weichsten Stahl kann man als ein sehr hartes Eisen ansehn, und die Eisenarten differiren auch wirklich in Rücksicht der Härte nach eben dem Prinzip, welches den Stahl ausmacht. Sie enthalten alle eine geringe Quantität von Kohlenstoff, welcher bei dem Frischen zurück geblieben ist. Diejenigen, welche am meisten davon enthalten, sind, wenn sonst alles gleich ist, geschmeidiger, weicher, dehnbarer und fähiger durch die Schläge des Hammers die faserige Form anzunehmen, welche die sogenannten Eisenadern ausmacht, als dasjenige, welches mehr Kohlenstoff enthält, und sich dadurch den Eigenschaften des Stahls nähert.

Hievon kömmt es, daß man zuweilen von einem und demselben Roheisen Eisengattungen erhält, welche sehr verschieden zu seyn scheinen, ungeachtet die Arbeit dem äussern Ansehn nach dieselbe ist. Hiezu ist die veränderte Neigung der Form hinlänglich.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 23ten Junius 1800.

Nachricht von der Bereitung des Stahls, für diejenigen, welche in Eisen arbeiten.

(Schluß.)

Vom Cementirstahl.

Der Cementirstahl ist derjenige, welchen man vermittelst eines Cements, womit man die eisernen Stäbe in einer in die Mitte des Stahlofens gestellten Kiste einpackt, und worin sie einem starken Feuer ausgesetzt werden, erhält.

Noch einmal wiederholen wir, daß die gute Qualität des Eisens eine unerlaßliche Bedingung zur Erlangung eines guten Stahls ist. Es kömmt sehr viel auf die beste Gattung dazu an, und die Engländer, welche fast ausschließlich Cementirstahl bereiten, nehmen dazu alles Eisen aus Roslagen, welches das beste ist, was in Schweden bereitet wird, und bezahlen solches weit lieber.

Es ist nicht genug, daß das Eisen keinen schädlichen Stoff enthalte, es muß auch sorgfältig geschmiedet und seine Theile wohl vereinigt seyn; denn, finden sich inwendig in den Stäben Schulfern und Splitter, so werden sie dadurch, wenn das Eisen die Natur des Stahls angenommen hat, weit empfindlicher. Man kann sie auch, wenn die Stahltheilchen die Eigenschaft, sich zu vereinigen und zu verweben, weit weniger haben, als die Eisentheilchen, nicht vollkommen vereinigen. Wir sind überzeugt, daß man aus französischem Eisen von guter Qualität, wie das aus der Provinz Berry, nur schlechten Stahl machte, wenn man es in dem Zustande, wie es gewöhnlich aus den Hütten (forges) kömmt, cementirte; aber eben diese Eisenarten haben, nachdem sie sorgfältig geschmiedet und raffinirt sind, eben so guten Stahl gegeben, als derjenige, welcher in eben der Zeit aus vortreflichem schwedischem Eisen gemacht worden. Bei einem andern Versuche, aus dem Eisen der Grafschaft Foix, welches wohl ge-

schmiedet war, Stahl zu bereiten, gab dieses einen Stahl von gleicher Güte mit dem, welchen man in derselben Arbeit aus schwedischem Eisen erhielt.

Es folgt hieraus 1) daß das beste schwedische Eisen die Eigenschaft, guten Stahl zu geben, weniger von einer besondern Qualität des Erzes, als von der Sorgfalt, womit es geschmiedet und gehämmert worden, habe; 2) daß es in Frankreich Eisensorten giebt, die einen guten Stahl liefern, wenn man nur darauf hält, daß sie gehörig ausgeschmiedet werden; aber, durch diese einzige Nachläßigkeit in der Arbeit kann ein sonst wohl angeordnetes Unternehmen scheitern.

Also ist die erste Sorge, wenn man Stahl machen will, sich mit gutem Eisen zu versehen, zu untersuchen, ob es gehörig ausgeschmiedet sey, und falls dieses nicht seyn sollte, es von neuem zu schmieden und zu bearbeiten. Man kann auch von Alter verrostetes Eisen dazu nehmen, indem man es ausschmiedet, um es dem Cementiren zu unterwerfen.

Man hat lange geglaubt, daß der zum Stahl erforderliche Cement salzige, brennbare, fette und schwefliche Theile enthalte, die das Eisen durchdringen sollen, um es in Stahl zu verändern. Hieraus sind die Anmaßungen und Geheimnisse entstanden, welche die Aufmerksamkeit der Stahlfabrikanten von dem wahren Gegenstande abgeleitet, und dergleichen Unternehmungen marktschreierischen Betrügern in die Hände gespielt haben. Die Composition des Cements ist gar kein Geheimniß. Die Engländer nehmen dazu blos Kohlenpulver von Holzkohlen, und in der That ist die einzige wesentliche Bedingung die, daß das Eisen von dem Kohlenstoff selbst auf eine gleichförmige Weise bis zum Mittelpunkte imprägnirt werde.

Wenn man die Schinnen und Stäbe des in Stahl zu verwandelnden Eisens präparirt hat, so hauet man sie nach der Länge der Kasten oder des Gefäßes, worin sie cementirt werden sollen, ab.

Man macht auf dem Boden des Kastens ein Bette von Kohlenstaub, welchen man durch ein grobes Sieb laufen lassen, und ein wenig angefeuchtet hat. Auf dieses Bette legt man eine Schicht Eisenstäbe, und zwar so, daß jeder Stab von Stübbe umgeben seyn kann. Hierauf bedeckt man diese ganze erste Schicht mit einer halbzölligen Lage Kohlenstübbe; man fährt so nach und nach fort, bis die Kiste voll ist. Die letzte Schicht ist mit Kohlenstübbe bedeckt, auf die man eine Schicht Sand bringt, um ihre Oberfläche gänzlich zu bedecken, und die Zerstörung desselben durch die Verbrennung zu verhindern. Der Sand muß feucht seyn. Man drückt

ihn

ihn fest an und formirt eine Art von Haube, welche sich über die Seiten des Kastens erhebt, so, daß sie in der Mitte mehrere Zoll dick ist.

Wenn der Kasten so weit fertig ist, so macht man in dem Ofen Feuer, welches man nach und nach verstärkt, und kürzere oder längere Zeit unterhalten muß, je nachdem die Quantität Stahl, und folglich auch die Größe der Kiste ist. Zu Newcastle, wo man in zwei Kasten in einem Ofen 25 bis 30000 Pfund Eisen auf einmal cementirt, dauert die Arbeit 5 Tage und 5 Nächte. Gemeiniglich befindet sich am einen Ende des Ofens, also auch des Kastens, ein Loch, durch welches der Stahlbrenner einen Stab heraus nimt, um zu sehen, wie weit das Cementiren vorgerückt sey. Der Arbeiter erkennt an der Farbe und den Blasen auf der Oberfläche, ob der Stahl so weit ist, wie er seyn soll. a) Hat der Arbeiter keine so große Fertigkeit, so macht er die Probe. Ist die Cementirung noch nicht bis zum Mittelpunkte, d. h. überall, eingedrungen, so unterscheidet man leicht den noch eisenartigen Theil durch seinen faserigen Zustand.

Wenn der Stahl aus dem Ofen kömmt, so ist seine Oberfläche mit Unebenheiten und Blasen angefüllt, weshalb man ihn Hünerstahl oder Blasenstahl (acier bourſouflé) b) nennt. In diesem Zustande zeigt er einen grobkörnig schimmernden Bruch, wie ein schlechtes sprödes Eisen. Um ihn zu Kaufmannswaaren zu machen, so nimt man damit gewöhnlich eine andere Arbeit vor. Man schmiedet ihn unter einem Hammer, und bringt ihn in 7 bis 8 Linien breite vierkantige Stücke; läßt diese nachher an der Luft erkalten, ohne sie ihm Wasser abzulöschen, wodurch der Stahl ein weit dichteres Korn erhält.

Weil die Enden der Stahlstangen gewöhnlich Schulfern und Brüche haben, und einen weniger vollkommenen Stahl geben, so hauet man sie ab, um sie in Packete zu schmieden, und bedient sich dieses Stahls zur Verfertigung der Ackergeräthe.

Wenn das Feuer nicht wirksam genug gewesen oder nicht lange genug unterhalten worden, so sind die Eisenstangen nicht durch und durch cementirt, woraus nachher die ungleiche Härte folgt, besonders wenn man sie nicht mit vieler Sorgfalt geschmiedet. Hat das Feuer zu viele Intensität gehabt, so wird der Stahl zu spröde und zu schwer zu verarbeiten, welches

a) S. Jars metallurgische Reisen, aus dem Franzöſ. von Hrn. Oberberg. Gerhard. Berlin 1777. gr. 8. Bd. 1. S. 363. f. aus welchem Werke überhaupt das Praktische dieser Abhandlung genommen ist. B.

b) In England Blister-steel und in Schweden Blasstal. B.

daher kömmt, daß es eine zu große Menge Kohlenstoff aufgelöst hat. Ueber die Leitung des Feuers läßt sich nicht allemal eine Regel geben, weil es nach der Form des Ofens, seiner Größe, der Anzahl und Dicke der Stangen, der Natur des Brennmaterials verändert werden muß.

Die Gestalt und Größe der Oefen richtet sich vorzüglich nach den verschiedenen Werkstätten, wo man den Stahl cementirt. Der eigentliche Zweck ist, seinen Ofen so fest zu bauen, daß er eine Menge von Arbeiten aushalten kann, die Flamme und Hitze rings um die Kasten gleichförmig circuliren zu lassen, und mit dem geringsten Aufwande von Brennmaterialien die größte Hitze hervor zu bringen.

Was den Umfang eines solchen Stahlofens betrift, so ist zu bemerken, daß es in Rücksicht der Quantität des Brennmaterials kein Vortheil, oder dieser doch nur sehr geringe sey, ihn nach großen Dimensionen zu bauen, weil man bei jeder Arbeit die ganze Hitze heraus lassen muß, und es ist in denjenigen Fabriken, wo die gesammelte Hitze zu den folgenden Arbeiten dienen soll, ganz anders; denn alsdann wird das ganze Brennmaterial, was angewandt wird, um die Hitze zu dem nöthigen Grade zu bringen, zum offenbaren Schaden consumirt.

Es ist nicht rathsam, daß man sich seinem Eifer und dem Reitz der Speculation blindlings überlasse, sondern die Klugheit erfordert, daß man die Arbeit im Kleinen anfange, und sich, ehe man Oefen von einer gewissen Größe anlegt, mit ihnen bekannt mache.

Vom Gußstahl.

Der Gußstahl (acier fondu) wird durch das Schmelzen des Rohstahls, oder vorzüglich des Cementirstahls bereitet; der flüßige Zustand, welchen das Metall bei dieser Arbeit annimt, zerstreut die Adern und Schulfern, und macht alle Stahltheilchen gleichförmiger.

Nach der Beschreibung, welche Jars von der Methode dieser Arbeit bei Scheffield in England giebt c), braucht man dazu dort alle Abgänge von Stahlwaaren, und bedient sich dabei solcher Oefen, die in der Erde stehen, so wie man sie beim Messingschmelzen hat; sie sind aber viel kleiner, und mit einem unterirdischen Luftzuge versehen. An der Mündung des Ofens, welche viereckig ist, und mit der Erde gleich steht, befindet sich ein Loch, welches gegen eine Mauer gehe,

c) Metall. Reisen Band 1. S. 422. f.

geht, von welcher sich der Schornstein erhebt. In diesem Ofen befindet sich nur ein 9 bis 10 Zoll hoher und 6 bis 7 Zoll weiter Schmelztiegel, worin man den Stahl mit einem Flusse, aus dem man aber ein Geheimniß macht, einsetzt. Den Tiegel stellt man auf einen runden Backstein, welcher auf dem Roste liegt. Man legt alsdann rund um den Tiegel Coaks d), und füllt auch den ganzen Ofen damit voll, läßt das Feuer an, und setzt die obere Mündung des Ofens mit einer Thür von Backsteinen, welche vermittelst eines eisernen Reifes verbunden werden, zu.

Der Tiegel steht 5 Stunden im Ofen, ehe der Stahl völlig geschmolzen ist. Dergleichen Arbeiten macht man mehrere hinter einander, und der Stahl wird in vierkantige oder achteckige Formen von gegossenem Eisen, die jede aus zwei Stücken bestehen, davon eins aufs andre gelegt wird, gegossen. Das Eingiessen geschieht an dem einen Ende der Form. Man reckt den Stahl auf eben die Art, wie den Cementirstahl unter dem Hammer aus, er muß aber gelinder und mit mehr Vorsicht ausgewärmt werden, weil er sonst zu leicht springen würde.

Chalut, ein Officier von der Artillerie, hat mit dem zum Gußstahl dienlichen Flusse Versuche angestellt, und ist überzeugt, daß jede Art von Glas zu Fluß dienen könnte, ausgenommen die, worunter Blei oder Arsenik ist.

Der in kleine Stücke zerbrochene Stahl muß mit dem Glase bedeckt werden; man bedeckt den Tiegel, und stellt ihn ins stärkste Feuer in einem gewöhnlichen Schmelzofen.

Zuweilen scheint auch die Absicht zu seyn, dem Gußstahl eine ausserordentliche Härte zu geben, und dieses scheint man dadurch zu bewirken, wenn man zu dem Fluß kohlensaure Theile hinzusetzt, um damit den Stahl zu saturiren, und seine Härte zu einem höhern Grad zu bringen. Wahrscheinlich macht man durch eine analoge Operation solche Instrumente, als Walzen, Zieheisen, die sehr hart sind, und deren Korn in der ganzen Masse vollkommen gleichförmig ist; wir können aber über dieses Object nur die bloße Vermuthung beibringen.

Eine der größten Schwierigkeiten, die man in Frankreich beim Stahlschmelzen antrift, ist die Verschaffung guter Schmelztiegel. Die Töpferkunst, welche in allen ihren Theilen wirklich sehr wichtig ist, gehört unter diejenigen, welche am mkisten unsere Industrie erfordern.

Be-

d) Coaks, Coals, Cinders nennt man in England die abgeschwefelten oder verkohlten Steinkohlen. B.

Besondere Eigenschaften der verschiedenen Arten von Stahl.

Man kann den Gußstahl als den besten zu solchen Instrumenten ansehen, welche eine schöne Politur und eine gleichförmige Härte erfordern; er ist frei von Schulfern, Adern und Fibern, welche man an den andern Stahlarten in größerer oder geringerer Menge wahrnimmt. Man wählt ihn zu solchen Werkzeugen, die hart und wohl polirt seyn müssen, als zu Polirstahlen, Lanzetten, Rasirmessern, kleinen Urmacherfeilen und andern Galanteriewaaren, nur hat er das Unbequeme, daß man ihn mit dem Eisen nicht schweißen kann, und daß er brüchig ist. Er ist im Feuer schwerer zu verarbeiten, und ist natürlich weit theurer, als der gewöhnliche Stahl, weil er das Resultat der Schmelzung dieses letztern ist.

Diese Gattung von Stahl ist eigentlich für den Luxus, allein man muß ebenfalls seine Aufmerksamkeit auf denjenigen richten, welcher zu Beilen, Feilen, Säbeln und Flintenschlössern dient.

Der Cementirstahl nähert sich zuweilen an Reinheit dem erstern, wenn man dazu ein Eisen von vortreflicher Güte, und welches vorher durchaus gut gefrischt worden, genommen hat; gemeiniglich aber zeigt er einige Schulfern und Fibern; er ist nicht so gleichförmig, und hat keine so gleiche Härte wie der erstere. Diese Gattung von Stahl kann größtentheils von Messerschmieden, Kleinschmieden, zu Zieheisen, Hämmern, kleinen Federn, Feilen ꝛc. gebraucht werden, obgleich er sich mit dem Eisen mit einiger Schwierigkeit schweißen läßt.

Dieser Stahl ist nicht allein für sich zu vielen Dingen brauchbar, sondern man kann ihn auch in verschiedenen Proportionen den Stoffen zusezzen, wovon man Gebrauch macht, wenn man solche Dinge verfertigt, die dem Zerbrechen weniger unterworfen sind, als große Federn, Sensen, Degen und dergl.

Man nennt Stoff oder Zeug (étoffe) eine Vermischung von Eisen und Stahl, woraus man mehrere Tafeln oder Bleche schmiedet und zusammen schweißt, um eine Substanz zu erhalten, die die Eigenschaften derjenigen, woraus sie zusammen gesetzt ist, annimt. Das Eisen scheint dem Stahl seine Geschmeidigkeit zu geben, und dieser theilt dem Eisen seine Härte und Elasticität mit. Es scheint, daß die Vollkommenheit des Damascirens hauptsächlich auf die Kunst ankömmt, die Eisen- und Stahlblätter auf die Art wohl zu vermischen, und sie wohl zusammen zu wirken.

Der Rohstahl ist weit weniger gleichförmig, als der Cementirstahl. Wenn er polirt ist, so zeigt er gemeiniglich schulferige und aderige Oberflächen.

chen. Man entdeckt hier mit der Spitze eines Grabstichels leicht Adern von Eisen, so, daß man ihn als natürliches Erosse ansehn kann, und daher kömmt es, daß die daraus gemachten Schneiden weniger ausbrechen, weil er das Ausglühen besser verträgt, wie man sagt, mehr Corpus hat, und leichter zu verarbeiten ist.

Ueberhaupt, sagt ein berühmter Messerschmidt, Perret e), muß man zu feinen und delikaten Sachen englischen Stahl nehmen, welches Cementirstahl, und oft sogar Gußstahl ist; zu groben und starken Sachen giebt er dem deutschen Stahle, welches Rohstahl ist, den Vorzug, weil er mehr Corpus und Weichheit hat.

Unsers Erachtens scheint doch der Cementirstahl immer die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen, weil er im Kleinen mit wenig beträchtlichen Kosten und in hinlänglicher Menge leicht zu fabriziren ist, und sich zu jedem Gebrauche leicht anwenden läßt.

Von der Probe des Stahls.

Die verschiedenen Eigenschaften, welche jeder Gattung Stahl eigenthümlich zukommen, machen die damit anzustellenden Proben selbst geschickten Arbeitern schwer. Gußstahl wird von dem, welcher nicht damit zu arbeiten versteht, sehr schlecht beurtheilt werden, und eben so der Cementirstahl von dem, welcher gewöhnlich Rohstahl verarbeitet. Das Korn im Bruche ist ein trügliches Kennzeichen f), weil seine Feinheit sich durch das Härten ändert; indessen zeigt doch ein guter Stahl immer ein egales Korn. Der Gußstahl muß eine schöne Politur annehmen, und nicht zu spröde seyn; der Cementirstahl muß sich zu Grabstichseln verarbeiten lassen, die dem Schlage widerstehen, ohne auszubröckeln und ohne zurück zu stossen. Der Rohstahl muß sich leicht mit dem Eisen schweißen und zu guten Schneiden verarbeiten lassen.

Es giebt Umstände, wo es vortheilhaft ist, eine Probe zu haben, welche anzeigt, ob die Stücke aus Eisen oder Stahl fabrizirt sind, ohne daß man es merken kann.

Bringt man einen Tropfen Salpetersäure auf eine polirte Eisenklinge, und gießt, nachdem man sie 2 Minuten darauf gelassen hat, Wasser darauf, so nimt es die Säure und alles, was sie aufgelöst hatte, weg, so, daß nur ein weißer Fleck, der wie von neuem gereinigtes Eisen aussieht, übrig bleibt.

Nach-

e) L'art du Coutelier. 2 Parties. à Paris. 1771. 4. B.

f) Eben dises ist auch der Fall beim Stabeisen. B.

Macht man eben dieses mit einer polirten Stahlklinge, so greift die Säure auf gleiche Art den eisenhaltigen Theil an; sie wirkt aber nicht auf die kohlensaure Materie; diese setzt sich daher während der Auflösung ab, und bildet einen schwarzen Fleck, welchen der Aufguß des Wassers nicht weg nimt, und der vermöge der Adhärenz noch lange Zeit zurück bleibt.

Zum Ausgang der Operation muß man eine mit Wasser geschwächte oder verdünnte Säure nehmen, indem der präcipitirte Kohlenstoff sich nur anhängt, je nachdem die Auflösung langsam und ohne ein zu lebhaftes Aufbrausen vor sich geht.

In Ermangelung der reinen oder rectificirten Salpetersäure kann man sich des gemeinen Scheidewassers, welches immer bis zu einem gewissen Grade verdünnt ist, bedienen.

Die Säure muß man in einem Glase oder einer andern Substanz, die nicht angegiffen wird, haben, und überhaupt nichts hinzu setzen, was das Resultat verändern könnte.

Der kleinste Tropfen davon ist hinreichend; er muß eher dünne als dick seyn, um auf einer größern Oberfläche bemerklich zu werden. Der Stöpfel eines kleinen Tropfglases, worin man die Säure thut, dient dazu sehr wohl.

Hat man diese Probe vergleichungsweise mit Eisen oder Stahl 2 oder 3mal gemacht, so kann man auch schon nach den Unterschieden sicher urtheilen.

Die Künstler haben sich schon lange eines ähnlichen Mittels bedient, um die Damascenerklingen zu unterscheiden. Diese sind, wie wir gesehen haben, aus genau mit einander durchzogenen Stahl- und Eisenstahltheilchen zusammen gesetzt. Sie zeigen bei dieser Probe, sagt Perret, schlangenförmige Adern, und zwar einige von einer weißgrauen, andere von einer dunkelgrauen, und noch andere von einer schwärzlichen Farbe, und diese nennt man Damastblumen (fleurs de damas.)

Wir haben erwähnt, daß daß hinlänglich kohlensaure Roheisen das Ansehn eines weißen Roheisens annahm, wenn man es in Platten goß und es plötzlich abkühlen ließ. Um sich nun von seiner Natur zu überzeugen, brauchet man nur seine Oberfläche zu poliren, und man wird aus der mehr oder weniger grauen, oder mehr oder weniger schwarzen Farbe des durch die Salpetersäure hervor gebrachten Fleckens urtheilen können.

Rothe Hütte bei Elbingerode. J. G. L. Blumhof, Eisenhüttengepülfe.

Hannöverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 27ten Junius 1800.

Von den künstlichen Getränken.

Die künstlichen Getränke haben schon von den ältesten Zeiten her, selbst unter den rohen Nationen, so viele schädliche Wirkungen hervorgebracht, daß man zweifelhaft bleibt, ob man die Kunst Getränke zu verfertigen, mehr als eine Ursache des Verfalls der Menschen, oder mehr als eine Ursache ihrer Vervollkommnung ansehen soll.

Nach dem Ausspruche vieler Aerzte und Philosophen haben die Menschen nie eine unnöthigere, ja sogar gefährlichere Kunst ausgeübt, als die Kunst sich Getränke zu verfertigen. Nicht blos der Mißbrauch dieser Kunst und der künstlichen Getränke, sondern schon jeder Gebrauch derselben soll verwerflich seyn. Denn die natürlichen Getränke, als Wasser und Milch, sollen alle die Eigenschaften besitzen, welche zu einem angenehmen und gesunden Getränke erforderlich sind: und alle künstlichen Getränke sollen, zwar bald mehr oder weniger, aber doch allemal für die Kraft und die Gesundheit des menschlichen Körpers gefährlich seyn.

Zu keiner Zeit aber haben die Verdammungsurtheile gegen die künstlichen Getränke viel ausgerichtet. Man hat sie angehört — sie schön gefunden, vielleicht auch geglaubt, daß sie wahr wären, etwa ihnen zu Gefallen zu Zeiten ein Glas Wasser getrunken — aber zu dem gewöhnlichen Getränke lauter künstlich zubereitete gewählt. Und unter keiner Art von Menschen ist der Widerwillen gegen das Wassertrinken und die Liebe zu den künstlichen Getränken je stärker gewesen, als gerade in den Ständen, welche von der Verfeinerung am weitesten entfernt sind. Für die überverfeinerten Stände scheint es oft eine Art von Buße zu seyn, daß sie sich für ihre so mannichfaltigen Abweichungen von der ungekünstelten Natur durch das Wassertrinken wieder mit ihr aussöhnen wollen. Wohl ihnen,

daß sie Wasser trinken, wenn sie dieser Buße bedürfen. Nur dürfen sie dabei nicht erwähnen, daß sie zu einer natürlichen Lebensart zurückgekehrt sind, wenn sie Wasser trinken, blos um das Feuer zu löschen, welches durch künstliche Speisen und Getränke in ihren Adern entzündet ist.

Wenn man so ganz allgemein unter den Menschen künstliche Getränke antrift, und die Neigung fast aller Menschen zu künstlichen Getränken so stark findet, daß vielleicht unter Millionen keiner angetroffen ist, der sich blos mit Wassertrinken begnügt; so sollte man fast auf die Vermuthung gerathen, daß das Bedürfniß künstlicher Getränke tiefer in der menschlichen Natur zu suchen sey, und nicht blos in seinem Eigensinn, oder seiner Verwöhnung. Gewiß stimmt auch die Forderung, daß die Menschen blos das Wasser, als das Getränk, welches die Natur darbietet, und zwar durchaus so, wie sie es darbietet, und kein anderes künstlich verfertigtes Getränk zu ihrem Gebrauch nehmen sollen, mit der Erlaubniß, welche man ihnen in Rücksicht ihrer übrigen Genüsse ertheilt, keineswegs überein.

Man kann den Menschen nirgend so einzig an die Natur verweisen, daß er bei seinen Genüssen ihre Geschenke blos in der Gestalt annehmen soll, wie sie sie ohne Mitwirkung menschlicher Kunst hervorbringt. Offenbar würde dadurch sein Leben zu dürftig und zu unsicher. Es erhöhet seine Kräfte und vermehrt seinen Lebensgenuß, daß er überall Kunst anwenden kann und anwenden muß. Und wenn manche Kunst gemißbraucht wird, das menschliche Leben zu verkürzen, so würde doch wahrscheinlich ohne alle Kunst die Dauer des menschlichen Lebens noch kürzer seyn.

So wenig man Speisen blos aus dem Grunde als schädlich verwerfen kann, weil sie durch Kunst hervorgebracht oder zubereitet worden sind, eben so wenig darf man Getränke blos deswegen verwerfen, weil sie künstlich sind. In den meisten Gegenden, wo Menschen leben, müssen die Produkte der Natur durch Kunst vervielfältigt und zubereitet werden, wenn sie zur Nahrung hinreichen und genießbar seyn sollen; und selbst das hochgepriesene einzige Getränk der Menschen, das Wasser, muß an den meisten Orten erst durch Kunst aufgesucht, und aus der verschlossenen Erde hervorgeholt werden.

Das Verdammungsurtheil gegen ein künstliches Getränk darf blos aus der innern Schädlichkeit seiner Bestandtheile, und aus den schädlichen Wirkungen, welche es, selbst beim mäßigen Gebrauche, auf den menschl. Körper äussert, hergeleitet werden. Kein allgemeines Verdammungsurtheil gegen alle kann gültig seyn, und wird

sich

sich auch niemals geltend machen. Statt daß man alle Kunst bei diesem Zweige des menschlichen Genusses ohne Erfolg verwerflich zu machen sich bemühet, sollte man vielmehr darauf denken, die Kunst wohlthätig zu leiten, und ihr die Produkte anzuweisen, welche sie mit dem größten Nutzen zubereiten könnte.

Sündigt der nicht eben so sehr am Wohl der Menschen, der ihnen erlaubte und wohlthätige Genüsse rauben und verbittern will, als der, welcher sie zu unerlaubten Genüssen verführt? Der gewöhnliche Mensch schweigt nie mehr, als wenn er fasten mußte, und sucht sich für jede zugemuthete Entbehrung auf andre Weise schadlos zu halten.

Wahrscheinlich verschaft keine Art des sinnlichen Genusses dem Menschen in dem hohen Grade eine angenehme Empfindung, als ein erquickender Trunk sie ihm verschafft, wenn er durstig war. Welch ein Uebergang ist dabei von Entbehrung, von Aengstlichkeit und Mattigkeit, zu der vollkommensten Befriedigung und Erquickung. Der Durstige, welcher bis zur Verzweiflung herkommen war, wird durch einen Trunk wiederum neu belebt und froh.

Es ist möglich, daß einige Menschen schon durch einen bloßen Wassertrunk ganz diese angenehme Empfindung des gelöschten Durstes sich verschaffen können: aber bei sehr vielen ist das gewiß nicht der Fall. Wasser kann zwar wohl dem Körper die nöthige Feuchtigkeit geben, aber die Erquickung, die Stärke, welche andere künstliche Getränke dem ermatteten Durstigen so schnell mitzutheilen im Stande sind, giebt es gewiß sehr vielen nicht. Die Entstehung des Durstes macht bei Löschung desselben einen sehr großen Unterschied. Wer nach dem Genuß feuriger Getränke oder hitziger Speisen durstig wird, dem mag nichts dienlicher seyn, als reines Wasser; wer aber nach anhaltender Arbeit vom Durst ermattet niedersinkt, der mag einen kräftigern Trank zu seiner Erquickung nöthig haben.

Der Arbeiter, welcher in heißen Sommertagen seine Geschäfte im Brande der Sonnenstrahlen verrichten muß, läßt sich lieber alles entziehen, als seine durch Kunst verstärkten Getränke. Selbst der ärmere Arbeiter, welcher bei seiner verdungenen Arbeit sich selbst beköstigen muß, und dabei gerne einige Groschen erspart, entbehrt lieber am Essen, als daß er seinen Durst mit Wasser löschen und sich der stärkeren Getränke entziehen sollte. Und wenn er die Wahl hat, zwischen dem reinsten und wohlschmeckendsten Wasser und zwischen verdorbenen, eckelhaften Biere, statt dessen man lieber Rhabarber genießen möge,

so wählt er doch das letzte, wenn ihm auch beim Genuß desselben schaudert. Gewiß ist es also nicht blos der Wohlgeschmack eines Getränks, der ihn anreizt, den Genuß desselben so sehr zu suchen, sondern mehr die Empfindung der Erquickung, welche durch den Genuß desselben in ihm hervorgebracht wird.

Und dieses ist es, was allen künstlichen Getränken unter den Menschen einen so großen Eingang verschafft hat; daß sie ihnen durch ihre innere Kraft und Beschaffenheit eine Erquikkung, eine Stärkung und Aufheiterung gewährten, welche das bloße Wasser ihnen zu gewähren nicht im Stande ist.

Nur der Durstige ist es werth, durch künstliche Getränke aufgeheitert und erquickt zu werden; und billig sollte alle Kunst bei der Zubereitung der Getränke den schönen Zweck haben, ein solches Getränk zu bereiten, welches dem Durstigen in vollem Maaße ein Genüge leistete. Ein Getränk, das mit Wohlgeschmack gehörige Kräfte und die Eigenschaft den Durst zu löschen verbände.

Aber viele Menschen, welche nicht durstig sind, wollen doch durch künstliche Getränke aufgeheitert und gestärket werden, und auch auf diese würde die Kunst aus Eigennutz Rücksicht nehmen, wenn sie es gleich nicht verdienten. Für diese muß die Kunst schon andre Maaßregeln ergreifen, das Getränk muß mehr reizen als befriedigen, mehr verzehrend als nährend seyn, mehr betäuben als beruhigen.

So wie sich fast jede Kunst lieber dem Vergnügen weihet als dem Bedürfniß, so hat man auch immer mehr Sorgfalt auf die geistigen Getränke verwendet, als auf die durststillenden. Billig sollte man aber mehr für das Bedürfniß sorgen als für das Vergnügen, und alle Mittel hervorsuchen, dem durstigen Arbeiter ein angenehmes, gesundes und stärkendes Getränk für den möglichst wohlfeilen Preis zu liefern. Ein solches Getränke ist ja für die meisten unter diesen das einzige Mittel, ihnen angenehme Stunden zu verschaffen.

Indessen darf man sich auch der Kunst, aufheiternde Getränke zu bereiten, nicht schämen. Wie oft wird dadurch der Ermattete wieder belebt, der Trübsinnige wieder erheitert, der Schwache wieder gestärkt, ja der Kranke wieder gesund gemacht. Diese Getränke können zwar unter rohen sinnlichen Menschen höchst gefährlich werden, wie das Feuer in der Hand des Unmündigen; aber man muß darauf rechnen, daß nur ein vernünftiger Gebrauch davon gemacht werden soll.

Es

Es ist ganz der Würde des vernünftigen Menschen gemäß, diesen Zweig des menschlichen Genusses zum Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Untersuchungen zu machen, und durch seine Kunst manche rohen Produkte der Erde zu einem angenehmen und wohlthätigen Getränke zu veredeln. Er weicht dadurch nicht von der Natur ab, wenn er künstlich ihre Produkte zu bereiten weiß, daß sie ihm angenehm werden, und alle seine Bedürfnisse wohlthätig befriedigen. Seine ganze Anlage ist dazu gemacht, daß er nicht die Erde, nicht ihre Produkte nehmen solle, wie er sie findet: sondern daß er mitwirken, die Erde verschönern und ihre Produkte nach seinen vernünftigen Einsichten nützen soll. —

Hat er vergebens die Fähigkeit erlangt, sich unzählige Quellen des angenehmen Genusses zu öffnen, wo es, wenn er stumpfsinnig blos annehmen wollte, was und wie es da ist, für allen Genuß und selbst für seine Geistesunterhaltung öde und leer seyn würde? Wer darf ihm, wenn er durch Kunst die natürlichen Gaben zu zwingen weiß, sich zu vervielfältigen, um angenehm zu werden, vorwerfen, daß er von der Natur abweiche? Wie manches Ungenießbare macht er angenehm, wie manches Schädliche wohlthätig! Würden sich seine hohen Kräfte entwickeln, wenn ihn nicht seine vielfachen Bedürfnisse zur Geistesthätigkeit weckten? Würde er seine Bestimmung auf Erden erfüllen, wenn er nicht im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen wollte? Wenn ihm die Natur nur wenig Geschenke darbietet, welche er aus ihrer Hand unverändert annehmen kann, so widerspricht sie sich in Absicht seiner nicht. Er soll Mitschöpfer werden. Und sie hat genug gethan, wenn er in der Mannichfaltigkeit ihrer Produkte und Kräfte die Mittel findet, sich Nahrung und Freude zu bereiten.

Nur muß der Mensch auch hier seiner Würde gemäß handeln, und jedes Mittel, was die Natur ihm vielleicht noch unbekannt enthält, aufsuchen, um daraus sich Getränke zu bereiten. Gewiß ist dieser Zweig der menschlichen Industrie noch einer großen Vervollkommnung und einer größern Mannigfaltigkeit fähig.

Vielleicht wäre es bei hinreichender Aufmerksamkeit möglich, manches zweideutige Getränk ausser Gebrauch zu bringen, und manches ausländische Getränk unnöthig zu machen. Wenigstens ist es wahrscheinlich, daß mancher bei einem angenehmen und wohlfeilen einheimischen Getränke das fremde weit leichter entbehren würde.

Bis jetzt sind alle Versuche, die ausländischen Getränke, welche uns arm machen, und welche nach dem Ausspruche fast aller Aerzte unsere Ge-

Gesundheit zerstören sollen, unsern Mitbürgern zu entreißen, gescheitert. Kein Verbot, kein erhöheter Preis, keine Strafe hat sie davon zurück geschreckt. Und tausende entschuldigen sich, daß sie gern, auch ohne Verbot, diese Getränke wollten fahren lassen, wenn sie statt ihrer nur bei einem einheimischen Ersatz finden könnten.

Dieser Gegenstand ist für unsere Staaten von der allergrößten Wichtigkeit, und ich wüßte keinen, welcher damit zu vergleichen wäre. Man denke nur an die ungeheuren Summen, welche jährlich aus dem Lande geschickt werden, welche gewissermaassen für uns reiner Verlust sind, weil von dort her, wo es hingeht, fast kein einziger Kanal offen ist, durch welchen das Geld wieder zu uns zurückfließt, wie das bei andern Handlungszweigen gewöhnlich der Fall ist.

Und mehr noch als das alles, ist der Verlust, welchen unsere körperlichen Kräfte dadurch leiden, zu bedauern. Schon werden dem Tagelöhner, dem Hirten und dem Bauern durch die ausländischen Getränke Wohlstand und Kräfte entrissen: und selbst bei dem dürftigsten Bürger in den Städten ist das Uebel noch gröſſer.

Man sehe nur darauf, was das Uebel so groß, so unvertilgbar macht, und lerne auch ganz die Annehmlichkeiten schätzen, welche in manchen ausländischen Getränken liegen.

Unsere Urväter berauschten sich gern, um von der Langeweile, von der Schwerfälligkeit und der Unempfindlichkeit, durch welche sie die meiste Zeit ihres Lebens stumpf und trübsinnig hinbrachten, zu einem erhöheten Lebensgenuß überzugehen. Sie bedurften einer heftigen Erschütterung, wenn ihre Lebensgeister erwachen und ihre schweren Kräfte in Bewegung gesetzt werden sollten. Daher fanden sie das Wohlgefallen an jenen schweren Getränken, welche jetzt meistentheils unter die Alterthümer unserer Städte gehören. Es mußte bis tief in die Nacht gezecht werden, und wenn das Vergnügen vollständig seyn sollte, der Rausch allmählig kommen, den geistige Getränke zu schnell herbeigeführt haben würden.

Jetzt haben sich die Umstände verändert. Die Geisteskräfte der Menschen sind reger, thätiger und wirksamer. Die Quellen des Lebensgenusses sind mannichfaltiger. Man hat gelernt, daß jede Stunde des menschlichen Lebens genützt werden, und Freude bringen kann. Man bemüht sich nicht mehr zu betäuben, um vergnügt zu seyn; man will es mit voller Besonnenheit seyn. Die Menschen sind sich näher getreten, die Vernunft fängt an zu siegen, und die gesellige Unterhaltung wird höher geschätzt,

schätzt, als eine Betäubung seiner selbst, als eine Ueberschwemmung seiner Kräfte, und eine Vergessenheit seines Zustandes.

Man hat also jetzt zu seinem Vergnügen keine Berauschung, wohl aber eine Aufheiterung nöthig, welche oft wiederholt werden kann, und das Vergnügen und die Thätigkeit künftiger Stunden nicht stört.

Und daher scheinen Getränke, welche im geselligen Kreise von jedermann genossen werden können, aufheitern, ohne zu berauschen, wohlschmeckend sind, und in einer eleganten Form, selbst mit Pracht erscheinen können, für unsere Zeiten die passendsten zu seyn.

Wenn Kaffee, Thee und Chokolade auch noch so sehr verdienen, von Staatsmännern und Aerzten verdammt zu werden, so kann man ihnen doch nicht absprechen, daß sie alle Eigenschaften eines angenehmen Getränks für gesellige Kreise, welche am stillern Vergnügen Wohlgefallen finden, in einem hohen Grade in sich vereinigen. Sie erheitern, ohne zu berauschen, sie sind Palliativmittel gegen manche schmerzliche Empfindungen, sie können auf die leichteste Art für jeden Gaumen durch Zusätze, von Milch, Zucker u. dgl., schmackhaft gemacht werden, sie können als Mittel dienen, den Genuß von allerlei Backwerk noch angenehmer zu machen, sie machen dem Tabacksraucher seine Pfeife wohlschmeckender, und sie wecken die Lebensgeister, ohne sie zu betäuben, oder sie so sehr anzuspannen, daß eine Erschlaffung schnell darauf folgen müßte. Und dabei werden diese Getränke oft so geschmackvoll aufgetragen, daß gleichsam alle Sinne des Menschen dadurch angenehm gereizt werden.

Man müßte höchst unbesonnen seyn, wenn man nicht daran denken wollte, wie viel Gutes diese Getränke veranlaßt haben, und noch täglich veranlassen. Bei ihnen bleibt mancher nüchtern und gesellig, welcher sich ohne sie berauschen, und für die menschliche Gesellschaft unbrauchbar machen würde.

Unsere Väter überließen, besonders des Nachmittags, diese Getränke dem weiblichen Zirkel, und zogen sich zur Weinflasche zurück, von der sie oft bald ins Bette wandern mußten. Wie manche Stunde für Geschäfte und Lebensgenuß ging dadurch verlohren, und wie wurde die schönste Gelegenheit versäumt, milde Sitten anzunehmen und sich zur geistvollen Unterhaltung auszubilden. Jetzt schließt sich, wenigstens in manchen Gegenden, des Nachmittags alles im gemischten geselligen Kreise um den Kaffee oder den Thee, und genießt diese Stunde wohlthätiger in geistvoller

voller Unterhaltung. Selbst mancher Handwerker, mancher Arbeiter, der sonst seine Arbeit und sein Haus verlassen würde, um beim frohen Becher seine Stunden, oft sein Daseyn zu vergessen, setzt sich jetzt traulich mit seiner Familie um den Kaffeetisch, findet daran seinen frohen Muth wieder, und geht davon unberauscht an seine Arbeit zurück.

Unstreitig aber ist es ein hoher Vortheil für die Menschen, wenn man ihnen frohe Stunden verschaffen kann, welche sich nicht mit Unbesonnenheit oder Betäubung endigen, und von denen sie also ohne Zerstreuung an ihre Arbeit wieder zurückkehren können. Durch Geselligkeit muß erst der Mensch zum Menschen werden: und wohl uns allen, wenn alle immer mehr lernen, daß selbst die aufgereitzte Fülle aller ihrer Kräfte im frohen geselligen Kreise bei aller Besonnenheit mehr Lebensgenuß gewährt, als das wilde Aufbrausen ihres Kraftgefühls in berauschter Unbesonnenheit.

Der nüchterne Bösewicht mag allerdings ein gefährlicherer Mensch seyn, als der berauschte: aber man kann dreist die grössere Masse der Menschen für gut und friedliebend nehmen, und für die ist es gut, wenn sie sich nie berauscht, damit kein nüchterner Bösewicht ihr die Schäferstunde ablauert. Wie gesagt: der Vortheil ist immer sehr groß, wenn man es dahin bringen kann, daß die Menschen im Ganzen nüchtern bleiben, und doch ihres Lebens froh sind, und sich vergnügte Stunden zu verschaffen wissen.

Es wird daher allemal ein vergeblicher Versuch seyn, den Menschen diese geliebten Getränke zu entreißen, wenn ihnen nicht ein anderes Getränk zum vollständigen Ersatz gegeben wird, welches ihnen alle die Dienste leistet, — oder wenn sich nicht die ganze Lebensweise und Denkart der Menschen wieder ändert. Das erste mag möglich seyn, und jeder muß es wünschen, daß es möglich gemacht werden könnte. Das letzte kann auch möglich werden, und es scheint mir, daß schon hin und wieder Schritte dazu gethan sind. In jene schwerfällige Unthätigkeit und in jene langweilige Kraftersparung unserer Vorfahren, wovon sie nur im Rausche erwachten, werden unsere Zeitgenossen und Nachkommen schwerlich wieder verfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 30ten Junius 1800.

Von den künstlichen Getränken.

(Fortsetzung.)

Es kann sich unsern Zeitgenossen und Nachkommen aber ein Geist des Unmuths, des Ueberdrusses und der Erschlaffung bemächtigen, den sie nur durch Betäubung und in wilder Unbesonnenheit zu vergessen suchen wollen: es kann eine Verwilderung eintreten, in der man nicht mehr Aufheiterung, sondern Erhitzung sucht. Und dann mögten die erheiternden Getränke nur blos noch den Stillen im Lande angenehm seyn.

Gesetzt also, die Umstände führten ein Mittel herbei, welches wie durch einen Zauberschlag alle diese erheiternden Getränke hinwegnähme, so müßte ein Ersatz dafür gefunden werden, sonst würde für die Wohlfarth der Menschen wahrscheinlich noch nicht viel gewonnen seyn. Sollten sie wieder zu berauschenden Getränken zurückkehren? Schwerlich werden die schweren Biere ihren verlohrnen Eingang wieder erhalten, da unser Körper und unser Geist dafür zu leicht geworden zu seyn scheint. Geistige und hitzige Getränke würden die gesellige Unterhaltung wahrscheinlich zu einer gemeinschaftlichen Raserei machen, wie es leider wohl hin und wieder schon geschieht.

Manche berauschende ausländische Getränke, von denen man auch, wegen des Glases, welches sie wegnehmen, vielleicht auch wegen ihrer Schädlichkeit für die Gesundheit, wünschen mögte, daß sie ausser Gebrauch kommen mögten, können eher ersetzt und abgeschafft werden. Am leichtesten gewiß das so theure Ael der Engländer, zu dem wir doch wahrscheinlich alles was dazu gehört, in Deutschland weit wohlfeiler besitzen, und das also für einen ähnlichen Preis unter uns in gleicher Vollkommenheit geliefert werden müßte, wenn der deutsche Kunstfleiß sich dazu anstrengen wollte.

Und vielleicht könnten selbst Rum und Arrack durch deutsche Produkte gewissermaaßen ersetzt und also verdrängt werden. Ja auch der Wein kann größtentheils entbehrlich gemacht werden: und wenn dieser nicht ganz ersetzt wird, so müssig wir uns damit beruhigen, daß wir mit den Ländern, woher dieser kommt, im großen Handelsverkehr stehen, und manche Kanäle geöffnet sind, durch welche das Geld, was dafür aus dem Lande geht, wieder zu uns zurückfließt.

Wenn man die Geschichte fragt, so findet man, daß es Zeiten gab, in denen unsere Vorfahren keinen Wein, noch andere ausländische Getränke kannten, und sich doch den Vorwurf des vielen Trinkens zuzogen. Sie nutzten aber dafür manches einländische Produkt zu Getränken, welches wir übersehen. Plinius und mehrere Alte nennen uns manche Getränke, welche wir nicht mehr haben.

Schon die Mannichfaltigkeit der Namen leitet auf Vermuthungen, daß manche Mittel, welche man ehemals sehr nützlich zu gebrauchen wußte, uns wieder unbekannt geworden sind, und daß die Natur uns vielleicht einen sehr großen Reichthum, unsere Getränke zu verbessern, darbietet, den wir vernachlässigen.

Auf diese Mannichfaltigkeit der Getränke will ich blos aufmerksam machen, und es dann Männern mit größern Kenntnissen und mehrern Hülfsmitteln überlassen, bestimmtere Vorschläge zu thun, und selbst Versuche zu machen.

Wenn auch nur ein übersehenes einheimisches Produkt zum Gebrauch hervorgezogen wird, welches jetzt vielleicht weder Menschen noch Vieh zu Nutzen kommt, so ist der Gewinn nicht zu verachten. Und wenn jemand ein einheimisches Getränk zu erfinden wüßte, welches zu einem gesellschaftlichen, erheiternden und wohlschmeckenden Getränke dienen könnte, ohne zu berauschen, oder unangenehme Säuren und Dünste zu erzeugen, und die Stelle ausländischer warmer Getränke ersetzen könnte, der wäre würdig der Palme, der Ceder und des Lorbeers — oder, wenn er Kaufmannsgeist hätte, des überhäuften Goldes.

Wir wollen die Produkte einzeln durchgehen, welche zur Verfertigung von Getränken dienten. Vollständigkeit mache ich mir nicht dabei zum Gesetz, da ich nur auf die Mannichfaltigkeit aufmerksam machen will.

1) Die **Weintraube**. Diese gab wahrscheinlich das erste berauschende Getränk, in den Gegenden, wo die Natur sie hervorbrachte. Sie ist ganz dazu geeignet, die Menschen auf die Gedanken zu leiten, ihren Saft auf-

aufzubewahren, um ihn in Zeiten zu genießen, in denen die rohe Frucht nicht mehr zu haben ist. Und selbst dieser Saft, der Most, konnte leicht auf eine künstliche Zubereitung, welche aus ihm den Wein hervorbrachte, leiten. Die Erfindung des Weins verliert sich in die tiefsten Zeiten des Alterthums. Die heilige Geschichte erzählt uns, daß Noah schon Weinberge pflanzte, und Wein trank, wozu er die Kenntnisse wahrscheinlich schon von seinen Vorfahren erhalten hatte.

Unser nördliches Klima ist dem Weinstocke zu rauh, und er würde uns blos mit einem harten Getränke lohnen, wenn wir ihn zwingen wollten, bei uns zu wachsen.

Neben allen künstlichen Getränken scheint der Wein gewissermaaßen das natürlichste zu seyn. Und seine Wohlthätigkeit leidet bei einem mäßigen Gebrauche keinen Zweifel. Doch ist bei ihm die Gefahr nicht zu verkennen, welche seine berauschende Kraft mit sich bringt. Und manche Künsteleien, wodurch oft der schlechte Most in einen angenehmen Wein umgeschaffen werden soll, machen manchen Wein zu einem schleichenden Gifte, welches im Verborgenen tödtet. Daher ist der so hoch gepriesene Wein für den Unkundigen ein sehr zweideutiges Getränk, wodurch viele Menschen gar zu früh Gesundheit und Leben verlieren.

Dazu kommt noch, daß der Wein die Eigenschaft, den Durst zu löschen, nicht besitzt, für den Handarbeiter zu viele Hitze und für den Stillsitzenden zu viele Säure mit sich führt. Wer sich durch ihn oft erheitern wollte, dem würde er mehr Lebenskräfte verbrennen, als geben. Sein Gebrauch müßte erst für jeden durch den Arzt bestimmt werden. Denn die meisten Menschen, welche ihn nach leichtsinniger Willkühr gebrauchen, müssen dafür durch mancherlei Krankheiten büssen.

Der Wein hat von den ältesten Zeiten her unter allen Getränken den ersten Platz behauptet, und die meiste Ehre erhalten. Er ist das einzige künstliche Getränk, welches die Musen würdig gefunden haben, durch ihren Gesang zu erheben. Und der gute Wein verdient auch diesen Vorzug, welcher ihm nie von einem andern Getränke geraubt werden wird, wenn auch gleich mancher Gaumen ein anderes Getränk angenehmer finden sollte.

2) **Milch.** Die Milch von Thieren hat mit der Muttermilch so viele Aehnlichkeit, daß sie für den Menschen, welcher sich nicht mit Wasser begnügen will, das natürlichste Getränk zu seyn scheint. Sie war auch eins der ersten und allgemeinsten Getränke unter den Menschen, und blieb es unter Nomaden oder unter herumziehenden

Hirtenvölkern, und da, wo der Weinstock nicht angepflanzt wurde, sehr lange. Ja jetzt giebt es noch Völker, bei denen sie fast das einzige Getränk ist. Sie wurde nicht blos zum Stillen des Durstes, sondern auch zum Vergnügen, und selbst zum Berauschen bei Gastmählern getrunken. —

Schon Abraham setzte seinen himmlischen Gästen Milch und Butter vor, und die Herrlichkeit des Landes, welches den Israeliten verheißen war, wurde dadurch bezeichnet, daß in demselben Milch und Honig flösse. Der König der Äthiopier sagte den Gesandten des Cambyses, wie Herodot erzählt, daß Milch sein Getränk und gekochtes Fleisch seine Speise sey. Polyphem der Cyclope trank die Milch seiner Schaafe.

Der größte Theil der Scythen trank, wie Hyppocrates versichert, die Milch der Pferde, und aß Käse davon. Die Nomaden und andere wurden, wie Columella 7. 2. erzählt, Galactophagen oder Milchverzehrer genannt. Von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, erzählt Tacitus, daß Posidonius versichere, bei Gastmählern sey Milch ihr Getränk und gebratenes Fleisch ihre Speise.

Gewiß haben sie nicht blos die Milch der Kühe und Schaafe, sondern auch der Pferde getrunken, und einige auch die Milch der Esel. Von den tatarischen Völkern ist es bekannt, daß sie noch jetzt die Milch ihrer Pferde trinken, von der sie die Milch von weißen Pferden für die beste halten, und sie ihren Heerführern aufbewahren. Gewiß aus einem Aberglauben, denn manche gelehrte Männer anderer Völker haben behauptet, daß die Milch der schwarzen oder auch der rothen Thiere, welches Aristoteles Hist. Animal. 3, 21. thut, die beste sey. Araber und Saracenen tranken schon in den ältesten Zeiten, nach der Erzählung des heiligen Hieronymus, die Milch der Kamele.

Die Milch der Pferde wird jetzt von den meisten Völkern, wahrscheinlich blos aus einem Aberglauben, wie ihr Fleisch verworfen. — Diese Milch wurde aber nicht allemal so getrunken, wie sie von den Thieren kam, sondern auf mancherlei Weise zubereitet, daß sie eine andere Farbe, einen andern Geschmack und selbst eine berauschende Kraft bekam.

Scaliger erzählt von den Sarmaten, daß sie aus ihrer Milch ein Getränk zubereiteten, welches Arrack genannt wurde, und schnell und heftig berauschte. Wenn er sich nicht etwa irrt, und den Arrack aus der Sura für ein Getränk aus Milch annimt. Von den Tataren wird erzählt, daß sie die Pferdemilch so zubereiten, daß sie den Schein eines weißen Wei-

nes

nis bekommt, und sehr angenehm schmeckt. Die Griechen mischten Honig unter die Milch, wie wahrscheinlich die meisten Morgenländer.

Von Indien wurde erzählt, daß daselbst ein süßer Thau auf Blumen und Kräuter falle, welcher begierig von dem Viehe abgeleckt würde, durch dessen Genuß ihre Milch einen eben so angenehmen Geschmack bekäme, als durch wirkliche Vermischung mit Honig in andern Ländern. Von den Gelonen erzählt Virgil Georg. 3, 463., daß sie geronnene Milch mit Pferdeblut vermischten. Von den Geten und Massageten erzählen dieses mehrere Dichter. Auch die alten Preussen sollen dasselbe gethan haben.

Der Gebrauch, Milch mit andern Getränken zu vermischen, hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten, obgleich uns jetzt jene Vermischung mit Honig und noch mehr mit Blut sehr ekelhaft scheinen wird. Aber die Kunst, aus ihr ein berauschendes Getränk zu verfertigen, scheint sich, wahrscheinlich zum Glücke für die Menschen, verlohren zu haben.

Bei einer Lebensart, wo man nicht durch andere Getränke so viele Säuren in den Magen brächte, und durch eine beständige Bewegung bis ins späte Alter die Verdauung erleichterte, würde gewiß die Milch als ein nährendes und erquickendes Getränk stets den ersten Platz behaupten. Da sie aber da, wo Säuren sind, gar zu leicht gerinnt, und für die sitzenden Menschen zu viel Schleim erzeugt, woher es kommt, daß so viele Menschen, selbst unter der arbeitenden Classe, sich nach ihrem Genuß übel befinden, so ist ihr unvermischter Gebrauch fast ganz ausser Mode gekommen.

Demungeachtet aber hat sie so viele schöne Eigenschaften, und hat unter gewissen Vermischungen für den Gaumen der meisten Menschen so viel Angenehmes, daß mir die Milch es einzig möglich zu machen scheint, die ausländischen Getränke, als Kaffee, Thee und Chokolade, zu verdrängen, oder doch wenigstens für manchen zu ersetzen.

Zu bedauren ist nur dabei, daß sie in den größern Städten so selten rein und gut zu haben ist, und fast überall zu gewissen Jahreszeiten fehlt oder doch sehr selten ist.

Wenn man ihren unvermischten Gebrauch empfehlen wollte, so würde man tauben Ohren predigen. Durch Declamationen, durch Befehle werden wohl einige Menschen in Bewegung gesetzt, aber gewiß nicht alle; und selbst jene sinken zurück, wenn die empfohlne Sache nicht in sich selbst die Kraft hat sie zu halten. Aber es sind Vermischungen

lich, in denen sie sich den meisten empfohlen wird. Kaffee und Thee werden ja den meisten Menschen erst durch einen Zusatz von Milch genießbar. Und die Chokolade wird ja meistens erst durch einen Zusatz von Milch zum Getränke.

Sollte denn unter Deutschlands Produkten nicht eins zu finden seyn, aus welchem ein Mittel bereitet werden könnte, die Milch zu einem angenehmen gesellschaftlichen Getränke umzuschaffen? Bis jetzt freilich sieht es noch traurig aus. Die Eichelnchokolade will immer ihr Herbes noch nicht verlieren, welches die meisten von ihrem Gebrauche zurückschreckt; und alle Arten des deutschen Kaffees buhlen eben so vergeblich um die Ehre, den arabischen Bohnen an Wohlgeschmack gleich zu kommen, wie die deutschen Kräuter, um die Ehre, den Geschmack und den Geruch des chinesischen Thees zu ersetzen.

Aber müssen denn gerade Kaffee, Thee und Chokolade nachgeahmt werden? Kann nicht auf andere Weise die Milch zu einem angenehmen und für jedermann gesunden Getränke umgeschaffen werden? Kann ihr nicht eine Gestalt gegeben werden, in der sie nicht mehr gerinnt und keinen Schleim mehr erzeugt? Und können nicht ihr die schmerzstillenden, verdauenden und erheiternden Kräfte, welche man im Kaffee zu finden glaubt, auf eine wohlthätigere Art, und eben so angenehm, als sie dort zu finden sind, mitgetheilt werden? —

Wenn auch dadurch die Milch auf einen viel höhern Preis steigen sollte, so schadet das nicht. Sie wird gerade deswegen desto höher geschätzt werden und mehr Aufmerksamkeit, sie rein und schön zu liefern, erwecken.

3) Weinähnliche Getränke, aus saftreichen Früchten. Es ist wohl nicht leicht eine saftreiche Frucht, aus der nicht hin und wieder die Menschen versucht haben, den Saft herauszupressen, und ihn zu einem weinähnlichen Getränke zu bereiten. Selbst die Griechen, bei denen doch der Weinstock so schön fortkommen konnte, bereiteten sich einen Wein aus Aepfeln, Birnen und andern Baumfrüchten.

Bei den Galliern war der Cyder schon sehr früh im Gebrauch, worunter allerlei Arten von Obstweinen, aus Aepfeln, Birnen, Zitronen, Granatäpfeln, und wahrscheinlich auch aus verschiedenen Beeren verstanden wurden. Solche Getränke hatten auch die alten Deutschen und Schweizer. In Asien wurde ein Getränk aus Feigen bereitet, welches Cherbeth hieß. Auf Hispaniola bereiteten die Einwohner, als es entdeckt wurde, ein Getränk aus Aepfeln, wie Benzo erzählt.

Auch

Auch aus den schwarzen Beeren der Myrthe wurde Wein verfertigt, wovon Columella de re rustica 12, 38. ein doppeltes Recept giebt. Sehr häufig wird in den Morgenländern der Dattelwein getrunken, welcher dort häufig zum Berauschen dient. Diesen Dattelwein kannte auch Salomo, (Hohelied 8, 2.) In einigen Gegenden wird zu den Datteln auch Reis und Zucker hinzugethan. In vielen Gegenden war und ist noch Wein aus Lotus sehr gebräuchlich. Schon Herodot erzählt von dem Libyern, daß sie von Lotus lebten *), welches eine Frucht sey, ähnlich dem Mastix, die angenehm sey, wie die Frucht der Dattel, woraus sie auch Wein verfertigten.

Dieser Wein soll den Geschmack haben, wie der beste Most und ihnen bei ihrem Wassermangel sehr zu Statten kommen. Theophrast erzählt, daß er nicht länger als drei, und Polybius und Plinius, daß er nicht länger als zehn Tage sich halte.

Die Scythen bereiteten sich Weine aus einer Frucht, welche die Lateiner Sorbus nannten, und welches unsere deutsche Arlesbeere seyn soll, und brachten dabei in Trinkgelagen ihre Mächte zu. (Virgil Georg. 3, 379. Ob Sorbus wirklich die Arlesbeere ist? Plinius 15, 21. giebt an, daß vierlei Arten derselben wären. Er zählt sie zu dem Geschlecht der Aepfel und der Birnen. Dahin gehörten sie nun wohl nicht; und sie sind gewiß in den deutschen Wäldern zu Hause, wo sie jetzt blos den Vögeln und dem Verderbin preiß gegeben sind.

Vieles erzählen auch die Alten von einem Getränk aus Siliquis, welches nach vieler Meinung unser Johannisbrod seyn soll. Nach dem Plinius sollen sie sich nicht sehr von den Kastanien unterscheiden, sehr süß seyn, und eine Schale haben, welche gegessen werden kann, übrigens aber Fingers lang, fächerförmig und Daumen breit seyn soll. — Uebrigens mußten einige Arten der Siliqua nicht in hohem Werth gehalten werden, denn sie war die Speise der geringsten Leute, wie sie auch die Speise des verlohrnen Sohns war. Luc. 15.

Auf Amboina trinkt man ein Getränk aus Calappusbäumen, auf Otaheite aus der Pfefferstaude, auf Japan aus Tamarinden und Zitronen, in Aethiopien aus Tamarinden; und fast jede Landschaft hat Baum- oder Staudenfrüchte zu finden gewußt, welche sie als Mittel zu einem Getränke gebrauchen konnte. Daher sind gewiß die Obstweine unzählig.

Diese

*) Siehe Plin. 13, 17. 18.

Diese Obstweine wurden nicht alle unmittelbar aus dem Safte des Obstes, sondern viele auch vermittelst eines Aufgusses aus Wasser verfertigt, ja manche auch durch Verbindung mit Wein oder dem frischen Safte aus der Weintraube.

Für uns Nordländer verdient der Obstwein die größte Aufmerksamkeit, da nicht die Weintraube, wohl aber Obst allerlei Art bei uns wächst; und noch ist bei uns der Obstwein nicht in dem häufigen Gebrauche, in welchem er wohl seyn könnte. Hin und wieder wird zwar Aepfel- und Birnmost gemacht, aber zuverlässig könnte manche nordische Frucht zu einem Getränk gemacht werden, welche jetzt fast ganz ungenutzt bleibt. Wahrscheinlich haben unsere Vorfahren es besser als wir verstanden, die Früchte ihrer Wälder und Gebüsche zu Getränken zu benutzen.

Schon der Name Bier muß uns daran erinnern, welcher nicht ein Getränke aus Getreide, sondern aus Beeren bezeichnet. In unsern Zeiten brauet nur noch hin und wieder der Landmann aus Schlehen ein Bier, welches sich einem leckern Gaumen aber nicht sehr empfehlen mögte.

Aepfel- und Birnmost verstehen nur sehr wenige zu machen. Bloß nimt hin und wieder mancher Landmann zu seinem dünnen Getränke zwischen die Kleien, aus denen er es bereitet, die faulen Aepfel und Birnen.

Wie viele Beeren bleiben aber nicht ungenutzt übrig, welche theils sehr häufig in manchen Gegenden sich finden, theils sehr häufig angepflanzt werden könnten, als: die Stachel- Johannis- Arls- Vogel-, Erd- Him- und Brombeere, Hagebutte, Mispel, das Johannisbrod und dergleichen mehr.

Einige von diesen Beeren, besonders aber die Heidelbeere und die Kirsche, so wie auch die Schlehen, werden genug genutzt, dem Wein eine andere Farbe zu geben und seinen Geschmack angenehm zu machen; allein davon ist der Gewinn für uns im Ganzen nicht sehr groß, weil der Hauptbestandtheil solcher Getränke ein ausländisches Produkt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage.

Wodurch steht die auf Fischteichen sehr überhand genommene Wasserlinse, oder das sogenannte Entenflott (Lemna minor L.), am geschwindesten und auf die unkostspieligste Art zu vertilgen?

Hannöverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 4ten Julius 1800.

Was stört allgemeinen Frohsinn und Zufriedenheit, vorzüglich bei den gebildeten Ständen?

Heute Nachmittag, lieber Vater, sind wir recht vergnügt gewesen! Mit diesen Worten kam vor einigen Tagen meine Caroline, ein lebhaftes Mädchen von 6 Jahren, aus einer Gesellschaft ihrer Gespielinnen zu Hause. Vergiß es lange nicht, daß du Vergnügen hattest, war meine Antwort. Wie viele unzufriedene Menschen, dachte ich dabei, könnten in dem gegenwärtigen Augenblick eben so vergnügt, wie jenes Kind seyn, wenn sie genossenes Gute immer erkennten, das Andenken eines vorüber gegangenen Vergnügens länger zu erhalten suchten, ihre Wünsche mäßigten, und alle sich bestrebten, den kurzen Weg zwischen den Windeln und dem Leichentuche, unter den Fußtritten der sie am nächsten begleitenden Wanderer von Dornen zu reinigen.

Hieraus entwickelten sich Betrachtungen über die Ursachen, welche dazu beitragen helfen, daß allgemeine Zufriedenheit und Frohsinn, vorzüglich in den Classen der gebildeten Stände so selten angetroffen werden, und am Schlusse des Jahrhunderts besonders abgenommen zu haben scheinen. Wenn ich diese von Erschöpfung der Materie weit entfernte Betrachtungen hier öffentlich mittheile, so geschiehet es nicht in der Erwartung, denen irgend etwas neues zu offenbaren, welche über den Gegenstand jemals mit einiger Ausdauer nachgedacht haben, sondern blos darum, weil derselbe nicht so häufig und ernstlich beherziget wird, als er es verdient.

Wer kann es abläugnen, daß Zufriedenheit und Frohsinn die Beschwerden des menschlichen Lebens erleichtern, Thätigkeit erwecken und stärken, muthig in Gefahren machen, den Unglücklichen aufrecht erhalten und mit Standhaftigkeit ausrüsten, den Lieblingen des Glücks Mäßigung und

Wohlwollen verleihen, überhaupt aber alle Ausflüsse der Nächstenliebe, der Herzlichkeit, des Biedersinns, der Humanität öfnen, und in befruchtenden Strömen über jede Gattung der gesellschaftlichen Verhältnisse wohlthätig verbreiten?

Ganz andere Folgen bringen Mißvergnügen und Trübsinn hervor. Kömmt es auch nicht so weit damit, daß die giftigsten unter ihren Früchten völlig reifen; so verderben doch schon die minder schädlichen im hohen Grade alle gesunden Nahrungssäfte eines sichern ruhigen und beglückenden Zusammenhanges der mannichfaltigen und verschiedenen Verbindungen, worin Menschen mit einander leben. Ihnen wird nicht zu viel aufgebürdet, wenn man sie beschuldiget, daß sie verschlossen, argwöhnisch, tückisch, treulos, unduldsam machen; Trieb und Lust zu gemeinnützigen Geschäften lähmen und ersticken; Gleichgültigkeit und Abneigung gegen das allgemeine Beste und die Privatglückseligkeit anderer erzeugen, in und um sich jeden Keim eines anmuthigen Lebensgenusses vernichten.

Sieht die Zeichnung dieser Züge den Urbildern gleich, wer kann es dann für unwichtig halten, daß die Aufmerksamkeit auf alles hingezogen werde, was ihnen Daseyn und Nahrung giebt.

Anlagen zur Unzufriedenheit und Trübsinn werden nicht selten schon durch Erziehungsfehler verursacht. Man führt die Jugend zu früh in die große Welt ein. Kaum ist das zarteste Kinderalter vorüber, so läßt man sie reichlich aus dem Genusse aller Arten von öffentlichen Vergnügen schöpfen. Nach vollendetem vierzehnten Jahre, und auch noch wohl früher, werden viele von ihnen ganz mit in die großen und kleinen Gesellschaftszirkel eingereihet, nicht etwa als Zöglinge, die schüchtern und bescheiden abwarten, was für eine Uebung ihnen wird aufgegeben werden, sondern als völlig Entbundene, die zu allem berechtigt sind, was dem reiferen Alter zu thun vergönnet ist.

Der Theil des männlichen Geschlechts, der sich dem Soldatenstande widmet, legt in der Lebensperiode die Uniform an, wo die heftigsten und gefährlichsten Leidenschaften erwachen, und geräth daher leicht auf Irrwege, wenn nicht eigene Neigung oder fremde Leitung ihn während der Zeit, daß er vom Dienst frei ist, dazu anführt, sich im Stillen mit Wissenschaften zu beschäftigen, die seine Bestimmung angehen, oder sonst dem Geiste unterhaltende Nahrung geben. Viele von denen, die nicht auf diesem Wege für den gegenwärtigen und künftigen Lebensgenuß sorgen, übersättigen sich alsdann schon früh an den gewöhnlichen Vergnügungen. Nicht so häufig war hiezu Gelegenheit bei der Lebensart der alten deutschen Ritter in den ersten Prüfungsjahren.

Eben

Eben so wenig aber würden unsere Vorfahren einen akademischen Musensitz in einer jetzigen Studentenversammlung wieder erkennen. Unbärtig, arm an Einsichten zur Beurtheilung dessen, was ihm nützlich oder schädlich ist, schwach an Widerstand gegen Verführung, eilt der Jüngling mit überspannten Freiheitsbegriffen zum frühen Erwerbe der Matrikel, damit ihm nicht andre beim Eintrit in die Bahn der Staatswürden den Vorsprung abgewinnen. Eine beträchtliche Anzahl leert dann den mit unreinen Freuden angefüllten Becher bis auf den Grund, und erwacht entweder niemals aus dem Rausche oder doch mit großem Widerwillen gegen alle, auch die unschuldigsten Vergnügungen. Nicht seltener werden aus zügellos ausschweifenden Jünglingen übertrieben strenge Moralisten, als aus jungen Buhlerinnen alte Betschwestern.

Andere suchen wenigstens die Wünsche ihrer feurigen Einbildungskraft so weit zu befriedigen, als es mit ihrer übrigen Bestimmung vereinbar ist, und auch für sie bleibt weniger Genuß über, worin sie sich nicht schon auf Akademien einweihen lassen.

Kehrte sonst von diesen der volljährige Candidat zurück; so öffnete sich ihm eine ganz neue Welt. Jetzt aber ist es bloße Heimkunft auf einen alten ganz bekannten Schauplatz, wo nichts mehr den Reitz der Neuheit hat, der Dunkel des eingebildeten Vielwissens es übel empfindet, wenn man ihn nicht seiner Gelehrsamkeit wegen anstaunt, und jede Art von Zwang, den der Anstand fordert, als eine beschwerliche Last mit Unwillen ertragen wird. Die Verdienste des ehrwürdigen Alters werden von ihm nicht geachtet; er berechnet nur, wenn eher sie den seinigen Platz machen werden. Glaubt er, durch Geburt oder Verbindungen zu früher Beförderung ein Vorrecht zu haben, so dünkt ihm alles ein unbilliger Verzug zu seyn, was den Unterhalt aufhält, den er vom Staat erwartet. Je zeitiger er aber angesehene oder einträgliche Aemter erlangt, desto eher fühlt er die Sättigung vor eilig befriedigter Hofnungen.

Auch in den Classen anderer gebildeten Stände wird die vorhero schon den Erwachsenen zu sehr gleich gesetzte Jugend in den Vorbereitungsjahren zu ihrem künftigen Berufe ganz anders, wie ehemals, behandelt. Und wer könnte es mißbilligen, daß die barbarischen Hudeleien, denen sonst die Lehrlinge der Kaufmannschaft unterworfen waren, größtentheils ausser Gebrauch gekommen sind? Allein eben so sehr muß es auch bedauert werden, wenn die verringerte Einschränkung der Lehrlinge, und noch mehr der Handelsbedienten, vorzüglich an großen Orten äusserst gemißbraucht wird. Bleibt dieser Mißbrauch gleich von groben Ausschweifungen entfernt, so entsteht doch sehr gewöhnlich daraus die

die Folge, daß, weil beim Uebergange vom Gehorchen zum Befehlen, fast alle Arten von Vergnügungen, die sonst damit erst ihren Anfang nahmen, schon bis zum Ueberdruß genossen sind, das Verlangen nach neuem Genuß auf verderbliche Abwege leitet. Kaum ist der junge Kaufmann etablirt, so wetteifert er schon in gewagten Speculationen und Aufwande mit solchen, die beides aus dem Ueberflusse ihrer erworbenen Reichthümer ohne Gefahr und Nachtheil bestreiten können.

Das vorzeitige Entlassen des weiblichen Geschlechts aus der Kinderstube ist gleichfalls eine sehr ergiebige Quelle von vielem Mißvergnügen im reifern Alter. Eitelkeit und Neigung zu gefallen, welche nie ganz unterdrückt, sondern nur vernünftig geleitet werden müssen, erwachen alsdann zu früh bei dem unerfahrnen jungen Mädchen, bemächtigen sich der Alleinherrschaft über alle seine Wünsche und Handlungen, und verwandeln oft jugendlichen Leichtsinn in unheilbare Charakterschwäche. Modesucht, Prachtliebe, Verachtung nützlicher Kenntnisse, Widerwillen gegen Haushaltsgeschäfte; diese, alle eheliche Glückseligkeit zerstörende Gifte, setzen sich fest in der weiblichen Seele, ehe sie noch Gutes vom Bösen unterscheiden gelernt hat. Wird aber auch eine solche traurige Mitgift dem Manne nicht zugebracht, so bleiben dennoch andere nachtheilige Folgen selten ganz aus, wenn das frühzeitige Ablegen der Kinderschuhe Anlaß giebt, daß solchem die Aufsetzung der Ehestandshaube zu schnell nächeilt.

Nur wenige werden mit der hievon fast unzertrennbaren körperlichen Kränklichkeit völlig verschont. Die Unkunde des flatterhaften jungen Weibes, oder doch Mangel an Erfahrung in allem, was zur vernünftigen Führung auch des kleinsten Haushalts gehört, muß mit kostbaren Kassenausleerungen des Mannes gebüßet werden. Jede noch so geringe Beschwerde nimt das Gewicht einer unerträglichen Last in solchen Jahren an, wo man ewigen Wechsel von sinnlichen Vergnügungen für den einzigen Lebenszweck hält. Kinderzucht, wie soll die unter der Aufsicht einer Mutter gerathen, deren eigene Erziehung noch nicht vollendet ist? Beim Eintritt ihrer reifern Jahre sieht sie schon mit neidischen Augen die heranwachsende Tochter ihr die Blicke und Huldigungen unsers Geschlechts entwenden, und bietet alle Mittel auf, durch deren unzeitige Verheiratung denselben Stoff zum Mißvergnügen in das neu geknüpfte Band einzuweben, der von jedem ihrer Familienverhältnisse das Rosenroth des Hochzeitstages längst weggeätzet hat. Ihr Lohn ist geborgen, wenn alsdann ein Enkel die Großmutter wieder verjüngt, für die es weit schmeichelhafter ist, mit einer alten Ninon verglichen, als wegen verwelkter Reize in der Blüte der Jahre bedauert zu werden.

Ließe man Kinder länger seyn, was ihre Jahre mit sich bringen; vertauschten sie später ihre unschuldigen Spiele mit der Theilnahme an den Zeitvertreiben der Erwachsenen; würden sie weniger früh in deren gesellschaftliche Zusammenkünfte aufgenommen; übte man sie dabei in mühsamen Anstrengungen, und erschöpfte man nicht in so vielen andern Verhältnissen den künftigen Lebensgenuß durch den gegenwärtigen; so würde gewiß Zufriedenheit und Frohsinn weit allgemeiner als jetzo seyn, obgleich noch eine große Zahl anderer Ursachen ihrem Gedeihen hinderlich ist.

Mit Vorbehalt der ihnen gebührenden Rangordnung, mache ich zuerst die Eigenliebe namhaft. Uebertriebene Begriffe von unsern Talenten, Einsichten, Wissenschaften und Vollkommenheiten stiften ewige Feindschaft mit einer dauerhaften Zufriedenheit. Je mehr wir uns selbst gefallen, desto weniger glauben wir, hinlänglich geschätzt, geehrt und belohnt zu werden. Hohe Würden sind unserm Verdienste nicht angemessen, so lange noch jemand über uns steht; einträgliche Aemter sind schlechte Vergeltungsmittel, wenn andere besser besoldet werden; der kleinste, noch so gerechte Tadel unserer Geisteswerke benimt allem reich gespendeten Lobe seine Anmuth; jeder eingeräumte Vorzug wird durch die geringste vermeintliche Zurücksezzung vernichtet; glücklich gelungene Unternehmungen machen uns kein Vergnügen mehr, wenn für andere größerer Gewinn dabei heraus kömmt, oder sie mehr Celebrität durch sie erwarben, als wir durch die unsrigen.

Der Egoismus mag aber irrige Begriffe von unserm selbst geschätzten Werth zum Grunde haben, oder unmittelbar aus den Trieben des Eigennutzes entstehen, so schadet er auch immer der Zufriedenheit und dem Frohsinn der Bessergesinnten.

Fremdes Vergnügen ist dem Egoisten ganz gleichgültig, wenn es mit dem seinigen nicht im Zusammenhange steht. Daher kommen die Ungefälligkeiten, welche man oft in grossen Gesellschaften wahrnimt. Höchstens sorgen hier der Wirth und die Wirthin, und doch nicht einmal immer, für die Unterhaltung aller, wenn sie auch noch so gerne, entweder zum Glanze des Hauses, oder weil es ihrer Dienerschaft vortheilhaft ist, sich mit einer recht zahlreichen Versammlung umgeben sehen. Noch viel seltener aber nimt sich sonst jemand des Vergnügens der übrigen an.

Wenige opfern sich gerne auf, um eine ihnen unangenehme Spielpartie zu ergänzen. Vorzüglich aber äussert die junge Welt leicht, und zuweilen auf die unanständigste Weise üble Laune, wenn man sie an Tische sizt, wo der lüsterne Blick oder das Herz kein Nebenspiel treiben kann, oder

nicht

kleine Tändeleien die Zwischenscenen ausfüllen.

Gleiche Ungefälligkeiten hat jeder Beobachter in Tanzgesellschaften zu bemerken Gelegenheit. Selten bekümmern sich die Tänzer darum, daß keiner von der Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Vergnügen ausgeschlossen werde. Sie fordern nur solche auf, mit welchen sie gerne tanzen, und stellen sich lieber unter die Zuschauer, als eine müßig sitzende Dame, welche ihnen mißfällt, von der Langweile zu befreien, womit sie vielleicht schon den ganzen Abend hindurch sich geplagt hat.

Egoistische Blumenliebhaber sind weit geneigter, den entbehrlichen Ableger, oder die Zwiebel einer seltenen und schönen Blume zu vernichten, als andern die Freude zu gönnen, ihre Sammlung damit zu zieren.

Wie hier bei unwichtigen Veranlassungen der Egoist fremdes Vergnügen vernachläßiget, so denkt und handelt er auch, wenn es auf das Glück anderer von mehrerm Werth ankömmt. Sich selbst mühsam für dessen Beförderung zu verwenden, dazu ist er gar nicht geneigt, und geräth hiebei sein Interesse in irgend einige Gefahr, so wird er alles aufbieten, um die Erfüllung der Wünsche des Bewerbers zu hintertreiben.

Neid und Mißgunst, diese getreuen Gefährten des Egoismus, erstickten alles Mitgefühl für das, was andern Angenehmes begegnet. Werden auch die glatten Glückwünschungen mit noch so vielem Feuer ausgesprochen, so bleibt dennoch das Herz kalt dabei. Nicht immer begnügt sich der Egoist mit dem heimlichen Gedanken, daß ihm ein gleicher Vortheil hätte beschieden werden können, sondern er sucht alles hervor, und bringt es weit herum im engsten Vertrauen aus, was entweder den Erfreueten oder die Gabe des Glücks im Werth herab setzen kann. Schlimm genug war es schon, daß nach der Dichtung der Alten die Taschen mit den eigenen und fremden Fehlern, welche Jupiter den Menschen umhing, sich so leicht verschieben liessen. Noch um vieles ist aber das Uebel dadurch vergrößert worden, daß es den Menschen so wenig Mühe kostet, die fremden Fehler in der vorne hingerückten Tasche mit anstößigen Verbrämungen und falschen Zusätzen zu verunstalten, und jedem Neubegierigen und Leichtgläubigen, welche aller Orten, wenn es auf böse Gerüchte ankömmt, die Mehrheit ausmachen, solche anschauen zu lassen. Wie oft werden nicht die besten Menschen durch erfundene Nachreden des Neides und der Mißgunst gekränket, welche von Munde zu Munde, wie das Ohr des neu gebornen Kindes in der Gellertschen Fabel, eine kleine Zugabe erhalten.

Scheint auch zuweilen der Egoist sich für fremdes Wohl zu verwenden,

so

so darf man nur den Faden seiner Bewegungsgründe auffassen, und man wird ihn immer irgendwo an sein eigenes Interesse angeknüpft finden. Dies war auch der Fall bei den öffentlichen und heimlichen Anhängern des unseligen und bejammernswürdigen Gleichheitssystems. Keinem war es darum zu thun, die hinter ihm stehenden hinauf zu rücken, sondern nur die Vordermänner zurück zu drängen, und selbst die höchsten Stufen zu besteigen.

Wehe der Zukunft, wenn die heranwachsende Generation so fort fährt, sich dem Egoismus zu ergeben, als es unter den früher Gebornen in den neuesten Zeiten Sitte geworden ist. Die Verwegensten, Schlauesten und Ränkevollsten werden alsdann, wie die Wasserreise an Fruchtbäumen, alle Nahrungssäfte an sich ziehen, und allgemeine Zufriedenheit wird verschwinden, weil kein allgemeines Interesse mehr Statt findet!

Ein nicht weniger gefährlicher Feind eigener und fremder Zufriedenheit ist der so hoch getriebene und verfeinerte Luxus in Wohnungen, Meublen, Kleidung, Tafel und Fuhrwerk.

Wenn sonst der Hausvater mit seiner Familie nur durch einen bretternen Verschlag von dem Gesinde getrennt lebte, so erfordern jetzo Bequemlichkeit und Anstand eine große Zahl von Wohn- und Prunkzimmern ausserdem aber noch einen besondern Sommer- und Winteraufenthalt. Eine einzige Meubel kostet jetzt oft mehr, als ehemals das ganze Hausgeräthe solcher, die am besten damit versehen waren. Die Verzierungen eines einzigen Zimmers kommen zuweilen dem Preise großer Gebäude gleich.

Die Kleidung ist zwar bei dem männlichen Geschlechte so einfach, wohlfeil und zweckmäßig, als sie es vielleicht noch nie seit Einführung der Schneiderzunft gewesen. Kostbarer war auch der Anzug des weiblichen Geschlechts in frühern Jahrhunderten. Aber der festliche Schmuck ward von der Abnutzung nicht verändert, er erbte auf Kind und Kindes Kinder fort. Nicht jede Jahrszeit hatte ihren eigenen Stoff, ihre besondere Form, ihre verschiedene Farbe. Nicht jede Gattung von Gesellschaft bedurfte eines eigenthümlichen Anzuges. Kein Modejournal, keine Putzhändlerin zauberte monatlich die Idee des Schönen, des Anständigen und Eleganten in neue Gestalten um. Daher läßt es sich dann leicht erklären und begreifen, daß jetzo jede Dame, die sich blindlings vom Strohme der Zeiten mit fortreißen läßt, in zwei bis drei Jahren eben so viel für Kleidung ausgiebt, als ihre entfernten Stammmütter, wenn sie auch das höchste Alter erreichten, zeitlebens darauf verwendeten.

Ein ähnliches Verhältniß tritt bei dem Aufwande der Tafel ein. Lieset man die Nachrichten von den Gastmälern aus nahe vorher gegangenen Jahrhunderten, so scheinen sie den Glanz der jetzigen ganz zu verdunkeln. Sehr bald verliert sich aber diese Täuschung, wenn dabei in Erinnerung kömmt, daß nur ausserordentliche Vorfälle große Gastgebote veranlaßten, und mancher grau gewordene Familienvater ihrer wenige in seiner Hauschronik aufzuzeichnen Gelegenheit fand, als jetzt nicht selten das Oekonomieregister eines einzigen Jahres enthält. Die großen Kosten, welche in der Ostentation mit Fuhrwerk angelegt werden, sind endlich ganz das Werk des verfeinerten Luxus neuerer Zeiten.

Jedes der genannten Aufwandsfächer für sich allein kann schon ansehnliche Summen verschlingen, und unermeßliche Schätze gehören dazu, wenn nach allen tägliche Ausgaben in Uebermaaße hinströmen. Die wenigen, welche solchen Aufwand ohne Vermögenszerrüttung ertragen können, hinterlassen selten ihren Kindern das Nöthige zur Fortsetzung der gewohnten Lebensart, und dann sind diese, wenn es ihnen auch an keinem eigentlichen Auskommen fehlt, schon in der Einbildung sehr unglücklich. Ihr verfeinerter Geschmack findet an nichts mehr Wohlgefallen, was in den Grenzen der unvollendeten Vollkommenheit eingeschlossen bleibt. Sie fühlen im Ueberflusse Mangel, wenn er prachtlos ist; sie wohnen in den regelmässigsten Zimmern unbequem, wenn sie nicht mit Meisterwerken der Kunst ausgeschmückt sind; sie leiden Hunger bei den gesundesten Speisen, wenn sie das vaterländische Clima hervorgebracht hat; sie lassen sich mit Widerwillen in ein brauchbares Fuhrwerk nieder, wenn ihr Wagen nicht in London, Paris oder Wien gemacht ist, und nicht von Pferden aus den berühmtesten Racen gezogen wird.

Eine weit grössere Zahl von Verschwendern aber macht es seinen Kindern ganz unmöglich, ein nur anständiges Leben, ohne wesentliche Entbehrung zu führen, und giebt sie oft dem drückendsten Elende preis. Sehr viel beklagenswürdiger sind zwar letztere als erstere; allein in Hinsicht auf Zufriedenheit und Frohsinn, geniessen diese zuweilen doch Vorzüge vor jenen, wenn zur Zeit der ersten Prüfung Verstand und Wille noch Geschmeidigkeit genug haben, um die Härte ihres Schicksals mit stoischer Selbstverleugnung ertragen zu lernen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 7ten Julius 1800.

Was stört allgemeinen Frohsinn und Zufriedenheit, vorzüglich in den gebildeten Ständen?

(Fortsetzung.)

Bei der den mehrsten Menschen so sehr gewöhnlichen Nachfernungssucht verursacht auch der Luxus noch vielen andern Mißvergnügen, welchen es entweder zum Wetteifer mit dem Aufwande der übrigen am Vermögen fehlt, oder die aus Pflichtgefühl sich nicht in die Gefahr bringen mögen, alles aufzuzehren. Sie ziehen sich lieber aus den gesellschaftlichen Verbindungen ganz zurück, und entsagen vielen Freuden des Lebens, obgleich ihnen dieses oft schwere Ueberwindung kostet, da sie sich die Ueberzeugung nicht benehmen können, daß bei billigern Forderungen des Luxus mehr wahrer Genuß zu erreichen, und auch sie nicht genöthigt wären, sich davon auszuschliessen.

Allein von schädlichen Folgen des Ueberwaßes im Aufwande bleibt es immer die traurigste von allen, wenn hinterlistige Verschwender fremdes, oft sauer erworbenes Vermögen erschleichen, und nachdem die Erstattungsmittel verzehrt sind, einzelne Menschen und ganze Familien in die bitterste Dürftigkeit stürzen.

Einem jeden, der keine von den berührten Folgen unmittelbar zu veranlassen befürchten darf, gebührt es zwar billig, sich den Genuß von seinem Vermögen zu verschaffen, der ihm das mehrste Vergnügen macht. Wer aber bei der Wahl dieses Genusses, ausser der Gewißheit von dem hinreichenden Gleichgewichte zwischen Einnahme und Ausgabe, alle andere Rücksichten für entbehrlich hält, der kann durch den Reitz seines verführerischen Beispiels der Urheber sehr ausgedehnter schwerer Leiden werden; so wie dagegen das Exempel besonders der höhern Stände, und derer, welche in den verschiedenen Klassen derselben den Ton angaben, das einzige sichere Verwahrungsmittel gegen die ausschweifende Uebertreibung des Luxus ist.

Mag dann auch der große Reichthum an Erfindungen, den Ueppigkeit hervorgebracht hat, und wodurch rückwirkend das Bestreben nach Mannichfaltigkeit des Genusses wieder angefeuert worden ist, der Menschheit mit Recht zur Ehre gereichen; so scheint es mir dagegen nicht weniger erniedrigend für sie zu seyn, wenn der erste Werth des gesellschaftlichen Vergnügens nach dem grössern oder kleinern Maaße der Schmeicheleien der Sinne abgemessen wird. Der Wirth und seine Gäste setzen sich in ihrer eigenen Schätzung herab, wenn jener sein Verdienst, und diese ihren Dank bei dem Schlusse eines Abendschmauses, nach dem Glanze der Erleuchtung, den schönen Formen der Tischgeschirre, der Zahl der Schüsseln, der Kostbarkeit und Seltenheit der Speisen, der Mannichfaltigkeit und Feinheit der Getränke berechnen. Das Gewicht der mitgetheilten Gedanken, die Anmuth der geführten Gespräche, der leichte Gang der Unterhaltung, die reinen Ergiessungen geöfneter Herzen, die Wärme aufrichtiger Vertraulichkeit; dies einzeln und zusammen genommen in Anschlag zu bringen, wäre der Würde der Menschen weit angemessener, und sehr viel öfterer findet man dafür Befriedigung an prunklosen, als mit Ueberfluß belasteten Tafeln.

Eine gänzliche Rückkehr zur einfachen Lebensweise unkultivirter Völker, und der patriarchalischen Frugalität würde indessen eben so wenig möglich, als wünschenswerth seyn. Aber es giebt der Abstufungen unendlich viele von der kärglichen Kost der Grenzbewohner beider Erdpole, bis zu den Schwelgereien eines Lucullus, polnischen Augusts oder Potemkins; von der Tonne des Diogenes, bis zu den Pallästen der Semiramis; von dem härnen Hemde, wofür büßende Sünderinnen das Lichtgewand des Himmels einzutauschen hoffen, bis zu dem blendenden Schmuck einer englischen Dame in Hofgalla. Wäre man geneigter, den breiten Mittelweg zwischen so weit abstehenden Punkten allgemein zu betreten; so könnte die Summe der Lebensfreuden um vieles vermehrt werden.

In das Geleite der Hindernisse, welche dieses erschweren, mischet sich auch die Gewohnheit, daß wir unsern Hofnungen und Wünschen einen gar zu lebhaften Anstrich geben, wodurch gewöhnlich das Vergnügen des Besitzes geschwächt wird.

Gar zu vortheilhafte Schilderungen von der Liebenswürdigkeit eines unbekannten Menschen, von der Schönheit einer nie gesehenen Gegend, verringern immer die ersten angenehmen Eindrücke, welche jener auf uns mache, wenn wir mit ihm zusammen treffen, diese, wenn unsere Augen sie erblicken. Gleiche Wirkung haben die zu reitzend gezeichneten Ideale ehelicher Glückseligkeit,

ligkeit, und daher wird so oft die Ehe das Grab der Liebe.

Befriedigt aber auch ganz ein erlangtes Glück, oder der Genuß eines Vergnügens unsere vergangenen Vorstellungen davon, so geschieht dieses doch selten mit anhaltendem Bewußtseyn, oder lebhafter nachheriger Erinnerung. Die Bewohner solcher Landschaften, woran die Natur ihre Freigebigkeit verschwendet zu haben scheint, vergessen öfterer diesen Vorzug, als daß sie Vergnügen an seinem Daseyn empfinden, und zuweilen ist ihnen das lange entzückende Anstaunen anderer kaum begreiflich. Wie leicht erkaltet nicht die Freundschaft im täglichen Umgange? Wie selten wird ausser dem Krankenlager an den Werth der Gesundheit gedacht? Wie wenig wird der Ueberfluß von denen geschätzt, die nie Mangel gelitten haben?

Nicht häufig ist ein gegenwärtiges Vergnügen der Gegenstand unserer Unterhaltung; sehr gewöhnlich aber das bevorstehende. In jeder Gesellschaft kann man sicher darauf rechnen, die ergangenen Einladungen auf folgende Tage zu erfahren, und selten endiget sich eine Reise oder Lustfahrt, ohne daß Projecte zu neuen gemacht werden. So wenig der gegenwärtige Genuß die Menschen zu beschäftigen pflegt; so geschwind ist auch der vergangene wieder vergessen. Daher entstehen dann so oft ungerechte Klagen über Widerwärtigkeiten, die man nach voller Schwere in die Wageschale der erlebten Schicksale legt, ohne das genossene Gute zum Gegengewicht zu machen.

Ueberhaupt wird sehr vieles Mißvergnügen in der Welt dadurch geschaffen, daß die mehrsten Menschen so gerne ihre Augen auf wahre oder eingebildete Uebel heften. Wenn den Annalen der leidenden Menschheit nicht längst schon ein Tagebuch menschlicher Freuden zur Seite gestellt ist; unerachtet unter den vielen tausend wohlgerüsteten deutschen Schriftstellern wahrscheinlich schon einem oder dem andern diese Idee eingefallen seyn wird, so liegt solches vermuthlich daran, daß kein Verleger hinreichenden Absatz erwartet, um bei dem Unternehmen Ersatz der Kosten und Gewinn hoffen zu können. Wenigstens erkläre ich es mir hieraus noch am liebsten, warum sich niemand bislang gefunden, der alles, was zur Beglückung der Menschheit geschiehet, sammelt und bekannt macht, um nicht auf noch schlimmere Ursachen schliessen zu dürfen.

Insonderheit aber ist es auch eine allgemeine Epidemie, vorzüglich unter den gebildeten Ständen, über einzelne Mängel und Gebrechen der Staatsverfassung oder der Regierungsverwaltung ihres Vaterlandes die grösten Wohlthaten unbeachtet zu lassen, welche ihnen beide zuwenden und

scherr. Wer Fränklins Erzählung von dem schönen und häßlichen Fuße kennt, welche seinem damit begabten Freunde zur Erforschung fremder Gesinnungen dienten, der versteht auch, was ich damit sagen will, wenn ich den Zuruf an die, welche mit jenem Uebel behaftet sind, für ganz vergeblich halte; daß sie aufhören möchten, nur auf den häßlichen Fuß zu sehen. Ihnen würde erst dann auch der schöne Fuß bemerklich werden, wenn sie ihn vom Sitze am Staatsruder her beobachten könnten, wofern nicht auch hier Unersättlichkeit der Wünsche bald wieder ihre Zufriedenheit unterbrechen sollte.

Diese Unersättlichkeit der Wünsche steht gleichfalls mit in der Reihe der Klippen, woran der Frohsinn so oft scheitert. Es ist nicht blos den Geldgeizigen eigen, daß, je mehr sich ihre Schätze anhäufen, desto stärker die Begierden nach neuem Zuwachs werden. Der Ehrgeizige, der Ruhmsüchtige erweitern immer ihre Ansprüche bei jeder Befriedigung vorher gegangener Wünsche. Hieraus entstehen auch mit die Ausschweifungen des Luxus. Und aus keiner Ursache ist es keine ganz seltene Erscheinung, daß ängstlich gesuchte Bedienungen, deren Erlangung für das höchste erreichbare Glück angesehen wurde, nach kurzem Zeitverluste, in den Augen der Besitzer allen Werth gut belohnter Verdienste verlieren. Ihre Unerkenntlichkeit wird dann oft mit dem Schicksale vom Herzog Michel und dem Milchmädchen vergolten, und der vielleicht schon zu reichlich vom Glücke bedachte Mensch verstärket über den verschwundenen Traum in kränkendes Mißvergnügen.

Veränderlichkeit und Liebe zu immerwährenden Abwechslungen verringern nicht weniger sehr oft die Freuden des Lebens. Was zerreißt leichter, als sie, das Band des häuslichen Friedens, erfüllt mit nagendem Gram das Herz des hintergangenen Gatten, und verwundet unheilbar das Gewissen des Ungetreuen?

Der Hang zur Abwechselung verschuldet es auch, daß fast alle gesellschaftliche Vergnügungen, wenn gleich ihr erster Anfang mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wird, nicht lange bestehen.

Wenn gute theatralische Vorstellungen hievon zuweilen eine Ausnahme machen; so liegt dieses vorzüglich mit daran, daß solche ganz besonders jene Neigung befriedigen. Die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen an sich, die Veränderung der Scenen, der Wechsel der handelnden Personen, das Talent des Dichters, die Kunst der Spielenden, die Geschicklichkeit des Componisten, der Wohlklang der Stimme, die Harmonie der sie begleitenden Instrumente; alles dieses wirket mit gleicher Anziehungskraft bei den verschiedenartigen Zuschauern

in

in den Logen, dem Parterre und auf den Gallerien. Daher werden auch ausgezeichnete Schauspieler mit offenbarer Ungerechtigkeit gegen andere Verdienste geehrt. Nie wurden in Hannover für Koppe, in Leipzig für Zollikofer solche Opferfeste veranstaltet, wie dorten für Schröder, und hier für Iffland. Dieser gab selbst den Leipzigern darüber eine sehr feine Belehrung, wie er den für ihn bestimmten Kranz dem ehrwürdigen Weiße darreichte.

Aus wahrer Ueberzeugung und nicht aus Galanterie gegen eine Kunst, der ich manchen frohen Abend zu danken habe, rechne ich gute Schauspiele mit zu den edelsten Vergnügungen; ich schätze aufrichtig die Talente, den Fleiß und die Ausbildung derer, welche sich auf der Bühne einen großen Namen erworben haben; ich wünsche, daß alle Rollen immer mit Personen von guter Erziehung und reinen Sitten besetzt werden könnten, und ließe sich dies jemals erreichen, so würde es nothwendig allgemeine Achtung des Standes voraussetzen. Dennoch aber kann ich es unmöglich billigen, wenn kein Verdienst anderer Art bis zur Vergötterung so hervorgezogen wird, als die Kunst, auf dem Theater zu glänzen.

Wäre Kants ewiger Friede schon geschlossen gewesen, so möchte allenfalls Catharinens Antwort, welche sie dem General gab, der sich darüber beschwerte, daß die berühmte Gabrieli besser, als er, besoldet würde, in Hinsicht seiner zu verzeihen gewesen seyn. Allein, so lange noch in grossen und kleinen Staaten viele andere vernachläßigte, für die Menschheit weit wichtigere Anstalten einer Unterstützung bedürfen, sollte man doch eher für diese, als dafür sorgen, daß Schauspieler, Sänger und Tänzer in sybaritischer Ueppigkeit schwelgen können. Unverantwortlich bleibt es, wenn diese Gehalte von mehrern tausend Thalern genießen, Volks- und Schullehrer aber darben. Unnennbar groß würde der Gewinn an Frohsinn und Zufriedenheit seyn, wenn jemals aller Grund zu Vorwürfen solcher Art wegfiele.

Dies gilt auch von dem Tadel der gangbaren Geringschätzung unserer Dienst- und Berufspflichten. Wenige Menschen verrichten ihr Tagewerk mit Wohlgefallen, so gerne sie sich auch dafür reichlich bezahlen lassen. Für die mehrsten ist jedes Dienstgeschäft eine drückende Beschwerde, jede Arbeitsstunde peinlich. Bei vielen bleiben Nachstände zurück. Die herrschende Maxime, daß nur der Vormittag dem König und Staat gehöre, hemmet fast überall ein oder das andere Rad in der Staatsmaschine, und leider hört man diesen im Buche der Weisheit nicht geschriebenen Sittenspruch schon aus dem Munde der Kinder: „Arbeitet denn dein Vater auch des Nachmittags?“ fragte

fragte vor kurzem der zwölfjährige Sohn eines in hohen Würden stehenden Bedienten mit dem Ausdruck vieler Verwunderung, wie seine Gespielen verlangten, daß er weniger Geräusch machen mögte, um jenen nicht zu stören.

Billig und nothwendig sollte es keinem Staatsdiener an Muße zur Besorgung seiner Privatangelegenheiten und einer unentbehrlichen Erholung fehlen; und über Mangel hieran werden nur selten andere als solche zu klagen Ursache haben, die ihres Fleißes wegen mit dem überladen werden, was die Herren Collegen durch ihre Unthätigkeit von sich abwälzen. In jedem andern Falle ist es höchst ungerecht, darum, weil in den Morgenstunden ein mehreres nicht geleistet werden kann, vielleicht nur die Hälfte, ein Viertel, oder noch wohl weniger von der jährlichen Dienstarbeit zu liefern, unerachtet man den vollen Gehalt dafür einzuheben nicht erröthet, und vielleicht obendrein sehr geringe bezahlt zu seyn glaubt. Mark Aurels und Friedrichs des Großen Leben enthalten schlechte Materialien zu einer Apologie so unedler Grundsätze über den Gebrauch der Zeit.

Oft genug und immer zu viel werden durch Schmerz über verzögerte Dienstgeschäfte Thränen ausgepreßt; oft genug wird Nachläßigkeit und Versäumniß derer, welchen öffentliche Aemter anvertraut sind, die Ursache der Unzufriedenheit nicht blos einzelner Personen, sondern ganzer Familien und Gemeinden. Und wollte man ausser dem wirklichen Uebel noch das unterbliebene Gute in Anschlag bringen, welches verloren geht, wenn nicht ein jeder sein Tagewerk mit Redlichkeit abarbeitet, wo würde sich dann die ins Unendliche fortgehende Rechnung schließen?

So wohlthätig dagegen rege Geschäftslust für alle ist, welche auf Beschlüsse und Ausfertigungen warten; so angenehm lohnt den Arbeiter selbst das erhebende Bewußtseyn der Pflichterfüllung, wenn er erst einmal dem Gefühle der Wahrheit Geschmack abgewonnen hat; daß nur dann unser Leben köstlich genannt zu werden verdient, wenn es voller Mühe und Arbeit war. Langeweile, die so oft den Geschäftsträger plagt, webt sich eben so wenig gerne an Schreibtischen fest, als die Spinne in den Häusern der Reichen. Das süße Vergnügen, worauf das Sprichwort hindeutet: nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, entbehren die, oder genießen es doch nie in seiner ganzen Fülle, die sich überhaupt nur selten, und nie an mühsame oder weitläuftige Arbeiten wagen.

Ein jeder kann das, was hier von Geringschätzung der Erfüllung der Dienstpflichten, in Hinsicht auf den Stand der öffentlichen Civilbedienten bemerkt worden ist, auf die Pflichten

eines

jeden sonstigen Berufs leicht anwenden. Dennoch aber findet man sehr häufig in allen Classen der gebildeten Stände, ein unabläßiges Bestreben nach immerwährenden Zerstreuungen, und eben dieser anhaltende Taumel, woraus viele nur selten ganz erwachen, wird wieder selbst eine Ursache, daß ihnen wahre Lebensfreuden fast ganz unbekannt bleiben. Wenn an kleinen oder mittelmäßig großen Orten für jeden Tag ein besonderes gesellschaftliches Vergnügen angesetzt ist, so kann man sicher daraus den Schluß ziehen, daß ihre Bewohner viele Langeweile empfinden. Uebersättigung stumpfet die Eindrücke ab, woraus das Wesen des Genusses bestehet. Daher pflegt nirgends die Unterhaltung lebhafter, der Frohsinn ungezwungener, anhaltender und allgemeiner zu seyn, als in den sparsamen Zusammenkünften derer, die ein einsames Landleben ohne öftere Mittheilung führen.

Der Schluß folgt künftig.

Beobachtung
einer sonderbaren Krankheit unter den Karpfen.

Im November des Jahrs 1798. kaufte ich aus meiner Nachbarschaft einen Zentner Speisekarpfen, die ich in einem schon vorhin gebrauchten Fischkasten in einem fließenden Bache aufzubewahren dachte. Die ersten 8 Wochen hielten sich die Fische gut, und hatten einen vortreflichen Geschmack. Gegen Ende des Jan. aber fingen die Karpfen an, einen faden Geschmack beim Verspeisen zu bekommen, auch war das Fleisch nicht mehr so weiß, wie vorher, sondern etwas röthlich. Endlich fingen die Fische an, wöchentlich 1 bis 3 Stück abzustehen; im März aber, da es wärmer wurde, wöchentlich 4 bis 6 Stück, und dies dauerte bis in April und Mai, wo beinahe die größten Fische, ungefähr 42 Stück, abgestanden waren.

Bei den abgestandenen Fischen war nichts besonderes zu bemerken, als eine merlich grössere Gallenblase, und äusserlich, wo die Schuppen weg waren, einige blutige Flecken. Nur bei einigen waren solche Flecken sichtbar. Das Fleisch war indessen bei allen sehr weich.

Vom Jun. an waren die noch übrig gebliebenen Karpfen, ob sie gleich das beste Ansehn gesunder Fische hatten, und sich im Wasser sehr munter bewegten, nicht mehr zu genießen. —

Manche

Manche hatten auch auswendig einige kleine rothe Flecken ohne Schuppen. Bei allen aber fand sich eine etwas größere Gallenblase. Das Fleisch eines geschlachteten Karpfen war inwendig fest, ein wenig röthlich, und hatte einen Geruch wie ein gesunder Fisch. Zubereitet, auf welche Art es immer geschah, gekocht und gebraten, wurde der Fisch immer breiweich, und hatte gar keinen Geschmack. Der Geruch war gut, und die Farbe blieb wie sie vor der Zubereitung war.

Ich lies nun alle 14 Tage einen Karpfen zur Probe zubereiten, um zu sehen, ob sich die Krankheit nicht vielleicht ändern würde; allein das Fleisch wurde wieder jedesmal breiweich. Uebrigens blieben die Fische bis in den spätesten Herbst munter, und ihr Fleisch bei der Zubereitung breiweich wie vorhin; ich lies daher den Rest meiner Karpfen in den fliessenden Bach werfen.

Die Karpfen waren, ehe ich sie bekam, in einem Wasser gewesen, das dem hiesigen Flußwasser, worin ich meine Karpfen aufbewahrte, völlig gleichet, auch hatten schon mehrere Freunde meines Orts mehrere Jahre hindurch aus derselben Gegend im selbigen Wasser u. Fischkasten Karpfen aufbewahrt, die sich auch immer recht gut gehalten und bis zum Verspeisen schmackhaft geblieben waren.

Das Futter, welches ich meinen Karpfen gab, war abwechselnd Brod und zermalmte gekochte Kartoffeln.

Mangel an Wasser hatten sie nie gehabt; auch war der Fischkasten, ehe ich sie in denselben setzte, vorher wohl gereiniget worden.

Ich suchte nun in allen über die Naturgeschichte der Fische geschriebenen Büchern, um mich über diese Karpfenseuche zu belehren, nach; aber nirgends fand ich eine Beschreibung oder Auskunft und Belehrung darüber.

Ich wendete mich zuletzt an einige Fischmeister und andere, die auch Karpfen gehalten hatten; aber alle diese schienen keine großen Karpfendoctors zu seyn; sie kannten weder die Krankheit, noch Mittel dagegen, und versicherten, dieses mich betroffene Uebel niemals an ihren Karpfen bemerkt zu haben.

Was für eine Krankheit sollten wohl nun meine Karpfen gehabt haben? Was könnte die Ursache derselben gewesen seyn? Kennt jemand Mittel dagegen? und welche? Der beliebe solches in diesen Blättern gefälligst bekannt zu machen.

Hannöverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 11ten Julius 1800.

Was stört allgemeinen Frohsinn und Zufriedenheit, vorzüglich in den gebildeten Ständen?

(Schluß.)

Das bisher abgehandelte stehet nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den grossen Weltbegebenheiten der neuesten Zeiten. Da aber diese gleichfalls selbst in Ländern, wovon der Kriegsschauplatz entfernt geblieben ist, und die keine innere Erschütterung erlitten haben, der Zufriedenheit und dem Frohsinn sehr sichtbaren Abbruch gethan; so werde ich zum Beschlusse auch hiebei noch mit einigen Beobachtungen verweilen müssen.

Glücklich sind, zwar die traurigen Zeiten überstanden, wovon Walther in Wielands Gesprächen unter vier Augen sagt: „Von allen unse„ligen Folgen, die der Sturz der fran„zösischen Monarchie nach sich gezogen „hat, ist die unseligste, daß sie die „Hälfte der Menschen in Europa aus „dem, was den eigentlichen Genuß „unsers Daseyns ausmacht, aus dem „Leben im Gegenwärtigen mit Ge„walt herausgeworfen, und in eine „peinliche Lage versetzt hat, worin uns „die Ungewißheit dessen, was vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, „Stunden unser Schicksal seyn wird, „alle Nerven unsers Geistes lähmt, „alle Freuden verbittert, und uns alle „Lust benimmt, uns mit Arbeiten und „Sorgen zu beschäftigen, durch wel„che die Zukunft eine idealische Gegen„wart für uns erhält."

Die vernünftige Mehrheit ist aus abschreckender Greuelscenen belehrt worden, daß gewaltsame Vernichtung der Staatsform, eine blutige Anarchie nach sich zieht, welche nur durch Despotismus wieder geheilt werden kann; und daß Volkssouverainität sich nicht mit bürgerlicher Ordnung, Ruhe und Sicherheit verträgt. Man

hat einsehn gelernt, daß nirgend gröſsere und mehrere Uebel, härtere Unterdrückung und Tyrannei gefunden werden, als in revolutionirten Ländern.

Verflossen sind die Tage der Trübsale, wo man oft mehr auf Kleidertracht und Schnitt der Haare, als auf vieljährige Beweise der unbescholtensten Dienstreue achtete; wo kurzsichtige Menschen in gerechten Wünschen nach billigen Reformen bescheiden vorgetragen, Conspirationen gegen den Staat entdeckten; wo die Angebereien alle Gerichte beschäftigt, alle Gefängnisse angefüllt haben würden, wenn nicht die mehrsten Regierungen mit weiser Vorsicht trüglichen Anschein von überzeugender Gewißheit zu unterscheiden verstanden hätten. Die Stunden der Finsterniß sind verschwunden, wo die aufrichtigsten Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, welche auf der Mittelstraße in vernünftiger Richtung gemeinnütziges Gute liebten und suchten, ohne irgend einer Parthei anzugehören, von beiden streitenden Gegnern gehaßt und verfolgt wurden.

Allein noch immer äussert sich die groſse Verstimmung, welche jene Zeiten nothwendig hervorbringen musten, wie der Nachhall eines vorübergezogenen Gewitters. Der Argwohn, die Intoleranz, Erbitterung und Verschlossenheit, welche damals den gesellschaftlichen Vergnügungen alle Anmuth benahmen, finden in der fortdauernden Partheiwuth anhaltende Nahrung.

So lange es noch Menschen giebt, welche mit gleicher Wärme die erste französische Nationalversammlung, wie den Convent, den Wohlfahrtsausschuß und das Directorium vertheidigen, unerachtet jede neu geschaffene Macht, die niedergetretene mit den bittersten Vorwürfen des Ehrgeizes, der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit und der Gewinnsucht gebrandmarkt hat; so lange es auf der andern Seite nicht an solchen fehlt, welche Mounier, Cally Tolandal, Clermont Kornere, Rochefaucould und ähnliche Männer, mit gleichem Abscheu wie Robespierre, Danton, Marat, Santerre und andere Blutmenschen verdammen, kann Harmonie und Duldungsgeist die gesellschaftlichen Vergnügungen nicht wieder beleben. Partheiwuth wird immer wieder das Feuer der Zwietracht anzünden, wenn die Unterredung irgend eine mit der Angelegenheit verwandte Materie berührt, welche so viele Millionen Menschen um Leben, Vermögen und alle irdische Glückseligkeit gebracht hat. Denn noch nie ist wohl die Empfindlichkeit wegen Verschiedenheit der Meinungen über Welthändel, in einem solchen Grade allgemein reizbar gewesen, als in diesem Falle.

Man

Man hat nicht blos Beispiele davon, daß in feinen Zirkeln die engsten Bande der Freundschaft durch sie aufgelöset worden sind, sondern es ist auch schon in Bierschenken bis zu den gröbsten Injurien zwischen Streitenden gekommen, wovon der eine Pitt, der andere Buonaparte zu seinem Heiligen machte, und jeder für den, womit er es hielt, die Ehre des Pantheons erkaufen wollte. Humanität, Offenheit und Vertrauen werden nicht zurückkehren, so lange man fortfährt das ganze Menschengeschlecht in Aristokraten und Demokraten abzutheilen.

Wie Paulus die Corinther gewarnt hat, daß nicht einer sagen sollte: ich bin Paulisch, der andere: ich bin Appollisch, der dritte: ich bin Kephisch, der vierte: ich bin Christisch; so mögte auch für alle, welchen Vermehrung allgemeiner Zufriedenheit nicht gleichgültig ist, die Ermahnung passen: seyd weder Aristokraten noch Demokraten, sondern gute rechtschaffene Menschen! Ehrt die Verfassung des Landes, worin ihr euch entweder freiwillig niederlieſet, oder wo ihr gebohren wurdet, und unter dem Schutze dieser Verfassung, theils durch die erhaltene Ausbildung, theils durch den erworbenen Segen der Vorfahren eure Versorgung fandet! Schreitet fort, in stillen Verbesserungen der Mängel und Fehler, wenn eurer Wirkungskraft die Möglichkeit ihnen abzuhelfen anvertrauet ist: hoffet auf gute Folgen hievon, wenn ihr in keiner solchen Lage seyd, fordert aber nichts Vollkommenes von menschlichen Einrichtungen! Maaßet euch kein politisches Glaubensmonopol an, und richtet die, welche von eurer Meinung abweichen, nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Werken! Beweiset allen Liebe und Achtung, die sich ihres Standes würdig betragen, sie mögen hoch oder niedrig stehen! Suchet friedlichen Gemeingeist bei euch und jedem Mitmenschen zu beleben und thätig zu erhalten!

Sollte nach Anleitungen dieser und anderer Art, eine vernünftige Geistes- und Herzensdiät, verbunden mit Beobachtung heilsamer körperlicher Gesundheitsregeln dereinst allgemeine Sitte werden: so würde man am Schlusse des kommenden Jahrhunderts weder einer Kunst das menschliche Leben zu verlängern, noch der es selbst mit Zufriedenheit zu genießen und andere froh zu machen, bedürfen; welches alle aufrichtige Menschenfreunde herzlich mit mir wünschen werden, wenn sie auch dem ganzen übrigen Inhalte dieser Abhandlung ihren Beifall versagen sollten.

L. J.

Von den künstlichen Getränken.

(Fortsetzung.)

(Man sehe das 52ste Stück dieses Magazins von diesem Jahre.)

Viel nutzbarer würde es seyn, wenn die genannten Heidelbeeren, Himbeeren, Kirschen ꝛc. durch Auspressung ihres Saftes ohne Zusatz von Wein und andere durch Aufguß von Wasser wohlschmeckende Getränke gäben. Von den Stachelbeeren werden schon viele Sorten zu Wein genutzt, und wenn diese Frucht auch blos fähig wäre, nur den schlechten oft vergifteten Wein zu ersetzen, so wäre schon dieser Beitrag zur Gesundheit und dem Wohlstande unserer Mitbürger nicht zu verachten.

Die Stachelbeere wächst so schnell, läßt sich so sehr vervielfältigen, und bringt gewöhnlich so reichliche Früchte, daß eine Anpflanzung davon keinen großen Aufwand erfordern, und sich bald belohnen würde. Vielleicht könnten unsere benachbarten Heiden vermittelst ihrer Heidelbeeren und durch häufige Anpflanzung der edlern Arten der Stachelbeeren noch die nordischen Weinländer werden. Gäben auch die Schlehen einen Wein, der vielleicht durch Zusatz von Honig zu einem wohlschmeckenden Getränke gemacht werden könnte, und die Hagebutte ein gutes Bier, so würde es leicht werden, die unfruchtbarsten Gegenden, welche lieber Dornen als Getreide tragen, zu nutzen.

4) Wein aus dem Safte der Bäume und Stauden. In den Morgenländern giebt es viele Bäume, welche so reichlich einen guten Saft besitzen, daß man darauf verfallen ist, ihn abzuzapfen und daraus Getränke zu verfertigen.

Der berühmteste ist die Cocuspalme, besonders auf Malabar und den Maldivischen Inseln; die Nuß giebt die Cocusmilch, und liegt in trinkbarem Wasser. Der Gipfel des Baums giebt den Palmkohl. Aus den Blumenkolben und auch durch Einschnitte aus den Bäumen wird ein Saft gezapft, welcher Sura genannt wird, der die Annehmlichkeit des Mostes haben soll. Aus dieser Sura wird Essig, wenn sie an die Sonne gesetzt wird. Für uns aber ist es am merkwürdigsten, daß diese Sura, wenn sie distillirt wird, den bekannten Arrack giebt.

Der König Juba erzählt nach dem Plinius, daß auf einer der glückseligen Inseln, mit Namen Ombrion, Stauden wie Ruthen wüchsen, aus

denen

denen ein Wasser gepreßt würde. Aus den schwarzen ein bitteres und aus den weißen ein angenehmes Trinkwasser.

Hieher können wir auch das Zukkerrohr rechnen, welches vielleicht mit den Ruthen auf Orion einige Verwandschaft hat. Im Zuckerrohr befindet sich ein trinkbarer Saft, welcher in jenen heißen Ländern, wo er wächst, zur großen Bequemlichkeit dient. Man schneidet sich Stöcke aus Zuckerrohr, nimt sie mit sich auf Spaziergänge oder zu seinen Geschäften, und saugt, wenn man durstig wird, den Saft heraus.

Aus diesem Zuckerrohr und auch aus dem rohen Zucker wird in Indien ein Getränk gebrauet, von dem vielleicht die Dichter der alten Welt ihre Vorstellung von dem Göttertranke, dem Nektar, geliehen haben. Auf den Moluccischen Inseln brauete man schon, ehe Europäer hinkamen, ein Getränk aus Zucker, Tamarinden und Citronen.

Vielleicht könnte auch mancher Baum in unsern Gegenden seinen Saft zu einem ähnlichen Gebrauche hergeben. Man hat aus dem Ahorn Zucker verfertigt. Vielleicht gäbe er auf eine noch vortheilhaftere Art ein angenehmes Getränk. Von der Birke ist es bekannt, daß sich ihr Saft zu einem angenehmen Getränke zubereiten läßt, welches der Unkundige für Champagnerwein nehmen könnte.

5) Getränke aus Honig. Nach dem Plinius 14, 4. soll Aristäus, König der Arcadier, ein Sohn des Apollo, das Getränk aus Honig erfunden haben. Diese Erzählung mag eben so wahr seyn, als die, daß Beukelsson das Einpöckeln der Heringe, und Barthold Schwarz das Pulver erfunden hat. Solche Sachen werden weder durch einen Versuch vollständig erfunden, noch erregen die ersten Versuche, welche darauf hinleiten, eine solche Aufmerksamkeit, daß sie des Andenkens würdig gefunden würden.

Wenn wir einem alten Liede, welches wahrscheinlich fälschlich dem Orpheus zugeschrieben wird, glauben wollen, so berauschte sich schon Saturnus in Meth von Honig. Und die Erfindung des Meths ist nicht blos in Arcadien, sondern auch überall wo Honig zu finden war, zu suchen. Bei den Griechen und Römern fand sich seit den ältesten Zeiten Honigbier oder Meth.

Plinius 14, 17. sagt: Hydromel werde aus Wasser und Honig gemacht, und erhalte durch Alter den Geschmack des Weins. In Phrygien sey das am meisten gepriesene zu finden. Es wurde auf mancherlei

Art

Art verfertigt, welches wir aus den mehreren Recepten sehen, die sich bei den Alten finden. Columella 12, 12. Dioscor. 5, 9. Palladius 8, 7. Plinius 14, 17. Die Griechen hatten gekochtes und ungekochtes. Auch vermischten sie ihr Zythum oder Getreidebier mit Honig, so wie auch den Wein und die Milch. Homer sang schon in den Odyssee von Melikret oder Honigbier.

Auch die Scythen machten nachdem Maxim. Tyrius Serm. 11. ein Getränk von Honig, welches sie von den Bienen nahmen, die bei ihnen ihren Sitz in Bäumen und Felsen hatten. Bis auf neuere Zeiten ist der Meth der Litthauer für den besten gehalten worden. Auch die alten Deutschen kannten schon in frühen Zeiten Meth.

Die Illyrier kochten ein Getränk aus Honigwappen, welches sie in hölzernen Gefäßen lange Zeit aufbewahrten, bis es einen Geschmack wie Wein erhielt. Die Aethiopier braueten ein Getränk aus Gersten-Brodt und Honig. In den nördlichen Gegenden kochte man mehrere Kräuter mit Honig zu einem Getränke. Auch machte man ein Getränk aus Kräutern, Beeren, Kirschen und Honig, warf mehrere Gewürze dazu, und ließ es gähren.

Man gebrauchte auch bei den Römern das Honig sehr häufig zum Einmachen der Früchte. Columella 12, 10. sagt, daß jede Art von Obst durch Honig könne erhalten werden.

In neuern Zeiten hat der Zucker, wegen seines reinern Geschmacks den Honig von manchem Gebrauche entfernt, welcher sonst daraus gemacht wurde. Bei der jetzigen Theurung des Zuckers würde es aber ein großer Gewinn seyn, wenn man den Honig in alle seine verlohrnen Rechte wieder einsetzen, ihm einen reinen Geschmack geben, seinen besondern Geruch ihm nehmen, und mit ihm Speisen und Getränke eben so angenehm versüßen könnte, als mit Zucker.

Wohlthätige Kräfte in Absicht auf die Gesundheit der Menschen wurden dem Honig von jeher zugeschrieben. Sein häufiger Gebrauch würde also nicht allein unsern Wohlstand vermehren, sondern auch unsern Körper gesund erhalten. Und wenn ein etwas erhöheter Preis des Honigs den Vortheil bei der Bienenwartung sicherte, so würde mehr darauf raffinirt werden, dieses kleine Vieh zu vermehren und ihm Nahrung zu verschaffen.

Warum sollten die Neuern, welche mit weit mehr Mitteln und Kenntnissen ausgerüstet sind, als die Alten, nicht verlohren gegangene Künste in weit höherer Vollkommenheit wiederfinden können? Das Honigbier, welches

ches unsere Bienenwärter aus den Honigwappen brauen, mag wohl für sehr wenig Gaumen reizend seyn: aber schon die Getränke, welche Columella 12, 12. beschreibt, mögten mehrere Liebhaber finden.

6) Aus Getreide. Das Getreide scheint auf den ersten Anblick gar nicht dazu geschaffen zu seyn, ein Getränk für die Menschen herzugeben: und es erfordert so manche Künstelei, wenn ein solches Getränk wohlschmekkend seyn, und sich eine Zeitlang erhalten soll, daß man sich mit Recht wundern kann, wie die Menschen zu allen den Erfindungen gekommen sind, welche zu einem wohlschmeckenden Getreidebier gehören. Und doch ist das Getreidebier keine Erfindung späterer Zeiten oder eines einzelnen Volks. Diese Erfindung verliert sich in die ältesten Zeiten, und ist bei mehrern Völkern, selbst bei solchen, bei denen der Weinstock wuchs, anzutreffen.

Es wurde schon dem ägyptischen Osiris, dessen Daseyn sich in den ältesten fabelhaften Zeiten verliert, zugeschrieben, daß er, der zuerst den Ackerbau gelehrt haben soll, auch die Kunst erfunden habe, aus Getreide und Wasser ein Getränk zuzubereiten, welches an Wohlgeschmack und Kraft dem Weine gleich gekommen wäre.

Und die Griechen legten ihrem Bachus die Kunst bei, den Zythus ein Getränk aus Getreide und Wasser, zum Besten der Völker erfunden zu haben, welche nicht den Weinstock anbauen konnten, das bei ihnen völlig die Dienste des Weins versehen und sie berauschen konnte.

Es ist wohl keine Getreideart übrig geblieben, aus der man nicht gesucht hat Getränke zu verfertigen. Am häufigsten scheint indessen Gerste, Maiz und Weizen dazu gebraucht worden zu seyn. Ausserdem wurden auch allerlei Hülsenfrüchte, Haber, Hirse und andere Sämereien dazu genommen.

Bei den Griechen war der Zythus das gewöhnliche Getränk ausser dem Weine. Dieser wurde nach dem Hasychius aus Gerste, nach dem Athenäus aber zugleich mit aus Weizen gebrauet. Man hatte auch einen Dizythus oder ein Doppelbier, welches stärker war. Und sowohl jener als dieser besaßen eine berauschende Kraft. Aristoteles soll von dem Rausche aus Zythus behauptet haben, daß er schläfrig mache, und von dem Rausche des Weins, daß er den Kopf angriffe, und darauf die Meinung gebauet haben, daß die von Zyth Berauschten rückwärts, die vom Wein Berauschten aber vorwärts fielen — welches die Erfahrung wohl so genau nicht bestätigen mögte.

Auffer-

Ausserdem hatten die Griechen noch ein Getränk, welches sie Zytien nannten, und aus Gerstenmehl bereitet wurde. Auch ein anderes Getränk, welches Bryton hieß, besonders bei den Thraciern gebräuchlich war, und aus gewissen Wurzeln zubereitet wurde. Auch am Nil wurde eine Art Bryton getrunken, zu welchen Blätter eines gewissen Krautes, Malitanalla, genommen wurden, von denen es einen sehr süßen Geschmack erhielt.

Bei den alten Galliern war ein Getränk gebräuchlich, welches von einigen Korma, von andern Kurmi, genannt wurde, dem aber die Griechen auch den Namen Zyth beilegen. Ob der Name Korma oder Kurmi noch in einigen Gegenden Frankreichs gebräuchlich seyn mag, weiß ich nicht.

Die alten Engländer nannten sonst ihr Bier, welches jetzt Ael heißt, wie Camden erzählt, Kwrw, welches vielleicht mit dem Kurmi einerlei Namen seyn mag. Indessen war Korma gewiß das schlechteste Bier daselbst, denn beim Athenäus steht eine Stelle des Posidonius, worin er sagt, daß die Reichen Wein tranken, welcher aus der Gegend von Marseille oder aus Italien geholt wurde, und zwar meistens unvermischt. Nur wenige vermischten ihn mit Wasser. Der Mittelstand trank Zyth von Weitzen mit Honig zubereitet. Die unterste Classe hingegen für sich, nemlich Bier ohne Honig, welches Korma genannt wurde.

Doch muß der Zyth auch zuweilen auf den Tisch der Großen gekommen seyn, wenn anders die Anekdote vom Kaiser Julian wahr ist, daß er sich in Paris in Zyth berauscht und darauf gesungen haben soll: „Wer? du wärst Bacchus? woher bei dem wahren Bacchus! Ich kenne dich nicht. Ich kenne allein den himmlischen, der vom Nectar duftet. Aber du? — dufteſt nach dem Bocke. Sag an! schuf dich vielleicht ein weinarmer Celte aus Aehren? Denn kannst du nicht Bacchus heißen! sondern ein Getrideſohn, ein Sprudeler! Anthol. graec. lib. I.

In Spanien trank man schon vor unserer Zeitrechnung ein Weizenbier, welches Luria oder Lulia hieß. Als die Römer den Untergang von Sumantia beschlossen hatten, und der mord- u. zerstöhrungssüchtige Scipio die Anstalten dazu getroffen hatte, da weiheten sich die Numantier dem Tode, feierten bei Luria und halb rohem Fleische das Todesmahl, und stürzten sich ins Treffen, in welchem sie den Tod und die Römer eine Quelle von unabsehbarem Unheil fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 14ten Julius 1800.

Von den künstlichen Getränken.

(Fortsetzung.)

Die Certa stand bei den Spaniern in großem Ansehn, weil vielleicht bei ihnen der Wein noch ganz fehlte. Polybius erzählt von einem ihrer Könige, daß in seinem Pallaste goldene und silberne Becher voller Weitzenbier standen.

Die Araber hatten ein Getränk, welches sie Fuca oder Alfuca nannten. Dieses bereiteten sie dadurch, daß sie Wasser auf warmes Gerstenbrod gossen, und mehrere hitzige Gewürze, als Minz, Ingwer und dergl. hinzu thaten. Es wurde in irdene Gefässe gegeben, und fest verwahrt, bis es aufbrausete wie Bier. Mehrere Völker bereiteten auf diese Weise Getränke zu: und selbst in Deutschland wird auch hin und wieder von der ärmern Classe ein leichtes Getränk auf diese Weise verfertigt. Das Wasser auf heißes Brod, meist aus Kleien gebacken, gegossen wird.

Das eckelhafteste Getränk fanden die Portugiesen bei der Entdeckung von Brasilien und einiger andern amerikanischen Länder, welches Abatji, Laxu-in oder Chica genannt wurde. Es wurde aus Maitz bereitet, wozu die alten Weiber die Körner käueten.

Es würde zu weit führen, wenn man alle bekannte Arten der Getreidebiere bei alten und neuern Völkern hier aufzuführen sich bemühen wollte. Allein in Deutschland trift man noch jetzt eine unzählige Menge davon an, und die Alterthümer deutscher Städte belehren uns, daß manches sonst sehr hoch gepriesene Bier entweder ganz vergessen oder so ausgeartet ist, daß es keinen Preis mehr verdient. Dies wenige ist blos angeführt, um zu zeigen, wie weit ausgebreitet die Getreidebiere von den ältesten Zeiten her auf dem Erdboden waren, damit man nicht wähnen soll, sie wären ein Beweis des Verderbens unter aufgeklärten Völkern.

Gerade unter den höhern und aufgeklärten Classen der Menschen hat der

Gebrauch des Biers abgenommen. Ob das eine Folge des vielen Geschreies gegen diese Art von Getränken ist? Denn kein Getränk ist so heftig, besonders von Griechen, Römern und Arabern angeklagt, als dieses. Es sollte Nerven und Nieren verderben, den Kopf angreifen und Kopfschmerzen verursachen, schwächen, die Säfte verderben, die Elephantiasis erzeugen, Lunge, Herz, Magen, Eingeweide verderben, Zittern, die fallende Sucht, den Stein, böse Katarrhen, Scorpheln und mehrere Uebel erzeugen. Und doch glaube ich, ist nicht dieses Geschrei schuld, welches von der Erfahrung hinlänglich widerlegt ist. So lange unsere Vorfahren blos Bier tranken, waren sie stark und fest, und wichen an Schönheit, Gesundheit und langem Leben keinem Volke der Erde. Erst die hitzigen Getränke, die Weine und Branntweine haben die Kräfte unsrer Körper verbrannt, und die warmen Getränke haben uns für unser rauhes Clima zu weichlich gemacht.

Der stillsitzende Gelehrte darf die Wirkungen des Biers nicht nach den Erfahrungen, welche er davon an sich selbst oder unter der ihm ähnlichen Classe von Menschen macht, beurtheilen. Beim sitzenden Leben kann es so wenig dienlich seyn, als im Uebermaße. Der Genuß desselben scheint durchaus körperliche Arbeit oder starke Bewegung zu erfordern. Wer zur Arbeit bestimmt ist, der wird nicht leicht ein wohlthätigeres Getränk finden können, als das Bier, wenn es Wohlgeschmack, Reinheit von schädlichen Zusätzen und einige Stärke mit einander verbindet.

Es ist nur sehr zu bedauern, daß die Biere im Ganzen an Vollkommenheit in den neuern Zeiten nicht gewonnen, sondern verloren haben. Sonst war die Kanne Breuhan für den fleißigen und dürftigen Mann ein Labsal, bei dem er seine Sorgen und seine Mühseligkeiten vergessen konnte. Für den Groschen, den er dafür ausgab, konnte er nicht allein sich, sondern seine kleine Familie mit erquicken. Jetzt ist, wenigstens an vielen Orten, dies Getränk zu einem elenden Dünnebier herab gesunken, welches fast nicht anders, als mit Widerwillen, bei einem brennenden Durste genossen werden kann. Die Theurung der Kornpreise und die Eigennützigkeit haben es dahin gebracht. In manchen Brauhäusern selbst wird dem Biere das gehörige Malz entzogen, und dagegen Versuche gemacht, ihm durch Künsteleien einen Schein von Stärke zu geben; und dann werden in den Wirthshäusern neue Versuche gemacht, die aus dem Brauhause erhaltene Masse von Bier auf eine vortheilhafte Art zu vermehren. Solches Mischmasch, welches sich kaum 5 Tage gut zu erhalten im Stande ist, liegt dann oft in den Wirthshäusern auf Tonnen, von denen täglich gezapft wird, und die nicht selten höchst unrein-

unreinlich sind, wird da schaal, sauer, kamig und zum elendesten Getränke, von dem man glauben könnte, daß es zur Strafe und nicht zur Ergötzung genossen werden sollte.

Man versuche es, und reise, besonders in den Sommermonaten, wo ein guter Trunk am nothwendigsten ist, von Wirthshaus zu Wirthshaus auf dem Lande umher, und man wird finden, daß kaum in dem zehnten ein genießbares Getränke anzutreffen ist. Selbst auf den Heerstraßen, wo doch die besten Wirthshäuser sind, muß man sich's zum Gesetz machen, wenn man nicht verdursten will, sich an Wasser und Wein zu gewöhnen; auf den entfernten Dörfern ist dieses aber noch bei weitem mehr der Fall.

Die Sache ist wichtiger, als man glaubt. Erstlich ist es höchst unrecht, den armen fleißigen Mann mit elendem Getränke so zu quälen, und selbst den zu zwingen, es zu genießen, der wohl Fähigkeit und Vermögen hätte, sich ein besseres zu brauen. Zweitens aber wird dadurch Veranlassung gegeben, daß die Menschen auf andere Mittel denken und fallen, ihrem Bedürfnisse abzuhelfen. Der Groschen, den der Arme zu seiner Erquickung ausgeben will, ist ihm viel zu wichtig, als daß er ihn auf die Gefahr, ein ungenießbares Getränk zu erhalten, wegeben sollte. Lieber legt er noch einen Groschen dazu, und verschaft sich damit ein Getränk, von dem er gewiß ist, daß es so beschaffen ist, als er erwartet. Wie oft habe ich von solchen Leuten gehört, sie müßten sich an Kaffee gewöhnen, weil das Bier die mehrste Zeit zu schlecht wäre. Und eben so oft: sie müßten ein Glas Branntewein nehmen, weil das Bier zu viele Blähungen machte, oder weil sie Wasser trinken müßten.

Es mag dieses oft eine leere Entschuldigung seyn; aber es ist doch nicht gut, daß die Schlechtigkeit des Biers zu einer Entschuldigung für andere Getränke gemacht werden kann. Das Bier ist das Getränk unsers Clima's und das Produkt unsers Landes. Bei jedem andern Getränke verlieren wir mehr an Wohlstand, mehr an Gesundheit und Kraft.

Ein etwas erhöheter Preis würde dem Gebrauche des Biers nicht so schädlich seyn, als der Mangel an innerer Güte. Der arme Landmann muß für jedes andere Getränk, welches er jetzt häufig trinkt, weit mehr bezahlen, und doch wird es getrunken.

Sobald die Menschen sicher wissen, daß sie allemal im Biere ein gutes wohlschmeckendes Getränk finden, werden wenigstens sehr viele die andern Getränke verlassen, und zu diesem zurück kehren. Man könnte überall zweierlei Bier brauen; ein schwächeres zur bloßen Stillung des Durstes, und ein stärkeres zur Erquickung. Nur müßten besonders für das bessere

Bier Erfindungen gemacht werden, der frühzeitigen Verderbniß desselben zu wehren. Es giebt ja schon Biere, welche sich ziemlich lange halten. Sollte das Verfahren, wodurch diese in den Stand gesetzt werden, sich lange zu halten, nicht allgemeiner gemacht werden können. Die Chemie dürfte sich solcher Erfindungen nicht schämen, welche einen ausgebreitetern Nutzen haben würden, als alle Bemühungen und Versuche, das Phlogiston für unstatthaft zu erklären.

Die gewöhnlichen Braumeister bleiben, wenn sie Bier für eine eine längere Dauer verfertigen wollen, bei bittern Sachen, besonders bei Hopfen, stehen, wodurch aber für manche das Bier nicht angenehm wird. Die alten verschaften ihm durch Honig die Fähigkeit, länger zu dauern, und sich mit der Zeit noch zu verschönern, die Araber durch mancherlei Gewürze, welche uns zu kostbar seyn möchten. Sollte uns nicht das Pflanzenreich mehrere angenehme und nicht kostbare Mittel darbieten, dem Biere eine längere Dauer zu verschaffen? Wie traurig ist es für den Landmann, welcher nicht täglich nach dem Brauhause fahren kann, und der sich deswegen mit größern Quantitäten Bier auf längere Zeit versehen muß, wenn es ihm schon am dritten Tage schaal, am fünften sauer, und am achten kahmig und faul wird, wie es so oft geschieht! Man hat Erfindungen gemacht, die verdorbenen Biere wieder herzustellen. Die Operation, welche dazu erfordert wird, ist für den, welcher die Handgriffe kennt und mit dem Apparat dazu versehen ist, so gar schwer und kostbar nicht. Aber der unkundige Landmann wird nie bei seinem Fäßchen Bier Gebrauch davon machen können, und deswegen eine Erfindung, durch welche sein Bier mehrere Wochen in einem trinkbaren Zustande erhalten würde, in einem etwas erhöheten Preise des Biers gern bezahlen.

Manches Bier erhält sich in fest verwahrten Bouteillen länger gut. Davon kann aber die ärmere Classe keinen Gebrauch machen, weil es ihm zu viel kosten, und zu viel Zeit wegnehmen würde. Wie leicht zerspringt von unserm schäumenden Biere die gläserne Bouteille, und wie leicht nimt die steinerne einen unreinen Geschmack an?

Viele Hauswirthe denken zwar, saures Bier sey haushälterisch, weil nicht so viel davon getrunken werde, als vom guten. Aber der Vortheil ist nur scheinbar. Jetzt, wo fast überall Mangel an Arbeitern ist, muß gewöhnlich dem Arbeiter, wenn er gern kommen und mit Lust arbeiten soll, das, was ihm auf eine Art abgeht, auf eine andere Art wieder ersetzt werden. An vielen Orten fordern die Männer Branntwein und die Weiber Kaffee, wenn ihnen das Bier nicht schmeckt. Und in großen Oekonomien wird ja ohnehin dem Arbeiter

gle-

gewöhnlich sein Maaß Bier zutheilt, mit dem er auskommen muß. Gesetzt aber auch, daß mancher Hauswirth bei saurem Biere wirklich erspartе, so verliert doch offenbar das Ganze dadurch, wenn das einheimische Getränk ungenießbar ist. Kaffee, Branntwein, Wein und Punsch sind schon den niedern Classen bekannt, und wenn nicht bald die Sache eine andere Wendung nimt, so werden diese Getränke noch viel allgemeiner werden.

Mit den schweren Bieren, welche jetzt in Deutschland hin und wieder gebrauet werden, als der Mumme, den nachgemachten englischen Bieren u. a. m. wird im Allgemeinen wenig gebessert, weil sie nicht gewöhnliche Getränke werden können. Dem Wein mögen sie da, wo sie eingeführt sind, Abbruch thun, aber dem Kaffee nicht so viel. Doch halte ich es für eine glückliche Begebenheit unserer Zeiten, daß dergleichen Biere immer mehr und mehr in Aufnahme kommen. Dieses kann eine Veranlassung geben, daß sich die Brauereien überall verbessern müssen, und daß dann der arbeitenden Klasse, für welche die Biere eigentlich gehören, ein besseres Bier in die Hände gebracht wird, wobei sie die andern schädlichen Getränke gern vergißt.

7) Getränke von Wurzeln und Kräutern.

Wurzelgetränke sind nicht sehr häufig. Von den Persern sagt Athanäus 10. daß sie Beyleum aus Wurzeln getrunken haben. Auch sollen einige andere morgenländische und afrikanische Völker mehrere Wurzeln zu ihren Getränken nehmen. Besonders aber wurden in Amerika verschiedene Erdgewächse und Wurzeln zu Getränken gebraucht. Die Brasilianer nahmen dazu die Kartoffeln oder Pätaten, die Wurzel vom Buel und andere. Eins ihrer liebsten Getränke wurde in Amerika aus den Wurzeln Aypi und Manlot auf eine eckelhafte Weise verfertigt, indem die Weiber die Wurzeln kochen, dann käuen, in Töpfe spien und wieder kochen mußten. Auch werden Kalmuswurzeln und einige andere gebraucht, um dem Biere einen gewissen Geschmack zu geben.

So viel mir bekannt ist, hat man in Deutschland blos versucht, aus Wurzeln einen Kaffee zu bereiten, indem man sie erst röstet, dann zu Pulver macht und ein warmes Getränk davon trinkt, besonders die Zichorienwurzel und auch die Möhrwurzel. Wahrscheinlich könnten aber auch diese und mehrere andere Wurzeln, besonders von der wilden Zichorie, welche so häufig und so angenehm ist, ungeröstet zu Bieren gebraucht werden. Und die Kartoffel würde in Deutschland eben so gut ein Getränk geben, als in Amerika.

Die Kräuter, aus denen man theils kalte, theils warme Getränke verfertigt hat, sind unzählig. Meist hatte

man

man bei den Kräutern wohl die Absicht, Gesundheitstränke daraus zu machen. Schon Hypocrates gedenkt solcher Getränke aus grünenden Kräutern. Strabo erzählt, daß in Aethiopien von dem gemeinen Manne Wasser getrunken würde, in welches ein Kraut, Paliurus, eingeweicht worden sey. Der Paliurus war nach dem Plinius ein Baum von der Größe einer Palme, welcher eine röthliche Frucht trug, die für sich schon angenehm war, aber aus dem Weine noch angenehmer war, welchen sie auch lieblicher machte. Auch der medicinische Gebrauch derselben wird gerühmt.

Der Thee ist ein bekanntes Getränk und bei den Morgenländern, vorzüglich in China, Japan und Persien schon sehr lange im Gebrauch. Er wächst vorzüglich in China und wird da mit sehr vielem Fleiße gesammelt und zubereitet. Unser Clima ist für den Theebaum wohl zu rauh; wenn es aber auch gelingen sollte, den Theebaum hieher zu bringen, so möchten doch die Bemühungen, welche der Thee erfordert, für unsere Landsleute wohl zu fein und zu langweilig seyn. Der Chinese hat mehr Geduld. Die Meinung, daß er der Gesundheit sehr zuträglich sey, welche die meisten Aerzte hegten, als man zuerst auf ihn aufmerksam wurde, hat ihm in Europa so vielen Eingang verschaft. Jetzt sind die meisten Aerzte anderer Meinung, und als gewöhnliches Getränk ist er auch gewiß höchst schädlich. Er sollte blos als Arznei in gewissen Fällen verordnet werden.

Die Floridaner bereiteten aus dem Safte von mancherlei Kräutern ein Getränk, welches sie Cassinat nannten. Es schmeckte angenehm, und hatte die Farbe des Bieres.

Unter uns sind eine Menge Kräuter bekannt, welche in heissem Wasser abgebrühet werden, und so diesem mit einem selten angenehmen Geschmack gewisse Heilkräfte mittheilen sollen, als Chamille, Fliederblume, Melisse, Ehrenpreis, Bitterklee und mehrere andere. Schon lange vor der Einführung des chinesischen Thees waren solche warme Getränke von Kräutern unter den Europäern bekannt, oder wohl nur blos wegen ihres medicinischen Nutzens gebraucht, und es ist auch nicht zu erwarten, daß sie jemals sollten allgemein eingeführt werden können.

Fast jedes Volk hat gewisse Kräuter, aus denen solche warme Getränke gemacht werden. Die Erfahrung, daß kalte Getränke in gewissen Fällen nicht dienen, der unangenehme Geschmack des reinen warmen Wassers und die gegründete Meinung, daß vorzüglich im Kräuterreiche viele Heilkräfte für den Menschen liegen, hat die Menschen auf solche Getränke schon sehr früh und sehr allgemein geleitet. Es würde mich zu weit führen,

ren, der Geschichte von dieser Art von Getränken nachzugehen.

Zum Glück empfehlen sich diese warmen Getränke der arbeitenden Classe nicht. Meist ist ihr Nutzen wohl nur negativ, und der Schaden, den sie verursachen, sehr positiv. Der Arbeiter fühlt schnell die Erschlaffung, welche sie verursachen, und verachtet sie, weil er keine nährenden Kräfte in ihnen spürt. Er sieht sie blos an, als Mittel, die tobende Wallung seines Geblüts zu mindern, oder die Ueberspannung seiner Kräfte herab zu stimmen; daher wird er nie im natürlichen Zustande Wohlgefallen an ihnen finden.

Es ist eine Erfahrung, welche Aufmerksamkeit verdient, daß sich diese Art von Getränken vorzüglich der sehr verfeinerten Classe empfohlen hat. Finden es die Menschen aus dieser Classe etwa so angenehm, sich von der Ueberspannung zu befangen, und in süßer Erschlaffung an ihrem Lebensfaden fort zu schleichen? Im Stande der Erschlaffung mögen sich die Lebenskräfte nicht so schnell aufreiben, aber wahrscheinlich desto eher entschlummern.

Einen andern schauderhaften Gebrauch machten fast alle rohe Völker von mehrern Kräutern und Wurzeln, der uns den deutlichsten Beweis von der unglücklichen Lage der Menschen im rohen Zustande giebt. Nicht ihren Durst zu löschen, nicht sich zum geselligen Umgange zu erheitern, nicht die Wallung ihres heissen Geblüts zu mindern, war ihre Absicht, sondern sich in einen Zustand von Raserei zu versetzen, und darauf in eine völlige Sinnlosigkeit zu verfallen. Wie tief muß der Mensch stehen, der in einem Zustande der vollkommenen Besonnenheit sich seines Lebens nicht zu erfreuen weiß; dem das Gefühl seines Daseyns zur Last wird, und der dawähnt, daß er dann erst glücklich sey, wenn er den Gebrauch seiner Kräfte verliert, und seinen Zustand und sich selbst vergißt!

In den ältern wilden Ritterzeiten der Griechen war ein jetzt ganz unbekanntes Kraut, Nepenthe, sehr berühmt, welches die Kraft haben sollte, allen Schmerz und alle Traurigkeit wegzunehmen, oder vielmehr vergessend zu machen. Dieses Kraut soll ein Geschenk der Helena gewesen seyn, welches sie aus Aegypten den Helden ihrer Zeit zum Trost bei den vielen Ermordungen in den Kriegen, welche um ihretwillen entstanden waren, mit brachte. Homer singt im 4ten Buche der Odyssee das Lob dieses Krautes. Viele Dichter sangen ihm nach. Und im vorigen Jahrhundert hat ein Franzose, Pierre de la Seine, ohne daß er im geringsten das Kraut gekannt hätte, ein weitläuftiges Buch über das Nepenthe, oder die Kunst, den Schmerz zu vertreiben, geschrieben. Ein prächtiges

Thema

Thema, bei dem sich auch der seichteste Kopf sehr gefallen kann. Wegen der herrlichen Eigenschaften, welche man diesem Kraute beilegte, sind manche auf den Gedanken gerathen, daß es blos ein Geschöpf der Dichtkunst sey, welche sich die Freiheit genommen habe, eine vortrefliche Kunst als ein seltenes Kraut aufzustellen, ungefähr wie in jenem Liede, das Kräutlein Patientia, welches nicht in allen Gärten wächst.

Genau betrachtet, war das hochbelobte Nepenthe wohl nichts anders, als ein betäubendes Mittel, welches den alten Griechen alle Besonnenheit raubte, wobei es denn natürlich war, daß sie allen Schmerz vergaßen.

Ein ähnliches Kraut, vielleicht aber dasselbe, war Helenium, welches nicht blos die Kraft hatte, den Schmerz zu heilen, sondern auch heiter zu machen.

Der Hanfsaame, so wie auch die Blätter vom Hanf, sollen eine gleiche Kraft besitzen, und so zubereitet werden können, daß sie den ernsthaftesten Mann zum Narren machen.

Ein Kraut, mit Namen Strychnon, sollte, in geringer Quantität genommen, heiter, ein Drachma davon aber schon närrisch machen, daß man allerlei Gestalten und Schauspiele zu sehen glaubte, und von seinem Ich eine sehr hohe Vorstellung erhielte. Eine noch größere Quantität aber sollte völlig rasend machen, und ein Pfund unvermeidlich den Tod bringen. Ein gefährliches Kraut, von dem vielleicht manches Drachma unwissend genossen ist!

Beim Plinius findet man noch viele Kräuter angegeben, als Gelotophyllis am Dnieper, die Syssiotoris in Persien, Halicacabus, Moly und andere, welche alle die Kraft haben sollen, fröhlich zu machen, oder vielmehr in einen beständigen Zustand des Lachens zu versetzen. Alle diese Kräuter waren gewiß eine Art Gift, welches schrecklich auf den Körper wirkte, und Verzerrungen im Gesichte hervor brachte, welche man für Zeichen der Fröhlichkeit und für Lachen hielt. Und die armen Wilden sahen blos auf die ersten Wirkungen solcher Kräuter, und bemerkten die schrecklichen Folgen nicht.

Wir haben gewiß eine Menge Kräuter, welche eine ähnliche Wirkung hervorbringen würden, aber zum Glück kennen wir sie als Gifte, und ihr Gebrauch wird vermieden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 18ten Julius 1800.

Von den künstlichen Getränken.

(Schluß.)

Fast unter allen rohen Völkern der neuern Zeit haben die Reisenden den unglücklichen Gebrauch solcher betäubender Mittel angetroffen. Wer kennt nicht den schrecklichen Gebrauch des Opiums in den Morgenländern, welcher schon vor Plinius Zeiten in Spanien bekannt war. Dahin gehört auch die Datura, der Betel und andere. Zu gleicher Absicht wurde auch schon in den ältesten Zeiten der Rauch verschiedener Kräuter angewendet. Nicht blos bei den Amerikanern, sondern auch bei europäischen und asiatischen Völkern.

Die Tabackepfeifen und der Taback selbst mögen erst in spätern Zeiten in der alten Welt in Gebrauch gekommen seyn, aber man kannte schon in sehr frühen Zeiten Kräuter, deren Rauch man mit Wohlgefallen, oder um sich zu begeistern, verschluckte; ob man sich deren wohl nicht so allgemein bedient haben mag, als jetzt des Tabacks.

Von den Scythen erzählt Maximus Tyrius, daß sie, wenn sie bei ihrem Wassertrinken die Wollust eines Rausches haben wollten, ein Feuer anmachten, darein wohlriechende Kräuter würfen, und sich dann in einem Kreis umher setzten, um gemeinschaftlich den Rauch wie mit Bechern einzuschlürfen, wovon sie berauscht würden, wie vom Wein, und dabei jauchzten und tanzten. Etwas ähnliches erzählt Herodot von den Massageten, daß sie nemlich eine gewisse Baumfrucht haufenweise ins Feuer würfen, sich darum setzten, durch Einschlürfen des Rauches sich berauschten, und davon zu Spiel und Tanz gingen. Bei den Griechen war das Berauschen vermittelst des Rauches wohl nur ein Eigenthum der Priester, welche sich dadurch in einen Zustand der Betäubung versetzten, in

welchem sie den weissagungssüchtigen Fragern jene berüchtigten Orakel ertheilen konnten, welche eine desto vielsinnigere Deutung annahmen, je unsinniger sie an sich selbst waren. Gleiche Absichten haben oft auf gleiche Mittel geführt. Die Priester der neu entdeckten Welt hüllten sich auch in einen Nebel von Rauch, der sie selbst beräubte und die andern verblendete, damit Betrüger und Betrogene nicht inne werden möchten, was sie einander waren; denn gewiß thut man den meisten Priestern der alten Welt zu viel Ehre an, wenn man glaubt, daß ihre zweideutigen Antworten und ihr ganzes Betragen ein Werk ihrer List, oder gar ihrer Menschenkenntniß gewesen sey. Als sie selbst erst nüchtern wurden, da hatte ihr Reich ein Ende, weil das Nüchternwerden eben so ansteckend ist, wie das Berauschen.

Seitdem das Tabackrauchen so allgemein geworden ist, scheint es seine betäubende Kraft verloren zu haben, und blos ein unnützer Zeitvertreib geworden zu seyn, welcher im Ganzen ungeheure Summen kostet. Allein man darf doch nicht wünschen, daß dem Volke die Pfeife ganz genommen werde. Sie ist in Wahrheit die Pfeife des Friedens und der Geselligkeit, und hindert manches Uebel, welches ohne sie gewiß entstehen würde. In Gesellschaften, wo geraucht wird, bleibt meistentheils das erhitzende Getränk weg. Und der Mann, der sich an der Pfeife ergötzt, liebt selten den Branntwein. Wenigstens unter den Landleuten ist es eine allgemeine Erfahrung, daß in dem Maaße, in welchem jemand die Pfeife liebt, er sich des Branntweins enthält, und so wie sich jemand von der Pfeife entwöhnt, und den Schnupftaback lieb gewinnt, so liebt er auch den Branntwein.

Man kann zwar wohl verlangen, daß die Einfalt der Sitten so groß seyn soll, daß niemand zu seinem Vergnügen einen entbehrlichen Genuß begehrt; aber hoffen läßt sich dieses nicht. Darum muß man zufrieden seyn, wenn nur der unschädlichste Genuß gewählt wird.

Was die rohen Menschen der alten Zeit durch giftige und betäubende Kräuter und Wurzeln zu bewirken suchten, dazu wendet man in neuern Zeiten leider sehr oft die gebrannten Wasser an, welche zwar nicht so plötzlich die Lebensgeister zerrütten, aber sie doch unvermeidlich verbrennen.

Das Heer dieser geistigen Getränke ist sehr groß. Wahrscheinlich stammen sie aus den Morgenländern her, wo die Wuth, sich künstlich zu betäuben, schon früh sehr groß war, welche Muhamed durch sein Weinverbot den Moslemins nur noch gefährlicher machte.

8) Zuletzt noch die Getränke, welche unter dem allgemeinen Namen Kaffee begriffen werden.

Der

Der eigentliche Kaffee kann zwar nur allein aus der Kaffeebohne zubereitet werden, welche in dem glücklichen Arabien und andern morgenländischen Gegenden zu Hause ist, und von da auf die amerikanischen Inseln verpflanzt wurde.

Aber man hat auf unzählige Weise versucht, dieses Getränk auch aus andern Produkten nachzumachen. Da meistentheils die Kaffeebohne erst geröstet und gemahlen wird, ehe das Getränk aus ihr verfertigt wird, so hat man alle Getränke, wozu geröstete und gemahlene Produkte genommen sind, mit dem Namen Kaffee belegt. Und oft schon ist behauptet, daß dieses oder jenes Produkt den wahren Kaffe vollkommen ersetzen könnte. So viel mir bekannt ist, wählte man zum Ersatz des Kaffees zuerst gelbe Wurzeln, darauf Zichorien, welche das meiste Glück gemacht haben. Ausserdem aber noch Eicheln, Gerste, Malz, Habergrütze, Weitzen, Rocken, Linsen, große Bohnen, und endlich auch Kartoffeln.

Man muß erstaunen, daß dieses Getränk von gerösteten Sachen so unentbehrlich geworden ist, daß auch der, dem seine Umstände nicht erlauben, den wahren theuern Kaffee zu trinken, oder daß auch der, der aus Patriotismus sein Geld nicht für ein solches Getränk in fremde Länder schicken will, sich beredet und andere zu bereden sucht, er tränke von deutschen Früchten den wahren Kaffe. — Eine solche Täuschung kann nicht lange bestehen. Der Unterschied zwischen dem wahren und dem nachgemachten ist zu groß. Man wird sich nur so lange täuschen, als der Enthusiasmus dauert, oder bis man den Preis desselben nicht mehr unbequem findet.

Können wir denn keinen andern Ausweg finden, als den, ein verhaßtes Getränk elend nachzuahmen? Wenn der Kaffee unser wahrer Feind ist, wenn er unsere Gesundheit zerstört, und unsern Wohlstand zerrüttet, so laßt uns ihn als unsern Feind behandeln, und ihm mit offenem freiem Muthe den Krieg ankündigen. Laßt uns als deutsche Männer für unserer Nachkommen Wohlfahrt streiten, und einen festen ewigen Bund schliessen, nicht eher zu ruhen, als bis dieser Feind von unsern Gränzen auf immer vertrieben ist.

Der einzelne Mann kann gegen diesen Feind nichts ausrichten. Auch würde es umsonst seyn, ihm das Land zu verbieten, so lange er noch so sehr viel heimliche Freunde hat, und manchem das Niri in verum gar zu sehr im Herzen brennt. Man mache also ein allgemeines Bündniß gegen ihn, und suche sich einen andern Hausfreund, der es redlicher meint, und nicht blos angenehme Unternehmung, sondern auch wahre Lebenskräfte gewährt.

G. L. W.

Kurze Anweisung,

wie in den Haushaltungen der Wein zu behandeln ist.

Die häufigen Klagen, womit der Weinhändler über das Trübe- und Sauerwerden der von ihm gelieferten Weine so oft von seinen Kunden behelliget wird, sind, wie Erfahrung und aufmerksame Beobachtungen zur Gnüge lehren, gewöhnlich eine Folge der Nachläßigkeit und Unreinlichkeit, womit in den meisten Haushaltungen mit jenem Getränke umgegangen, und wodurch solches, statt dem Menschen zur Freude zu dienen, ihm zum Eckel gemacht wird.

Eine kurze Anweisung, wie der Wein zu behandeln ist, wenn er schmackhaft seyn und bleiben soll, vorausgesetzt, daß er gut und ohne Fehler vom Weinhändler abgesandt oder geliefert worden ist, wird daher hier nicht am unrechten Orte stehen, und deren Befolgung gewiß für den Weintrinker sowohl erfreuliche Folgen haben, als auch manchen Vorwürfen vorbeugen, die nicht selten dem Weinhändler ohne sein Verschulden über seine Waare gemacht werden.

Sobald vom Schiffer oder Fuhrmann Wein geliefert wird, muß sofort, und, wenn es angeht, in seiner Gegenwart, das Gefäß genau besichtiget und untersucht werden, ob solches gehörig voll und unbezwickt, auch, ob es mit dem gehörigen Petschaft versiegelt, und mit dem, im Frachtbriefe oder in der Rechnung angeführten Zeichen versehen ist. Findet sich hiebei nun irgend etwas Verdächtiges, so muß der Wein selbst sogleich untersucht werden, und der Empfänger hat sich an den Ueberbringer, er sey Schiffer oder Fuhrmann, zu halten, wenn er nemlich den Wein bestohlen oder verfälscht, oder das ganze Gefäß gegen ein anderes vertauschet findet, und muß sich von diesem den erlittenen Schaden vergüten lassen, denn die in solchen Fällen gewöhnliche Ausrede der Schiffer und Fuhrleute, daß ihnen der Wein in nicht vollen oder schadhaften leckenden Gebinden, oder daß diese mit unrechten Märken versehen, vom Abfender zugeliefert worden, kann dem Schiffer oder Fuhrmann nicht zu Gute kommen, da es die erste seiner Pflichten ist, zu seiner eigenen Sicherheit darauf zu halten und zu achten, daß er dasjenige, was er in gutem Stande abzuliefern übernimt, auch ohne Tadel und Fehler empfängt, überdem dem Weinhändler mit Billigkeit nicht zugemuthet werden kann, daß er für alle Gefahr, der der Wein auf so mannichfache Weise unterwegs ausgesetzt ist, einstehen und dafür haften soll.

Findet sich nun aber bei der Ablieferung das Gefäß unverdächtig und ohne

ohne äussern Schaden, so ist es am besten, solches sogleich in den Keller, oder in Ermanglung dessen, an einen kühlen Ort bringen, und es auf den Hinterboden mit gehöriger Vorsicht stellen, sodann im Vorderboden, falls es nicht schon vorhanden seyn sollte, ein Loch bohren, und in dieses einen saubern hölzernen Ablaßhahn, oder wo diese nicht üblich sind, einen hörnenen Zwick stecken und wohl befestigen zu lassen. So zum Abzapfen vorbereitet, muß das Faß dann aufs Lager fest gelegt, das Spund geöfnet, oder in solches allenfalls auch nur ein Luftloch gebohrt werden, was jedoch immer, wenn vom Fasse nicht gezapft wird, sorgfältig verschlossen gehalten werden muß. Kann nach diesem Verfahren dem Wein nun einige Tage Ruhe geschenkt werden, damit er sich von seiner oft langen bei ungünstiger Witterung gethanen Reise erhole, so ist es um so besser, und der Wein wird nach einer solchen Ruhe den billigen Erwartungen des Empfängers eher entsprechen, wenn man diese Vorsicht anwendet. Indessen ist die Befolgung dieser Regel nicht durchaus nothwendig, und auch ohne selbige wird der Käufer befriedigt seyn, vorausgesetzt, daß der Wein an sich ohne Fehler ist.

Hat man nun solchergestalt mit dem erhaltenen Gebinde Wein verfahren, so ist zu bemerken, daß, da roher Wein sich nicht leicht auf einem angebrochenen nicht vollen Fasse gut erhält, sondern im Winter trübe und im Sommer sauer wird, wenigstens von seinem blumichten kräuterhaften Geschmack in jedem Falle ansehnlich verliert, es wohl gethan ist, wenn solcher sofort und auf einmal auf Bouteillen gezogen, und diese entweder in Sand oder auf Holz, oder aber auch in Körbe oder Kisten gelegt, und an solchen Orten aufbewahrt werden, wo sie so wenig strenge Kälte als starke Hitze trift.

Weiße Weine bedürfen dieser Vorsichtsmaaßregeln so sehr nicht, denn solche können sich, wenn sie anders nicht ganz jung oder von einem gar zu magern Gewächse sind, lange und wohl ein halbes Jahr auf einem Fasse, von dem täglich gezapft wird, gut erhalten. Es pflegt sich zwar besonders im Sommer ein weißer Kahm darauf zu setzen, dieser schadet aber dem Weine nicht, so ferne das Faß so fest liegt, daß es nicht gerührt und bewegt werden, die weiße Haut sich also mit dem Wein nicht vermischen und diesen trübe machen kann; denn da der Kahm eine natürliche Decke ist, welche der zu starken Austünstung des Weins vorbeugt, so ist er eher nützlich als schädlich, und unten weg wird man immer guten klaren Wein vom Fasse ziehen können.

Daß übrigens der Wein nur in ganz saubere, mit Brunnenwasser reine gespülte Flaschen gezapft, und man zu deren Verstopfung sich nur

neuer

neuer und guter Pfröpfe bedienen muß, versteht sich von selbst, da es natürlich ist, daß mit schmutzigem Geschirre alles, auch das Beste, verunreinigt und verunedelt wird.

Manchem mögen diese Vorsichtsmaaßregeln in der Behandlung des Weins zu allgemein bekannt, und daher sehr überflüßig scheinen. Sie sind es aber nicht, wie die tägliche Erfahrung zeigt, und eben der Mangel der vorsichtigen Behandlung des Weins veranlaßt gewiß die meisten, der Regel nach ungerechten Klagen über Veruntreuungen der Schiffer und Fuhrleute, oder schlechte Behandlung von Seiten der Weinhändler. Wer die einfachen, hier gegebenen Vorschriften sorgfältig befolgt, den wird die Erfahrung bald belehren, daß fast immer seine Klage über den Weinhändler ungegründet war, und daß er sich die Vorwürfe zu machen hatte, die er über jenen unbilligerweise ausschüttete, und wodurch er selbigem oft den bedeutendsten, und doch so unverdienten Schaden zuzog.

Ueber den Anbau der Sahlweide und Birke.

Daß der Holzmangel an mehrern Orten schon wirklich eingetreten ist, beweisen die Preise des Holzes hinlänglich; in meinem mir anvertraueten Reviere ist seit 15 Jahren der Preis eines Malters Eichenholz von 14 Ggr. bis gegen 2 Thl. gestiegen. Um nun dem Holzmangel so schnell als möglich entgegen zu arbeiten, muß man dazu schnellwüchsige Holzarten wählen, und unter diesen verdient die Sahlweide, der ich jedoch die Pappelweide völlig an die Seite setze, den ersten Platz; und ich bin der Meinung, daß der Anbau dieser Weide von besonderem Nutzen sey; besonders 1) in den Gegenden, wo an Well- oder Wasenholze würklicher Mangel ist, und 2) wo man den jungen Anflug und die Loden für Wildpret und Vieh hinreichend schützen kann; denn bekanntlich ist keine Holzart den Anfällen des Viehes und besonders des Wildes mehr ausgesetzt, wie die Sahlweide. Sonst hat dieses Holz freilich den Nachtheil, den alles schnellwüchsige Holz mit sich führt, nemlich daß es weniger Hitze giebt, wie hartes Holz. Dagegen aber liefert es auch eine desto größere Menge Buschholz zu Wellen oder Wasen, und ist auch für die Bienenzucht von sehr großem Nutzen, indem die Blüte sehr honigreich und am frühesten ist.

So nutzbar und rathsam aber der Anbau der Sahlweide auch ist, so ist doch

doch der Anbau der Birke weit mehr und dringender zu empfehlen. Dieses vor andern einheimischen und fremden Holzarten nicht genug zu schätzende Holz kann wegen seiner vielen Vorzüge nicht zu viel empfohlen werden. Denn erstlich nimt die Birke mit schlechtem Boden vorlieb, wo fast kein andres Holz wächst. Freilich wächst sie in gutem Boden besser, wie in schlechtem, allein sie kömmt auch auf schlechten gut fort. Vor einigen Jahren habe ich eine hier sogenannte Steinleede, wo weiter nichts als weisser Kalk- und Gipsstein, und hin und wieder nur etwas leichte Haselerde zu sehen war, mit Birken, zwar etwas mühsam, bepflanzt, welches jedoch nach und nach so gerathen ist, daß ich täglich daran meine herzliche Freude sehe. Das abgefallene und nach gerade verwesende Laub hat die leichte Kalk- und Haselerde so verbessert, daß ich Hainebüchen zwischen den Birken mit dem besten Erfolge habe pflanzen können, und so ist auf einer steinigen und ganz unbenutzten Blöße, wo auch nicht ein Dornbusch zu sehen war, ein schöner Holzfleck entstanden, der in diesem Jahre zum erstenmale abgeholzet wird.

Zweitens wächst die Birke sehr schnell, und giebt dabei ein weit festeres Holz, als andere schnellwüchsige Holzarten. Im Jahre 1781. habe ich auf gutem Mittelboden eine Birkenbesaamung angelegt, welche 1794, also nach 13 Jahren, zu rechten gu-

ten Wellen abgetrieben wurde; die wieder häufig ausgeschlagenen Stammloden sind beinahe völlig haubar, und können von nun an füglich alle 7 Jahre gehauen werden.

Drittens ist es ja wohl allgemein bekannt, daß die Birke, ausser einem schönen Brennholze, besonders dem Wagener oder Stellmacher allerlei Nutzholz, und den Gewerken eine gute Kohle, auch nebenher den Birkenwein liefert.

Viertens hat die Birke die besondere Eigenschaft, daß sie keinen jungen Anflug anderer Holzarten unter sich erstickt, wie dieses bei allen andern Holzarten der Fall ist, vielmehr gedeihet aller Anflug unter dem Schatten der Birke sehr gut.

Fünftens ist es noch ein Hauptvorzug der Birken, daß das Vieh, welches eigentlich der Forstcultur die meisten Hindernisse in den Weg legt, die Birke, wegen der Bitterkeit des Laubes und des Holzes, nicht beschädigt, wenn sie nur in den ersten Jahren das für bewahret wird. Hier werden 4, höchsten 5jährige Birkenhaue oder Schläge dem Viehe ohne Bedenken zur Weide eingegeben, welches man bei allen andern Laubhölzern auch im 10ten Jahre nicht ganz ohne Schaden zu thun vermag. Der Mangel an Hutweide macht es bei der jährlich zunehmenden Viehzucht dringend nothwendig, auf Anziehung der Birken

ken und Kopfhainebüchen mehr Bedacht und Fleiß, wie bisher geschehen, zu verwenden. Wir werden gewiß unsere Zeit, Mühe und Kosten auf Anziehung der edlern Birke besser anwenden, als wenn wir uns mit der Acacie beschäftigen, die gewiß für die mehrsten Gegenden schon dadurch unnütz wird, daß die Hasen die Borke bis aufs Holz rein abschälen, so, daß wie ich es erfahren, der Stamm vertrocknen muß; zwar schlägt sie wie andere Laubhölzer wieder aus der Wurzel aus, und treibt auf gutem Boden wieder gute Loden; aber nur, um im nächsten Winter von den Hasen oder Kaninchen wieder geschält zu werden. Was nützt den Forsten ein Holz, welches man im Freien nicht ziehen kann, und wie viele Vorzüge hat dagegen nicht die vortrefliche Birke.

Steierrhal im Hohnsteinischen. G. Kahne.

Zu dem Aufsatze im 39. Stück des diesjähr. hannöver. Magaz. Was für Zehntverordnungen im Amte Wildeshausen gelten?

Die Sache ist schon im Jahre 1757. zur Frage gekommen, in der Prozeßsache einer Frau von Verdeghaus zu Vechte wider ihre Zehntpflichtigen zu Düngstrup, in welcher letztere die gesetzliche Kraft der Calenbergischen Zehntordnung im Amte Wildeshausen bezweifelten.

Das hiesige Königl. Hofgericht, an welches diese Sache durch Appellation gediehen war, wählte damals den richtigen Weg einer Anfrage bei dem Königl. Ministerio. Dieses reskribirte darauf jenem Gerichte unterm 8ten Januar 1757.: „Es habe seine Richtigkeit, daß sämmtliche im Fürstenthum Calenberg ergehende Verordnungen auch an das Amt Wildeshausen, obgleich dasselbe eigentlich nicht zu besagtem Fürstenthume gehöre, sondern ein separirtes Amt sey, expedirt würden, und dieses Amt also in so fern den Calenbergischen Verordnungen unterworfen sey."

Die Frage ist also schon damals für die Calenbergische Zehntordnung authentisch entschieden worden.

K.

Hannöverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 21ten Julius 1800.

Resultate der Kuhpockeneinimpfung in Großbritannien während des Jahrs 1799.

Meinem Freunde,

Henry Molz, Esq.

Da es erfreulich ist, zu sehen, wie sehr man von allen Seiten sinnt, denkt und arbeitet, die Summe der Uebel im menschlichen Leben zu vermindern; so wird man die folgende Verdeutschung eines lehrreichen Bogens in Folio fürs Publikum

„Institution for the Inoculation of the Vaccine-Pock" a)

mit Vergnügen lesen.

Anstalt

für die Einimpfung der Kuhpocken in Nr. 36. Warwick-Street golden Square (London) errichtet d. 2ten December 1799.

Diejenigen, welche nur mit einem Theile der Geschichte der Blattern bekannt sind, pflegen selten mehr als die Vortheile, welche die eingeimpften Blattern vor den natürlichen (zufälligen) in Ansehung der Erhaltung des Lebens einzelner Menschen haben, und daß man eine im Allgemeinen leichte einer im Allgemeinen schweren Krankheit unterschiebt, in Betrachtung zu ziehen; und diese Personen bilden sich auch ein, daß die Einimpfung einer weiteren Vervollkommnung weder bedürfe, noch ihrer vielleicht fähig sey. Diejenigen aber, welche mit der Geschichte der Blattern in ihrem ganzen Umfange bekannt sind, wissen, daß die Einimpfung der Blattern, bei allen ihren Vortheilen, sehr vieles Unglück verursache. — Denn

a) Das im Anfange gebräuchliche Wort Pox hat man, wie man aus diesem Bogen ersieht, in das mildere und schicklichere Wort Pock verwandelt.

1) Bei der besten Behandlung stirbt eine gewisse Anzahl Menschen an den eingeimpften Blattern; und obgleich das Verhältniß der Todesfälle zu den Genesungen wohl nicht fünf auf Ein Tausend Eingeimpfter übersteigen mag b); so ist doch der Kummer, den diese unglücklichen Fälle verursachen, viel bitterer, als derjenige, den man bei Todesfällen von zufälligen Blattern empfindet. Und deswegen würde die Vertauschung der Blatterneinimpfung gegen eine mildere Krankheit dazu beitragen, den durch jene Impfung verursachten Kummer zu vermindern.

2) Es scheint, als ob man leicht berechnen könne, daß einer unter fünf und zwanzig Eingeimpften eine schwere Krankheit zu erdulden habe.

3) Die vielfachen Wege der Blatternansteckung verschließen jetzt (now) jede Aussicht zur Ausrottung der Blattern: und es ist, so lange die Einimpfung nicht allgemein angewandt wird, äusserst wahrscheinlich, daß zufolge der, durch die Einimpfung, mehr verbreiteten Ansteckung die verhältnißmäßige Sterblichkeit an den natürlichen (zufälligen) Blattern eher vermehrt, als vermindert werde c).

4)

vielleicht auf die Veranlassung Thomas Dorset's in W. Woodville's reports, pag. 46. S.

b) Die Gesellschaft nimt also im Ganzen 1 Todten auf 200 Eingeimpfte an. In den Hospitals for the Small-Pox and Inoculation St. Pancras. London, wurden im Jahre 1799 2342 Menschen eingeimpft, von denen 4 starben, also 1 unter 585; und überhaupt giebt diese Anstalt bei ihren 37342 (seit dem September 1746. bis Ende 1799.) Eingeimpften das Verhältniß der Verstorbenen zu den Genesenen wie 1 zu 400.

In Deutschland war neuerlich die Tödlichkeit der eingeimpften Blattern um sehr vieles grösser; 1798. starben in Anspach 8 von 76 oder 1 von 9 Eingeimpften (an den zufälligen Blattern starb daselbst 1 von 3 oder 4 Kranken). Die Einimpfung der Blattern war in Deutschland überhaupt nie so glücklich, als in England. Was mögen die Ursachen seyn? Könnte auch die Kuhpockeneinimpfung in Deutschland vielleicht unglücklicher, als in England, ausfallen? S.

c) Daß durch die Blatterneinimpfung oft und häufig in Städten und Ländern Blatternseuchen entstehen, ist keinem Zweifel unterworfen. Auch das Gesetz mancher Länder, nicht eher in einem Orte, als bis 2, 3, 4 Blatternkranke daselbst sind, einzuimpfen, ist ganz unzulänglich; denn kaum finden sich in einem Orte einige Kranke, so wird gleich von allen, die mit Ungeduld auf die sehnlichst erwünschte Gelegenheit einzuimpfen (ihre Kinder krank zu machen) warteten und die keine Rücksicht auf das Wohl ihrer Nebenmenschen, wenigstens in dieser Sache, nehmen, in allen Seiten des Orts zur

Ein-

4) In einer gewissen Anzahl von Fällen eingeimpfter Blattern entstehen Verunzierungen der Haut, für welche kein Einimpfer im mindesten verantwortlich seyn kann. Und gleichfalls werden Krankheiten, zu denen eine Disposition im Körper verborgen lag, durch die Einimpfung der Blattern häufig erregt.

5) In einigen Familien und unter besondern Zuständen der körperlichen Beschaffenheit, z. B. Schwangerschaft u. s. w., sind die Blattern, selbst die eingeimpften, eine ausserordentlich gefährliche Krankheit.

Durch die Berichte, die über die Unpäßlichkeit (disorder), welche man mit dem Namen „Kuhpocken" benennet, sind gesammelt, und durch die Erfahrungen, die seit dem letzten Januar (1799.) vermittelst der Einimpfung der Kuhpocken sind gemacht worden, ist es nun offenbar, daß die oben angeführten nachtheiligen Wirkungen der Blatterneinimpfung durch die Verwechselung mit der Kuhpockeneinimpfung könnten verhütet werden. — Weil

1) von vier tausend Personen, welche die eingeimpften Kuhpocken hatten, nur eine einzige starb. Ja man hat, ungeachtet dieses Falles, gute Gründe, zu glauben, daß die verhältnißmäßige Sterblichkeit wohl noch geringer, als hier angegeben, sey d).

2) Unter mehr als 2000 jener Personen, die die Kuhpocken gehabt hatten und die nachher mit Blatterngifte eingeimpft wurden, findet sich nicht ein einziger wohlbezeugter Fall, daß nach den Kuhpocken Blattern erfolgt wären; auch dann nicht, wenn man die von den Kuhpocken Genesenen den ansteckenden Ausdünstungen der natürlichen (zufälligen) Blattern aussetzte. Und diese Thatsache (durch die Kuhpocken vor den Blattern gesichert zu seyn) hat sich auch, durch Ueberlieferung, seit undenklichen Zeiten

Einimpfung geschritten. Alles giebt man verloren; die geimpften Kinder trägt man auf den Straßen und in fremden Häusern herum, der Ansteckung sind Thür und Thor geöffnet; die Blattern werden allgemein verbreitet und oft wird der 4te Kranke ein Raub des Todes. Im vorigen Jahre sahe ich in zwei Städten verschiedener Länder das Beispiel.

S.

d) Herr Doktor Bönig giebt in seinem schätzbaren Aufsatze zur Empfehlung der Kuhpockeneinimpfung in dem 43ten Stück dieses Magazins Seite 874 die Zahl der Eingeimpften bis zum Ende März dieses Jahrs in 5000 an, und noch immer nicht mehr, als den einzigen Todesfall bei Woodville, pag 149.

ten in Ansehung der zufälligen Kuhpocken bestätigt.

3) Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß die eingeimpften Kuhpocken im Ganzen eine viel leichtere Krankheit, als die eingeimpften Blattern, sind; und daß das Verhältniß der schweren Fälle der eingeimpften Blattern zu den eingeimpften Kuhpocken wenigstens wie Zehn zu Eins ist. —

4) Es erhellt nicht, daß die ächten Kuhpocken, gleich den Blattern, durch die Ausdünstungen (effluvia) e) der Kranken könnten fortgepflanzt werden. Folglich f) wenn die Kuhpocken-, statt der Blatterneinimpfung, allgemein sollte eingeführt werden, so könnte man vernünftiger Weise daraus schließen, daß die eckelhafte und schreckliche Krankheit der Blattern würde ausgerottet werden, und daß sie, gleich der Schweißseuche, der Pest, gewissen Arten des Aussatzes u. s. w. nur dem Namen nach in diesem Lande künftig bekannt seyn werde g).

5) Es erhellt nicht, daß das Kuhpockengift, gleich dem Blatterngifte, mittelbar, indem es an Kleidungsstücken, Hausgeräth, Betten, Briefen u. s. w. haftet, von Kranken zu Gesunden so könne fortgebracht werden,

e) Effluvia ist ein sehr unbestimmtes Wort. Soll es, wie nicht zu zweifeln, Ausdünstung und Athem bedeuten, so ist die ansteckende Kraft derselben bei Blatternkranken nichts weniger als erwiesen; sondern man hat vielmehr (obgleich dem bejahenden Theile der Beweis obgelegen hätte) durch Versuche (O'Ryan) und durch eine vernünftige Auslegung der täglichen Erfahrung (die uns so viele tausend Menschen unangesteckt von der Atmosphäre der Blatternkranken und des Blatterngifts zeigt) die nicht-ansteckende Kraft derselben erwiesen. Das Blatterngift in der Luft dunstförmig aufgelöst und dadurch wohl zerstreut oder zerstört, kann aller Wahrscheinlichkeit nach nicht anstecken. Es muß wohl in fester Gestalt den Körper berühren, wenn es anstecken soll.

f) Die Effluvia, sonst könnte das obige Folglich nicht Statt finden, wären also die vielfachen Wege der Ansteckung, die jede Aussicht zur Ausrottung der Blattern verschlössen; da diese Wege nun aber, wie in der vorhergehenden Anmerkung erinnert wurde, nicht existiren, so könnte man wohl schließen, daß die Aussicht offen sey.

g) Es ist sehr erfreulich, zu sehen, wie selbst bei der Einimpfung der Kuhpocken eine so ehrwürdige Gesellschaft die Hoffnung der Blatternausrottung nicht aufgeben kann; wie die Vertilgung der Blattern der Wunsch der Menschheit in allen Völkern ist.

den, daß es die letzteren anstecke. Folglich ist keine Gefahr da, daß auf diesem Wege durch die allgemeine Einimpfung die Kuhpocken sollten verbreitet werden.

6) Man hat gefunden, daß eine Person, welche deutlich die Kuhpocken ausgestanden hat, in der Zukunft unempfänglich für die nemliche Krankheit sey. Der Vorwurf, welcher der neuen Impfung einstens zur Last gelegt wurde, daß durch die Vertauschung der Blattern gegen die Kuhpocken eine Ausschlagskrankheit, welcher die nemliche Person, wie man glaubte, mehrmals ausgesetzt sey, mögte eingeführt werden, kann folglich nicht Statt finden.

7) Es erhellt nicht, daß diejenigen, welche die Blattern bereits ausgestanden haben, empfänglich für die Kuhpocken seyen, wie man noch vor kurzem glaubte. Folglich kann auch der Vorwurf in Rücksicht der Personen, welche die Blattern gehabt haben, nicht Statt finden, daß sie durch die Einführung der Kuhpockenimpfung einer neuen ansteckenden Seuche ausgesetzt seyen.

8) Die Erfahrung lehrt, daß man keine Ursache habe, die geringste Verunzierung der Haut von der Kuhpockeneinimpfung zu besorgen.

9) Die in diesem Jahre (1799.) so häufig angestellten Kuhpockenimpfungen und auch die zufälligen Kuhpocken lehren nicht, daß diese oder jene Krankheit, welche man den Kuhpocken eigends zur Last legen könnte, von denselben als nachfolgend sey erregt worden.

Es ist wohl nützlich, noch hinzuzufügen, daß diese unsere Anstalt das erdenkbar beste Mittel sey: um anschaulich diejenigen zu belehren, die unbekannt mit der neuen Impfung sind; zur Entscheidung aller zweifelhaften Punkte in dieser Sache, und zur Entdeckung von Irrthümern: denn jeder Fall wird in Bücher niedergeschrieben, jeder neue Versuch wird unter der Aufführung der zur Anstalt verordneten ärztlichen Personen gemacht und die Resultate der Einimpfungen werden den Gouverneuren der Anstalt berichtet werden.

Aus der vorhergehenden Vergleichung erhellt deutlich, daß das brittische Publikum das höchste Interesse habe, die Einimpfung der Kuhpocken an die Stelle der Blattern allgemein einzuführen. Und damit die ärmsten Stände in der Gesellschaft sich der Wohlthat der neuen Impfung erfreuen mögen, so wird der folgende Plan einer Anstalt der Betrachtung wohlwollender Personen vorgelegt, mit der Zuversicht: daß man leicht einsehen werde, daß, vielleicht, keine liebreiche, milde Anstalt jemals so große Wohlthaten für so geringe Geldbeiträge zu leisten versprach, und daß,

daß, wenn man die Endzwecke richtig einsieht, diese Anstalt solche Unterstützungen erhalten werde, welche zur Errichtung und Unterhaltung derselben nothwendig sind.

Die Vorfahren unsers erhabenen Souverains gaben den entscheidenden Beweis ihrer Weisheit und Menschenliebe durch die Einführung der Blatterneinimpfung, indem sie nicht allein Andere dazu aufmunterten, sondern auch in ihrer eigenen Familie das Beispiel der Einimpfung gaben: und ein hoch ausgezeichneter Prinz der nemlichen erhabenen Familie, der es vorläufig seiner nicht unwürdig fand, durch Erfahrungen von der neuen Impfung bei verschiedenen Ständen in der Gesellschaft, denen er huldreichst seinen Schutz angedeihen ließ, sich unterrichten zu lassen, hat die Anstalt der Ehre seiner Beschützung gewürdiget.

Plan.

1) In einem Hause, das Institution for the Cow-Pock or Vaccine-Inoculation zu benennen ist, wird ein Arzt und ein Wundarzt jeden Dienstag und Freitag um 1 Uhr gegenwärtig seyn, um zu examiniren, einzuimpfen und Kranken Arzneien zu verordnen; welche Kranken zu derjenigen Zeit, die der Arzt und Wundarzt bestimmen werden, in der Anstalt sich einstellen sollen.

2) Ein Apotheker soll zur nemlichen Zeit mit dem Arzt und Wundarzt in der Anstalt, um die Pflichten seines Berufs zu erfüllen, sich einfinden.

3) Die Kranken, welche der Wohlthat der Anstalt sich erfreuen wollen, müssen, mit dem Empfehlungsschreiben eines Gouverneurs der Anstalt versehen, darum nachsuchen.

4) Die Kranken sollen mit den erforderlichen Arzneien auf Kosten der Anstalt versorgt, und, wenn es nothwendig ist, in ihren Wohnungen besucht werden.

5) Subscribenten auf eine Guinee jährlich sollen das Recht erhalten, beständig zwei Kranke in den Büchern der milden Anstalt zu haben h), oder das nemliche Recht auf Lebenszeit, wenn sie auf einmal zehn Guineen erlegen. Subscribenten auf grössere Summen mögen das Recht genießen, eine

h) In den Hospitals for the Small-Pox and Inoculation hat jeder Gouverneur gegen fünf Guineen jährlichen Beitrag, das Recht, alle 21 Tage 2 Menschen, einen zum Einimpfen und einen an Blattern krank, dahin zu senden; also im Jahre 17 Eingeimpfte und 17 Blatternkranke. Die beständigen 2 Kranken in der Kuhpockenanstalt werden also jährlich 34 und mehrere Kuhpockengeimpfte (für 6 Thaler) ausmachen.

eine verhältnißmäßig grössere Anzahl Kranker in den Büchern zu haben.

6) Die Subscribenten sind Gouverneure zu nennen. Sie sollen die Macht besitzen, alle Angelegenheit in Rücksicht der Verwaltung der Anstalt auf eine solche Art zu besorgen, welche sie unter sich festsetzen werden.

7) die Subscriptionen sollen zur Bestreitung der Ausgaben der Anstalt verwendet werden.

8) Die Verfassung der Anstalt soll aus einem Beschützer, einem Präsidenten, sechs Vice-Präsidenten, einem Schatzmeister und den Gouverneuren, ausser den ärztlichen Beamten, denen die Besorgung der beachsichtigten Geschäfte obliegt, zusammengesetzt seyn.

9) Die ärzlichen Pflichten sind von zwei Arzten, zwei rathschlagenden Wundärzten, zwei Wundärzten und drei besuchenden Apothekern unentgeldlich zu erfüllen. Diese Beamten sind Gouverneure.

10) Bei der Anstalt sollen ein in derselben sich aufhaltender Apotheker, um Arzneien zu bereiten und auszugeben, ein Secretair, ein Einsammler, ein Pförtner und andere erforderliche Officianten angestellt seyn.

Die Form eines Empfehlungsschreibens ist:

Ich empfehle den Vorzeiger — — als ein schickliches Object für die Wohlthat der Anstalt der Kuhpockeneinimpfung.

Beschützer: Se. Königl. Hoheit der Herzog von York.

Präsident. — —

Vicepräsident: der sehr ehrw. Lord Petre.
H. I. De Salis, D. D. F. R. S.
William Devaynes, Esq. M. P.
William Adam, Esq. M. P.

Schatzmeister: Stepheu Aisley, Esq.

Aerzte: George Pearson, M. D. F. R. S.
Lawrence Nihell, M. D.

Rathschlagende Wundärzte:
Thomas Keate, Esq. F. R. S.
John Rush, Esq.

Wundärzte: Robert Keate, Esq.
John Gunning, Esq.

Besuchende Apotheker: Augustus Brande, Esq.
Francis Rivers, Esq.
Mr. Everand Brarde.

Der Schluß folgt künftig.

Ueber

Ueber den Gebrauch der linken Hand.

So viel Mühe, Eifer und Fleiß auch in den neueren Zeiten auf die Erziehung verwendet worden ist, so scheinen doch Aeltern auf einen Umstand gar nicht aufmerksam zu seyn, der in mancher Betrachtung äusserst wichtig, und für den erwachsenen Menschen von größtem Nutzen seyn kann.

Der Mensch wird mit der Fähigkeit geboren, die linke Hand eben so gut als die rechte zu gebrauchen. Wie sorgsam aber sind die Erzieher, besonders die Personen, denen die Bildung des Kindes, in der allererſten Periode seines Lebens anvertrauet wird, den Lauf der Natur, alle Gliedmaaßen zum künftigen Gebrauche fähig zu machen, zu stöhren, die linke Hand ganz unthätig zu lassen, und die rechte nur allein zu gebrauchen? Mit welchem Eifer wird dem Kinde der Löffel aus der linken Hand gerissen, damit es ja mit der rechten Hand allein die Speisen zum Munde führe?

Der anhaltende Gebrauch einer Hand ermüdet die Handwerker oder Tagelöhner. Wer seine linke Hand einigermaaßen gebrauchen kann, findet eine große Erleichterung.

Ein Dreſcher, der sich gewöhnt hatte, den Flegel zu wechseln, wurde kaum halb so sehr ermattet, als seine Mitarbeiter, die dieſes Vorzuges entbehrten.

Jeder Dilletant in der Baumgärtnerei wird es oft erfahren haben, mit welcher Unbequemlichkeit ein Zweig an einem Baume mit der rechten Hand sich abnehmen läßt, der, mit der linken Hand abzuschneiden, eine sehr leichte Arbeit seyn würde.

Nun aber eine temporelle Unbrauchbarkeit, oder wohl gänzlicher Verlust der rechten Hand? Welcher Verlust, wenn die linke zu nichts gewöhnt, nichts damit zu verrichten geschickt ist.

Der große Vorzug, die linke Hand auch zu gebrauchen, wenn gleich nicht in eben der Fertigkeit, als die rechte, läßt leicht sich erreichen, wenn der Lauf der Natur nur nicht gestört wird.

Man achte darauf, daß das Kind die linke Hand eben so oft als die rechte gebrauche, und verhüte so sehr als möglich, daß eine Hand nur nicht zur vorzüglichen Fertigkeit gewöhnt werde.

Der als Kind und Jüngling so erzogene und gebildete Mann wird diesen Vorzug mit Dankbarkeit gegen seine Erzieher erkennen.

Hannöverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 25ten Julius 1800.

Resultate der Kuhpockeneinimpfung in Großbritannien während des Jahrs 1799.

(Schluß.)

Erlaubt sey es mir nun, einige Betrachtungen über Kuhpocken und Blattern noch hinzuzufügen.

Daß die ächten Kuhpocken den Menschen vor den Blattern sichern, kann man wohl als eine, durch Geschichte und tausendfältige Erfahrung, erwiesene Wahrheit zum Grunde legen.

Die Kuhpocken, durch Einimpfung oder Zufall mitgetheilt, sind eine, vielleicht um die Hälfte und mehr, leichtere Krankheit, als die eingeimpften Blattern.

Nach W. Woodville's Reports (pag. 115 – 136) waren 569 Geimpfte 986 Tage krank und sie hatten 30512 Kuhpocken. Im Durchschnitt war jeder Geimpfte beinahe 2 Tage krank und hatte 60 Pocken. Fortgesetzte und neuere vervollkommnete Einimpfungen gaben glücklichere Erfolge, sowohl in Ansehung der Tage des Kranksehns, als der Zahl der Pocken.

Und da die eingeimpften Kuhpocken in Verhältniß zu den eingeimpften Blattern — theils wegen der, vielleicht um die Hälfte und mehr, geringeren Zahl der Pocken, theils wegen ihrer geringeren Geneigtheit zum Eitern, welches letztere auch kürzere Zeit dauert — ein kleineres Maaß eines, wohl leichter sich zerstörenden, ansteckenden Giftes, das nicht leicht auf einer unverletzten Haut ansteckt, producieen, und wenige oder keine Gefahr da ist, daß die milden Kuhpocken, als eine Seuche, sich verbreiten mögten; so kann man wohl mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen:

„daß die Kuhpockeneinimpfung, „nicht allein in Rücksicht des „Wohls der einzuimpfenden In„dividuen, sondern auch in Rück„sicht der öffentlichen Sicherheit „der Gesellschaft, große Vorzüge „vor der Inoculation der Blat„tern habe."

Angenommen: daß, um dem scheuslichen Würgengel, Blattern, zu entfliehen, die hunderte von Millionen Menschen in Europa unbestimmbar viele Menschenalter hiedurch zur Einimpfung der Kuhpocken schreiten und die Kuhpocken zur Krankheit des Menschengeschlechts erheben wollten; so wären sie doch eines der größten Uebel, und auch die Kuhpocken — angesehen der Mensch jedes vermeidliche Uebel vermeiden soll und will — müßten und würden ausgerottet werden. Die obige Annahme kann aber, da sie voraussetzt, daß alle Menschen vernünftig handeln (und folglich die Blattern ausrotten) würden, unmöglich Statt finden.

Würden die vielen Tausende, die der Einimpfung sich bedienen, statt der Blattern die leichtern Kuhpocken einimpfen lassen; so würde dadurch eine der größten Quellen der Verbreitung der Blatternansteckung verstopft werden und die (beabsichtigte) Ausrottung der Blattern wäre in dieser Rücksicht erleichtert — (in Rücksicht aber, daß mit Abschaffung der Blatterninoculation eine Haupttriebfeder zur Errichtung der heilbringenden Blatternhäuser — um die Inoculirten von den Gesunden, wie diese mit Recht von der Obrigkeit fordern können, zu isoliren — wegfällt, wäre die Ausrottung wohl um eben so viel erschwert). Aber auch diese Voraussetzung der allgemeinen Vertauschung der Blatterninoculation gegen die Kuhpockeneinimpfung wird nicht statt finden. Die Erfahrungen über die Kuhpockenimpfung sind noch in ihrer Kindheit, nur Ein Jahr alt, und übersteigen nicht 5000 Fälle, da die Blatterninoculation schon 80 Jahre oder einige Menschenalter zählt, und durch viele hundert tausend (100000) Fälle in Vergleichung mit den mörderischen zufälligen Blattern ihre wenige Gefahr und großen Vorzüge erwiesen hat. — Die Kuhpocken sind in England etwas Neues (und — Zerstreuendes), sie kamen auf die Ordnung des Tages und wollen (gegen die veralteten Blattern) zur Mode werden, — Moden sind aber wandelbar — es werden sich nach und nach mehrere Zweifel und Bedenklichkeiten einstellen — und es könnte doch wohl seyn, daß die alte, erprobte, freundliche Blatterninoculation ihre Vorrechte und Vorzüge gegen den Neuling, Kuhpocken, behauptete.

Und daß das Volk die Kuhpocken einimpfen sollte, ist nun und nimmer zu hoffen. Wie kalt und gleichgültig blieb es seit 80 Jahren gegen die Blatterninoculation und gegen alle

Be-

Berechnungen ihrer Vorzüge! Seine Kinder einimpfen, krank machen, kann das Volk mit seinem Verstande nicht begreifen, mit seinem Herzen nicht fassen. Ehrn William Wagstaffe predigte 1722. dem Volke, den Teufel habe dem Hiob die Blattern inoculirt — und der Arzt Benjamin Moseley (on sugar &c. 2d. edit. p. 181, 183.) spricht schon 1800. von Kuhwahnsinn (Cowmania), und frägt, welche Veränderungen nach dem Verlaufe von vielen Jahren aus der Mittheilung einer Hornviehseuche (lues bovilla) eines bestialischen Saftes (bestial humour) im menschlichen Körper erfolgen, welche Ideen im Laufe der Zeit von einem viehischen Fieber (brutal Fever) im Gehirn der Menschen erwachen könnten? (Wunder! daß der Rostbeef die Bewohner Old-Englands nicht schon vor langer Zeit metamorphosirt hat!) Der Glaube des Volks an Moselysche Schreckbilder, und die Furcht, daß durch die allgemeine Einführung der Kuhpockeneinimpfung das Rindvieh von einer ansteckenden Seuche (welche die Pächter nach dem ehrwürdigen Edw. Jenner schon auszurotten suchen) bedroht werde, werden der neuen Einimpfung allen Eingang beim Volke versagen.

Also die, von der Vernunft und Sittlichkeit, als Recht und Pflicht, unerlaßlich gebotene, und so leicht, wenn man nur wollte, ausführbare Ausrottung der Blattern ist und bleibt die einzige Rettung der funfzehn Millionen, die Europa während jeder Generation, der fünf und vierzig Millionen Menschen, die es während jedes Jahrhunderts den Blattern zum Schlachtopfer darbringt.

Sollte das neunzehnte Jahrhundert durch Ausrottung der Blattern sich nicht mit der Menschheit versöhnen?

Bückeburg, den 18ten Jun. 1800.

B. C. Faust.

Einige Bemerkungen über das häufige Mißlingen der Versuche zur Wiederbelebung plötzlich Verunglückter und Scheintodter.

Die vielen Vorschläge und Anweisungen, um plötzlich verunglückte und scheintodte Personen wieder ins Leben zurück zu bringen, womit das Publikum seit einigen Jahren, selbst in der gefälligen Form von Taschenbüchern und Tabellen beschenkt worden ist, beweisen hinreichend, daß

es überflüßig seyn würde, auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam zu machen, und zeugen von dem rühmlichen Eifer, womit man ihn bearbeitet hat. Es ist in der That ein nicht geringer Vorzug unserer Zeiten, und es könnte — obgleich Herr Schlegel es noch nicht dafür anerkannt hat — füglich mit zu den grossen Tendenzen des 18ten Jahrhunderts gerechnet werden, daß man Ertrunkene, Erfrorne, Erstickte, Erdrosselte und auf andere Art Verunglückte zu retten, Mittel ausgefunden hat, welche durch Theorie und Erfahrung bewährt, wenn man sie zweckmäßig gebraucht, und die Umstände nicht gaar zu ungünstig sind, einen glücklichen Erfolg in dergleichen Unfällen erwarten lassen. Belege hiezu in Menge liefern die Anstalten, welche man in mehrern Städten, unter andern in Amsterdam, Hamburg, Bremen und Berlin zu diesem wohlthätigen Zwecke getroffen hat, vorzüglich aber die Nachrichten, welche wir von der Königl. Gesellschaft in London für plötzlich Verunglückte und Scheintodte besitzen. a) Um desto auffallender aber ist es, daß so wirksam und bewährt sich auch die Verhaltungsregeln und Hülfsmittel auf der einen Seite in häufigen glücklichen Beispielen gezeigt haben; der Erfolg auf der andern Seite doch wieder so äusserst verschieden ist, und ungeachtet der Kenntniß und Anwendung dieser Rettungsmittel noch so viele Unglückliche, unter Umständen, wo man das Gegentheil zu erwarten berechtigt war, ungerettet und leblos bleiben. Noch sonderbarer aber ist es, daß man an einigen Orten vorzüglich das Unglück hat, dergleichen Scheintodte nie, oder nur äusserst selten wieder ins Leben bringen zu können. Schon vor mehrern Jahren bemerkte Herr Dr. Vogel: es sey ihm aus dem ganzen Mecklenburgischen kein Beispiel bekannt, daß man einen Ertrunkenen gerettet habe. b) So könnte ich auch jetzt noch Orte nennen, wo über die Wiederbelebung von Scheintodten öffentlich Unterricht ertheilt wird, und wo es demungeachtet äusserst selten ist, daß unter den mehrern Verunglückten, welche jährlich vorkommen, einmal einer gerettet wird. Daß hier, und überhaupt in allen den Fällen, wo der Erfolg unglücklich war, immer solche Umstände eintreten sollten, welche die Rettung an sich unmöglich mach-

a) S. die Abhandlungen der Londoner Königl. Gesellschaft zur Rettung Verunglückter und Scheintodter von 1774 — 1784. nebst Zusätzen vom Jahre 1794. 1 Band. Herausgegeben von D. Hawes, übersetzt mit Anmerkungen von Struve. Breslau 1797. 8.

b) S. Baldingers neues Magazin für Aerzte. Jahrgang 1781. 3ter Band. 2tes Stück p. 100.

machten, ist schon deswegen nicht wahrscheinlich, weil die Rettungsversuche bei einem Menschen, der erst ganz kurze Zeit scheintod war, oft mißlangen; dagegen bei einem andern, der schon geraume Zeit verunglückt war, den besten Erfolg hatten. Ueberhaupt versteht es sich von selbst, daß bei dieser Vergleichung nur von solchen Fällen die Rede seyn kann, wo menschlicher Vermuthung nach ein günstiger Ausgang zu erwarten war. An den Mitteln selbst kann die Schuld nicht liegen, denn die kennt und gebraucht man an dem einen Orte so gut, als an dem andern. Es bleibt daher nichts anders übrig, als diesen so verschiedenen Erfolg theils in localen nicht genug bekannten u. gewürdigten Hindernissen, theils in gewissen Fehlern, die man in der Art der Anwendung der Hülfsmittel hie und da begeht, zu suchen.

Es wäre gewiß von Nutzen, wenn alle diese Hindernisse genau bestimmt und angegeben werden könnten; man wäre da im Stande, weit richtigere Resultate aus den Fällen zu ziehen, und es würde dann auch wahrscheinlich leichter seyn, sie zu verhüten oder zu beseitigen. Dies läßt sich zwar nicht völlig leisten, weil an jedem Orte ganz eigene Schwierigkeiten eintreten und eintreten können. Inzwischen will ich es doch versuchen, in dem Folgenden einige der allgemeinsten Umstände anzugeben, welche am häufigsten Schuld sind, daß die Unternehmungen zur Wiederbelebung Verunglückter an manchen Orten so selten den Erwartungen des Menschenfreundes entsprechen.

Um hier indessen nicht zu übereilt zu urtheilen, darf man ja nicht vergessen, daß, wenn man auch zu dergleichen Verunglückten zeitig genug hinzu kam, und man also dem ersten Anscheine nach mit Recht hoffen konnte, sie zu retten; dennoch theils in den Personen selbst, theils in den Umständen, unter welchen sie umkamen, Gründe liegen können, welche bei den zweckmäßigsten Mitteln und den thätigsten Bemühungen alle Hülfe fruchtlos machen. Personen, welche vorher schon kränklich waren, und die auch nach dem Laufe der Natur vielleicht bald gestorben wären; sehr reizbare, vollblütige, fette, zu Blut- und Schlagflüssen geneigte, an Krämpfen leidende Personen, oder lungensüchtige, gichtische, rheumatische Menschen; Schwangere und Frauenspersonen, wenn sie gerade an einer periodischen Unpäßlichkeit ihres Geschlechts leiden, die sie gegen alle Eindrücke weit empfindlicher macht, mußten bei solchen Unfällen weit eher angegriffen werden, und das Lebensprincip muß bei ihnen unter ähnlichen Umständen weit schneller erlöschen als bei gesunden und starken Menschen. Ebenfalls ist es sehr schlimm, wenn Personen gerade mit vollem Magen in dergleichen Todesgefahr gerathen; ertrinkt z. B. ein solcher Mensch, so

ist sein Leben fast unwiederbringlich verloren; denn der Athem wird ihm desto schwerer, je weniger frei sich das Zwergfell nach unten bewegen kann. Das Blut häuft sich aus dem Grunde in den Lungen an, treibt desto heftiger nach dem Kopfe, und macht wahrscheinlich durch einen Schlagfluß seinem Leben bald ein Ende. Gleich mißlich ist es, wenn jemand berauscht in solche Lebensgefahr geräth, z. B. erfriert, ertrinkt u. s. w. Kömmt hier nicht sehr bald jemand zu Hülfe, so ist an gar keine Rettung zu denken. Auf gleiche Art ist es auch weit gefährlicher, wenn dergleichen Unglückliche sehr erhitzt, z. B. vom Tanzen, Schlittschuhlaufen u. s. w. oder mit engen Kleidern, Halstüchern, Leibgürteln u. s. w. in Scheintod verfallen. Oft können vor und nach dem Verunglücken sehr nachtheilig wirkende Ursachen eintreten, die sich vielleicht gar nicht einmal entdecken lassen. Es können z. B. sehr heftige Gemüthsbewegungen, Furcht, Schrekken, Angst u. s. w. sehr lange auf den Verunglückten gewirkt haben, die ihn schon halb tödteten, ehe er in das eigentliche Unglück gerieth. Es kann dabei eine verborgene Nebenursache wirken, die eben so viel zum Tode beiträgt, als die, welche man für den Hauptgrund ansah. Es kann z. B. jemand beim Ertrinken auf einen Pfahl oder eine Staude im Wasser gefallen seyn, wodurch er sich eine tödliche örtliche Verletzung zuzog, die man vielleicht erst bei der Section, vielleicht gar nicht entdeckt. So kann auch die Lage des Körpers gerade sehr unglücklich gewesen seyn, z. B. daß jemand beim Ertrinken mit dem Kopfe sehr niedrig, und mit den übrigen Theilen weit höher zu liegen kam. Von dieser Art ist mir ein Beispiel bekannt, wo ein Mensch, wahrscheinlich berauscht, in ein sehr seichtes Wasser gefallen war; man kam bald darauf zu Hülfe, und hätte nun mit Recht erwarten sollen, ihn wieder zu beleben. Wegen der unbequemen Lage war er aber wahrscheinlich apoplektisch gestorben, und konnte auf keine Weise gerettet werden.

Dies alles nun sind Ursachen, welche theils aller Untersuchung entgehn, theils durch keine menschliche Gewalt und Kunst beseitigt werden können. Wenn sie eintreten, so ist es natürlich, daß sie die Rettung Verunglückter und Scheintodter sehr erschweren, ja in den meisten Fällen ga z vereiteln müssen. Aber dies kann weder den öffentlichen Anstalten, noch den Hülfeleistenden zum Vorwurfe gemacht werden. Auch der geschickteste Arzt würde hier Rettung vergeblich versuchen, und sich am Ende gezwungen sehen, die engen Schranken seiner Kunst zu bedauern, die in dergleichen Fällen keine Hülfe zu leisten vermag.

Nun aber komme ich auf andere Gründe des so verschiedenen Erfolgs bei den Hülfsleistungen, welche theils auf den bessern oder schlechtern Anstal-

stalten, theils auf der Art und Weise, auf dem Grade der Stärke und der Ordnung, wie und welchergestalt die Rettungsmittel angewendet werden, beruhen. Die Mißgriffe und Uebereilungen, welche hiebei vorfallen, sind gewiß eben so häufig an dem Mißlingen der Versuche Schuld, als jene eben berührten unvermeidlichen Ursachen, und verdienen um so mehr Aufmerksamkeit, da man sie wohl durch sorgfältigere Beachtung verhindern könnte.

Sehr häufig ist es der Fall, daß man zu einem Menschen, der auf irgend eine Art, verunglückt war, noch zeitig genug hinzu kam, um zu retten, wenn man ihm nur schnell genug beigesprungen wäre, und ihn in eine Lage gebracht hätte, wo es möglich war, die nöthigen Mittel anzuwenden. Man sollte es in unserm aufgeklärten Zeitalter kaum glauben; aber es ist leider nur zu wahr, daß der große Hause noch immer das Vorurtheil hegt: man werde unehrlich, wenn man einen Scheintodten angreife, der sich vielleicht selbst umgebracht habe. Dies ist unleugbar eine Ursache, warum mancher Verunglückter nicht gerettet wird, entweder weil die beste Zeit zur Rettung schon verstrichen war, wenn ein Vernünftigerer herzu kam, oder man ihn hangen und liegen läßt, bis alle Hofnung zum Leben verschwunden ist. Es sind mir Beispiele der Art bekannt, wo selbst Leute, die aufgeklärt seyn wollten, sich durch diesen Wahn abschrecken ließen, Hülfe zu leisten, und wo der Unglückliche unstreitig umkam, wenn nicht noch früh genug Besserdenkende herzu gekommen wären. Vorzüglich scheint dies Vorurtheil bei Handwerkern sehr allgemein zu seyn; — sollte vielleicht gar in manchen Gilden ein Gesetz darüber vorhanden seyn, daß man durch das Angreifen eines Scheintodten beschimpfet würde, so wie es z. B. bei manchen ausgemacht ist, kein uneheliches Kind in ihre Zunft aufzunehmen? Da wäre es doch wirklich hohe Zeit, ein solches unmenschliches Gesetz mit Gewalt umzustoßen! Widerlegung dieses Vorurtheils, bessere Belehrung, und wenn Personen von Ansehn in dergleichen Fällen mit gutem Beispiele voran gehn, mag immer etwas fruchten; aber diesen tief eingewurzelten Wahn ganz auszurotten, wird es schwerlich hinreichen. Da mögte doch immer ein öffentliches Gesetz, wie es im Preußischen schon existirt (ob im Hannöverischen ein ähnliches gegeben sey, weiß ich nicht) wohl am kräftigsten wirken, vermöge dessen jeder, der einen Unglücklichen retten könnte, und sich durch dies Vorurtheil abschrecken läßt, so wie auch der, welcher einen andern deswegen für unehrlich erklärt, nachdrücklich gestraft wird; dagegen auf die Wiederbelebung eines Scheintodten eine angemessene Belohnung gesetzt ist.

Ein ähnliches Hinderniß bei der Rettung Verunglückter liegt zuweilen

in

in den verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Territorien, worin das Unglück geschehen ist. Man glaubt z. B. einen Ertrunkenen nicht eher retten, einen Erhängten nicht eher abschneiden zu dürfen, bis der Beamte, in dessen Bezirke der Fall geschehen ist, ausdrücklichen Befehl dazu gegeben habe, und darüber verstreicht die Zeit, worin man hätte retten können. Inzwischen glaube ich, daß in unserm Lande wenigstens dieser Fall nur selten eintreten kann; denn von der anerkannt edlen und menschenfreundlichen Gesinnung unserer Beamten läßt es sich nicht anders erwarten, als daß sie, um das Leben eines Menschen zu retten, nicht allein dergleichen alte Gewohnheiten und Gerechtsame gern aufopfern, sondern auch bei ihren Untergebenen die Vorkehrung treffen sollten, daß durch ein solches Verfahren die Rettung eines Unglücklichen nicht gehindert werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage und Bitte
über die blauen Flecke auf der Kuhmilch.

In dem beliebten hannöver. Magazin sind gegen das Blauwerden der Kuhmilch verschiedene Mittel vorgeschlagen, und ausserdem sind auch mir einige wirksame Mittel gegen dieses Uebel bekannt. Ich habe 12 Aemter und adeliche Güter in Pacht gehabt, und wenn ich eins oder das andere Mittel davon gegen die blauen Flecke auf der Milch gebraucht, haben sich solche bald verloren. Allein bei meinem jetzigen Haushalt wollen alle angewandten Mittel und die gröste Reinlichkeit des Molkengeräths, auch das Aderlassen des Viehes gegen das Blauwerden der Milch nichts helfen, sondern ich bin in einem Jahre kaum 6 Wochen davon befreit gewesen. Sollte also einem erfahrnen Haushälter oder einem Thierarzte ein zuverläßiges Mittel bekannt seyn, wodurch ein so großes Uebel gehoben werden könnte; so wird inständigst gebeten, solches in diesen Blättern bald gefälligst bekannt zu machen.

L.

Hannöverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 28ten Julius 1800.

Einige Bemerkungen über das häufige Mißlingen der Versuche zur Wiederbelebung plötzlich Verunglückter und Scheintodter.

(Fortsetzung.)

Wann aber auch alle diejenigen, welche bei einem Scheintodten entweder unmittelbar zugegen sind, oder zunächst darauf zukommen, den größten Eifer haben, zu helfen; so ist es doch immer dieser Zeitpunkt, ehe der Verunglückte an einen schicklichen Ort gebracht wird, um die Versuche an ihm zu machen, wo theils aus Unkunde und Mangel an Uebung, theils aus Bestürzung und Uebereilung die größten Mißgriffe vorfallen, und der Unglückliche nicht selten aus dem Scheintode in den wirklichen Tod befördert wird.

Es läßt sich leicht denken, daß wenn jemand ertrinkt, erfriert, erstickt, sich erhängt, oder auf irgend eine andere Art in den Zustand des Scheintodes verfällt, die wenigste Zeit gleich ein Arzt, oder ein anderer zugegen ist, der eine vernünftige Behandlung angeben könnte. Gewöhnlich sind es rohe, unwissende Menschen, die mit dem Körper des Verunglückten nicht auf die sanfteste Art umspringen. Ist der Fall von der Art, daß zum Beispiel jemand in einem tiefen Strome ertrunken, oder in einem Brunnen, wie dies häufig beim Reinigen derselben geschieht, erstickt, oder in beträchtlicher Höhe, durch eigenes Anstiften oder durch Zufall, erdrosselt ist; so kostet es oft die größte Mühe, den Körper nur erst unbeschädigt in Sicherheit zu bringen. Hier geht es nun gewöhnlich sehr übereilt zu.

Es ist natürlich, daß man in der Eile das erste beste Werkzeug ergreift, um den Körper damit zu fassen, welches aber in den meisten Fällen nicht

ohne starke Beschädigung desselben abgeht. So werden Ertrunkene oft auf eine solche Art mit Haken und Stangen aus dem Wasser hervorgeholt, daß sie nothwendig davon sterben müssen, wenn sie anders nicht schon todt waren; Erhängte werden häufig auf eine solche Weise abgeschnitten, daß der Fall auf den Boden, welchen sie dabei erleiden, ihnen nothwendig eine tödtliche Verletzung oder den Tod zuziehn muß.

Bei dem Herausziehn Ertrunkener verdient das Vorurtheil der gemeinen Leute hier noch vorzüglich gerügt zu werden: daß man nemlich einen solchen Menschen auf den Kopf stellen müsse, damit das verschluckte Wasser wieder von ihm fließe. Dies Verfahren scheint ihnen auf eine so wichtige Theorie gebauet zu seyn, daß, so viel man auch dagegen predigt und sie von der Schädlichkeit zu überzeugen sucht, sie doch bei ihrem alten Glauben bleiben und wenn sie sich selbst überlassen sind, den Versuch zu wiederholen.

Hat man den Körper nun so weit, daß man ihn fortschaffen kann, so warten seiner wieder neue Drangsale. Der erste Wagen oder Karren, den man haben kann, wird nicht für zu schlecht gehalten, den Verunglückten darauf fortzubringen. Hier nun darauf zu sehn, daß der Körper in eine weiche, bequeme Lage komme, daß der Kopf nicht niederhänge, und die Bewegung beim Fortbringen nicht zu unsanft und erschütternd sey; das ist etwas, woran gar nicht einmal gedacht wird. Man hat genug gethan, bildet man sich ein, wenn der Verunglückte an einen Ort oder in ein Haus gebracht ist, wo der Arzt demnächst seine Handleistungen anfangen kann.

Dies alles wird bei den meisten Lesern die Frage veranlassen, ob es nicht möglich sey, eine solche zweckwidrige Behandlung abzustellen und ein vernünftigeres Verfahren dagegen einzuführen? An dem einen Orte mögte dies vielleicht leichter seyn, als an dem andern; aber auch selbst bei den besten öffentlichen Anstalten, können doch alle Unordnungen der Art schwerlich ganz vermieden werden. Denn wie äusserst schwierig ist es nicht schon, die Regeln einer vernünftigen Behandlung beim Scheintode so allgemein bekannt zu machen, daß sich ein jeder gleich in jedem Falle zu helfen weiß: und an der bloßen Kenntniß ist es noch nicht genug; es wird auch Uebung in den Handgriffen erfordert! Wollte man dies aber auch annehmen — so schwer es sich vorerst ausführen läßt — wie leicht kann es geschehen, daß selbst der Unterrichtete in der Bestürzung verkehrte Mittel ergreift; und wenn dies nicht ist, wie leicht fehlt es gerade an dem Orte, wo das Unglück geschehen ist, an

an den nöthigen Werkzeugen, um die besten Vorschläge auszuführen?

Das was sich inzwischen zur Beförderung einer möglichst zweckmäßigen Behandlung beim Scheintode thun ließe, wäre meiner Meinung nach ungefähr folgendes: wozu freilich Eifer für die Sache und Geld nöthig ist, welches sich nicht aller Orten findet. Eine kurze, deutliche, zweckmäßig und für das Volk verständlich abgefaßte Anleitung, wie man sich in jedem Falle bei Verunglückten und Scheintodten zu benehmen habe, müßte so allgemein als möglich und vorzüglich unter den niedrigsten Ständen bekannt gemacht werden. Versteht sich, daß von der eigentlich medicinischen Behandlung darin nichts vorkommen dürfte — denn da stiftet der Laie gewöhnlich nur Unheil und es muß dazu nothwendig ein Arzt herbeigerufen werden. Aber so viel könnte doch dadurch bezweckt werden, daß vor dessen Ankunft die Sache nicht schon verpfuscht wird.

Eine solche Anleitung müßte in den Schulen eingeführt werden und könnte den unter der Rubrik von gemeinnützigen Kenntnissen — zu deren Beförderung man in den hannöverschen Bürgerschulen schon so manche vortrefliche Anstalten gemacht hat — recht sorgfältig abgehandelt werden. In Beckers Noth- und Hülfsbüchlein ist eine diesem Zwecke ziemlich entsprechende Anweisung, und da dieses Buch, wegen seiner übrigen Vorzüge, schon in vielen Schulen hiesiger Landen eingeführt ist: so scheint die Ausführung dieses Vorschlages nicht sehr schwierig zu seyn.

Warum sollte es aber auch nicht angehn, wie es bei Feuersgefahren längst geschehen ist, an jedem Orte gewisse Männer eigen dazu anzustellen, die sich bei solchen Unglücksfällen dem Rettungsgeschäfte vorzüglich unterziehen müßten, und die, bis der nächste Arzt herbeigerufen würde, die zweckmäßigsten Anordnungen träfen, sodann aber ihm bei dem Rettungsgeschäfte die nöthige Hülfe leisteten? Die zu dem Geschäfte erforderlichen Kenntnisse könnten sich die Leute leicht erwerben, und durch einige Uebung in den Handgriffen würden sie es bald dahin bringen können, recht vielen Nutzen zu stiften. Der bestimmte Beruf dieser Leute zu dem Wiederbelebungsgeschäfte würde sie gewiß zu grösserer Thätigkeit anfeuern, als die bloßen Forderungen des Mitleids und der Menschlichkeit, welche selten stark genug sind, in solchen Fällen die Gleichgültigkeit des großen Haufens in ernstliche Theilnahme zu verwandeln.

Die Hülfsleistungen würden auch dadurch weit ordentlicher und planmäßiger werden, daß diesen Männern jeder gehorchen müßte, und nicht sei-

nem eigenen Kopfe folgen dürfte; in dieser Absicht könnte man ihnen ja allenfalls Hüte von einer beliebigen Farbe geben, so wie die bei den Feueranstalten angesetzten Leute weiße Hüte aufsetzen müssen, damit es jedermann gleich in die Augen fiele, welche Würde sie bekleiden.

Endlich müßten diese Männer über den Rettungsapparat, wovon ich gleich sprechen werde, die Aufsicht führen, und für die schnelle Herbeischaffung desselben sorgen.

Mit allen diesem ist aber häufig doch noch nicht genug geschehen; wenn nemlich eine Person auf die oben beschriebene Art so verunglückt, daß der Körper nicht ohne gewisse Vorrichtungen und Maschinen in Sicherheit und auf bequeme Art fortgebracht werden kann. Dies tritt beim Ertrinken gewöhnlich ein, kann sich aber auch in vielen andern Fällen zutragen.

Was hilft es hier, wenn auch der beste Wille da ist, und die Mittel fehlen, ihn auszuführen? Um daher solchen Verunglückten in jedem Falle die nöthige Hülfe leisten zu können, wäre ein drittes wesentliches Bedürfniß, vorzüglich an Oertern, wo dergleichen Unglücksfälle oft vorkommen, ein Apparat von Instrumenten, die diesen Forderungen auf die einfachste und beste Art entsprächen. Man hat diesen Vorschlag schon an mehreren Oertern, unter andern auch in Hamburg, mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt *). Dort bedient man sich zu dieser Absicht sehr einfacher und bequemer Instrumente, wovon eine kurze Beschreibung, wie ich glaube, hier nicht am unrechten Orte stehen wird.

Die Instrumente zu den Rettungsanstalten überhaupt sind von doppelter Art, nemlich 1) um den Körper ohne Beschädigung aus dem Wasser zu ziehn und fortzubringen. Diese sind nicht sehr kostbar, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie allgemein eingeführt würden. 2) Solche, die bei den Hülfsleistungen selbst gebraucht werden; diese sind zum Theil zu complicirt und zu theuer, als daß sie könnten allgemein eingeführt werden.

Zu der erstern Art gehören

A) der **Sucher**. Dieser dient dazu, die Lage des Körpers erst gehörig auszumitteln, ehe man ihn herauszuziehen versucht, damit er nicht auf eine Art angefaßt wird, die ihn verletzen könnte. Er besteht aus einem

*) Siehe Mehreres hierüber in Günther's Geschichte und jetzigen Einrichtung der hamburgischen Rettungsanstalten für im Wasser verunglückte Menschen. Hamburg 1794. 8.

nem langen Stabe, an dessen einem Ende ein halbmondförmiges Eisen befestigt ist, dessen Spitzen nach oben hin stehn und mit kleinen Knöpfen versehen sind, damit alle Beschädigung verhütet werde. Hiemit kann man die Lage des Körpers von allen Seiten sehr genau sondiren, um ihn mit dem folgenden Instrumente desto sicherer zu fassen.

B) Die Fangezange. Dieses Instrument hat viele Aehnlichkeit mit einer Accouschierzange, nur daß es natürlich so groß ist, einen ganzen Körper darin zu fassen. Sie ist an dem Ende einer langen Stange befestigt und eine solche Vorrichtung getroffen, daß sie sich, wenn man sie ins Wasser senkt, vermittelst ihrer eigenen Schwere öffnet und dann durch Hülfe eines Seils wieder zugezogen werden kann. Hiemit ist man im Stande, den Körper auf eine sichere und leichte Art herauszuziehn.

Ist das Unglück im Winter geschehen, so kann man oft wegen des Eises nicht hinzukommen, und der Körper ist noch weit schwerer zu retten, als im offenen Wasser. Hiezu gebraucht man

C) das Eisboot. Es ist dies ein sehr leichtes nur von Korbarbeit geflochtenes und mit Leder überzogenes Boot, so, daß es bequem von einem Menschen fortgebracht werden kann. Zugleich ist es so eingerichtet, daß es als Schlitten auf dem Eise gebraucht werden kann. Hiemit nähert man sich dem Körper ohne Gefahr, auch selbst wenn das Eis nicht mehr sicher ist. Treten aber ja Hindernisse ein, daß man dem Verunglückten nicht ganz nahe kommen kann, so gebraucht man

D) die Rettungsleiter. Es ist eine gewöhnliche von leichtem Holze gearbeitete Leiter, die man über das brüchige Eis wirft, sich darauf legt und so dem Verunglückten nahe zu kommen sucht. Es ist daran noch eine bewegliche Verlängerungsstange, wodurch die Leiter von einem andern noch auf sicherm Eise stehenden vorwärts geschoben und im Nothfalle gehalten werden kann. Hat man den Körper nun auf diese Art herausgebracht, so dient dann, um ihn bequem fortzubringen

E) der Tragekorb. Eine leichte von Korbarbeit geflochtene Tragbahre, welche nach der hintern Seite erhöht ist, um dem Kopfe des Geretteten eine angemessene erhobene Lage zu verschaffen. An beiden Seiten ist er, nach Art einer Sänfte, mit Stäben versehen, um ihn leicht und ohne Erschütterung fortbringen zu können.

Zu der andern Art von Mitteln, von denen es auch sehr zu wünschen wäre, daß sie aller Orten auf solche

Fälle

Fälle bei der Hand wären, weil sie theils der Arzt und Wundarzt nicht hat, theils nicht mitbringen kann — deren Einführung aber, wegen ihrer Kostbarkeit, an den meisten Oertern wohl nur ein frommer Wunsch bleiben wird — rechne ich vorzüglich folgende:

Gorcy's verbesserte Maschine, um reines Sauerstoffgas in den Mund oder die Nase einzublasen; eine ähnliche Maschine, um Tabacksrauchklystire beizubringen: eine gute Elektrisirmaschine; einen Apparat, um den sogenannten Galvanischen Metallreiz anzuwenden; einen Wärmekasten von doppeltem Blech, der so eingerichtet ist, daß ein Mensch ausgestreckt darin liegen, und man zwischen das doppelte Blech warmes Wasser gießen kann, welches, wenn es kalt geworden ist, unten abgezapft werden muß, während oben neues zugegossen wird; wollene Tücher und Büsten zum Reiben; Decken, Schlafröcke von Frieß und wollene Mützen zum Einwickeln und Erwärmen; Zuber und Tröge zu Bädern und so weiter. Die übrigen Instrumente, welche etwa noch übrig seyn sollten, kann und muß der Arzt mitbringen.

So viel Schwierigkeiten hat es schon, ehe man einmal im Stande ist, die eigentliche Hülfsleistung unter günstigen Aussichten anzufangen. — Dabei treten nun häufig wieder neue Umstände ein, welche den guten Erfolg der Rettung vereiteln.

Ueber die Mittel selbst, wodurch Scheintodte können belebt werden, etwas zu sagen, und welche von ihnen in bestimmten Fällen zweckmäßig sind, auf welche Art und wie lange man sie gebrauchen sollte, was für Einschränkungen und Vorsichtigkeitsregeln dabei nöthig sind, hier einzeln anzugeben, ist nicht meine Absicht. Denn darüber haben wir Abhandlungen genug, an deren Vollständigkeit wenig vermißt wird. Nur über das Verfahren im Allgemeinen sey es mir erlaubt, noch etwas beizufügen und einige Fehler anzugeben, auf die man hiebei vielleicht noch nicht genug Rücksicht genommen hat.

An den meisten Oertern, wo sonst selten etwas Ausserordentliches vorfällt, ist es für den großen Haufen ein wahres Schauspiel, wenn einmal jemand auf irgend eine Art verunglückt. Das Geräusch davon läuft gleich von Munde zu Munde, alles strömt herbei, Jung und Alt — nicht etwa aus Eifer um zu helfen, sondern die meisten aus bloßer Neugierde, um den ausserordentlichen Vorfall recht deutlich anzusehen und noch lange nachher davon sprechen zu können. Ist das Unglück gerade im Sommer geschehn, so, daß man die Hülfsleistungen unter freiem Himmel anstellen

len kann, so mögte man dies immer hingehen lassen, wenn den Hülfeleistenden der Platz dadurch nur nicht benommen würde.

Aber auch dies ist unvermeidlich; denn der eine von den Zuschauern will noch näher dabei seyn, als der andere, und so entsteht ein Gedränge und eine Verwirrung, die das Rettungsgeschäft nothwendig behindern muß. Weit grösser ist aber der Nachtheil, wenn die Versuche im Winter in einem Hause oder gar in einem beengten Zimmer vorgenommen werden müssen. Denn ausserdem daß hier das Durcheinanderlaufen, das Gedränge und die Verwirrung natürlich noch weit ärger sind, so entsteht auch der wichtige Nachtheil, daß die Luft in dem eingeschlossenen Raume durch das Athmen und die Ausdünstungen der Menge beträchtlich verschlimmert wird.

Was kann man aber unter solchen Umständen von den übrigen Rettungsmitteln erwarten, da eine reine, gesunde Luft unstreitig die erste Bedingniß ist, um Scheintodte wieder zu beleben? Die Menge muß durchaus entfernt werden und nur so viel Menschen lasse man zurück, als zur Hülfe unumgänglich erfordert werden.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung

der im 20ten St. des n. hannöv. Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage:

Wie eigentlich die spanische Wolle zu feinem Gespinste vorbereitet wird.

Vom Leggemeister Fuld zu Uslar.

Die spanische Wolle kann, wegen ihrer Kürze und Dichtheit, nicht durch ein bloßes Kämmen, wie es z. B. mit der einländischen Wolle geschiehet, zu feinem Gespinste vorbereitet werden. Sie verlangt eine ganz andere Bearbeitung, wenn ein feiner und egaler Faden hervorgebracht werden soll.

Hiezu aber bedient man sich der in der churſächsischen Stadt Kemnitz gemachten Kammblätter, welche Dutzendweise auf die leipziger Messe gebracht werden, und wo auch die hölzernen Blätter, worauf die drätherenen Kammblätter mit kleinen Stipernägeln geheftet werden, zu haben sind.

Zu

Zu dieser Verarbeitung wird eine 4 bis 5 Fuß länglichte Bank erfordert, worauf an einem Ende ein viereckigter Kasten, anderthalb Fuß hoch, der einwärts abhängig ist, befestigt seyn muß. Auf diesem schmalen Fürdaß befindet sich eine kleine Oese von einer fingerdicken Linie, worin der Stiel des Kammblatts gesteckt und worunter ein kleiner Keil geschoben wird, damit das Kammblatt gespannet und fest gemacht werden kann, daß es sich beim Verarbeiten der Wolle nicht hin und her bewegen kann.

Auf dieser Maschine wird nun die spanische Wolle erstlich durch ein Paar grobe Kratzen verarbeitet; dazu aber gebraucht man geschmolzenes Schweinefett, ungefehr auf ein Pfund Wolle ein halbes Viertel. Nach befinden der Sprödigkeit der Wolle bestreicht der Kratzer, wenn er einige Streiche gethan hat, die Kammblätter mit einer in das Fett getauchten Federpose, kratzet die Wolle so lange, bis keine Knoten mehr darin sind.

Diese Wolle kann aber auf den groben Kratzen nicht so klar, als es nöthig ist, werden; sie muß zweitens auf den feinen Kammblättern so lange verarbeitet werden, bis man ganz klar durch die Fladen (Wolle), die von den Kammblättern gezogen wird, sehen kann, und es darf kein Knötchen darin zu bemerken seyn, weil sonst der Faden beim Spinnen abreißt und höckrig wird.

Diese Fladen werden nun in kleine Würste lose gerollt, wovon die Spinnerin das feinste und egalste Garn spinnen können.

Die Räder, worauf die spanische Wolle gesponnen wird, sind den Baumwollenrädern ziemlich ähnlich, nur muß das erstere einen grössern Rand haben. Nach dieser Methode wird in ganz Churſachsen die spanische Wolle zu feinem Gespinst vorbereitet.

Ich wünsche, daß durch diese kurze Beschreibung die veredelte einländische Wolle zu stärkerer Aufmunterung der Oekonomen hiesiger Lande allgemeiner mögte verarbeitet werden, weil viele Menschen dabei ihre Verdienste finden können.

Hannöverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 1ten August 1800.

Einige Bemerkungen über das häufige Mißlingen der Versuche zur Wiederbelebung plötzlich Verunglückter und Scheintodter.

(Schluß.)

Endlich läßt es sich nicht läugnen, daß auch selbst die Aerzte und Wundärzte, denen die Rettung der Verunglückten anvertrauet ist, sehr häufig an dem Mißlingen der Versuche Schuld sind. Dies kann sehr gut zugegeben werden, ohne daß man deswegen nöthig hat, ihnen Mangel an Kenntnissen und an Eifer, solche Unglückliche zu retten, beizulegen. Denn solcher Aerzte giebt es doch hoffentlich wenige, die deswegen, weil bei dergleichen Operationen vielleicht nicht viel zu verdienen ist, es sollten an Mühe und Eifer fehlen lassen. Im Gegentheile oft kann der Arzt sogar zu vielen Antheil an einem solchen Vorfalle nehmen, wodurch er gehindert wird, mit der gehörigen Bedachtsamkeit und Ruhe des Geistes Veranstaltungen zu treffen, und die zweckmäßigsten Mittel auszuwählen. Der Hauptgrund aber, weswegen man oft die geschicktesten Aerzte von einigen Fehlern in dergleichen Fällen nicht ganz freisprechen kann, scheint mir darin zu liegen: daß die Rettung Verunglückter und Scheintodter gewöhnlich für einen sehr unsichern Versuch gehalten wird, und man gleich anfangs mit Kleinmuth und Mißtrauen daran geht. In den seltensten Fällen glaubt man, daß es helfen werde, und die Versuche werden nur zu dem Ende gemacht, damit man sich nachher auf jeden Fall nichts vorzuwerfen habe. Es ist ganz natürlich, daß ein Geschäft, welches der Unternehmer selbst für wahrscheinlich unnütz und vergeblich hält, nur sehr nachläßig betrieben wird, und bald ganz liegen bleibt. Daraus lassen sich auch in solchen Fällen manche Fehler erklären. Oft geht man mit

den Mitteln viel zu übereilt zu Werke, gebraucht zu viele auf einmal, und stürmt damit zu heftig auf den vielleicht noch zurück gebliebenen Funken des Lebens los. Oft wartet man die Wirkung der einzelnen Mittel nicht gehörig ab, statt daß man allmählig und stufenweise von den schwächern zu den stärkern hinauf steigen sollte; gebraucht man sie bald bunt durcheinander, bald alle auf einmal. Hilft dies nichts, so nimt man oft zu ganz verzweifelten Mitteln seine Zuflucht, gleich als wollte man die Natur mit Gewalt bestürmen, dergestalt, daß, wenn auch der Verunglückte dadurch wieder zum Leben käme, dies wahrscheinlich doch nur von kurzer Dauer seyn würde, oder er wenigstens auf lange Zeit siech und elend davon werden müßte.

Auf diese Art sah ich einst, daß ein Mensch, welcher von mephitischen Dünsten in einem Brunnen erstickt war, über den ganzen Leib mit brennendem Siegellack beträufelt, und mit glühendem Eisen gezwickt wurde. Man denke sich nun, wenn wirklich bei diesem Menschen noch Spuren des Lebens übrig waren, was dies, bei dem Zustande der größten Schwäche und Entkräftung, für einen Eindruck muß gemacht haben? Zeigen sich trotz dieser Behandlung noch keine Spuren des Lebens, so verliert man die Geduld, und glaubt sich berechtigt, die gleich anfangs gehegte Vermuthung, daß doch alles vergeblich seyn würde, für bestätigt anzusehen. Man überläßt nun den Verunglückten seinem Schicksale, oft, ohne die Versuche aufs äusserste getrieben zu haben; oft sogar, ohne einmal die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß, wenn ja der Scheintodte noch aufleben sollte, er nicht ohne Hülfe sey. Daher sind die Beispiele gar nicht selten, daß sich ein solcher Verunglückter, der wieder zum Leben kam, an der Oefnung einer Ader tod blutet, die man gehörig zu verbinden vergessen hatte.

Hat der Arzt auf diese Art das Todesurtheil gesprochen, so trägt es sich wohl gar zu, daß noch allerhand unberufene Leute kommen, und ganz eigene Versuche mit dem Körper machen, um ihn vielleicht noch zu beleben. So sah ich einst, daß man einen Erstickten, bei dem der Arzt auch alle Hofnung aufgegeben hatte, in ein siedend heißes Bad legte — von diesem Mittel schien man recht viel zu erwarten! Wenigstens sollte man einen Scheintodten, wenn auch keine Hofnung zur Rettung ist, doch ruhig liegen lassen, und die Veranstaltung treffen, daß er bis auf den äussersten Zeitpunkt nicht von Hülfe entblößt wäre.

Uebrigens sieht man leicht ein, wie unrichtig und nachtheilig überhaupt die Grundsätze sind, welche ich eben berührt habe. Es ist freilich immer ein ungewisser Versuch, ob Verunglückte und Scheintodte gerettet werden;

den; aber die Möglichkeit ist doch da, und selbst für die Wahrscheinlichkeit sprechen sehr viele Erfahrungen. Dies muß genug seyn, auch in Fällen, wo wenig Hofnung zu einem glücklichen Erfolge ist, doch mit der größten Sorgfalt und bis auf den äussersten Zeitpunkt die Hülfsleistungen fortzusetzen. — Um eines Menschen Leben zu retten, kann man nie zu viel thun, und gelingen die Versuche auch nur ein einziges mal, so ist dies Lohn genug für die vielleicht in zwanzig andern Fällen vergeblich angewandte Bemühung.

Göttingen

E. H. W. Münchmeyer,
der Arzneikunde Beflissener.

Von den Kirchhöfen.

Menschen, von Aberglauben und Prunkliebe gleich weit entfernt, wünschen doch, in ihrem Tode anständig behandelt zu werden, und bemitleiden die, welche über die Art und Weise, wie dieses geschehen könnte, der Sache so wenig angemessen gedacht haben. Denn einige, sogar Philosophen, ja ganze philosophische Sekten und Nationen waren gegen jede Behandlung im Tode gleichgültig; andere suchten sie wohl gar in ungereimten, und die Menschheit entehrenden Dingen, andere in Dingen, die einen elenden und finstern Aberglauben nur gar zu deutlich entdeckten. Die rauhen Stoiker waren wegen der Behandlung ihres Körpers im Tode sehr unbekümmert. Ihnen war nichts daran gelegen, ob ihr Körper auf der Erde oder unter der Erde verwesete, oder ob er im Feuer, oder in der Luft, oder im Wasser zerstört wurde.

Diogenes, der Cyniker, verlangte von seinen Freunden, sie sollten nach seinem Tode seinen Leib auf das freie Feld hinwerfen, und ihn da unbegraben liegen lassen. Sie stellten ihm vor, daß auf diese Art die Raubvögel und die wilden Thiere ihn fressen würden. Allein sie konnten ihn auf keine andern Gedanken bringen. Er machte einen Scherz daraus und sagte: sie sollten nur nahe bei ihm einen Stock legen, damit er die Raubvögel und wilden Thiere wegjagen könne. Sie erwiederten ihm, wie er das nicht würde können, da er im Tode ohne Empfindung sey. Er versetzte: was kann es mir denn schaden, daß mich die wilden Thiere fressen? Wenn ich alsdann ohne Empfindung bin, so ist es einerlei, ob das Grab oder der Bauch der wilden Thiere mich einschließt.

Demokrates dachte mit dem Diogenes ganz gleich, wenn seine Freunde

ihm vorstellten, es sey doch nicht erlaubt, daß ein Mann von seiner Gelehrsamkeit nach dem Tode von Hunden zerrissen werden sollte; so glaubte er, daran sey nichts gelegen, wenn er nur im Tode auf irgend eine Art nützlich würde.

Theodor, wenn Lysimachus ihn kreuzigen zu lassen drohete, versicherte ihn blos: es sey ihm nichts daran gelegen, ob er unter oder über der Erde verwese. Seneka äusserte eine ähnliche Meinung.

Solon, der wegen seiner großen Weisheit gepriesene Gesetzgeber zu Athen, verlangte, daß sein Leib nach seinem Tode verbrannt, und seine Asche umher gestreuet werden sollte.

Nicht blos einzelne Personen, sondern ganze Nationen der Vorwelt behandelten die Todten auf eine für uns schauderhafte Art. Die alten Britannier, die Massageten und Celten verzehrten den Leichnam ihrer Väter und Mütter bei einem Gastmale, und wären daher unwillig, wenn eine langsame Krankheit sie sehr austorrte. Die Celten höhlten die Köpfe ihrer Todten aus, faßten sie mit Gold oder Silber ein, und brauchten sie als Becher in ihren Trinkgelagen. Die alten Aegyptier balsamirten ihre Todten, stellten sie aufgerichtet an der Wand in Schränke, die bei Gastmälern, um Staat zu machen, geöfnet wurden.

Die alten Hirkanier schafften sich noch bei ihren Lebzeiten Hunde an, die sie nach dem Tode fressen sollten. a) Die Aethiopier warfen ihre Todten in einen Morast, oder in Teiche, den Fischen zur Speise. Die Colchier und mehrere arabische Völker näheten die Todten in Felle und hingen sie an den Bäumen auf. b)

Andere Völker hingegen behandelten ihre Todten auf eine anständigere Art. Schon Abraham schloß mit Sichem einen Kauf wegen eines Begräbnißplatzes gegen Geld, welcher das erste und älteste angeführte Beispiel eines gegebenen Kaufgeldes ist, da sonst alles durch Tausch erhandelt wurde, und begrub die Sarah. Der Begräbnisse Davids, anderer israelitischer Könige und der Propheten geschieht in der heil. Schrift ausdrückliche Erwähnung, die zum Theil erst zu den Zweiten des Kaisers Hadrians zerfielen.

Die Griechen, die eigentlich eine jüdische Colonie waren, c) daher sich

a) Diodor. Sic. C V.
b) Strabo C. VI Olaus M. C. 16.
c) 1. Macab. XXIII. 19.

reinere Begriffe von Gott und der Tugend unter ihren Nachkommen fortpflanzten, also daß in unsern Tagen ihre Philosophen, weil viele die wahren Quellen nicht kennen, aus welchen jene Weltweise geschöpft haben, nur gar zu sehr gelobpreiset werden, behielten auch einige jüdische Gebräuche noch in spätern Zeiten bei. Sie begruben ihre Todten. Cyrus wollte, nach Xenophons Erzählung, weder in einem goldenen, noch silbernen, noch steinernen Sarge, sondern schlechtweg in der Erde begraben seyn. Doch kam nachmals auch unter ihnen der Gebrauch auf, die Todten zu verbrennen. Wenn dieses geschehen war, so wurde eine Lob- und Trauerrede gehalten; den Priestern wurde für ihre Bemühung ein Geschenk gemacht; die Ueberreste des Körpers wurden von den nächsten Verwandten aufgesucht, und der Aschenkrug am andern Tage beigesetzt.

Die Römer nahmen von den Griechen ihre mehresten Gesetze und Gebräuche an, und unter diesen auch den Gebrauch, die Todten zu verbrennen oder zu begraben, welches letztere am häufigsten geschah, und eine lange Zeit nur allein üblich war. Erst nach einem langwierigen Kriege fingen sie an, die Todten zu verbrennen. Viele Familien behielten die alte Gewohnheit bei. So ward z. E. in der Cornelischen Familie niemand vor der Dictatur des Sylla verbrannt. Sylla verlangte es aber, weil er fürchtete, daß er zur Wiedervergeltung mögte aus seinem Grabe geworfen werden, welches auf seinen Befehl mit den Gebeinen des C. Markus geschehen war, und Heraclitus erachtete das Verbrennen der Todten deswegen für rathsamer als das Begraben, weil seiner Meinung nach das Feuer eine Gottheit war, und die Todten auf diese Art schneller zu ihrem ersten Princip zurück kehrten.

Daß unter den Christen von jeher blos die Beerdigungen der Todten im Gebrauch gewesen sind, ist zu bekannt, als daß ich es für nöthig erachten sollte, dieser Sachen wegen auch nur das Geringste hinzu zu setzen.

Die Begräbnißplätze der Griechen waren meistentheils ausser der Stadt an den Landstraßen. Die Athenienser begruben, nach dem von Solon gegebenen Gesetze, keine Todten in der Stadt, daher Servius Sulpitius die Erlaubniß, den Markum Marcellum in Athen zu begraben, so sehr er sich auch deshalb bemühete, nicht erhalten konnte. Eben dieser Gebrauch war auch zu Corinth und in andern griechischen Städten. Doch einige Städte machten eine Ausnahme. Lycurgus gab zu Lacedämon die Verordnung, daß die Todten in der Stadt und nahe bei den Tempeln sollten begraben werden, welches vor seiner Zeit nicht geschehen war, damit die Jugend lernte, den Tod nicht zu fürch-

fürchten. Auch die Tarentiner nahmen diesen Gebrauch an.

Ja, die ältern Griechen beerdigten häufig ihre Todten sogar in den Tempeln. d) Wenn die spätern Griechen einige Personen vorzüglich ehren wollten, so begruben sie selbige auch auf dem Markte, oder mitten in der Stadt.

Die Römer begruben ihre Todten theils, und theils verbrannten sie selbige. Nach den Gesetzen der 12 Tafeln waren die Beerdigungen in der Stadt verboten. Nach und nach kam dieses Gesetz in Vergessenheit. Dem P. Valerio Publicola und dem A. Posthumio Tubarto ward von dem römischen Senate, wegen ihrer bewiesenen Tapferkeit, die Beerdigung in der Stadt bewilligt, obgleich solche Beerdigungen verboten waren. Und nun riß unter den Römern der Gebrauch ein, die Todten in der Stadt und in den Tempeln e) zu begraben, welches bisher nur den Kaisern und vestalischen Jungfrauen gestattet war.

Adrianus, Antonius und Pius wiederholten dies Verbot, weil die Beerdigungen in der Stadt gar zu häufig wurden. Allein Leo hob dieses Verbot wieder auf, f) und überließ es eines jeden Willkühr, ob er innerhalb oder ausserhalb der Stadt wollte begraben seyn. Wenn gleich die Beerdigungen der Todten unter den Römern am gewöhnlichsten waren, so war doch das Verbrennen der Todten bei ihnen nicht ganz selten, nur daß es der Gefahr wegen in der Stadt verboten war. Ausser der Stadt waren gemeine und Privatbegräbnisse. Privatbegräbnisse waren die, die jemand in seinem Garten oder auf seinem Acker für sich und seine Familie angelegt hatte. Gerne legten sie solche auf sonst unbrauchbarem, der Heerstraße am nächsten gelegenem Lande an, damit die Vorübergehenden sie bemerken und sich erinnern mögten, daß sie sterbliche Menschen wären, so, wie die, die hier begraben, gewesen. Hierauf beziehen sich die Inschriften auf den Denkmälern, die auf den Begräbnißplätzen errichten waren: Steh stille, Wandersmann! Wandersmann schaue hier her u. s. w. Die an den Wegen erbaueten Begräbnisse waren meistens schön eingerichtete Zellen, oder kleine Gebäude, in welchen jemand füglich hätte wohnen können, wenn sie nur eine bequeme Hausthür gehabt hätten. Sie waren meistens von Ziegelsteinen gebauet, auswärts sauber gearbeitet, mit Namen und Inschriften, inwendig mit den schönsten Farben gemalt, mit angebrachten ge-

d) Arnobius C. VI.
e) Prudent C. I.
f) Nov. C. III.

geschmackvollen Vergoldungen und Kronen geziert. Man ging durch eine enge Oefnung, die nach dem Wege zu war, hinein. Dieser gegenüber war bis in die Hälfte der Mauer eine Höhlung, die oben gewölbt und inwendig umher mit lauter Kronen belegt war, an welchen die Hand des Künstlers oft viele Geschicklichkeit bewiesen hatte. Zu beiden Seiten waren in der Mauer pyramidenförmige Höhlungen, deren nachfolgende immer etwas niedriger war. An der größeren Höhlung der Mauer, dem Eingange gegenüber, stand, wenn der Leichnam verbrannt worden, der Aschenkrug des Hausvaters in den pyramidenförmigen Höhlungen; auf beiden Seiten aber die Urnen der Hausmutter und Kinder.

Diese Begräbnißgebäude dienten indessen liederlichem und diebischem Gesindel zum bequemen Versammlungsplatze, daher Propertius nicht in solchem Prunkgebäude, sondern in einem Walde oder unter einem unbekannten Hügel wollte begraben seyn.

Für die armen und geringen Leute hatten die Römer gemeine Begräbnißplätze angelegt, die sie Puticuli nannten, weil die Körper dieser Menschen, die nicht verbrannt wurden, daselbst verweseten.

In den römischen Provinzen, und vornemlich in Sicilien, hatte man Berge in mehreren Geschossen oder Etagen zu Begräbnißplätzen ausgehauen, in deren oben die Vornehmen und in den untern Personen von geringerem Stande begraben wurden. In Italien höhlte man in den Bergen lange Gänge aus, die sich einer den andern durchschnitten, und oben gewölbt waren. In diesen machte man an allen Seiten gewissermaaßen Kisten, die an einander fort liefen, deren eine jedoch eine bessere Bauart und bessere Verzierungen hatte, als die andere, um die todten Körper hinein zu legen. Wenn gleich die Gänge in diesen Katakomben nur schmal waren, so glich doch das Ganze einer unterirdischen Stadt, in welcher man, wie von einem Nachbar zum andern fortgehen konnte.

Die alten nordischen Völker hatten in den Gehölzen oder auf ihrem Acker die Begräbnisse mit Erde oder Steinen erhöht, welches auch bei den alten Deutschen in hiesiger Gegend üblich war, wie ich denn vormals mehrere solcher Begräbnißplätze untersucht, und in hiesiger Gegend gefunden, daß auf einem Erdhügel unter nicht sehr großen platten Kieselsteinen eine etwas grössere Urne gesetzt war, um welche in mehreren Kreisen kleinere Urnen mit Asche standen, daher ich die in der Mitte stehende Urne für die des Stammvaters, die umstehenden aber für Urnen seiner Nachkommen gehalten habe.

Der Schluß folgt künftig.

Beispiel eines Riesenknaben.

Zu Hateliffe bei Hesket-Newmarket in England starb neulich, (wie das St. James Chronicle Nr. 6595. vom 25sten bis 27sten März. d. J. erzählt), an einem bösartigen Halsschaden der Sohn eines gewissen Thomas Alcore. Dieser Knabe war bei seinem Tode vier Jahre und fünf Monate alt, und wog 9 Stein oder 126 Pfund. a) Seine Länge betrug 4 Fuß b) 5 Zoll. Obgleich sehr wohl beleibt, besaß er doch eine erstaunliche körperliche Thätigkeit und eine ungewöhnliche Stärke. Seine Geistesfähigkeiten gingen über seine Jahre hinaus. Die letzten beiden Jahre seines Lebens bestand seine Hauptnahrung in Brod, Milch und Wasser. Letzteres trank er täglich aus einem Lieblingsbrunnen und in großer Menge.

Dies vierjährige Kind wog also mehr, als mancher ausgewachsene Mensch; denn wenn gleich 180 Pf. im Durchschnitte für das Gewicht eines vollständigen Menschen angenommen werden; so möchte doch die größte Hälfte der Menschen, wenigstens der Merveilleusen und Incroyables unserer letztern Generationen, welche aus physischen und moralischen Gründen mit der allgemähligen vergeisternden Abhärtung, worüber uns Pinto unterrichtet, nicht zu früh anfangen zu können glauben, wohl unter jenem specifischen Gewichte meistentheils zurück bleiben. Unser Alcoressohn aber hätte, wenn er so zugenommen haben sollte, ein wahrer Patagone und Enacksohn werden müssen.

W.

a) Der engl. Stein hält 14 Pf. Handels- oder Avoir du poids-Gewicht. Das Handelspfund engl. verhält sich gegen das hannöverische etwa wie 9½ zu 10. Ein unbedeutender Unterschied.

b) Der engl. Fuß ist größer wie der hannöverische; denn jener hat 135, dieser nur 129 französ. Linien Länge.

Verbesserungen.

Im 53sten Stück	S. 1042.	Zeile 17.	ist zu lesen:	vor statt von.
— —	S. 1043.	Zeile 12.	—	weniger statt wenige.
54sten —	S. 1046.	Zeile 22.	—	angeben statt angaben.
— —	S. 1051.	Zeile 30.	—	gleicher statt keiner.
— —	S. 1056.	Zeile 23.	—	Geschäftsträgen statt Geschäftsträger.
55sten —	S. 1064.	Zeile 17.	—	Lally statt Cally.
— —	S. —	Zeile 18.	—	Tonnere statt Kornere.
— —	S. 1065.	Zeile 11.	—	erkämpfen st. erkaufen.

Hannöverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 4ten August 1800.

Von den Kirchhöfen.

(Schluß.)

Daß die Juden ihre Begräbnisse, die sie Häuser der Lebendigen nannten, wegen der Hofnung der künftigen Auferstehung, die sie mit andern Nationen gemein hatten, ausser den Städten anlegten, ist eine bekannte Sache. Auch sie hatten, wie die Römer, Privatbegräbnisse und diesen ähnlich, auch wohl in Felsen gebauet. Ausser diesen aber hatten sie auch gemeine Begräbnisse a), wozu, nach der Meinung vieler Gelehrten, vornemlich das Thal Josaphat bestimmt gewesen. Doch finden wir in der ältern Geschichte dieses Volks, daß vorzüglich geehrte Personen in den Städten begraben worden, als Samuel in Rama, Manasse in dem an seinem Pallaste liegenden Garten, David in Jerusalem u. s. w. b)

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums behielten die Christen die Gewohnheit bei, ihre Todten ausser der Stadt zu begraben. Denn das war nicht nur das Gewöhnlichste zu der damaligen Zeit, sondern die Christen hatten von ihren Aeltern her auch noch Familienbegräbnisse, darin sie, da der große Druck, unter welchem sie lebten, ihnen große Vorsichtigkeit gebot, ihre Todten beisetzten.

Bald aber erbaueten sie, nach dem damaligen Landesgebrauche, Begräbnisse, die sie Schlafhäuser, aus eben der Ursache, aus welcher die Juden ihre Begräbnisse Häuser der Lebendigen hießen, auch die Begräbnißplätze einen Gottesacker nannten, auf welchem Gott gleichsam einen Saamen habe, der am Ende der Welt sich heben und zur Ewigkeit reifen werde. Anfangs waren diese Begräbnisse hergebrachtermaaßen, ausser der Stadt, und der Ort, wo jemand sie anlegen wollte,

a) Matth 27, 60.

b) 1 B. König 2, 16. Apgsch. 2, 29.

wollte, frei gelassen. Man sahe sie daher überall zerstreuet in den Gärten, auf dem Felde, an den Heerstraßen, wo möglich an Stellen, wo Märtyrer hingerichtet waren.

Bei vermehrter Anzahl der Christen erbauten sie, nach dem in Italien herrschenden Gebrauche, ausser der Stadt Höhlen und lange unterirdische gewölbte Gänge, die an beiden inwendigen Seiten Behältnisse für todte Körper hatten. Diese Katakomben glichen einer unterirdischen Stadt, die ihnen zur Zeit der Verfolgungen zum Zufluchtsorte und zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen dienten. Wenn sie konnten brachten sie gern die Leichname der Märtyrer in diese Katakomben, damit sie deren jährliche Gedächtnißfeier daselbst begehen mögten, dergleichen bei den heidnischen Griechen und Römern, von welchen sie abstammten, schon von alten Zeiten her, in Ansehung verdienter Menschen und tapferer Helden üblich war.

Indessen ist es nicht zu leugnen, daß die Christen, zur Zeit heftiger Verfolgungen, ihre Todten in der Stadt, wozu ihnen die vorhandenen unterirdischen Gänge in Rom Gelegenheit gaben, und wohl gar aus Noth in ihren Häusern, gleich ihren Vorfahren, deren Penaten und Laren daher entstanden waren c), begraben haben. Wenn die Verfolgungen der Christen, in den ersten Jahrhunderten, etwas nachließen, so baueten sie kleine Kirchen zu ihren gottesdienstlichen Zusammenkünften, die ihnen aber bei entstandenen neuen Verfolgungen bald wieder genommen, bald niedergerissen wurden.

Wenn diese blutigen Verfolgungen unter Konstantin dem Großen endlich völlig aufhörten und die Christen eine völlige Freiheit des Gottesdienstes erhielten, so baueten sie ansehnliche Kirchen in den Städten, um welchen sie einen geräumigen Platz, oder Kirchhof frei ließen, anfangs wohl der grössern Sicherheit halber, bei entstehender Feuersgefahr. Sie erbauten auch grössere und kleinere Kirchen, die sie Kapellen nannten, bei den Schlafhäusern oder Grabstätten der Märtyrer, weil sie es gewohnt waren, an den Orten, wo diese begraben waren, ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte zu haben. Sie legten Begräbnißplätze ausserhalb der Stadt an, bei welchen nicht immer eine Kirche war, zum Beweise, daß mehrere Jahrhunderte die Christen ihre Todten nicht in der Stadt und in den Kirchen begraben haben. Wann dieser Gebrauch aufgekommen, ist nicht mit Gewißheit auszumachen.

Chry-

c) Isidor L. LXV. Virgil. L. v. VI.

Chrysostomus im 4ten Jahrhundert sagt, daß die Leichname der Märtyrer in den Kirchen begraben und aus entfernten Gegenden dahin gebracht worden, und Augustinus im 5ten Jahrhundert berichtet uns, daß schon vor seinen Zeiten nicht blos die Körper der Märtyrer, sondern auch anderer Christen in den Kirchen begraben worden. Im Anfange geschahe dieses nicht aus Aberglauben, sondern die Christen wollten den Ihrigen im Tode nicht wenigere Ehre beweisen, als die Griechen und Römer, von denen sie abstammten, und in deren Gebräuchen sie erzogen waren. Anfangs geschahe dieses bei den Christen so wenig häufig, als die Beerdigungen in der Stadt und in den Tempeln, bei Griechen und Römern häufig waren. Nur den Kaisern und Fürsten, die Kirchen erbauet hatten, und den Bischöfen war es anfangs gestattet. Noch im Anfange des 4ten Seculi wurden die Kaiser und Bischöfe, jedoch nur nahe vor der Kirche, auf den Kirchhöfen, doch gegen das Ende des 4ten Seculi ward schon Ambrosius und Honorius in der Kirche selbst begraben.

Wie der Aberglaube nun sich überall sehr erhob, so breitete er sich, unläugbar, auch über die Begräbnisse der Christen aus. Man holte nicht nur die Gebeine der Märtyrer aus entfernten Gegenden, um auf ihrem neuen Grabe eine Kirche zu erbauen, sondern begrub sie wohl gar unter dem Altare selbst, welcher Gebrauch sich sehr ausgebreitet und sich bis auf unsere gegenwärtigen Zeiten erhalten hat, also, daß noch jetzt in der römischen Kirche kein Altar zum Gottesdienste gebraucht werden kann, wenn nicht wenigstens einige Reliquien darin aufbewahrt werden.

Diese übertriebene Verehrung der Märtyrer gab nun Veranlassung, daß Vornehme und Begüterte in den Kirchen, in der Nähe der Märtyrer, wollten begraben seyn. Der Aberglaube ward nach und nach so groß, daß auch schlechte Christen die Heiligkeit des Orts ihres Begräbnisses zu ihrer Seligkeit erforderlich erachteten und im Sterben darin einen großen Trost zu finden glaubten, daß sie in der Nähe eines Märtyrers sollten begraben werden.

In andern Ländern baueten Fürsten und Vornehme Kapellen, oder ließen an den Seiten der Kirchenmauern, wie in den sonstigen Katakomben, Höhlungen machen, um darin begraben zu werden. Was war es nun Wunder, wenn Menschen von geringem Stande nach dieser eingebildeten Glückseligkeit trachteten und auch ihre Gebeine bei den Gräbern der Märtyrer wollten begraben wissen. Der Gebrauch, die Todten in den Kirchen zu begraben, riß nun sehr ein und ward sehr allgemein.

Justinian d), Theodosius e) und mehrere Kirchenversammlungen machten dagegen Gesetze und Verordnungen. Doch wurden die Beerdigungen der Leichen in den Kirchen im 6ten Jahrhundert wieder erlaubt. Allein Carl der Große verbot es aufs neue f). Aber auch diese Verordnung ward bald wieder vergessen, und nicht nur Kaiser, Könige, Päbste, Bischöfe, sondern auch andere Personen von geringern Ständen wurden bald auf den Kirchhöfen, bald in den Umgängen der Kirchen, bald in den Kirchen selbst begraben.

Vom 10ten Jahrhundert an ward es zwar wieder sehr allgemein, daß man Leichen in den Kirchen begrub, doch wurden den Kirchenerbauern nur Erbbegräbnisse verstattet. Die mehresten Leichen wurden in den Umgängen der Kirchen beerdigt, und wo diese nicht mehr hinreichten, die Leichen aufzunehmen, oder nicht vorhanden waren, begrub man sie auf den Kirchhöfen oder legte andere Begräbnißplätze ausser den Städten an.

Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Unter den ausserhalb den Städten angelegten Kirchhöfen ist, so viel mir wissend, der Kirchhof vor Hannover und noch mehr der Kirchhof vor Halle am schönsten eingerichtet. Bei der Einrichtung dieser beiden Kirchhöfe ist sehr für das Anständige und das dankbare Andenken an vormalige gute und nützliche Menschen gesorgt.

Horn.

Verden.

d) Cod. T. II.
e) Cod. Theod. L. 6.
f) Capit. L. 1.

Ueber das Beschneiden der Obstbäume, und den Gebrauch des Baumwachses, nebst Anweisung zur Verfertigung des letztern, und des bei kranken Bäumen zu gebrauchenden Forsythischen u. a. Baummörtels.

Wenn man noch in unsern Tagen, wo wir in der Kultur der Obstbäume so große Fortschritte gemacht haben, wo nicht mehr dem bloßen Miethlinge und der grausamen Hand eines ungeschickten, mechanischen Gärtners jeder Garten anvertrauet wird, wo die Besitzer von jedem Range, statt eitler schwärmerischer Vergnügungen sich es selbst zum angenehmen Geschäfte machen, die Stelle eines Gärtners zu vertreten, und ihre Früchte selbst zu bauen,

bauen; die Bahandlung der Obstbäume mit ansiehet, und dann gewahr wird wie viel in Rücksicht des Baumschnittes mancher noch zurück ist, so ist dies ein Beweis, daß alle Fortschritte im Gartenbau dennoch gewisse Vorurtheile auszurotten nicht vermögend gewesen sind. Der gewöhnlichste Grundsatz bei den Gärtnern ist, die Bäume, besonders Zwergbäume müssen stark verschnitten werden, wenn sie Früchte tragen sollen: und eben dieser fälschlich angenommene Grundsatz ist schuld, daß diese Bäume so selten oder weniger Früchte tragen. Der Baum hat genug zu thun, daß er sein verlohrnes und ihm so muthwillig genommenes Holz wieder erhält, und die Säfte, welche die Hervorbringung der Früchte bewirken sollen, arbeiten lediglich aufs Holz. Mehrjährige Erfahrung hat mir diesen Satz bestätigt, ohne mich auf besondere Beispiele einzulassen; was aber noch schrecklicher, ist die nachlässige Behandlung der Bäume beim Schnitte selbst.

Oft schon im Februar schneidet der Gärtner die Bäume, ohne die Wunden im geringsten mit einem Baumwachse zu verstreichen, und setzt solche der freien Luft und dem Wetter aus; nach dem Schnitte kommt ein Frost, dieser hindert den verschnittenen Theil, gehörig verwachsen zu können, er trocknet aus und stirbt ab, mit der Zeit aber geht der ganze Baum ein, und dann wundert sich der grausame Operateur, wie das zugegangen und möglich gewesen sey? Wer also seinen Garten lieb hat, der vertraue ihn solchen Händen nicht an, der schneide seinen Baum selbst, und mache sich folgende Regeln dabei zur allgemeinen Richtschnur, wobei ich erinnere, daß ich hier blos von Zwergbäumen rede.

1) Schneide man die Bäume nie im späten Herbst oder kurz vor dem Winter, damit die durch den Schnitt zugefügte Wunde wo nicht ganz, doch mehrentheils verwachsen kann; aus eben diesem Grunde vermeide man

2) den Schnitt im Februar, da der den Gartenfrüchten so gefährl. Monat März immer noch sehr starke Nachtfröste bringt, und verrichte solches zu Ende des Monats März, und wenn da noch Fröste anhalten, noch später;

3) thue man keinen Schnitt, ohne die Wunde mit einem zähen Baumwachs zu verstreichen, wovon am Ende einige Recepte beigesetzt sind;

4) schneide man den Baum mit schonenden und nicht mit grausamen Händen, man nehme ihm nur das Holz so ihm schädlich, und besonders bei Espalierbäumen, suche man dem Baum mehr durch das Band als durch das Messer die Form zu geben.

5) Bei Espalierbäumen besonders verrichte man den Schnitt also, daß die

die Mittagssonne nie auf die Wunde fällt, weil diese zu sehr austrocknet.

Bei diesen allgemeinen Regeln setze ich freilich voraus, daß meine Leser schon Kenntnisse vom Baumschnitte haben, und daß sie ihre Bäume selbst zu behandeln verstehen, daher ich mich auf eine specellere Anweisung zum Baumschnitt hier nicht einlasse, noch weniger erkläre, was ein Fruchtreis, ein Holzreis oder ein Wasserspresser ist, indem man dieses eher aus Uebung und prakt. Anweisung, als aus einer Beschreibung lernen kann.

Indeß empfehle ich zur Erlangung genauer Kenntnisse vom Baumschneiden folgende Schriften:

J. C. Schmids geprüfte Anweisung zur Behandlung der Fruchtbäume;

J. G. Müllers vollständiges Gartenbuch, zweiter Theil 27tes Capitel;

J. L. Christ Handbuch über die Obstbaumzucht;

Versuch über das Beschneiden der Obstbäume, aus dem Französischen;

v. Wilke Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerei.

Aus diesen wird sich jedermann hinlängliche Kenntnisse vom Baumschnitte verschaffen können, damit er nicht nöthig hat, seine schönen Bäume durch die ungeschickte und meist mechanische Behandlung eines Miethlings verderben zu lassen.

Recepte zu einem guten Baumwachs.

1) Gelbes Wachs ½ Pfund, Harz und Terpentin, so dick, von jedem ¼ Pfund.

Wachs und Harz läße man unter einander in einem Topfe zerschmelzen; den Terpentin aber besonders auf Kohlen vorsichtig zergehen, thue ihn hernach dazu, rühre alles wohl durch einander und gießt es in Stangen.

2) Jungfernpech 2 Pfund zu Pulver gestoßen, guten Terpentin ½ Pf. Beides mit einander vermischt und in einem glasirten Topfe über glühende Kohlen gesetzt, sobald es stark oder dick wird mische gelbes Wachs ½ Pfund, und Myrrhen fein gestoßen 3 Loth, Aloe 3 Loth, darunter, rühre alles durch einander, und wenn es aufgelöset und wohl vermischt ist, so gieße die Masse in ein anderes Gefäß, worin vorher kaltes Wasser gewesen, und formire Stangen daraus.

3) Pech ¾ Pfund, Terpentin ¼ Pf. gelbes Wachs 11 Loth, Baumöl ¼ Pfund, frische Butter ¼ Pf., Hammelfett ¼ Pfund.

Man lasse Pech, Wachs und Butter zerschmelzen, durchseihe aber das Hammelfett vorher, um der Unreinigkeit willen, und rühre, wenn der Terpentin auf Kohlen zerlassen ist, diesen nebst dem Baumöl in die übrige Masse, wozu noch 1 Loth pulverisirte Myrrhen und Aloe zu thun, und forme es sodann, wie obgedacht, in Stangen.

Ich ziehe die ersten beiden Recepte dem letztern vor, indem die Fettigkeiten den Bäumen unmöglich gut seyn können, wenigstens würde ich zu einer etwas wärmern Jahrszeit keinen Gebrauch davon machen.

Jetzt nun noch ein Paar Worte über die Vorschrift einer Composition, womit alle Schäden, Mängel und Gebrechen an allerlei Obst- und Forstbäumen geheilet werden können, imgleichen die Methode, wie die Bäume vorbereitet und die Composition aufgetragen werden müsse, von William Forsyth, Königl. engl. Gärtner zu Kensington, welcher für diese seine allgemeinnützliche Erfindung von dem König von England eine Belohnung von 3000 Pf. Sterl. erhalten hat.

Man nimt frischen Kuhmist 1 Pf., Kalkschutt von alten Gebäuden ½ Pf., in Ermangelung dessen aber so viel Kalk, der aber wenigstens einen Monat vorher gelöscht seyn muß, Holzasche ½ Pf., Flußsand 2 Loth.

Die drei letzten Bestandtheile müssen, ehe man sie mischt, fein gesiebet werden, sodann arbeitet man alles mit einem Spaten wohl durch einander, bis die Masse so glatt und eben ist, wie feiner Mörtel, den man zu den Decken der Zimmer braucht.

Ist das Gemenge fertig, so muß der Baum, ehe man es aufträgt, zum Empfangen desselben vorbereitet werden, indem man alle abgestorbene schadhafte Theile wegschneidet, bis man auf das gesunde frische Holz kommt. Die Oberfläche des Holzes läßt man sehr glatt und rundet die Ränder der Rindebarke mit einem Messer vollkommen eben, welches eine wesentliche Vorsicht ist, sodann trägt man den Mörtel auf, etwa ein Achtel eines Zolles, dick über die ganze Oberfläche des von Rinde oder faulem Holze entblößten Theils, dergestalt, daß man an den Rändern die Lage ganz dünne vertreibt. Hierauf nimt man eine Quantität trockene gepulverte Holzasche, vermischt sie mit einem Sechstheil derselben Quantität Asche von gebrannten Knochen, thut das Pulver in eine blecherne oder durchlöcherte Büchse und streuet es über den Mörtel, bis er ganz damit bedeckt ist; dies läßt man eine halbe Stunde liegen, um die Feuchtigkeit einzusaugen, streuet denn wieder frisches Pulver auf und reibt es sanft mit der Hand, und wiederholt dieses Bestreuen mit Pulver bis der Mörtel eine trockne glatte Oberfläche hat.

Alle

Alle Bäume, die man nahe an der Erde abhauet, müssen auf den Schnitt behauen, und am Rande, wie oben gesagt, ein wenig zugerundet werden.

Das trockene Pulver, dessen man sich hernach bedient, muß zu diesem Behufe mit einer gleichen Quantität trocknem gepulverten Alabasters (Gypses) vermischt werden; um dem Teufeln von den benachbarten Bäumen, und den schweren Regengüssen zu widerstehen.

Wenn man dies Gemisch in grosser Quantität macht, wie zum Beispiel Herr Forsyth solches nach Scheffelmaaße vorschreibt, und zum künftigen Gebrauch aufheben will, so muß man es in ein Faß oder anderes Gefäß thun, und irgend eine Art von Harn oder Urin darüber gießen, so, daß er die Oberfläche bedeckt, widrigenfalls benimt die Luft dem Gemenge größtentheils seine Wirksamkeit.

Der Schluß folgt künftig.

Verzeichniß und Berichtigung einiger sehr gemeinen deutschen Sprachfehler.

Mahlen und malen. Der Müller mahlt das Korn; der Maler malt eine Landschaft. Der Kaffee ist gemahlen; die Blume ist gemalt. Wir haben gemahlenes Korn und gemalte Bilder.

Erschrecken. Er erschrecket mich mit der Nachricht von dem Unglücke des Mannes. Ich erschrack vor dem Anblicke dieses Elends. Er erschrickt wenn man ihn an seine Sünde erinnert. — Erschreckt durch eine solche Botschaft sank ich in Ohnmacht. Erschrocken d. i. bestürzt lief sie umher. Dies Zeitwort ist ein Neutroactivum, welches aus der dritten Person des Präsens: er erschrickt und er erschreckt, nemlich andere — sichtbar ist.

Einladen, laden, geladen. Er ladt (nicht ladet) mich ein; obwohl das letztere besser klinget. Denn, der Wohlklang darf nicht die Regel und den Gebrauch der Sprache verrücken; und er giebt wohl dem Dichter, nicht aber dem Sprachforscher Freiheiten. Daher ist es in dem bekannten Gesange Nr. 449. des hannöverischen und auch des lüneburgischen Gesangbuchs sehr richtig ausgedrückt: „Der alle Sünder zu sich ladt ꝛc.“

Hannöverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 8ten August 1800.

Ueber das Beschneiden der Obstbäume,

und den Gebrauch des Baumwachses, nebst Anweisung zur Verfertigung des letztern, und des bei kranken Bäumen zu gebrauchenden Forsythischen u. a. Baummörtels.

(Schluß.)

Das Wachsthum des Baumes wird allmählig den darauf gestrichenen Mörtel an den Rändern zunächst an der Rinde lösen und heben; daher muß man sorgen, wa solches geschieht, gelegentlich und am besten, wenn es geregnet hat, mit dem Finger darüber zu streichen, damit die Mörtellage ganz bleiben, und die Luft und Feuchtigkeit nicht in die Wunde dringen mögen.

Der Hr. Pastor Christ in seinem Handbuche über die Obstbaumzucht kann zwar obigem Baummörtel seine guten heilsamen Eigenschaften nicht absprechen, empfiehlt jedoch aus mehrern angeführten Gründen einen Baumkütt, dem er vor jenem Mörtel noch den Vorzug zu geben scheint. Unter mehrern Gründen, die er anführt, ist dieser, daß jener Mörtel keine balsamischen Theile enthalte, folglich mehr ein Heft- als ein balsamisches Heilpflaster sey, der wichtigste. Die Theile, woraus dieser Baumkütt besteht, sind folgende:

frischer Kuhfladen,
gewöhnlicher gelber Lehm,
½ Hand voll Kuh- u. Rehhaare,
¼ Pf. dicker Terpentin.

Der Lehm wird auf dem Ofen getrocknet, und alsdann zu Pulver gestoßen; davon thut man so viel unter den Kuhfladen und Rehhaare, daß es ein dicker steifer Pfropflehm wird, womit man noch schmieren kann. Kein Wasser darf dazu kommen, sondern es wird so viel Lehm darunter geknetet,

tet, als der frische feuchte Kuhfladen annimt. Nachdem es nun recht durcheinander gearbeitet ist, und die Kuhhaare gleich vertheilt sind, so wird dann der ganze Teig auf einen platten Stein gelegt, der dicke Terpentin darunter gethan, und alles vermittelst eines Stück Holzes, gleich einem Mörserstampfer, mit aller Gewalt unter einander gestoßen, daß es sich wohl vereinigt, und hernach, um alles in gleiche Vermischung zu bringen, und den Kütt zähe und zum Schmieren glatt und bequem zu machen, schlägt man diesen Teig öfters und so lange von einer Seite zur andern, bis er wie ein Pflaster ist.

Bei dieser Zubereitung ist noch das eine und das andere zu bemerken. Der dicke Terpentin, der zähe ist, wie Pech, kann nicht mit der Masse vermischt werden, wenn er nicht zuvor warm und flüßig gemacht wird. Man muß ihn daher mit den Töpfen auf den heißen Ofen stellen, oder in heisses Wasser. Wenn er nun recht flüßig ist, so breitet man den zuvor bearbeiteten Teig nach der Lage aus, macht mit der Hand eine kleine Grube darin, und schüttet den warmen und nun wie Wasser zergangenen Terpentin hinein und fängt sogleich an, den Teig hin und her zu schlagen, so lange, bis er recht zart und alles wohl durcheinander gearbeitet ist. Die mit Terpentin etwa beklebten Hände lassen sich nicht sogleich mit Wasser reinigen. Man muß sie zuvor mit ein wenig Oel bestreichen, mit Makulaturpapier abwischen, und sodann erst mit Wasser waschen.

In der Luft wird dieser Baumkütt bald steinhart. Um ihn nun zum Gebrauch immer weich und dienlich zu erhalten, so wickelt man ihn entweder in ein Tuch, oder in eine Schweins- oder Rinderblase und gräbt ihn in die Erde, oder legt ihn mit der wohl zugebundenen Blase in ein Gefäß mit Wasser, oder drückt den Kütt in einen steinernen Topf, legt ein feuchtes oder nasses Tuch darauf, bindet ihn wohl zu und verwahrt ihn im Keller.

Herr Pastor Christ lobt diesen Kütt über alles, und nach seiner Versicherung sollen alle Wunden u. Schäden der Bäume vollkommen damit kurirt werden.

Der Ritter von Ehrenfels hat in seinem Buche über die Krankheiten und Verletzungen der Frucht- und Gartenbäume,*) mehrere dergleichen Salben, Kütte und Mörtel empfohlen, und ihre specielle Anweisung gezeigt.

Jeder

*) Dieses Buch sollte billig in den Händen eines jeden praktischen Oekonomen und Gartenliebhabers seyn.

Jeder Gartenliebhaber und Gärtner, der sich mit der Baumzucht beschäftigt, sollte die oben angeführten Bücher, wozu noch Sicklers Pomologie als ein sehr nützliches Werk zu empfehlen ist, lesen, so würde es in unserm Lande bald besser mit der Baumzucht auf den Dörfern stehen, die bisher an den meisten Orten sehr vernachläßiget oder verkehrt behandelt wird.

Den Jersythischen Mörtel habe ich an einem kranken Pyramidenbaum mit sehr gutem Erfolg gebraucht, von dem Nutzen der übrigen aber kann ich noch nicht urtheilen.

E. C. L. Wdm.

Beitrag
zur Historie der Diamanten.

Die Edelgesteine, wozu die Diamanten gehören, sind nicht nur dem Naturkündiger als ein seltenes Produkt der Natur merkwürdig, sondern sie werden auch durch den grossen Reiz ihres Glanzes und die Schönheit ihrer Farben für jeden, wenn er sie auch nicht kennt, aber nur sieht, einen Werth behaupten. Das schöne Geschlecht vorzüglich schätzt sie als einen Haupttheil ihres Schmucks, und was ist nicht von demselben zu Zeiten daran gewandt und vertauscht worden, um zu dem Besitz eines Edelgesteins zu gelangen. Eine kurze Nachricht von diesen Naturprodukten, und besonders der Diamanten, wird daher den Lesern und Leserinnen dieses Magazins nicht unwillkommen seyn.

Die Härte und Dichtigkeit ihrer Substanz ist eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, denn hiedurch werden sie gegen alle Abnutzung geschützt, und sie nehmen dieser Härte und Dichtigkeit wegen den höchsten Grad der Politur und des Glanzes an, und da sie sich durch diese Eigenschaft ihrem Besitzer als ein unverderbliches Kleinod empfehlen, so hat es seinen guten Grund, wenn man nach dem Grade dieser Härte den Rang der Edelgesteine bestimmt. Sie folgen sich, ihrer Härte nach, in nachstehender Ordnung:

1) Der Diamant.
2) Der Rubin.
3) Der Saphir.
4) Der Topas.
5) Der Schmaragd.
6) Der Amethist.
7) Der Aquamarin oder Beril.
8) Der Chrysolit.
9) Der Granat.
10) Der Hiacint.

Es ist wahrscheinlich, daß die Edelgesteine in der Erde durch die Cristallisation oder das Anschiessen auf dem nassen Wege entstanden sind. Der Herr Achard in Berlin hat hierüber Versuche angestellt und gefunden, daß sie größtentheils aus alkalischen Erden zusammen gesetzt sind, da man vorher glaubte, daß sie aus Kieselerde bestünden. Da eine Cristallisation auf dem ersten Wege eine vorgängige Auflösung, und also ein Auflösungsmittel voraus setzt, so vermeint Hr. Achard, daß das mit fixer Luft geschwängerte Wasser, welches in der Erde häufig angetroffen wird, die Auflösung habe bewirken können, und daß, wenn diese Säure sich wieder, da sie flüchtig ist, von dem Wasser trenne, die Cristallisation entstanden sey. Es dürfte wohl sehr schwer bleiben, der Natur hierinnen nachzuahmen, denn sie behält sich gemeiniglich Kunstgriffe vor, die dem Scharfsinne der Menschen entgehen, und sie hat nicht nöthig, sich bei ihren langsam gehenden Prozessen auf die kurze Lebenszeit der Menschen einzuschränken, sondern sie kann Säcula dazu anwenden.

Diejenigen Chymisten, die durch das Feuer die Edelgesteine nachzumachen versucht haben, haben zwar Produkte von ähnlicher Klarheit und Farbe hervorgebracht, allein in Ansehung der Härte sind sie weit hinter den Naturprodukten geblieben. Dieses ist auch begreiflich, denn es ist bekannt, daß das Feuer die Materien und Körper ausdehnt, und locker, nicht aber dicht macht.

Der Diamant hat indessen bei den in den jüngern Zeiten mit ihm angestellten Versuchen eine merkwürdige Besonderheit gezeigt, weil er im stärksten Feuer nicht schmelzt, sondern verflüchtiget wird, ohne eine Erde zurück zu lassen. Dahingegen der Saphir aus lauter Thonerde besteht.

Die Chemiker haben schon seit hundert Jahren Bemühung angwandt, zu einer Analyse der Bestandtheile des Diamants zu gelangen. Weil aber die Kostbarkeit dieses dazu verbrauchenden Edelgesteins darunter enge Schranken setzt, so hat man erst in neuern Zeiten nähern Aufschluß darunter erhalten. Vorzüglich hat der berühmte Lavoisier in Paris im Jahr 1772. durch Versuche mit Diamanten, die er der Brennspiegelhitze aussetzte, gezeigt, daß der Diamant sich in solcher Hitze, ohne zu schmelzen, selbst verzehre.

Der Herr Lampadius zu Freiberg aber ist im Jahr 1795. in diesen Versuchen noch weiter gegangen, indem er zu der Erhitzung dieses Edelgesteins die Lebensluft angewendet hat, deren Strohm er entweder als ein Gebläse gebrauchte, oder den auf einer Kohle liegenden, bereits entzündeten Diamanten in Lebensluft tauchte. Bei diesen Versuchen entzündete sich der Diamant, brannte heller, wie die

Kohle

Kohle, worauf er lag, und ward gänzlich verzehrt. Wenn er hingegen in Kohlengestübe dicht gefüttert war, verbrannte er nicht.

Der Herr Graf von Komarzowsky aus Polen ist so freigebig gewesen, acht Diamanten, worunter sich welche von 3 bis 5 Karat befunden haben, zu diesen Versuchen herzugeben. Eine Freigebigkeit, wofür ihm gewiß die Naturkundiger Dank schuldig sind. Das Resultat, welches Herr Lampadius aus diesen Versuchen herleitet, ist, daß der Diamant ein wirklich brennbarer Körper sey, der aber seine Verwandtschaft gegen den Sauerstoff erst in einem hohen Grade der Hitze äussert, und daß Kohlenstoff der Hauptbestandtheil desselben sey. Es gehört indessen zu den bewundernswürdigen Kunststücken der Natur, diesen Kohlenstoff im Diamant so fix, hart und durchscheinend gemacht zu haben.

Man hat an dem Diamant bemerkt, daß er eine phosphorische und elektrische Eigenschaft äussert, wenn man ihn eine Zeit lang der Sonne aussetzt, oder im Feuer glühen läßt. Mit einem Stahle schlägt er Feuer, und greift das Glas mit seiner scharfen Ecke an. Von fressenden scharfen Säuren wird er gar nicht angegriffen. Daß er der härteste unter allen Steinen sey, ist schon vorhin bemerkt worden. Er wird daher weder von der Feile, noch von einer andern Materie oder Körper angegriffen, und man kann ihn blos durch sich selbst schleifen; d. i. man gebraucht dazu das Pulver, welches entsteht, wenn man zwei rohe Diamanten an einander reibt, oder schlechte Diamanten und Scherben in stählernen Mörsern zerstößt. Dieses Pulver wird mit Baumöl auf Scheiben von weichem Stahl oder Eisen, die durch eine Maschine horizontal gedreht werden, gestrichen, und der zu schleifende eingekittete Diamant darauf gehalten. Die Polirung geschieht ebenfalls mit dem feinsten dieses Pulvers. Dieses Schleifen ist künstlich, kostbar, langweilig, und daher theuer.

Der englische Juwelirer Jefferies schlägt es für einen Stein von der Schwere eines Karats zu einem Pf. Sterling und darüber an, wenn der Stein brillantirt wird, und für grössere Steine wird verhältnißmäßig mehr bezahlt. Rubine, Saphire und orientalische Topase werden ebenfalls mit Diamantenpulver auf kupfernen Scheiben geschliffen, und mit Tripel, der mit Wasser angemacht ist, polirt. Zu der Schleifung der Schmaragde, Hiacinten, Amethisten u. s. w. wird Schmirgel auf bleiernen Scheiben angewandt, und zum Poliren nimt man Tripel und zinnerne Scheiben.

Vor dem Jahre 1476. war die Kunst, Diamanten zu schleifen, in Europa noch nicht erfunden, weil man kein Material kannte, welches sie angriff.

Ein

Ein junger Mensch, aus Brügge gebürtig, kam zuerst darauf, durch den Versuch, daß er zwei rohe Diamanten an einander rieb, sie auf diese Weise von der undurchsichtigen Rinde reinigte, und mit dem von ihnen erfolgenden Pulver die weitere Schleifung unternahm.

Das Tragen derselben ward erst unter Ludewig dem 14ten in Frankreich Mode, und diese verbreitete sich bald in andere Länder. Vorher wurden die farbigen Edelgesteine fürnehmlich geschätzt und getragen. Von den ostindischen Juwelirern kann vielleicht schon länger das Schleifen und Poliren der rohen Diamanten getrieben seyn, allein sie haben es darin nie zu der Vollkommenheit, zu welcher es in Europa durch Hülfe der künstlichen Maschinen getrieben ist, gebracht, und die in Ostindien geschliffenen Steine sind unregelmäßig in der Form, und verlieren dadurch gegen die in Europa geschliffenen, weil ein ungleich geschliffener Diamant niemals den Glanz und das Feuer eines wohlgeschliffenen hat. Der Diamant des großen Moguls ist, wie Tavernier erzählt, von einem Venetianer, Namens Borgis, geschnitten worden, der aber schlechte Kunst daran erwiesen hat.

Man hat drei Arten der geschliffenen Diamanten, nemlich Brillanten, Rosetten und Tafelsteine, wo blos die Form den Unterschied macht.

Ein wohlgeschnittener Brillant muß zweien, mit ihrer viereckigten Basis zusammen gesetzten regelmäßigen Pyramiden gleichen, so, daß die eine Pyramide mit ihrer Spitze aufwärts, und die andere niederwärts gekehrt ist. Daß jede Pyramide aus vier gleichseitigen Triangeln und einer viereckigten Basis bestehen müsse, versteht sich von selbst. Die Diagonallinie, von der untersten Spitze nach der obersten gezogen, wird in 18 Theile getheilt. Von der obersten Spitze werden $\frac{5}{18}$ abgenommen, so giebt solches die oberste Tafel (Pavillon) des Brilanten, und unten wird $\frac{1}{18}$ für die kleine Untersläche abgeschliffen, wodurch also der Stein $\frac{12}{18}$ von dieser Diagonale zu seiner Höhe oder Dicke behält. Die daran zu schleifenden dreieckigten Facetten dürfen an dieser Form und Proportion im Ganzen nichts ändern, wenn der Stein für einen wohlgeschliffenen Brillanten gelten soll, denn diese Form giebt ihm den höchsten Glanz und das schönste Feuer.

Diese von dem Herrn Jefferies angegebene Proportion und Gestalt eines Brillanten kann als die beste angenommen werden, und jeder Stein, der sich ihr am meisten nähert, ist um so vollkommener.

Eine Rosette oder Rosenstein ist unten platt, und oben gewölbt. Die unterste Platte gleicht entweder einem Zirkel oder einer Elipse, das oberste

Ge-

Gewölbe wird aber mit lauter dreieckigten Facetten versehen, wovon die obersten 6 eine Spitze bilden. Zu dieser Form kann man platte Diamanten gebrauchen, die zu dem Schnitt als Brillanten nicht dick genug sind. Aus diesem Grunde hält man sie zwar etwas geringer als Brillanten. Der Herr Jefferies steht aber an, sie diesen nachzusetzen, weil sie einen gewissen eigenthümlichen Glanz haben, der von starker Wirkung ist.

Die Tafelsteine haben oben ein länglichtes Viereck zur Tafel, sind unten platt, und es können daher dünne Diamanten in diese Form gebracht werden. Im Glanze kommen sie jedoch den Brillanten und Rosetten nicht gleich.

Der Werth der Diamanten hängt von ihrer Größe, Reinigkeit in Farbe und Glanz, ihrer regelmäßigen Form, und wenn sie geschnitten sind, von ihrem richtigen Schnitte ab, und die Vereinigung aller dieser Vorzüge erhöhet ihren Werth.

Die Schwere der Diamanten, die mit ihrer Größe jedesmal im Verhältniß bleibt, wird durch ein eigenes Gewicht, welches, in Karat und Gran getheilt, und an allen Orten in Europa gleich ist, bestimmt. Ein Karat hält 4 Grän, und 21 solcher Karate sind gleich 1 Loth cöllnisch oder Silbergewicht.

Zu der Schönheit eines Diamanten wird erfordert, daß er schönes Wasser habe, d. i. daß er so klar und durchscheinend ohne alle Farbe wie ein Tropfen des reinsten Wassers sey, daß er keine Flecke und Unreinigkeiten in sich verstecke, und keine Risse oder Federn enthält. Ist er gelblich, braun, oder milchfarben, so vermindert dieses seinen Werth sehr. Sein Feuer hängt von dieser Reinigkeit ab, und ein Diamant gegen einen andern gehalten, gewinnt oder verliert bei dieser Vergleichung. Daß die Regelmäßigkeit des Schnitts zu dieser Schönheit viel beiträgt, ist schon vorhin bemerkt worden.

Es giebt auch rothe und grüne Diamanten, sie sind aber höchst selten, und werden als eine Rarität theuer bezahlt.

Tavernier hat bereits im vorigen Jahrhundert eine Regel angegeben, wie der Werth der Diamanten ihrer Größe nach zu bestimmen sey, nemlich:

Der Werth eines ungeschnittenen oder geschnittenen Diamanten verhält sich wie das Quadrat seiner Schwere.

Wenn ein roher Diamant von 1 Karat Gewicht zu 10 Thl. angeschlagen wird, so ist nach dieser Regel ein Diamant von 2 Karat werth 40 Thl., ein Diamant von 3 Karat 90 Thl. und so ferner, denn das Quadrat von 2 ist 4, und von 3 ist 9, und beides mit 10 vermehrt, giebt 40 und 90.

Bei

Bei geschnittenen Diamanten muß aber anders verfahren werden. Herr Jefferies nimt an, daß ein roher Diamant gemeiniglich die Hälfte seines Gewichts verliert, wenn er geschnitten wird. Man müsse also sein bleibendes Gewicht nach der Schneidung doppelt nehmen, und dann nach obiger Regel verfahren. Die Berechnung fällt alsdann bei einem wohlgeschnittenen Diamant oder Brillanten von 2 Karat, folgendergestalt aus. Das bleibende Gewicht von 2 Karat duplirt, macht 4 Karat, die er vor dem Schnitt gewogen hat. Dieses mit sich selbst multiplicirt, giebt zum Quadrat 16, und dieses wieder mit dem Preise von 10 Thlr. vermehrt, giebt 160 Thlr., als den Werth des geschnittenen Steins.

Man kann diese Rechnung abkürzen, wenn man gleich den Werth eines geschnittenen Brillanten von 1 Karat zu 40 Thl. bestimmt, und hiemit das Quadrat des Gewichts des Brillanten multiplicirt. Als das Quadrat eines Brillanten von 2 Karat ist 4, und 4mal 40 ist 160 Thlr.

Der Werth von 40 Thlr. für einen fehlerfreien Brillanten von 1 Karat erwächst aus der ersten Formel der Berechnung, nemlich man duplirt sein Gewicht, welches 2 Karat giebt, dieses quadrirt, giebt 4, und dieses mit 10 Thlr., als den ursprünglichen Werth eines rohen Diamanten, multiplicirt, giebt 40 Thlr. Bei dem hier angenommenen Werthe ist vorausgesetzt, daß der Brillant weder in seiner innern Schönheit, noch in seiner Form Fehler habe, denn finden sich diese, so vermindern sie den Werth beträchtlich.

Jefferies hat seiner Abhandlung von den Diamanten eine Folge von Zeichnungen der Brillanten von 1 Karat bis zu 100 Karat hinzugefügt, und so auch von Rosensteinen, welche Zeichnungen, da sie genau gemacht zu seyn scheinen, einen Maaßstab abgeben, nach welchem man gleich das Gewicht eines schon gefaßten, und folglich nicht füglich zu wägenden Brillanten oder einer Rosette, zumal wenn man einen guten Zirkel zu Hülfe nimt, und auf die gehörige Dicke des Steins mit sieht, ziemlich genau schätzen kann.

Das ursprüngliche Vaterland der Diamanten ist Ostindien, und in neuern Zeiten hat man sie auch in Brasilien entdeckt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 11ten August 1800.

Beitrag zur Historie der Diamanten.

(Schluß.)

Der durch seine sechsmalige Reise nach Ostindien berühmte Tavernier giebt an, daß zur Zeit seiner in der Mitte des 17ten Jahrhunderts gethanen Reisen die Diamanten in vier Minen nebst zwei Flüssen gefunden würden. Die eine dieser Minen ist in der Provinz Carnatik zu Raolconda, fünf Tagereisen von Golconda. Das Erdreich daselbst ist sandig, und voller Felsen und Gehölz. In den Felsen laufen sandige Adern, worin die Diamanten sich finden. Diese Adern verfolgen die Minirer, und scharren den Sand heraus, welcher darauf gewaschen wird, und unter dem zurückbleibenden Steingruß sucht man die Diamanten heraus. Die zweite Mine ist ebenfalls sieben Tagereisen östlich von Golconda, wo die Erde blos 12 bis 14 Fuß tief ausgegraben und darauf ausgeschlemmt wird, um unter den zurückbleibenden Steinen die Diamanten zu finden. Eine dritte Diamantgrube ist in Bengalen, wo man in dem ausgeworfenen Sande des Flusses Gouel Diamanten auf gleiche Art sucht. Die vierte Fundgrube soll in der Insel Borneo seyn, wo man ebenfalls in dem Sande des Flusses Sucadan Diamanten antrift.

Das Aufsuchen der Diamanten ist sehr kostbar wegen der vielen Arbeiter und Aufseher, die angestellt werden müssen; die Ausbeute aber wegen der Seltenheit der Diamanten ungewiß.

Die rohen Diamanten sind gemeiniglich mit einer undurchsichtigen Rinde überzogen, und sehen wie kleine Kiesel aus. Es ist eine Seltenheit, einen natürlich klaren Diamant zu finden. In dem Schatze zu St. Denis in Frankreich sollen sich vor der Revolution vier natürlich klare spitzige Diamanten befunden haben, die in dem Hakenschlosse an dem Königl. Mantel Carls des Großen eingefaßt gewesen

sind. Unter Ludewig dem 14ten aber ist erst der schöne Schnitt der Brillanten erfunden worden, und der Cardinal Mazarin hat die ersten viere also schneiden lassen, welche Brillanten man daher mit dem Namen Mazarins in dem königlichen Schatze belegt hat.

Die ihrer Größe wegen zu den Merkwürdigkeiten der Welt gehörenden Diamanten sind folgende:

1) Der russische ist der größte jetzt bekannte. Er wiegt 779 Karat, also über 10 Loth, ist von schönem Wasser, ganz rein, so groß wie ein Taubenei und p attoval. Er ist von der russischen Kaiserin mit 450 000 Rubel baar, und einem Adelbriefe bezahlt worden. Man hat ihn an dem kaiserlichen Zepter unter dem Adler angebracht.

2) Der zweite in der Größe ist der des großen Moguls. Dieser wiegt 279 $\frac{3}{16}$ Karat, und soll vor seinem Schnitt mit dreieckigen Facetten 787 $\frac{1}{2}$ Karat schwer, aber sehr unförmlich gewesen seyn. Tavernier hat ihn von vollkommenem Wasser befunden, am unterm Rande aber einen kleinen Riß oder Splitter wahrgenommen. Er schätzt daher das erste Karat auf 150 franz. Pfunde, und den ganzen Stein also auf 11 723 278 Livres. Wenn er den Splitter nicht hätte, würde er das erste Karat zu 160 Livres, und den ganzen Stein zu 12,504,083 Livres anschlagen. Seine Figur ist eine unten platte, aber sehr hohe runde Rosette mit ungl. Facetten.

3) Der dritte große Diamant gehört dem Großherzog von Toskana. Er wiegt 139 $\frac{1}{2}$ Karat, ist rein und schön gestaltet, und auf allen Seiten als eine Rosette facettirt. Da er etwas citronfarbig ist, so schätzt Tavernier das erste Karat nur zu 135 Liv. und also den ganzen Stein auf 2,608,335 Livres.

4) Der vierte große Diamant ist derjenige, welchen der Herzog von Orleans als Regent von Frankreich von dem Statthalter Pitt für 2,500 000 Livres gekauft hat. Er wiegt 136 $\frac{3}{4}$ Karat, und ist als ein Brillant geschliffen. Setzt man den ersten Karat auf 40 Thl. so würde er nach der obigen Berechnungsformel 748 000 Thl. werth seyn.

Die Geschichte des großen russischen Diamanten wird in der französischen Encyclopädie folgendergestalt erzählt:

Im Bramatempel zu Scheringam habe dieser Diamant eines der Augen der Statüe vorgestellt. Ein französischer Deserteur von dem Bataillon in Indien, welcher sich in malabarischen Kriegsdiensten begeben habe Mittel gefunden, dieses kostbare Auge der Statüe auszureißen und zu stehlen. Er sey damit nach Madras entflohen, wo er den Diamanten an einen Schiffscapitain für 50 000 Livres verkauft habe. Von diesem sey er

wieder

wieder an einen Juden für 300000 livres, und von solchem an einen griechischen Kaufmann überlassen worden.

In des Herrn Pallas letzten Reisen findet man eine ganz andere Geschichtserzählung davon, die mehr Glauben verdient, da Herr Pallas Gelegenheit gehabt hat, bei den zu Astrachan sich aufhaltenden Erben des verstorbenen Verkäufers dieses grossen Diamanten, Namens Grigori, Safarow, Schafraß, selbst darüber Erkundigung einzuziehen. Er bemerkt, daß viele falsche Nachrichten von diesem Diamanten verbreitet worden sind, und giebt folgendes als dessen eigentliche Geschichte an.

Schach Nadir habe in seinem Thronsessel zwei aus Indien abstammende Hauptdiamanten gehabt, wovon der eine die Seesonne und der Bergmond genannt wurde. a) Bei seiner Ermordung sey vieles von dem Krongeschmeide geraubt, b) und nachmals von den Kriegsleuten, die Theil am Raube gehabt, verkauft worden.

Schafraß, der in Astrachan gemeiniglich nur Millionair genannt

a) Es ist bekannt, daß der berüchtigte Usurpateur des persischen Throns, Schach Nadir, im Jahre 1736. einen Zug nach Indien that, um den großen Mogul auszuplündern. Er führte dieses glücklich aus, denn die Residenz des großen Moguls Dehli ward erobert, 110000 Einwohner derselben, die sich den unleidlichen Vexationen der militairischen Räuber nicht geduldig fügen wollten, wurden massakrirt, und Schach Nadir, nach der Weise aller, aus der Niedrigkeit empor gekommenen Usurpateurs, die sich um das, was die Nachwelt sagen wird, nicht bekümmern, nahm und raubte alles, was nicht nied- und nagelfest war, und mit fortgeschleppt werden konnte, und gab sich nicht einmal, wie heutiges Tages, die lächerliche Mühe, seine Schandthaten hinter eine neue Terminologie verstecken zu wollen, denn er sah vermuthlich wohl ein, daß der gehässige Begriff, welchen die Menschen mit Plündern, Stehlen und Rauben verbinden, doch immer derselbe bleibt, man mag es fouragiren oder requiriren nennen, und daß der Titel des Räubers darunter nichts ändert. Er nahm sogar dem guten Mogul seine Garderobe oder Montirungskammer; denn der arabische Leibarzt des Schach Nadirs erzählt, daß, da es auf dem Rückzuge an Proviantstücken gefehlt habe, so wären die geraubten Hosen und Kleider voll Korn und Reis gefüllt worden. Daß die Bijouterien des großen Moguls und die der Pagoden also ebenfalls in Requisition gesetzt sind, ist natürlich, und die Emigration der großen Diamanten nach Persien bedarf keines weitern Beweises.

b) Dieses trift völlig mit dem überein, was Hanway in seinen Reisen von diesem Vorgange erzählt.

wurde, habe damals mit zweien seiner Brüder in Baßora gewohnt, woselbst ein awganischer Anführer c) zu ihm gekommen sey, um ihm insgeheim diesen großen Diamanten, der einer von den großen Steinen des Thronsessels, muthmaßlich der sogenannte Bergmond, gewesen, nebst einem ebenfalls sehr großen Schmaragd, einem großen Rubin und andere geringe Steine für eine sehr mässige Summe anbot. Weil er über diesen Kauf erstaunt, Bedenklichkeit fand, den Kauf sogleich zu schließen, seine Brüder zu Rathe zu ziehen verlangte, und das Geld nicht gleich vorräthig hatte, so verschwand der Awganer, und lies sich, vielleicht aus Argwohn, nicht wieder bei ihm sehn.

Schafraß machte sich, nach genommener Abrede mit seinen Brüdern, sogleich auf, um den Awganer wieder aufzufinden. Er war aber schon aus Baßora weggezogen, und erst in Bagdad fand er ihn zufällig wieder. Hier schloß er mit ihm den Handel, und zahlte für alle die Steine, die er bei sich hatte, eine Summe von 50000 Piastern. Er und seine Brüder sahen wohl ein, daß sie diesen Kauf äusserst geheim zu halten hatten. Sie durften auch, um keinen Argwohn zu erregen, und weil ihre Handlungsverbindungen es nicht erlauben wollten, nicht sogleich Mine machen, Baßora zu verlassen. Erst nach zwölf Jahren machte sich Schafraß mit Beistimmung seiner Brüder mit den größten Steinen, die bis dahin verheimlicht worden waren, über Scham und Constantinopel auf den Weg, und kam zu Lande durch Ungarn und Schlesien nach Amsterdam, wo er seine Edelgesteine öffentlich feil bot. Unter den Käufern, die sich dazu fanden, soll das englische Ministerium gewesen seyn. Der russische Hof lies den großen Diamanten nach Peterburg kommen, mit dem Versprechen, wenn man des Handels nicht eins würde, billige Kosten zu vergüten. Als der Stein ankam, wurde durch den Minister, Grafen Panin, dem Schafraß, dessen Unterhändler der damalige Hofjuwelirer Lasaref war, ausser dem verlangten Erbadel und einer lebenswierigen Pension von 6000 Rubel, die baare Summe von 500 000 Rubel geboten, wovon 100 000 Rubel sogleich, das übrige aber in gleichen Terminen innerhalb zehn Jahren gezahlt werden sollte.

Schafraß war eigensinnig und forderte auch den Adel für seine Brüder und

c) Die Awganer sind die Bewohner der Gebirge, welche Persien von den indischen Provinzen scheiden, in der Provinz Candahar, welche bald von dem großen Mogul, bald von den Persern erobert und besessen wurde. Sie empörten sich im J. 1709., eroberten Ispahan im J. 1722. und gaben die erste Veranlassung zu der nachmaligen Zerrüttung des persischen Reichs.

und allerlei andere Vorzüge und Vortheile, und beharrte so hartnäckig bei seinen Forderungen, daß sich der Kauf zerschlug, und man den Stein zurück gab.

Nunmehro befand sich Schafraß in nicht geringer Verlegenheit. Er hatte sich in Unkosten gesteckt, mußte beträchtliche Summen, die er schuldig war, verzinsen, und sah keine Auskunft, um den Stein gut anzubringen. Seine Unterhändler ließen ihn in der Verlegenheit, um indessen selbst dabei zu gewinnen, und er ging daher, um sich den Schuldnern zu entziehen, nach Astrachan.

Endlich wurde der Handel im Namen des Grafen Grigori Griegoriwitsch Orlof wieder anhängig gemacht, und der Kauf des Steins für 450,000 Rubel baar und den russischen Adelsbrief geschlossen, von welcher Summe an Commissions- und Provisionskosten, Zinsen und dergl. an die 120,000 Rubel den Unterhändlern zu Theil geworden seyn sollen. Schafraß liess sich nun in Astrachan nieder, und sein großes Vermögen, welches auf seine 3 Töchter erbte, ist größtentheils unter den Händen der Schwiegersöhne geschmolzen.

K.

Einige Bemerkungen über die sogenannten Thurm- oder Kirchenuhren.

Wie nützlich die Thurm- oder Kirchenuhren für das gemeine Beste sind, brauche ich wohl nicht erst in diesem Aufsatze aus einander zu setzen; denn ein jeder weiß, daß die gesammten Einwohner eines Orts ihre Beschäftigungen darnach einrichten. Ich will nur einige Bemerkungen liefern, welche vielleicht etwas dazu beitragen können, der Nachlässigkeit und Ungewißheit beim Verfertigen, Repariren und Stellen dieser nützlichen Maschinen Schranken zu setzen, und auf eine grössere Genauigkeit, die man von den öffentlichen Uhren zu fordern berechtigt ist, Acht zu haben.

Die ersten öffentlichen Uhren, wie man davon noch Ueberbleibsel aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert findet, waren freilich äusserst fehlerhaft und unvollkommen. Die Künstler kannten damals noch nicht die Grundsätze, welche lehren, wie man eine leichtere und gleichförmigere Bewegung hervorbringt, und wodurch die Uhrmacherkunst heutiges Tages so viel gewonnen hat. Daher kamen denn solche zweckwidrige und unförmige Einrichtungen zum Vorschein, welche das Mittel, einen genauen Zeitmesser zu erhalten, ganz und gar verfehlten.

Ohne

Ohne auf die Stärke der bewegenden Kraft Rücksicht zu nehmen, wurden gemeiniglich die Größe der Räder und Getriebe, die Anzahl ihrer Zähne, Dicke der Wellen und Zapfen u. s. w. auf eine ganz willkührliche Weise bestimmt, Räder von Eisen griffen in Getriebe von Eisen, wodurch die Reibung recht stark wurde, so wie auch die eisernen Zapfen in eisernen Löchern liefen, mehrerer anderer zweckwidriger Einrichtungen nicht zu gedenken. Daß aber noch in den jetzigen Zeiten beim Baue der Thurmuhren oft alle Grundsätze aus den Augen gesetzt werden, daß man die Verfertigung oft Schlössern aufträgt, um die Uhr nur wohlfeiler zu erhalten, ist in der That nur selten zu verzeihen.

Die meisten Thurmuhren werden noch immer nach dem alten Schlendrian bearbeitet, so wie sie vor ein Paar hundert Jahren verfertigt wurden, ausgenommen, daß man damals noch nicht das Pendel zum Regulator gebrauchte. Wie viel vollkommner würde nicht die Maschine seyn, und wie viel könnte man nicht an Reparatur sparen, wenn man die Räder von Messing und die Getriebe von Stahl machen, so wie die Zapfen in messingenen Futtern laufen ließe u. s. w.

Die Kosten würden dadurch allerdings vermehrt werden, besonders wenn man einen Arbeiter hätte, der Räder, Zähne und überhaupt alle Theile der Uhr nach Grundsätzen bearbeitete; die Vortheile aber, die die Kosten weit überwiegen, würde man auch bald anerkennen.

Sehr wäre es zu wünschen, daß man da, wo neue Thurmuhren gebauet werden sollen, die horizontale Bauart wählte, d. i. diejenige, bei welcher die Räder horizontal und daher die Wellen senkrecht in dem Gehäuse liegen. Die Vorzüge dieser Bauart sind ausserordentlich. In meinem theoretisch-praktischen Wörterbuche der Uhrmacherkunst u. s. w., im 1ten Bande, Leipzig 1799., Artikel Pendeluhr, S. 401 u. f. habe ich diese Vorzüge aus einander gesetzt.

Viele Mißbräuche werden bei der Reparatur der Thurmuhren gemacht, worunter ich nur einige anführen will. Wenn Zapfenlöcher ausgelaufen, das heißt, zu weit geworden sind, so pflegen gute Arbeiter neue Futter zu machen; die gewöhnlichen Pfuscher aber schlagen die Löcher zusammen, gleichviel, ob sie länglicht oder eckigt werden. Daraus entstehen denn bald mancherlei Unordnungen. Hat sich etwas ausgeschliffen, z. B. Zähne oder Getriebe, und die Maschine will nicht mehr fortgehen, so werden diese Theile gemeiniglich mit der Feile wieder so weit in Ordnung gebracht, daß wieder Bewegung in die Uhr kömmt, ohne daran zu denken, daß die verbesserten, oder vielmehr verschlimmer-

merten Theile nun einen fehlerhaften Eingriff bekommen haben, daß sie nun nach der bewegenden Kraft zu schwach geworden sind u. s. w., wodurch der Ruin der ganzen Maschine bald befördert wird.

Es hatte vor einiger Zeit ein gewisser Arbeiter eine Thurmuhr ausgeputzt. Nachdem sie wieder aufgestellt war, so fand man sie nach einigen Tagen ganz roth mit dem dicksten Roste überzogen. Man kann leicht denken, wie vortheilhaft dies für die Maschine mag gewesen seyn.

Zu derselben Zeit wurde einem Schlosser aufgetragen, eine Thurmuhr auszuputzen. Dieser, um die Arbeit recht gut zu machen, überzieht das ganze Gestell mit Oelfarbe, und giebt davon auch den Zapfenlöchern, beweglichen Armen u. s. w., ihr beschiedenes Antheil. Die Uhr konnte nun begreiflich nicht fortgehen, und ein Uhrmacher mußte sie erst wieder von den überflüssigen und vergeblichen Zierrathen befreien. Man sollte sich daher ja gleich an den rechten Mann wenden.

Nicht minder nothwendig ist es bei der wohleingerichteten Verfassung eines Orts darauf zu sehen, daß die öffentlichen Uhren genau regulirt und aufgestellt werden, daß man ihren Gang immer genau nach dem (scheinbaren) Laufe der Sonne abmesse. Dazu sind hauptsächlich gute Sonnenuhren nöthig; besonders würden akkurate Horizontaluhren sehr nützlich seyn. Allein, wie willkührlich wird nicht, leider! an den meisten Orten mit dem Stellen der Thurmuhren verfahren.

Die Leute, die dazu bestellt sind, haben oft nicht die geringsten Kenntnisse. Sie stellen die öffentlichen Uhren gemeiniglich nach ihren fehlerhaften Taschenuhren, oder nach hölzernen Pendeluhren, die sie für akkurat halten, und das verständige Publikum muß sich es gefallen lassen, seine Hausuhren und tragbaren Uhren gleichfalls nach dem unordentlichen Gange der Thurmuhren zu berichtigen, wenn seine Beschäftigungen mit den Beschäftigungen der meisten Leute, die sich nach der Thurmuhr richten, im Einklange bleiben sollen.

Vortreflich wäre es, wenn alle öffentlichen Uhren nach mittlerer Zeit gestellt würden, und nicht so wie sie die Sonnenuhren angeben.

Die letztere Zeit wird wahre Zeit genannt. Das Wort wahr darf aber niemand irre machen, denn es ist eine blos willkührliche und conventionelle Benennung. Schon Newton nannte die mittlere Zeit die **wahre Zeit**, und was man jetzt die wahre Zeit nennt, **die scheinbare.** So nennen sie die Engländer noch, und auch einige neuere Franzosen; auch mir scheint diese Benennung weit natürlicher zu seyn.

Nun

Nun habe ich schon in einem Aufsatze: Mittel zur genauen Stellung und Regulirung der Uhren im 13ten Stücke des neuen hannöverischen Magazins vom Jahre 1796. gezeigt, was mittlere und was wahre Zeit ist, und zum Stellen der Uhren nach mittler Zeit die sogenannten Aequationstafeln vorgeschlagen, wie man deren auch in meinem theoretisch-praktischen Wörterbuche der Uhrmacherkunst, Band 1., Art. Aequationstafeln, [illegible] nur noch erwähnen, daß im Jahre 1799. der berühmte Uhrmacher Berthoud im Nationalinstitut zu Paris eine Abhandlung vorgelesen hat, worin er den Vorschlag that, die pariser Stadtuhren nach mittlerer Zeit gehen zu lassen.

Der große Astronom La Lande hat sogar im Nationalinstitute verlangt, daß es darum beim Directorium ansuchen sollte, und der Astronom Maller ruhete nicht eher, bis er es in Genf so weit gebracht hatte, daß die Stadtuhren nach mittlerer Zeit gestellt wurden.

In England gehen alle öffentlichen Uhren nach mittlerer Zeit; in Gotha geschieht desgleichen. (S. des Hrn. Fr. v. Zachs allgem. geographische Ephemeriden von 1799., 2ter Bd.) Bei dieser Einrichtung können auch die Taschenuhren am besten geprüft und regulirt werden, welches nicht so bequem geschehen kann, wenn die Uhren nach wahrer Zeit gestellt sind.

Es ist daher die mittlere Zeit allerdings auch fürs bürgerliche Leben nützlicher und bequemer, als wahre Zeit.

Vielleicht darf ich mir schmeicheln, daß meine wenigen Bemerkungen über einen wichtigen Gegenstand etwas beherzigt werden, und daß sie etwas mit dazu beitragen, manchen Mißbräuchen Einhalt zu thun, die, leider! so oft bei den Thurm- oder Kirchenuhren begangen werden.

Joh. Heinr. Moritz Poppe.

Göttingen.

Neues Hannöverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 15ten August, 1800.

Warnung an das Publikum für den unzeitigen Gebrauch der Arzeneien.

Man sollte, in unserm jetzigen aufgeklärten Zeitalter, es fast für überflüssig halten, das Publikum in diesem in Rücksicht auf die menschliche Glückseligkeit so wichtigen Punkte zu warnen, und ich selbst würde dieser Meinung beipflichten, und es nicht der Mühe werth achten, die Gefahr und die Folgen, die mit der unzeitigen und unrechten Anwendung der Arzeneien verknüpft sind, dem Publiko vor Augen zu legen, wenn nicht häufige Erfahrungen mich von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Warnung überzeugt hätten.

Die Gesundheit ist unstreitig allen lebenden Geschöpfen, und vorzüglich dem Menschen, das grösseste Gut dieses Lebens, ohne dessen Besitz er weder zum Frohseyn noch zu vollkommener Erfüllung seiner Pflichten fähig ist. Sie zu erhalten und in krankhaften Zufällen sie wieder herzustellen, ist gewiß eine der ersten Pflichten eines jeden Menschen. Wie oft diese aber, besonders von abergläubigen und vorurtheilsvollen Leuten verfehlt wird, indem diese, anstatt ihre vorige Gesundheit wieder herzustellen und dadurch gleichsam ihr Daseyn zu verlängern, durch den Gebrauch der unrechten Mittel sich ihr Leben, ohne ihr Wissen und wider ihren Willen zu verkürzen, zeigen häufige Erfahrungen.

Durch die wohlthätigen Einrichtungen unserer Regierung ist es zwar schon dahin gekommen, daß auswärtige Arzneihändler, namentlich die Thüringer und Ungern, die sonst in Menge umherzogen und Leichtgläubigen ihre größtentheils verfälschten Arzeneien aufschwatzten, und dadurch unsägliches Unheil anrichteten, jetzt ihre Waaren, wenigstens nicht öffentlich, umhertragen dürfen; allein diesem Unfuge ist dadurch dennoch nicht vollkommen gesteuert, und man sieht noch immer hie und da, beson-

ders an den Gränzen, diese Leute zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft umherziehen und manches Unglück anrichten, wovon folgende Vorfälle als Beispiele dienen können:

Erstes Beispiel.

Ein Bauer erhielt von einem umherziehenden Arzeneihändler ein Glas mit burhamischen Spießglanzwein, als ein Universalmittel gegen viele Krankheiten, und sein festes Vertrauen auf diese theuer erkauften Tropfen schien ihm auch in manchen Fällen die kräftige Würkung derselben fühlen zu lassen.

Eines Tages nun bekam sein 14tägiges Kind einige krankhafte Zufälle. Das erste, was der unwissende Bauer hiebei that, war natürlich, daß er zu seinen, gegen so viele Uebel wirksam befundenen Tropfen seine Zuflucht nahm. Er gab davon dem Kinde ungefähr 20 bis 30 Tropfen, und als diese in einigen Minuten noch nicht die gehoffte Wirkung zeigten, gab er eine zweite, vielleicht noch stärkere Portion. Das Kind bekam ein fürchterliches Erbrechen, und ehe noch ein Arzt herbeigerufen werden konnte, gab es seinen Geist auf.

Zweites Beispiel.

Ein anderer Landmann bekam von einem solchen Arzeneikrämer eine Opiumtinktur (wahrscheinlich Laudan. Liquid. Sydenh.) unter dem Namen schlafmachende und krampflindernde Tropfen. Seine Frau gab davon einem sechswöchigen Kinde, welches immer sehr unruhig war, und nach ihrer Meinung nicht gehörig schlief, eines Abends ungefähr 30 Tropfen. Das Kind schlief bald darauf vortreflich, und beunruhigte seine auf derselben Kammer schlafende Aeltern nicht im mindesten; allein, wie groß war die Bestürzung der Mutter, als sie am folgenden Morgen ihr Kind todt im Bette fand.

Drittes Beispiel.

Ein junger Mensch, der ein Abführungsmittel nöthig zu haben glaubte, kaufte von einem thüringer Arzeneihändler eine Portion sogenannte Purgierkuchen, und nahm solche ein.

Anfangs spürte er nicht die mindeste Würkung, und war schon im Begriff etwas Glaubersalz nachzunehmen, als er plötzlich die heftigsten Leibschmerzen und ein fürchterliches Laxiren bekam, und in diesem traurigen Zustande mußte er mehrere Stunden lang zubringen, so, daß er am Ende so matt wurde, daß er nicht mehr vom Stuhle aufstehen konnte, und wäre er nicht als Stadtbewohner so nahe beim Arzte und Apotheker gewesen, die ihn noch retteten, so wäre er unfehlbar ein Raub des Todes geworden.

Ein

Ein anderer Feind der menschlichen Glückseligkeit ist die beliebte, durch Vorurtheil und Aberglauben eingerissene Gewohnheit, daß sowohl die Landleute als auch viele Bewohner der Städte bei Krankheiten, die eins und das andere Mitglied ihrer Familie betreffen, zuerst bei Pfuschern, besonders bei Scharfrichtern, Barbierern, Roßärzten und alten Weibern sich Raths erholen, und erst wenn die durch selbige verordneten Mittel nicht helfen, zu einem Arzte ihre Zuflucht nehmen. Dieser ist alsdann, aller seiner Geschicklichkeit und Mühe unerachtet, oft kaum im Stande, das Vernachlässigte und Verdorbene wieder gut zu machen, und den Patienten, der vielleicht, wenn er gleich im Anfange der Krankheit am rechten Orte Hülfe gesucht hätte, durch geringe Mittel und in kurzer Zeit hätte wieder hergestellt werden können, noch vom Tode zu retten; ja oft ist eine unverbesserliche Zerrüttung der Gesundheit des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben, die Folge einer solchen zweckwidrigen Kur.

Auch hievon will ich unter mehreren mir bekannten Beispielen hier folgende Beweise anführen:

Erstes Beispiel.

Ein junger Mensch, der auf einem Gute als Knecht diente, bekam das kalte Fieber. Er schickte nach der nahe dabei liegenden Stadt zu einem Pferdearzte, und ließ sich von diesem etwas dagegen verordnen. Dieser schickte ihm ein Pulver, welches (entweder aus Versehen oder absichtlich) Arsenick enthielt. Der junge Mensch nahm es ein und in kurzer Zeit gab er seinen Geist auf.

Zweites Beispiel.

Ein Frauenzimmer, welches sich mit heißem Wasser den einen Fuß verbrannt hatte, ließ sich durch einen Schmidt, der sich neben seinem Handwerke auch mit Pferdekuren abgab, verbinden. Dieser kurirte mehrere Monate lang, und der Fuß verschlimmerte sich täglich, und endlich kam der kalte Brand dazu. Jetzt wurde schnell ein Wundarzt herbeigeholt, welcher nun, um der Person nur noch das Leben zu retten, den Fuß abnehmen mußte.

Drittes Beispiel.

Ein junges Mädchen bekam an verschiedenen Theilen des Körpers einen starken Ausschlag. Ein altes Weib, das schon seiner Kuren wegen berühmt war, hielt diesen Ausschlag für die Krätze, und verordnete dagegen eine Salbe aus sogenanntem rothen Präcipitat (rothen Queckſilberkalk) und Schmalz; aber kaum hatte sich das Mädchen einigemal damit geschmiert, als der Ausschlag plötzlich zurücktrat, und die schrecklichsten

Folgen verursachte. Es bekam die heftigsten Schmerzen und Steifigkeit in allen Gliedern, wurde völlig blind und mußte in diesem jammervollen Zustande mehrere Wochen zubringen, bis endlich der Tod allen Leiden ein Ende machte.

Ich könnte hier noch eine Menge ähnlicher Vorfälle aufzählen; allein, diese wenigen mögen hinlänglich seyn, um auf die schrecklichen Folgen solcher von Unwissenden angestellten Kuren aufmerksam zu machen.

Eben so entsteht gewiß sehr beträchtlicher Nachtheil für das Glück der Menschheit, durch die betrügerischen, blos auf das Interesse ihrer Verfasser abzweckenden Anweisungen mancher sogenannter Universalmittel, die zur Schande unsers Zeitalters noch immer in den hamburger Zeitungen und andern öffentlichen Blättern erscheinen, an denen man augenscheinlich sieht, daß sie blos aus niederer Gewinnsucht und von Charlatans zu Papiere gebracht sind. Und dennoch lassen sich selbst Gebildete noch verleiten, diese angeblichen Arcane zu den gewöhnlich sehr hohen Preisen zu kaufen.

Man sieht leicht ein, daß keines dieser Mittel fähig ist, so vielerlei Würkungen zu äussern und so viele Krankheiten zu heilen, als es nach der Anweisung thun soll, da es unstreitig gar keine Universalmedikamente giebt, sondern die gütige Natur für jede Krankheit auch besondere Arzneimittel hervorgebracht hat, durch deren richtige Anwendung allein jede Krankheit gehoben werden kann.

Ich will hier nur ein Paar von den am meisten gepriesenen Universalmitteln etwas näher betrachten.

Die sogenannte englische Gesundheitschocolade, die fast alle Monate in der hamburger Zeitung dem Publikum zu einem übermäßigen Preise feil geboten wird, soll jede Art von Schwäche und die daraus entstehenden Zufälle in kurzer Zeit heilen, und doch besteht sie, nach genauer Untersuchung, nur aus etwas Cascarillrinde, Wacholdergummi, Mastixgummi und einer schlechten Sorte Cacao; ist also in allen den Fällen, in welchen sie so sehr angerühmt wird, von noch geringerm Nutzen, als jede gewöhnliche Chocolade. Auch kann Schwäche des Körpers ganz verschiedene Ursachen haben, und es müssen daher auch sehr verschiedene Stärkungsmittel dagegen angewandt werden.

Will aber jemand in schicklichen Fällen durch Chocolade sich Stärkung verschaffen, so braucht er sich selbige nur von dem ihm am nächsten wohnenden Apotheker holen zu lassen, bei welchem er sie nicht nur um einen weit geringern Preis, sondern auch von bessern Eigenschaften bekommt.

Ein

Ein anderes gegen so viele und so verschiedene Uebel gepriesenes Mittel ist der sogenannte englische Gesundheitsthee. Dieser kann vielleicht in manchen einzelnen Fällen, in welchen er empfohlen wird, ganz gute Dienste leisten, in vielen aber auch großen Schaden anrichten.

Ich rathe daher jedem, der sich desselben bedienen will, solches nicht zu thun, ohne einen Arzt darüber zu Rathe gezogen zu haben, und wenn dieser ihn denn anwendbar findet, so kann er sich selbigen, nach folgendem Recepte, in einer Apotheke seines Wohnorts machen lassen, wo er ihn um einen ungleich geringern Preis und weit schneller als von Hamburg bekommen kann.

Er besteht nach zuverlässiger Untersuchung aus folgenden:

Rc. Rad. Calami 1 Unze.
- Galang. min. ½ Unze.
Costi dulcis 3 Dr.
Flor. Chamomill. v. ½ Unze.
- Rosar. ruhr. 2 Dr.
Cubebarum 1½ Dr.
Folior. aurant 1 Unze.
Ilbae Scabiosae
- Hyssopi a. a. 2 Unzen.
Menthae pip. 1 Unze.
Ligni Sassafras ½ Unze.
Semin. anisi 2 Dr.
C. et C. m. F. Spec.

Ich würde mehrere von den übrigen sogenannten Universalmitteln untersucht haben, wenn Zeit und Umstände es mir erlaubt hätten; indessen hoffe ich dies noch in der Folge zu thun, und ich werde alsdann die Resultate in diesen Blättern bekannt machen. So viel läßt sich inzwischen schon mit Gewißheit in voraus schließen, daß alle diese Mittel aus nichts anderm, als ganz gewöhnlichen, schon längst bekannten Dingen zusammen gesetzt sind, und also keine ausserordentlich heilsame, wohl aber in vielen Fällen sehr nachtheilige Wirkungen hervorbringen können; sollte dieser Schaden auch nur dadurch verursacht werden, daß man über den Gebrauch dieser Mittel die Anwendung der rechten Mittel versäumt.

Ein nicht minder beträchtlicher Schaden entsteht endlich durch das Vorurtheil, daß der Apotheker eher im Stande sey, eine Krankheit zu heilen, als der Arzt, weil er, da er die Arzneimittel selbst zubereite, ihre Wirkungen am besten beurtheilen könne; allein jedermann würde anders urtheilen, wenn er wüßte, was für eine genaue Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Verrichtungen allein erforderlich ist, um nur eine Krankheit gehörig beurtheilen, und die wahren Ursachen derselben ausfindig machen zu können, welche zu erlangen ein Apotheker, wenn er nicht besonders Medicin studirt, auf keine Weise Gelegenheit hat. Ich will hiemit nicht sagen, daß man sich durchaus in krankhaften Zufällen keinem Apo-

the-

theker anvertrauen könne, denn viele Apotheker sind in dieser Hinsicht examinirt, und haben von ihrer Landesregierung die Erlaubniß erhalten, zu praktisiren. Auch rathe ich jedem Hülfsbedürftigen, in Fällen, wo eine schleunige Hülfe nöthig ist, und man sogleich keinen Arzt haben kann, doch lieber zu einem Apotheker, als zu einem in medicinischer Rücksicht ganz unwissenden Menschen seine Zuflucht zu nehmen.

Besonders aber wird in Apotheken ein großer Mißbrauch von den Brech- und Abführungsmitteln gemacht. Man giebt jedem, der es verlangt, ein Brech- oder Abführungsmittel, ohne sich vorher nach den Umständen desjenigen, **der es nehmen will, zu erkundigen; ja man läßt ihm sogar oft unter den, sowohl in ihren Wirkungen verschiedenen Mitteln die Wahl, ohne zu wissen oder zu bedenken, was für schreckliche Folgen daraus entstehen können. Ueberdem ist es beim Landmann gleichsam Mode, daß er bei jedem krankhaften Zufalle, entweder ein salzigtes oder drastisches Purgirmittel nimt, und nur zu oft ist eine schwere Krankheit oder gar der Tod die Folge seiner Kur.**

Bei der Anwendung der Brechmittel muß man bedenken, daß es sehr oft nicht allein darauf ankömmt, Unreinigkeiten aus dem Magen auszuführen, sondern daß man auch sehr häufig aus der Leber oder dem Zwölffingerdarm Materien auszuführen hat. Ein und dasselbe Brechmittel kann hier in ein und derselben Dose nie beide Wirkungen zugleich verrichten, und es ist überhaupt schwierig, es gehörig zu beurtheilen, wenn ein Brechmittel nöthig ist. Gewöhnlich nimt der gemeine Mann zu brechen, wenn er schon Uebelkeit fühlt, und oft leistet hier ein Brechmittel gute Dienste, oft aber kann hier der schon im Magen vorhandene widernatürliche Reiz durch das hinzu kommende Brechmittel so sehr vermehrt werden, daß jetzt ein zu heftiges Brechen entsteht, welches am Ende Blutbrechen, Magenentzündung und dergleichen Zufälle verursachen kann. Man hat gewöhnlich in Apotheken bestimmte Dosen für jedes Alter, vom Säuglinge bis zum Greis. Da diese nun nicht auf die subjective Beschaffenheit des Körpers berechnet sind, so ereignet es sich häufig, daß das dasselbe Mittel bei einem so heftig wirkt, daß, wenn nicht gleich Gegenmittel angewandt werden, es böse Folgen nach sich ziehen kann; bei dem andern hingegen, anstatt zu brechen, ein so heftiges Laxiren erregt, daß der Patient aufs äusserste geschwächt wird.

Häufig ist es der Fall, daß ein Brechmittel angewandt wird, wo ein Aderlaß nöthig wäre; hier hat man traurige Exempel, daß bei den Patienten Blutgefäße zersprungen, und das fürchterlichste Blutbrechen erfolget ist.

Um

Um nicht zu weitläuftig zu werden, schweige ich hier von den vielen Fällen, wo durch versäumte Vorkehrungen beim Brechen dies ganz ausblieb, oder wo der Patient durch ein zu unrechter Zeit angewandtes Brechmittel das Opfer seiner Unvorsichtigkeit wurde.

Noch weit größerer Schaden kann durch die Purgirmittel verursacht werden. Der gewöhnliche Grund, warum der gemeine Mann für sich und seine Familie eine allgemeine Ausleerungskur verordnet, ist ein verdorbener Magen. Ihn selbst, obgleich er nichts Krankhaftes fühlt, zwingt der einmal eingeführte Gebrauch; seine Kinder die Ruhe. Diesen armen Kindern wird nun eine Auflösung von Glaubersalz oder einem andern Purgirsalze eingegossen, wovon 12 bis 20 wässerichte Stuhlgänge erfolgen, welche die armen Geschöpfe so schwächen, daß sie kaum vom Stuhle aufstehen können, und gewiß immer bis zum nächsten Purgirtage Zeichen eines schwachen Magens mit sich umher tragen. Diese Kur wird denn immer um die bestimmte Zeit wiederholt, und die armen Kreaturen am Ende so geschwächt, daß sie leicht von jeder herrschenden Krankheit ergriffen und dem Tode in die Arme geliefert werden können.

Unbegreiflich ist, wie man diese Salzabführungen so allgemein hat einführen können, da sie gerade als bloße Unreinigkeiten ausführende Mittel die unzweckmäßigsten und schädlichsten sind; und doch sind die weit sicherern, nicht schwächenden Mittel: Rhabarber, Jalappe u. s. w. Auch der so beliebte Wienertrank kann in vielen Fällen schädlich werden. Am schädlichsten aber in jeder Rücksicht sind die drastischen Purgirmittel, als: Gummigutti, Aloe und dergl., deren sich gewöhnlich Pferdeärzte und andre Pfuscher bei ihren menschlichen Kuren bedienen. Diese haben schon oft Darmentzündung, Auszehrung und dergl. verursacht, und dadurch manchen zu früh ins Grab gebracht.

Einen andern Fehler begeht man, wenn man freiwillige Ausleerungen der Natur, als Diarrhoen und dergl. stopft. So sah ich noch kürzlich, daß man einem Bauern, der über Diarrhee klagte, in einer Apotheke sogleich eine Portion Opium gab. Die Folgen, welche eine so schnelle Stopfung einer solchen freiwilligen, oft nützlichen, Ausleerung verursachen kann, sind schrecklich.

Noch muß ich hier einer Unvorsichtigkeit erwähnen, welche sich ebenfalls die lieben Landleute sehr oft zu Schulden kommen lassen, nemlich die, daß sie oft Ueberbleibsel von Medicamenten, wodurch jemand aus ihrer Familie geheilt worden, in ähnlichen Zufällen bei einem andern anwenden. Unmöglich kann ein solches Mittel in gleichen Zufällen bei verschiedenen Personen

sonen gleiche Wirkungen äußern; denn eine und dieselbe Krankheit kann bei verschiedenen Personen auch ganz verschiedene Ursachen haben, und bei der Kur einer jeden Krankheit muß mehr auf die Ursachen derselben, als auf die Krankheit selbst Rücksicht genommen werden. Mir sind mehrere Fälle bekannt, daß Leute auf diese Art das Opfer ihrer Unbesonnenheit wurden.

Möchte doch jeder Leser, der sich eines oder des andern der hier aufgeführten Fehler schuldig fühlt, das hier Gesagte recht beherzigen, und sich in Zukunft nicht mehr durch Vorurtheil oder betrügerische Vorspiegelungen verleiten lassen, so gerade gegen sein eigenes Wohl zu handeln! Wie mancher Vater würde alsdann seiner Familie, und wie manches Mitglied überhaupt der menschlichen Gesellschaft länger erhalten werden.

Göttingen Dettmering.

Zuverläßiges Mittel zur Vertilgung des schwarzen Kornwurms,

Man nehme von dem unter dem Namen Post allgemein bekannten, in allen Mooren und Brüchen häufig wachsenden Staudengewächse beides, Blätter und Knospen, koche davon ein starkes Dekoct mit gewöhnlichem Brunnenwasser. Je stärker es ist, je schneller ist seine Wirkung. Mit diesem Dekoct, nachdem es von den Blättern und Knospen zuvor abgegossen worden, besprengt man den ganzen Boden, der aber von allem darauf befindlichen Korne und andern Sachen gereiniget seyn muß, über und über reichlich, und feget es darauf mit einem neuen Besen überall herum, damit es auch in die Ritzen, den gewöhnlichen Aufenthaltsort dieses Insekts, gebracht werde. Kann man den Boden auf einmal nicht vom Kornvorrathe entledigen, so bringe man denselben nach einer Ecke, und verfahre in Ansehung der leeren Stelle wie gesagt. Ist alles abgetrocknet, so bringe man das Korn dahin zurück und behandle den leer gewordenen Platz auf dieselbe Art; so wird der ganze Boden von allen Kornwürmern in kurzer Zeit gänzlich gereinigt seyn.

H. J. S.

Hannöverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 18ten August 1800.

Erklärung des Satzes: Δος μοι πᾶ στῶ!

von

Georg Wilhelm Block.

Wenig Worte, aber wie reich an Gedanken! Gebet mir einen Standpunkt, sagte Archimed, so rücke ich die Erde aus ihrer Bahn! Gebet mir einen Standpunkt: So wahr und bedeutungsvoll dieser Satz in der Geometrie, Logik und Mechanik seyn mag, so ist er es nicht weniger für die Sittenlehre und für das ganze menschliche Leben.

Einige Aehnlichkeit mit einem Ausspruche des griechischen Weisen hat dieser des Stifters der christlichen Religion: Habt Glauben als ein Senfkorn, so werdet ihr Berge versetzen! Vertrauen auf die Vorsehung und Vertrauen auf sich selbst (denn beides widerspricht sich nicht, sondern ist genau verbunden) fordert er als Bedingung zur möglichst vollkommenen Wirksamkeit menschlicher Kräfte. Aber diese Vorschrift, setzt sie nicht einen Satz als Postulat voraus? — Können sich menschliche Kräfte ohne Standpunkt oder Wirkungskreis äussern und entwickeln? Kann also ohne denselben Vertrauen auf die Vorsehung und auf sich selbst Statt finden?

Zu diesem moralischen Standpunkte des Menschen müssen wir alles rechnen, was sowohl die Entwickelung und Ausbildung, als den Gebrauch und die Aeusserung menschlicher Kräfte wecken, begünstigen und befördern kann. Ohne gewisse günstige äussere Umstände können auch die besten Anlagen zu keiner Vollkommenheit reifen, und bleiben auch die vortreflichsten Fähigkeiten unwirksam. Vielen giebt die Vorsehung einen Standpunkt, viele müssen sich den ihrigen mühsam suchen, und viele drängen sich zu einem, den die Natur ihnen gar nicht zu bestimmen schien.

Welche Erfordernisse gehören aber dazu, wenn die Humanität sich zu

einiger Vollkommenheit entwickeln, und in ihren Wirkungen — Geistestalenten und Tugenden — etwas Vortreffliches entstehen soll?

Vorausgesetzt, daß weder Rigidität noch Weichlichkeit des Körpers, weder barbarische Rohheit noch künstliche Verzärtelung, weder Ueberfluß noch Mangel an Lebensgütern die Ausbildung und Wirksamkeit unsrer edleren Kräfte sehr begünstigt, so kommt es freilich mit darauf an, was Erziehung, Lebensart und Gewohnheit uns zum Bedürfniß gemacht haben, denn wenn jemand das in hohem Grade entbehren muß, so wird er weder an innerer Vollkommenheit, noch an äusserer Wirksamkeit gewinnen, sondern sich unglücklich fühlen, mißmüthig, stumpf und unthätig werden. Aber es giebt doch auch Dinge, deren Nothwendigkeit und Einfluß nicht von Gewohnheit und Lebensart, sondern von innerer Naturanlage, Geistesbeschaffenheit und Neigung abhängt.

Es kann seyn, daß jemand auch ohne eine besonders glückliche Lage, ohne manche angenehme Genüsse des Lebens dennoch Lebhaftigkeit des Geistes, Genie, Thätigkeit und Muth besitzt und behält; denn vieles kann Philosophie und Gewöhnung den Menschen entbehren lehren. Wisset ihr aber ein Beispiel, daß jemand in einer unfreundlichen Gegend und armseligen Lage, alles edlern Umgangs der Freundschaft und Liebe beraubt, in Dürftigkeit und unverdienter Verachtung, ja bei unverschuldeten Kränkungen und Bedrückungen, und ohne Hoffnung eines glücklichern Zustandes, dennoch Seelenruhe und Heiterkeit, Erfindungskraft, Thätigkeit u. Enthusiasmus behalten hätte, um etwas Ausgezeichneres und Vortreffliches zu wirken?

Also eine gewisse Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit ist wohl das erste Erforderniß einer vollkommenen Wirksamkeit menschl. Kräfte. Freiheit von mancherlei Einschränkungen und Hindernissen, von drückenden Arbeiten und erniedrigenden Pflichten, von Nahrungssorgen und häuslichen Leiden, Sicherheit vor Beleidigungen und Kränkungen, Unabhängigkeit von Launen und Willkühr anderer, die im Range der Sittlichkeit niedriger sind: Wer seine Hände zur Gartenarbeit gebrauchen muß, der kann nicht das zarte Gefühl und die Elastizität des Klavierspielers behalten; wer seine glücklichsten Augenblicke mit elenden mechanischen Geschäften anfüllen muß, der verliert, wo nicht das Talent, doch die Neigung und den Schwung der Seele zu höhern und feinern Geisteswerken; wer unter dem Drucke äusserer Umstände lebt, oder zu Hause von Leiden und Sorgen gequält wird, von dem erwartet nicht jene Freiheit und Gewandtheit der Seele, die zu einer glücklichen und beifallswürdigen Thätigkeit

tigkeit nöthig ist; wer sich dem despotischen Eigensinn anderer unterwerfen, oder in der Gesellschaft niedriger, an Kopf und Herz verwahrloseter Menschen sein Leben zubringen muß, kein Wunder, wenn der alle Seelengröße verliert, und vom Edelmuth zur Niederträchtigkeit herab sinkt.

In einer solchen Freiheit von Hindernissen können und werden menschliche Kräfte sich äussern oder entwikkeln, wo innere Fähigkeit und Thätigkeitstrieb sich findet, und wo es nicht an einem Wirkungskreise, an Gelegenheiten, Gegenständen u. Mitteln der Thätigkeit fehlt. Denn wenn jemand seine edelsten Geistesbedürfnisse gar nicht befriedigen kann, gar keine Gegenstände für seinen Kopf und sein Herz findet, und vergeblich sich nach einer Wirksamkeit sehnt, wozu Fähigkeit und Neigung ihm Beruf geben, so wird seine Geistesflamme sich selbst verzehren, statt daß sie andern Licht und Wärme mittheilen sollte.

Sollen aber menschliche Anlagen und Kräfte nicht allein geweckt und geübt, sondern auch erhöhet und in eine möglichst wohlthätige Wirksamkeit gesetzt werden, daß selbst bei mässigen Fähigkeiten, selbst da, wo sie schon etwas vernachläßigt oder unterdrückt worden, doch noch etwas Vollkommneres entstehe, so werden gewisse Beförderungsmittel und eine glückliche Lage erfordert, die nur Wenigen zu Theil wird, die aber eben so wohl zu dem moralischen Standpunkt des Menschen gerechnet werden muß.

Wenn es ganz an einem solchen Wirkungskreise, an Hülfsmitteln und Verbindungen fehlt, wenn sich gar keine Ermunterungen, kein glücklicher Erfolg der Anstrengung seiner Kräfte, keine Vortheile seines Fleißes, oder wenigstens keine Aussichten auf dieselben darbieten, wenn nicht Ehre, Zutrauen und Achtung anderer Eingang verschaft, wer immer ohne Beifall und Belohnung, wäre es auch nur Anerkennung seines Verdienstes, arbeiten soll, der kann vielleicht zeigen, was ihm in einer günstigern Lage möglich wäre, aber erwartet nichts Vollkommenes von ihm, und beurtheilt ihn nicht nach dem, was er wirklich leistet.

Ihr haltet diesen und jenen für unfähig, für talentlos, und glaubt, es fehle ihm an Genie und Feuer, an Witz und Politur, an Geschicklichkeit. Aber gebet ihm einen Wirkungskreis, der seinen Fähigkeiten und Neigungen angemessen ist, so wird er ein geschickter, thätiger und nützlicher Mann seyn; setzt ihn in die Lage eines andern, den ihr für geschickt und lobwürdig haltet, so wird sich zeigen, was er leisten kann, ob er hinter jenem zurück bleibt, oder vielleicht ihn übertrift.

Darin liegt die Ursache, warum mancher mittelmäßige Mensch in den Augen des Publikums viel leistet, und dagegen mancher talentvolle thätige Mann nichts wirken kann; daher kömmt es, daß jener oft einem bedeutenden Amte, wozu man diesen kaum fähig hält, ohne Vorwurf, wohl gar mit Beifall vorsteht, weil seine Lage jene Bedingungen erfüllt, seine Kräfte zu wecken, zu üben, zu erhöhen. So wahr ist das Sprichwort: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. — Oft freilich ist der Standpunkt, worauf die Geschicklichkeit eines Mannes ruht, nur die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit anderer, oder eine noch größere Ungeschicktheit derer, mit welchen er lebt, und er würde schlecht bestehen, wenn er bessere Richter hätte. Aber war ist es auch, ein Amt, ein angewiesener, sicherer, mit Vortheilen verbundener Wirkungskreis, insonderheit eine glückliche Lage weckt und ermuntert nicht allein die natürlichen Fähigkeiten, sondern flößt auch Muth und Selbstvertrauen ein, erhöhet die Kräfte und spornt die Thätigkeit des Menschen durch die Vortheile und Früchte seines Fleißes, der allemal da ermüdet, wo kein Genuß und keine Erwartung derselben gewährt wird.

Nur auf dem Standpunkt einer glücklichen Lage ist diejenige lebhafte Thätigkeit, Wärme und Begeisterung möglich, welche zu allen vollkommenen, ausgezeichneten und lobenswürdigen Wirkungen menschlicher Kräfte erfordert wird. Wer mit Zuversicht und Bewußtseyn seines Einflusses redet, der kann leicht gut reden: wem der Beifall schon entgegen kömmt, wenn er ein Musikstück vorträgt, der wird leicht angenehm vortragen; wer in einem geistvollen Umgange täglich Nahrung seiner Gedanken, Gesinnungen und Gefühle findet, der kann leicht gedankenreich, unterhaltend, interessant seyn; wem es nicht an Hülfsmitteln seiner Thätigkeit und an Aussicht auf Vortheile seines Fleißes fehlt, der kann wohl mit Interesse und Geschicklichkeit arbeiten. Dieser Einfluß zeigt sich in allen Fächern, und ist es mit sittlicher Vollkommenheit nicht derselbe Fall? Hat die Tugend gar keine Nahrung, keine Gegenstände ihrer Aeusserung, keine Hülfsmittel ihrer Uebung, keine Ermunterung ihres Strebens, was wird dann aus ihr werden? Ohne das innere Prinzip der Sittlichkeit und die Selbstgesetzgebung des Willens in Anspruch zu nehmen, darf ich doch fragen: Worauf gründet sich Tugend bei den Meisten, auch bei den Bessern? Gebet mir die Anlagen, Hülfsmittel und Ermunterungen, welche andern zu Theil wurden, so werde ich eben so bescheiden und enthaltsam, eben so sanft und wohlwollend, eben so tapfer und großmüthig seyn, als sie.

Keine Triebfeder der menschlichen Seele wirkt insonderheit wohl stärker, als

als die Ehre. Mehr als irgend etwas, gehört Achtung und Zutrauen anderer, Ueberzeugung von ihrem Beifall und Wohlwollen, zu dem moralischen Standpunkte, ausser welchem der Mensch nichts Vortreffliches wirken kann.

Wenn jemand seine Fähigkeiten gebrauchen, seine Talente geltend machen, seinen Werth zeigen kann, wenn seine Ideen, Vorschläge und Bemühungen Eingang und Beifall finden, wenn er sich neue Wege und Aussichten öfnen darf, wenn seine Verbindungen und Hülfsmittel ihm einen glücklichen Erfolg sichern; dann ist es nicht schwer, etwas zu leisten, sich hervorzuthun und andere zu übertreffen; Natur der Sache und Erfahrung zeigt, wie sehr das alle Seelenkräfte erhöhet und unsre Thätigkeit erleichtert.

Nicht blos die Aussicht äusserer Vortheile, die durch Talente, Fleiß und Anstrengung erworben werden, auch schon die Hofnung einer verdienten Auszeichnung, eines ehrenvollen und glücklichen Wirkungskreises, ist ein Standpunkt, eine Stütze und Ermunterung menschlicher Kräfte. Und von dieser Seite kann der Staat gewiß viel für die möglichst vollkommene Wirksamkeit seiner Bürger, und insonderheit seiner Diener thun.

Es ist nicht möglich zu machen, daß jeder fähige Kopf die Gelegenheit und Mittel seiner Ausbildung erlange; aber es ist Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder gut Ausgebildete in einen Wirkungskreis gesetzt werde, wo er sich durch eine glückliche Thätigkeit belohnt fühlt. Es ist nicht möglich, allen würdigen Staatsdienern die äusseren Güter und Vortheile des Lebens in gleichem und hinreichendem Verhältnisse zu gewähren, dies übersteigt das öffentliche Vermögen; aber man verschaffe doch den Würdigern die öffentliche Anerkennung ihrer Verdienste, die Belohnung der Ehre, welche dem Staate nichts kostet.

Täglich können wir uns durch eigne Beobachtungen überzeugen, daß die Vollkommenheit menschlicher Thätigkeit, und noch mehr die Meinung anderer von derselben (worauf doch auch viel ankommt) sehr von dem Standpunkt abhängt, worauf das Glück uns stellt; der meisten Menschen Standpunkt aber Geburt und Titel, Amt und Einnahme, Autorität und Gunst, und also ein Geschenk des Zufalls sey. Einige Beispiele aus meiner Erfahrung mögen diese doppelte Wahrheit anschaulich machen.

Ein Mann, der jetzt Hofrath und Professor auf einer namhaften Universität ist, und in der dortigen Gegend fast für den Geschicktesten in seinem Fache gehalten wird, hat dies gewiß nicht von wegen seiner Geistes-kräfte verschuldet. Daß es ihm an

Leh-

Lehrertalenten, Genie und Urtheilskraft sehr gebricht, kann jeder, der ihn hört (er hält auch, wie seine Pflicht ist, Vorlesungen, die aber wenig besucht werden), ganz augenscheinlich sehen, und es ist wegen der Scham und Demüthigung, die man dabei in die Seele des Mannes empfindet, ein peinliches Geschäft, ihn zu hören. Dagegen hat er sich aber desto sorgfältiger gehütet, das auswärtige Publikum durch Schriften von seiner Geistesarmuth und Unfähigkeit zu benachrichtigen.

Er trat zu einer Zeit auf, wo die dortigen zwei größten Meister in seiner Kunst die Praxis niederlegten: sein Professortitel und seine Verbindungen konnten ihm über andere leicht das Uebergewicht verschaffen; was Wunder, daß er nun im Besitze blieb und noch höher stieg. Sein erster Standpunkt gewährte ihm Mittel und Gelegenheit, sich zu bilden und zu üben, seine Laufbahn war ohne Gefahr und Schwierigkeiten, und sein jetziger Rang stellt ihn den Allergeschicktesten und Verdientesten gleich. Kurz, er ist ein lebendiger Beweis der Wahrheit: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

Ein anderer, ein wohlbelobter und beliebter Schriftsteller, hat seinen Ruf dem glücklichen Zufalle der Verdienste (wie soll ich es nennen?) zu danken, daß er seinen Standpunkt unter den Flügeln eines großen Mannes wählte, und unter dem Schutze derselben zuerst ins Publikum hervorging, dessen Beifall ihm nun durch die Anpreisungen des großen Gönners sicher genug war, um sich denselben auch ohne viele Anstrengung zu erhalten, und ihm Ermunterung und Hülfsmittel genug verschaffte, sich bald noch höher zu heben.

Seine Erfindungskraft ist nicht groß, und seine Darstellungskraft mittelmäßig; durch eigne Vernunft und Kraft hätte er seine Geistesprodukte schwerlich vor dem Schicksale der Makulatur sichern können; aber je wohlgegründeter seine Bescheidenheit war, desto mehr hielt die Welt (die sonst so gern das Arge denkt) dieselbe für das Kennzeichen wahres Verdienstes, und was ihm selbst an diesem abging, das ersetzte die Empfehlung seines Aristarchen. Schade, daß es nicht jedem gegeben ist, unter die Flügel eines großen Mannes zu kriechen, und daß man sich dennoch erst erniedrigen muß, wenn man erhöhet seyn will.

Ein dritter, Rath und Mitglied in einem Collegium, verdankt diese Stelle seiner Geburt und dem Einflusse seiner Verwandten. Ohne diese vollgültigeren Verdienste würden ihn seine eigene Talente und Kenntnisse kaum zu den Posten eines Secretairs gebracht haben; und wiewohl Einsichtsvollere nämchmal sagten, daß er seinem Amte eben keinen Glanz mittheile,

theile, so überglänzt doch der Schein des Amtes seine persönlichen Eigenschaften zu sehr, als daß er nicht mit allem Anstande dasselbe bekleiden sollte. Er klagt niemals, daß es ihm zu schwer sey, weil er Gelegenheit genug hat, sich von den Sorgen und Anstrengungen desselben (die er gar nicht fühlt) zu erheitern; und bestätigt aufs neue den unangenehmen aber schwer zu widerlegenden Glauben, daß, wenn jemand nur ein Amt bekommt, die dazu nöthigen Eigenschaften sich schon von selbst finden.

Und in der That, wenn das nicht wäre, so würde es um manche Aemter schlecht bestellt seyn. Indessen thun solche Beispiele unstreitig Schaden; denn sie veranlassen manchen, dem es an Geburt, Verwandten und Gunst (gewiß also auch an Fähigkeit) fehlt, in seinem Selbstgefühl zu glauben, er würde eben sowohl einem solchen Amte vorstehen können, und sich wohl gar thörichterweise darauf zu berufen, daß ein blinder Heide gesagt hat: Gebet mir einen Standpunkt!

Ein vierter, Landphysikus in einer ziemlich aufgeklärten Provinz, kann vielleicht unter den dortigen Aerzten die Hauptrolle spielen, weil er auf öffentliche Kosten gereiset ist, und große Empfehlungen mitgebracht hat. Ob sein Reisen und Besehen der Krankenhäuser und einiger Hauptstädte ihm sehr nützlich seyn konnte, das mögte die damalige Jugend seiner Jahre und seiner Vorkenntnisse billig bezweifeln lassen.

Er hat studirt wie gewöhnlich, und weit entfernt, ein gelehrter (mit Mathesis, Physik und Chemie ausgerüsteter) Arzt zu seyn, macht doch seine günstige Lage und Einnahme es ihm leicht, nicht allein seine praktischen Kenntnisse zu erweitern, und sich das Neueste in der Kunst bekannt zu machen, sondern auch seiner Geschicklichkeit das nöthige äussere Ansehn zu geben, wovon unstreitig in den Augen der meisten die Gewißheit und Größe derselben abhängt. Er kann sicher seyn, daß dort niemand seine Wissenschaft in Anspruch nehmen wird, und ist deswegen so klug, anstatt sich mit vielem Studiren zu bemühen, lieber in den gesellschaftlichen Zirkeln des Orts seine Zeit auf eine angenehme Art zuzubringen.

Viele könnten es ihm gleich thun, viele ihn übertreffen, wenn sie in solcher Lage wären, und solche Hülfsmittel hätten. Aber das liegt, wie schon Salomo sagt, an der Zeit und am Glücke. Gebet mir einen Standpunkt!

Ein fünfter ist Musikdirektor an einem sehr besuchten und geschmackvollen Orte, wo er in seiner Jugend studirte, und vielleicht etwas mehr als gewöhnliche musikalische Fähigkeiten (denn die gewöhnlichen sind bis-

bisher nicht groß) mitbrachte. Er besaß einiges Vermögen, wodurch er sich eine Zeitlang dort erhielt, Verbindungen gewann, seine Kenntnisse und Fertigkeiten vermehrte, einige Compositionen (d. h. Zusammensezzungen musikalischer Gedanken) herausgab, und auf diesem Wege bald zu seiner jetzigen Stelle gelangte, die ihm weit mehr als innere Talente vermögen, einen Meisterruf zu begründen half.

Wie viel ein solcher Mann an einem solchen Orte für die Ausbreitung eines guten Geschmacks in der Musik und für die wohlthätigen, noch sehr unerkannten Wirkungen derselben auf ganze Provinzen thun könnte und sollte, ein Mann, der ganz frei und unabhängig lebt, über seine Zeit so ganz Herr ist, und die besten Hülfsmittel, Spieler, Musikalien und Schriften benutzen kann, das scheint weder er selbst, noch andere bisher geahnt zu haben.

Ob er Vorlesungen über seine Kunst hält, weiß ich nicht, aber wenn es wäre, so läßt sich ihr Gehalt und ihre Wirkungen aus dem, was er bisher ausgehen lassen, leicht berechnen. Unerklärbar wäre es, wie jemand in einer so günstigen Lage und bei einem so anhaltenden Studium seines Faches dennoch an wahrer Wissenschaft und an Geschmack so mittelmäßig bleiben kann; unerklärbar, wie bei so großer Fertigkeit, Akkuratesse, Ründung und Geschmeidigkeit des Spiels, die Seele so wenig Antheil daran nimt, wenn man nicht wüßte, daß bei sehr vielen Musikern das Talent nur in der Kehle und in den Händen wohnt, und jene Tugenden des Vortrags ein Werk der Finger, nicht der Gedanken und Empfindungen sind.

Kein Wunder dann, daß diese leztern dadurch nicht mitgetheilt werden: kein Wunder auch, daß ein Musikdirektor der Menschheit so wenig nüzt, so lange Geistesfähigkeit mit Fingerfertigkeit verwechselt, und seine Bestimmung auf einen Kizel der Ohren beschränkt wird.

Ein sechster endlich, damit ich auch diejenige Fakultät nicht vorbeigehe, welche unter allen die vornehmste seyn will, ist Ephorus einer ansehnlichen kirchlichen Inspektion des nördlichen Deutschlands, wo er freilich in den Augen Verständiger eine sehr hölzerne Figur macht, aber dafür desto fester auf den Standpunkt seines Amtes sich verlassen kann. Dieses Glück ist die würdige Belohnung der treuen Dienste, welche er vormals einem Manne von Einfluß, in dessen Hause er Privatlehrer war, geleistet, worauf er zu einem Predigtamte, und nachher durch jene Verbindung zur Superintendentur gelangte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 22ten August 1800.

Erklärung des Satzes: Δος μοι πᾶ στῶ!

(Schluß.)

Man erzeigt diesem Mann alle Ehre, wenn man annimt, daß der äussere Beruf zu diesem Amte den innern bei ihm sehr überwogen habe; und so geringfügig seine Ansprüche auf gründliche Wissenschaft und Geistesbildung seyn mögen, so berühmt er sich dagegen wichtiger Verbindungen, genauer Bekanntschaften mit angesehenen Gelehrten und vornehmen Geistlichen.

Auf die neuern großen Veränderungen der Wissenschaften sieht er mit noch gröſſerer Selbstzufriedenheit herab, und bekümmert sich sehr wenig darum; wer wollte das auch von einem schon so feststehenden Manne verlangen? Die Kantische Philosophie z. B. hat er nicht studirt, da aber doch die ganze Welt dieselb für sehr wichtig ansieht, so hat er sich nach seinem eigenen Zeugnisse einen Stoß der darüber erschienenen Schriften (nicht Kants Werke selbst, denn die sollen sehr undeutlich seyn) kommen lassen, um doch Auskunft geben zu können, wenn etwa einmal einer der ihm untergebenen Prediger Belehrung darüber bei ihm suchte. — O des geistlichen Dünkels! Und solche Sünder sollen Anführer, Leiter und Aufseher anderer gebildeter und geschickter Männer seyn! Und niemand kann sicherer seyn und fester stehen, als eben sie, bei aller Armuth, Blöße und Schwäche des Geistes! Denn welch ein fester Standpunkt ist dieser durch die Erfahrung aller Zeiten bewährte Grundsatz: es gehört nur wenig Geschicklichkeit dazu, ein Amt zu erlangen, aber unendlich viel Ungeschicklichkeit würde erfordert, es wieder zu verlieren.

Und nun die Moral aus diesen Exempeln, von welchen ich eine ganze Reihe liefern könnte, deren kommen-

zirte Darstellung für Jünglinge, die in die Welt treten, eben so lehrreich seyn möchte, als dem Naturforscher die Beschreibung der Hirnschädel ausländischer Nationen, und — doch die Moral! Jeder mittelmäßige Mensch darf sie mir getrost nachsprechen: Es kann unmöglich sehr schwer seyn, manchen wichtigen Aemtern vorzustehen, da die Erfahrung zeigt, daß auch Menschen von mäßigen Talenten und bei mäßiger Anstrengung denselben dennoch in den Augen des Publikums Genüge thun. Gebet mir nur die Hülfsmittel und den Standpunkt, den dieser und jener hatte, machet mich nur zum Professor, Rath, Landphysikus u. s. w., so ist kein Zweifel, daß sich die dazu nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften bei mir eben so finden werden, als sie sich bei andern gefunden haben. Ja, wenn ich ein so wichtiges Amt erlangen sollte, so hoffe ich zuversichtlich, wo nicht noch mehr, doch gewiß eben so viel zu leisten, als dieser und jener; und dann will ich von Herzen gern, zwar nicht das demüthigende Geständniß thun: Domine, non sum dignus, aber doch, was noch keiner vielleicht gethan hat, öffentlich und schriftlich bekennen, daß ich das Amt nicht meinem Verdienst, Würdigkeit und Geschicklichkeit, sondern, wie es auch wirklich wahr ist, der Gunst und dem Glücke zu danken habe. Gebet mir einen Standpunkt!

Holtorf bei Gartow.

Etwas vom Schlaf.

Herr von Haller sagt, der Schlaf entsteht entweder von einem blossen Mangel und einer Unbeweglichkeit der Geister, oder von dem Drücken der Nerven, allezeit aber von einer gehinderten Bewegung der Geister durch das Gehirn. Die Ursachen des Wachens bestätigt diese Lehre. Alles dasjenige hält nemlich den Schlaf ab, was eine gröſſere Menge von Geistern erzeugt, insonderheit gewürzhafte und warme Getränke, die feine reizende Theile nach dem Kopfe schicken, durch die der Lauf des Bluts in das Gehirn beschleunigt wird, und wegen seines flüßigen Wesens mehr Geister in einer gegebenen Zeit abgesondert werden. Es erzeugen und befördern den Schlaf alles dasjenige, was die Kräfte schwächt, groſſer Blutverlust, Aderlassen, kühlende Arzneien, der Mohnsaft, selbst die Kälte der äussern Luft, alle Arten von brennbaren Geistern, insonderheit wenn sie in Dünste aufgelöst werden. Alle diese Ursachen scheinen darin überein zu stimmen, daß das im Kopfe angehäufte Blut das Gehirn zusammen drückt, und

den Geistern den Weg in die Nerven versperrt. Es besteht daher das Wesen des Schlafs in dem Zusammenfallen der Nerven, die aus dem gemeinschaftlichen Empfindungsort kommen.

Nichts ist vernünftiger, als den menschlichen Körper als eine Maschine zu betrachten, deren Veränderungen nach der Mechanik erfolgen. Nichts geschiehet aber gemeiniglich gewöhnlicher, als wie dieses. So widersprechend dieses scheinen könnte, so leicht ist es zu erweisen. Diejenigen Aerzte, welche das gröste Geschrei von den mechanischen Bewegungen des menschlichen Leibes machen, sagen in groſsen Büchern tausendmal, daß der menschliche Leib aus lauter Rörchen bestünde, in welchen die Säfte herumliefen, und wer hat daran gezweifelt, nachdem es Harväus ein für allemal bewiesen hat. —

Man gebe einem Körper die allerkünstlichste Struktur, und bilde sich den Nervensaft so zart ein, wie man wolle, so wird dieses doch nicht hinreichend seyn, die geringste Bewegung hervorzubringen: oder müßte man nicht, wenn man dieses behaupten wollte, sowohl dem Satze des zureichenden Grundes, als der täglichen Erfahrung widersprechen, welche beide darin mit einander übereinstimmen, daß sich ein Körper ohne einen äussern Antrieb bewegt, und daß diese Bewegung der bewegenden Kraft jederzeit proportional sey.

Es ist wahr, daß wir die Kraft, welche den menschlichen Körper bewegt, eben so wenig als alle übrigen Kräfte kennen, aber es ist nicht weniger gewiß, daß sie nicht unendlich sey, daß sie durch den Widerstand vernichtet werde und verlohren gehen müßte, wenn sie nicht beständig ersetzt würde. Was ist also gewisser, als daß das Leben verlohren gehen müsse, wenn die angewandten Kräfte nicht wieder ersetzt werden. Empfindungen und willkührliche Bewegungen erfordern eine beständige Anwendung dieser Kräfte, und beides unterbleibt nicht, wenn wir wachen.

Wird es uns also befremden, daß auf ein beständiges Wachen eine Entkräftung, und wenn diese ausserordentlich groß wird, der Tod erfolgen kann?

Nichts ist vermögend, den Verlust der Kräfte, welche zu den Handlungen und Würkungen des Körpers angewendet werden, so vollkommen zu ersetzen, als eine Unterlassung der Empfindungen, Vorstellungen und willkührlichen Bewegungen, welches alles im Schlafe geschiehet. Die Nacht schickt sich unstreitig besser zum Schlafe als der Tag. Alles ist alsdann ruhig: die Sinne werden durch keine sonderliche Empfindungen gereitzt, und es scheint, daß der Mond

und die Sterne mit einer weit größern Stille liefen, als die Sonne des Tages über.

Hiezu kömmt noch, daß man sich in den warmen Betten gegen die kühle Nachtluft verwahrt, und solchergestalt die unmerkliche Ausdünstung erhält, welche in einer kalten und feuchten Luft, dergleichen wir die Nächte über meistentheils zu haben pflegen, leicht unterdrückt werden kann; daß die Luft des Nachts kalt ist, ist von der Abwesenheit der Sonne eine ganz natürliche Folge, und eben diese Kälte macht, daß sie feucht wird. Denn es ist aus der Naturlehre bekannt, daß sich die Dünste immer gegen den kältern Ort bewegen, und wir sehen solches offenbar an dem Abendthau, welcher nichts anders, als ein Schweiß der Pflanzen ist, der aus ihnen herausgehet, sobald die Luft kühl geworden ist.

Ich rede von unsern Ländern; denn in denen, welche in einem hitzigen Erdstriche liegen, ist es freilich wohl besser, seine Geschäfte des Nachts, wenn es kühl ist, abzuwarten, als sich des Tages über, da die Hitze unerträglich ist, abzumatten, und die Leibes- und Seelenkräfte vergeblich zu verschwenden. Allein da dieses nur bei uns in den allerheißesten Sommertagen Statt hat: so verdienen diejenigen nicht Recht getadelt zu werden, welche zu anderer Zeit die Nacht in den Tag verwandeln.

Der Gelehrte ist es besonders, welcher sich einbildet, daß er des Nachts erst recht abstrahiren kann, er sondert sich so zu sagen von der Welt ab, deren Einwohner er ist, und stellet die tiefsinnigsten Betrachtungen an. Warum bedient man sich nicht lieber der Morgenstunden zum Studiren, da die Luft heiter und rein wird, da die Sonne die Natur von neuem belebt, und der Schlaf die verlohrnen Kräfte ersetzt hat. Es beruhet alles auf Gewohnheit, und man kann sich eben so leicht angewöhnen früh aufzustehn, als bis in die späte Nacht zu wachen.

Man fragt billig, wie lange man schlafen soll? Einige haben sechs, andere sieben, und noch andere acht Stunden für die rechte Zeit des Schlafens gehalten. Das macht, es ist mit dem Schlafe fast eben so, wie mit dem Essen und Trinken beschaffen, welches nach der Verschiedenheit der Personen abgemessen werden muß, wie in der Abhandlung vom Essen und Trinken des neunten Stück dieses Magazins vom Jahre 1793. bereits gesagt ist.

Wer durch ausserordentliche Arbeit oder Krankheit sehr abgemattet ist, bei dem wird wohl niemand einen etwas langen Schlaf für schädlich halten können. Bedient sich die Natur nicht selbst des Schlafens, um nach überstandener Krankheit die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen? Dergleis

gleichen Patienten pflegen alsdann zu sagen, daß sie sich nach überstandener Krankheit nicht satt schlafen können, und daß sie eine augenscheinliche Zunahme der Kräfte verspürten.

Dieses Verlangen der Kranken nach dem Schlafe hat man nicht anders als einen Trieb der Natur anzusehen, der in vielen Fällen heilsam ist. Ein kluger Arzt weiß demselben zu folgen, und zur gehörigen Zeit durch schlafmachende Mittel sowohl die Schmerzen zu vermindern, als auch die allzuschnelle Verschwendung der Kräfte zu verhüten. Es gehört viel Klugheit hiezu, und wer dieselbe nicht besitzt, der thut besser, daß er dergleichen unterläßt: wer sie aber hat, der kann Wunderwerke verrichten.

So schwer es auch ist, eine Schlafenszeit zu bestimmen, die sich für alle Menschen ohne Unterschied schiken sollte, die doch in Ansehung des Alters, der Lebensart, des Temperaments und der Gewogenheit so sehr von einander verschieden sind, so wird doch gewiß für einen sonst gesunden Menschen ein Schlaf von 8 Stunden nicht zu wenig oder nicht zu viel seyn. Hingegen, zieht ein zu langer Schlaf alle Würkungen eines Kreislaufs des Bluts, die Fettigkeit, die Schlafsucht, die Bleichsucht und die Schwäche des Gedächtnisses nach sich.

Zum wenigsten wird ein Gelehrter seine Zeit nicht übel anwenden, wenn er acht Stunden mit Schlafen, acht Stunden mit Studiren, und eben so viel mit Essen und Trinken und Bewegen zubringt. Dieses wird bei den meisten das Maaß seyn, bei welchem sie allen Pflichten genug thun können, ohne die zu vergessen, welche sie sich selbst schuldig sind.

Sonst erlaubt die Lebensordnung den Kindern eine längere Zeit zu schlafen, als den Jünglingen und Männern: sie räth ihn zwar auch den alten Leuten an, da aber das Alter selbst eine Krankheit ist, so ist man nicht allemal im Stande dieser Regel zu folgen. Wer cholerisch, mager und hitzig ist, dem ist der Schlaf heilsamer als denen, welche fett, phlegmatisch und kalter Natur sind. Allein gemeiniglich thut man das Gegentheil. Dem Cholerikus raubt der Ehrgeiz, und dem Melancholikus die Sorge für den Geldkasten den Schlaf; womit eine tadelhafte Sorglosigkeit den Phlegmatikus und Sanguineus gar zu reichlich versucht.

Man soll des Nachts und nicht des Tages schlafen: allein es pflegen auch viele nach der Mittagsmahlzeit zu schlafen, und ein Arzt wird deswegen gefragt, ob dieses gesund sey? Die Bewegung nach dem Mittagessen ist nicht nothwendig, welches Felix Platerus durch sich selbst bewiesen; als er in einer Versammlung der Aerzte diese Materie beurtheilen sollte, sagte er: ich bin nunmehro 70 Jahr alt,

habe allemal nach Tische geschlafen, und bin niemals krank gewesen. Mir deucht selbst, daß es niemandem schädlich seyn könne, eine Viertel- oder halbe Stunde nach den Essen zu schlafen, wenn man eine Neigung dazu bei sich findet.

Tissot in der Abhandlung von der Gesundheit der Gelehrten sagt: „Der Mittagsschlaf, wer daran gewöhnt, muß sehr kurz seyn. Ehe man einschläft, muß man das Halstuch und die Strumpfbänder lösen. Diese Sorgfalt müssen besonders diejenigen Personen anwenden, die viel studiren, um die Säfte von dem Kopfe beständig wegzulenken, indem der Schlaf nach dem Mittagsessen das Blut nach dem Kopfe treibe, und daher Gelehrte, denen es nicht Gewohnheit ist, vom Schlafe nach dem Mittagsessen, abzuhalten sind."

"In dem Schlafe, sagt der Herr von Haller, denkt die Seele entweder gar nichts, dessen man sich erinnere oder bewußt sey, oder beschäftigt sich blos mit den Eindrücken in dem gemeinschaftlichen Empfindungsort, deren lebhafte Bilder zu derselben Zeit Vorstellungen in der Seele hervorbringen, die den Eindrücken der äussern Gegenstände auf die Werkzeuge der Sinne ganz ähnlich sind. Diese Vorstellungen werden Träume genannt, und machen, daß wenn der ganze übrige Sammelplatz der Sinnen und der freiwilligen Bewegungen verschlossen ist, doch ein Theil offen steht, der von den Lebensgeistern durchflossen wird, und wachet."

Ein Schlaf mit Träumen erquickt nicht. Ein Traum ist ein mittlerer Zustand zwischen schlafen und wachen, welcher aus einer Empfindung entsteht, dadurch man nicht aufwacht. Wer also nicht träumen will, der muß machen, daß er im Schlafe gar keine Empfindung hat. Er muß also nicht nur vollkommen gesund seyn, sondern auch weder zu viel noch zu dickes Blut haben. Er muß ferner alle äusserliche Empfindungen zu verhüten suchen, welche zu Träumen Gelegenheit geben könnten. Weil endlich auch lebhafte Vorstellungen bei der geringsten Gelegenheit wieder entstehen: so machen sie, daß eine geringe Empfindung zu einem Traume Gelegenheit giebt, die es ohne diesen Umstand nicht gethan haben würde.

Aus diesem allen erhellet, daß man des Abends sein Gemüthe von allen Affekten und mühsamen Gedanken befreien müsse: daß man wenig oder gar nichts des Abends essen und beim Schlafengehen ein Glas Wasser trinken müsse: daß man einen ruhigen und von allem Geräusch entfernten Ort zu erwählen habe: daß die Luft weder zu kalt noch zu warm seyn müsse, wenn man ruhig und ohne Träume schlafen will. Doch macht auch eins von vieler Leibesarbeit ent-

stan-

standene rechte Müdigkeit, daß man solche Kleinigkeiten gar nicht empfindet, und daher bei dem größten Geräusche sanft schlafen kann.

Hieraus siehet man, daß ein gar zu leiser Schlaf kein Zeichen einer vollkommenen Gesundheit sey, und daß man Ursach habe auf sich selbst acht zu geben, wenn man nicht mehr so feste wie vormals schläft, oder von Träumen beschwert wird. Denn solches zeiget entweder eine vermehrte Empfindlichkeit, welche von einer stärkern Spannung der Nerven herrührt, an, oder es giebt zu erkennen, daß etwas Widernatürliches in dem Körper selbst vorhanden sey, das ungewohnte Empfindungen erregt.

Wenn man nur auf seine Lebensart Achtung giebt: so wird man bald bemerken können, was dieses sey, und die Beschaffenheit der Träume selbst kann öfters darin ein Licht geben. Denn die Vorstellungen der Einbildungskraft in den Träumen richtet sich nach der Empfindung, welche in dem Körper erregt wird, und diese ist nach der Verschiedenheit der widernatürlichen Ursachen verschieden, welche sie hervorbringen.

Nordheim. J. F. Behrens, Doktor.

Einige Bemerkungen über den Schimmel oder Moder in den Treibebeeten.

Der Schimmel oder Moder in den Treibebeeten entsteht durch die Feuchtigkeit der Erde und durch die Ausdünstung des Mistes. Dieses Uebel richtet öfters die Pflanzen ganz zu Grunde, am häufigsten aber den Sallat (Lactuca sativa) und auch die Schmink- oder Zwergbohnen (Phaseolus nanus).

Es entsteht häufig und vorzüglich bei trübem und regnigtem Wetter im Januar und in den übrigen Wintermonaten, wo es sich oft trift, daß in 8 Tagen und noch länger gar keine Sonne scheint, und daß die Luft dabei strenge ist, daß man die Fenster nicht lüften kann. Die Hauptursach dieses Giftes aber mag wohl seyn: daß wenn man die Erde auf den frischen Dünger bringt, ehe er sich noch zusammen gesetzt, oder wohl gar noch nicht durchgängig entzündet hat, diese Entzündung erst entsteht, wenn die Erde schon darauf liegt, diese alsdann dadurch zu große Hitze erhält, wohl gar verbrennt, und in die Verderbniß übergeht, welche die Gärtner den Brand nennen.

Werden nun diese jungen Sallat- oder Bohnenpflanzen, deren Wurzeln

wie

wie bekaant sehr zart sind, in ein solches Beet gepflanzt, so gehen sie durch die übermäßige Wärme zu Grunde. An der Pflanze aber, wenn man nicht genau darauf achtet, bemerkt man diesen schädlichen Zufall nicht so leicht, weil sie an dem Stengel über der verbrannten Wurzel sogleich wieder junge Wurzeln austreibt.

Ist nun bei solchen Umständen die Witterung nicht günstig, daß man die Fenster hoch aufheben und um jede Pflanze etwas Erde anhäufen kann, so sinkt sie um. Die Ausdünstung verursacht, daß sich inwendig an den Fenstern die wässerige Feuchtigkeit zusammenzieht und Tropfenweise herunterfällt. Trift nun ein solcher Tropfen eine Pflanze, so ist der Schimmel unausbleiblich, und der Theil der Pflanze, auf den der Tropfen gefallen ist, geht in Fäulniß über.

Dieses Uebel nun einigermaaßen abzuhalten, schlage ich folgende Behandlung vor:

Man arbeite den frischen Mist gut durch einander, und sobald man eine Schicht in das Mistbeet gebracht hat, trete man sie Tritt vor Tritt zusammen und begieße sie sodann ein wenig. Mit den übrigen Schichten verfahre man eben so, bis der Mist so hoch angehäuft ist, als man glaubt, daß derselbe hinreichende Wärme zum Winterbeete hervorbringen kann. Sodann setze man die Fenster darüber.

Wenn sich der Mist entzündet hat, lüfte man die Fenster, damit die Ausdünstung herausziehen kann. Nach einigen Tagen muß ein Fuß hoch alter schon zum Treiben gebrauchter Pferdemist auf den frischen Dünger gelegt, und den folgenden Tag die Erde darauf geschüttet werden.

Sind die Beete bepflanzt, so wird in den ersten Tagen, so lange die Erde noch zu stark dunstet, unter jedes Fenster an der obern Seite des Umschlags eine etwa ½ Zoll hohe Unterlage, da wo das Fenster und der Kasten zusammengefügt sind, besonders des Nachts, wenn die Beete zugedeckt werden gelegt; so bald man aber die Beete aufdeckt, muß die Unterlage wieder hervorgenommen, die Fenster müssen ½ Zoll hoch gelüftet, und vor die Oefnung muß eine Matte gelegt werden, damit die strenge Luft nicht so leicht eindringen kann.

Auf diese Weise kann der Schimmel oder der Moder einigermaaßen, aber doch nicht gänzlich, abgeholfen werden.

E. W.

Hannöverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 25ten August 1800.

Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung.

Unsere ersten, im Jahre 1799. angestellten und im hiesigen Magazin mitgetheilten Versuche a) waren zu eingeschränkt, um zu bedeutenden Resultaten zu führen. Wir impften damals größtentheils mit trockner, aus England erhaltener, Materie, welche oft, selbst nach wiederholten Versuchen, nicht fassen wollte; unsere Impfmethode hatte, wie wir schon damals im Magazin vermutheten, manches Fehlerhafte; unser Publikum war noch zu wenig für die Sache gestimmt: Ursachen genug, daß unsere Erfahrungen sehr eingeschränkt blieben. Auch unsere Bemühungen, in Deutschland Gegenden aufzufinden, wo die von den Engländern beschriebenen Kuhpocken unter den Kühen herrschten, waren bislang vergebens, wenn gleich wir in Erfahrung gebracht haben, daß im Holsteinschen und Mecklenburgischen eine ansteckende Krankheit der Art bisweilen in den Meiereien herrsche. Ob sie aber völlig mit den englischen Pocken b) übereinstimme, ob auch sie vor den Blattern sichere, konnten wir nicht in Erfahrung bringen, da die Sache wenig Aufmerksamkeit erregt hatte, und nur von den Güterbesitzern und ihren Dienstleuten bemerkt war. Es bleibt also doch noch immer wenigstens die Hofnung, die Materie frisch in Deutschland zu erhalten, um nicht, wenn etwa hier in mehreren Monaten einmal nicht geimpft würde, von der englischen, trocknen und deswegen oft fehlschlagenden Materie abhängig zu seyn.

Vom

a) Neues hannöverisches Magazin, 15tes und 16tes Stück vom Jahre 1800.

b) Doktor Heineke zu Halberstadt schlägt diesen Namen zum Besten derer, die sich vor einem thierischen Gifte fürchten, vor.

Vom Anfange des jetztlaufenden Jahres haben wir dagegen desto häufiger Gelegenheit gehabt, die neue Impfung anzustellen. Die Sache gewann in England, in Deutschland, in der Schweiz immer mehr Anhänger unter den Aerzten. Sehr angesehene Männer vereinigten sich zu London zur Einrichtung eines Kuhpockenimpfspitals, dessen Einrichtung und Plan wir unten mittheilen wollen c). Dazu kam unsere jetzige Blatternepidemie, die zwar nicht auffallend bösartig, doch gewiß auch nicht gutartig war d). Alle diese und vielleicht noch andere uns unbekannte Ursachen stimmten in diesem Jahre unser Publikum für die Kuhpockenimpfung günstiger.

Wir haben vom Anfange dieses Jahres über 240 Impfungen verrichtet, wo die Materie vollkommen haftete. Auch haben wir andern Aerzten hiesige Materie mitgetheilt, so daß wir, mäßig angeschlagen, schon im Ganzen 500 vollkommene, theils von uns, theils von andern Aerzten, mit hiesiger Materie hier verrichtete Kuhpockenimpfungen rechnen können. Unsere Versuche scheinen demnach die zahlreichsten zu seyn, die bis jetzt in Deutschland und überhaupt auf dem festen Lande gemacht sind e). Die englischen Aerzte, Jenner und Pearson, überschickten uns im Anfange dieses Jahrs sehr wirksame trockne Materie. Nachher impften wir mit der ganz frischen hier producirten Materie.

Von der Jennerschen, aus der Provinz erhaltenen, Materie bemerkten wir etwas mehr örtliche Wirkung auf der Impfstelle als von der Pearsonschen, die in London aufgenommen war. Dagegen erregte die letzte, so wie auch in der Folge die hier producirte Materie sehr häufig einen gelinden Ausschlag, den wir unten weitläuftiger beschreiben werden. Dies beobachteten wir nicht von der Jennerschen

c) Dies ist jetzt überflüssig, da man schon eine andere Uebersetzung davon im hiesigen Magazin kürzlich gelesen hat. Man ist jetzt in Paris mit Anlegung eines ähnlichen Instituts beschäftigt, wie wir erst beim Abdrucke dieses Aufsatzes erfahren haben.

d) Auch die wirklichen Blatternimpfungen sind in diesem Jahre an mehreren Orten unglücklich gewesen. In Wien starben, wie uns Dokt. de Carro berichtet, in diesem Frühling 3 Kinder an den wirklichen geimpften Blattern. Auch hat man nachher oft Eiterversetzungen nach den Gelenken, Augenschäden, bartnäckige Ausschläge beobachtet.

e) Sollte die wirkliche Blatternepidemie noch bis zum Ende dieses Jahrs in unserer Gegend herrschen: so glauben wir, bei dem Eifer, den die meisten hiesigen Aerzte der Kuhpockenimpfung schenken, daß sich dann leicht die Versuche bis zur Zahl 1000 ansammeln können.

nerschen Materie. Wir theilten diese Beobachtung dem Doktor Pearson nebst der Vermuthung mit, daß beide Gifte unter sich etwas verschieden wären. Doktor Pearson schrieb uns zurück, daß er diese Abweichung nur für zufällig und nicht von der Materie abhängig halte. (Siehe die Beilage Lit. A.) In der Hauptsache aber, in der Fähigkeit vor den wirklichen Blattern zu sichern, kommen das Jennersche, das Pearsonsche und das in Hannover producirte Gift völlig mit einander überein.

Wir haben gesunde und ungesunde Subjekte, Kinder und Erwachsene, aus allen Ständen, in den verschiedensten Verhältnissen, bei guter und schlechter Witterung, bei guter und schlechter Lebensordnung geimpft, und dennoch nie beunruhigende Auftritte bemerkt. Keines bekam nach einer Impfung, welche faßte, die wirklichen Blattern. Jeder wird dagegen so billig seyn, da keine Sicherheit vor den wirklichen Blattern zu erwarten, wo die Kuhpockenimpfung nicht gefaßt hat. Wir sind es deswegen uns und dem Ansehn der Erfindung schuldig, hier das jüngste Kind des Superintendenten Biallobloztky zu Pattensen zu nennen, bei dem wir 2 völlig vergebliche Versuche mit der Kuhpockenimpfung machten, bei dem also die Materie gar nicht faßte. Die besorgten Aeltern ließen dem Kinde bald darauf die wirklichen Blattern einpfropfen, weil gerade um die Zeit eine sehr gefährliche Blatternepidemie an dem Orte war. Das Kind bekam etwas Fieber nebst einem Stippchen am Knie, das nicht in Eiterung überging, und gewiß hätte man noch mehr Blatternerscheinungen erwarten dürfen, da die Kuhpockenimpfung bei ihm völlig vergeblich angestellt war. Dies wird hinreichend seyn, um das in Hannover so sehr verbreitete Gerücht zu widerlegen, daß die Kuhpockenimpfung bei diesem Kinde vor den wirklichen Blattern nicht gesichert habe.

Es scheint zuweilen wirklich keine Empfänglichkeit für Kuhpocken im Körper zu seyn, so wie man dies auch von wahren Blattern bemerkt. Wir haben mehrere Beispiele, wo dieselbe frische Kuhpockenmaterie, die sich bei allen übrigen zu gleicher Zeit geimpften Personen wirksam zeigte, bei einem und dem andern Subjekte, selbst nach wiederholten Versuchen, nicht faßte. Bisweilen glückte die Impfung, selbst bei der besten Methode, erst nach mehreren wiederholten Versuchen; bisweilen war in den ersten 3 bis 4 Tagen ein Anschein von Wirkung da: es zeigten sich z. B. kleine rothe erhabene Knötchen; und am 5ten Tage wurden sie blaß, und verschwanden bald ohne weitern Erfolg. Hautausschläge, namentlich Krätze, scheinen vorzüglich diese Empfänglichkeit aufzuheben.

Ausser den, schon im vorigen Aufsatze angeführten Gegenversuchen

mit der wirklichen Blatternimpfung haben wir wiederum zwei gemacht, bei dem im vorigen Jahre mit Kuhpocken geimpften Kinde des Sprachlehrers Kirchner, und bei dem in diesem Jahre mit Kuhpocken geimpften Kinde des Comp. Chirurg. Bergmann vom 8ten Infant. Reg.

Wir wiederholen es nochmals, daß diese wirklichen Blatternimpfungen völlig unwirksam waren. (S. die Beilagen Lit. B.)

Auch Doct. Marthäi, damals in Wunstorf, jetzt Lanphys. zu Hameln, hat 2 Kindern, die er mit der von uns übersandten Kuhpockenmateerie impfte, hernach ohne alle Wirkung die ächten Blattern gegeben. Wie sehr übrigens die jetzt in Hannover ganz allgemein verbreitete Blatternepidemie die schützende Kraft der Kuhpocken beweise, wollen wir unten mit auffallenden Beispielen belegen.

Die Männer, die mit der von uns erhaltenen Materie vorzüglich Versuche angestellt haben, sind die Doctoren Heinecke und Büttner in Halberstadt, woselbst schon eine große Anzahl geimpft worden, Prof. Reil in Halle, Prof. Wardenburg in Göttingen, Regimentschirurg. Meussel in Hannover, Doctor Marthäi in Hameln, die Doctoren Mühry, Heine, Lentin, Nolte, Uthof und Wallbaum in Hannover, Escadronchirurgus Schulenburg zu Döhren, die Comp. Chirurgi Schottel, Ebhard und Wetzig. Ausserdem haben wir an mehrere, z. B. an Doctor Decarro in Wien, Doctor Köhler in Celle, Doctor Völkers in Wunstorf hiesige Materie übersandt, wissen aber noch nicht, ob sie Versuche damit angestellt haben.

Die Blatternepidemie war also vorzüglich den hiesigen Kuhpockenimpfungen günstig. Sie veranlaßte nemlich viele Versuche, und gab denselben eine große Authorität. Im Anfange mochten sich wohl manche zur Kuhpockenimpfung entschließen, die dieselbe nur für eine unschuldige Unternehmung hielten, ohne daß sie eine völlige Ueberzeugung von ihrem Werthe hatten. Wie nun aber in der Folge keine einzige Erfahrung gemacht wurde, daß diese Erfindung unsicher sey, gewann die Sache immer mehr Anhänger. In Langenhagen herrschten in diesem Winter ganz allgemein die Blattern und die Sterblichkeit war groß. Wir impften den Kindern des daselbst wohnenden Hrn. von Stappens, des Pastor Holscher, des Lieut. Drechsler die Kuhpocken. Nachher waren allerhalben in der Nachbarschaft die Blattern verbreitet, aber keins von jenen Geimpften bekam sie wieder. Auch wurden drei Bauernkinder von einem dasigen Chirurgus geimpft, wovon nur eins Kuhpocken bekam; die andern beiden, bei welchen die Kuhpockenimpfung nicht gehaftet hatte, bekamen 2 Monate nachher wirkliche Blattern und

und das dritte Kind blieb verschont. Fast um eben die Zeit impften wir die drei Kinder des Königl. Aide-Kochs Bellville, in dessen Hause einige Monate nachher die natürlichen Blattern ausbrachen; späterhin die Kinder des hiesigen Schneiders Meier, des Königl. Reitknechts Peters, des Fouriers Gesterling im Garderegiment, die (dies gilt von allen 3 Familien) mit Blatterkranken auf eben dem Zimmer lebten, und während des ganzen Verlaufs der Impfung dem wirklichen Blatterndunst in den so engen Zimmern ausgesetzt waren. (S. die Beilagen Lit. C.)

Beispiele der Art waren frappant, und mußten der Verbreitung der Kuhpockenimpfung günstig seyn. In der Petersschen und Gesterlingschen Familie machten wir zugleich eine Beobachtung, die den Aerzten interessant seyn wird. Bei einem Kinde des Reitknechts Peters, und bei zwei Kindern des Fouriers Gesterling zeigten sich wenige Tage nach gemachter Kuhpockenimpfung die wirklichen Blattern. Die Kinder waren demnach schon vor der Kuhpockenimpfung von den wirklichen Blattern angesteckt. Dies durften wir immer erwarten, da in dieser Zeit unsere Luft mit Blatterndunst allgemein angefüllt ist, und die Kuhpocken nicht wirkliche Blattern, wenn bereits ihr Stoff im Körper ist, abhalten können. Wir sagten oben von einer interessanten Beobachtung. Bei diesen Kindern nahm nemlich die Kuhpockenimpfstelle, sobald sich wahre Blattern zeigten, völlig die Gestalt einer großen wirklichen Blatterpustel an, und hielt in ihrem Verlauf mit der allgemeinen Blatterneruption gleichen Schritt. Es war keine Spur der großen, fast rosenrothen peripherischen Entzündung da, welche die Kuhpockenimpfstelle charakterisirt. Bei den übrigen Kindern dieser Familie erschienen nur Kuhpocken. (S. die Beilagen Lit. C.)

Es scheint uns, als wenn nur noch ein und der andere von unsern Aerzten die blatternwidrige oder Blattern abhaltende Kraft der Kuhpocken, und die großen Erfahrungen, die darüber in England gemacht sind, f) bezweifelt. Drei Aerzte in Hannover haben ihren Kindern die Kuhpocken impfen lassen; mehrere haben bestimmt zur Impfung gerathen. Viele impfen bereits selbst. Aber darüber sind die Urtheile verschieden, ob die Kuhpocken auf immer oder nur auf einige Zeit vor den Blattern schützen. Einige glauben, daß sie nur auf zwei, andere daß sie nur auf fünf Jahre schützen; noch andere, billiger und muthvoller, gestehen ihnen auf zehn Jahre

f) Die Zahl der in England angestellten Kuhpockenimpfungen beläuft sich bereits auf 9000., und der gemachten Gegenversuche mit der wirklichen Blatterninsculation auf 1000.

Jahre diese Kraft zu. Wenn man die auffallend große Milde der Kuhpocken betrachtet, so scheint freilich dieser gegen die dauernde Kraft der Kuhpocken gemachte Einwurf von einigem Belang zu seyn. Man kann sich nicht theoretisch vorstellen, daß eine so leichte, so gefahrlose Krankheit, wie die Kuhpocken sind, die wirklichen Blattern, diese oft so heftige, so tödliche Krankheit ersetzen könne! Die Zweifler fordern deswegen eine längere Erfahrung, eine längere Zwischenzeit zwischen der Kuhpockenimpfung und dem Gegenversuche mit der wirklichen Blatternimpfung. Wir haben darauf nur zu antworten, daß diese Erfahrungen bereits gemacht und in den Jennerschen Schriften aufgezeichnet sind.

Die Erfahrungen sind nun aber auch hier der Theorie gänzlich entgegen. Jenner hat nemlich alten Dienstleuten auf den Meiereien in Glocestershire, die schon vor 30 bis 40 Jahren die Kuhpocken von den Kühen bekommen hatten, die wirklichen Blattern ohne alle Wirkung eingeimpft, und auf die Art die dauernde Kraft der Kuhpocken durch Erfahrung erwiesen.

Pearson g) hat beobachtet, daß der nach der Kuhpockenimpfung sehr gewöhnliche Ausschlag, den wir unten beschreiben werden, in sehr seltenen Fällen in Eiterung übergeht, und dann bei manchen den natürlichen Blattern ähnlich ist. Auch wir haben ein Paar Fälle der Art beobachtet, wovon wir in den Beilagen umständlicher reden wollen. Manche falsche Gerüchte sind über diese Impfungen im Publiko verbreitet worden, und halten auch diesen und jenen ab, seinen Kindern diese Wohlthat zu erzeigen. Wir bitten alle diejenigen, welche die Sache interessirt, sich an uns zu wenden. Mit Vergnügen werden wir ihnen die überzeugendsten Aufklärungen über solche Gerüchte geben.

So weit von der Geschichte und den Schicksalen der hannöverischen Impfungen.

Kenner der englischen Schriften über diesen Gegenstand wissen, daß man in ihnen noch immer eine genaue Beschreibung des gewöhnlichen Verlaufs der Kuhpockenimpfung vermißt. Wir glauben deswegen, auf den Beifall vorzüglich derer, die mit der Sache noch nicht vertraut sind, rechnen zu können, wenn wir ihnen eine möglichst genaue Beschreibung des gewöhnlichen Verlaufs einer Kuhpockenimpfung nach den hieselbst gemachten Beobachtungen mittheilen. Unter den mancherlei Impfmethoden, von

g) A Communication concerning the eruptions, resembling the small-pox, which sometimes appear in the inoculated vaccine disease by George Pearson im London medical Review and Magazine for Dec. 1799.

von deren Werth wir unten ausführlich reden wollen, haben wir am meisten den Lanzettstich angewandt, und von ihm gilt auch folgende Beschreibung, die wir aus unsern Tabellen ausgezogen haben.

Erster Tag. 3 Stiche in einem Triangel, ½ Zoll von einander entfernt, auf beiden Oberarmen gemacht. Man macht deswegen 3 Stiche an jedem Arm, weil oft einer oder der andere aus nicht zu erklärenden Gründen nicht faßt. Viele scheinen unzufrieden, glauben sich wenigstens nicht genug gesichert, wenn nicht alle Stiche Impfpusteln bilden. Diese Idee ist unrichtig. Wenn auch nur ein Stich haftet, so ist es genug.

Zweiter Tag. Rothe Pünktchen, etwa wie Flohstiche, worauf man die sehr kleine Stelle des Stichs sieht.

Dritter Tag. Wie gestern. Zuweilen sieht man heute schon ein feines Knötchen an der Stelle des Stichs.

Vierter Tag. Ein kleines blaßrothes Knötchen auf jedem Stich.

Fünfter Tag. Das Knötchen etwas größer und in der Spitze eingedrückt. Die Ränder bestimmt erhaben. Wenn man dieses sieht, kann man bestimmt sagen, daß die Impfung gehaftet habe. Bei manchem Impflinge bemerkt man jetzt schon eine zwar geringe, aber allgemeine Wirkung auf den ganzen Körper. Sie bekommen wohl des Abends ein Brennen in den Händen; bringen die Nacht unruhig zu; schwitzen und die Gesichtsfarbe wird blässer.

Sechster Tag. Die Impfpusteln etwas größer und die Delle deutlicher.

Siebenter Tag. Die Impfpusteln enthalten schon etwas Lymphe, und haben ein hellrothes, fast etwas durchsichtiges Ansehn. An den Rändern ist die Röthe am lebhaftesten.

Bis zum 9ten, 10ten und 11ten Tage nimt die Impfpustel mehr zu, die Delle verschwindet, die Pustel ist völlig mit heller Lymphe angefüllt, und hat fast das Ansehn einer großen, an den Rändern scharf beschnittenen Linse. Es entsteht eine lebhafte peripherische Röthe, die, wenn 2 bis 3 Stiche gefaßt haben, oft 2 bis 3 Zoll im Durchmesser hat. Diese entzündete Stelle wird etwas hart; man fühlt sie etwas geschwollen. Auch die Achseldrüsen schwellen ein wenig und schmerzen. Die Impflinge äussern wenigstens Empfindung, wenn man sie unter die Achseln faßt. In diesem Zeitraum fällt auch das Fieberchen, was sich oft blos durch ein Brennen in den Händen, vermehrte Wärme, und durch eine oder zwei unruhige Nächte offenbart. Sie schwitzen um diese Zeit sehr; die Gesichtsfarbe ist blaß; die Kranken sind unmuthig; sie wollen sich gern tragen lassen. Bisweilen ein Anstoß von Husten, eine leichte

leichte Diarrhoe. Dieser Zustand dauert gewöhnlich einen, auch wohl zwei Tage. Wir können deswegen nach unsern Erfahrungen der Behauptung einiger Aerzte, die noch keine eigene Erfahrung über diese Krankheit gemacht haben, als wenn die Impflinge nicht einiger Unpäßlichkeit unterworfen wären, nicht beipflichten.

Am den 12ten Tag nimt gewöhnlich die peripherische Entzündung ab. Die Pusteln bekommen ein weißgelbliches Ansehn und in der Mitte eine kleine Kruste.

13ter und 14ter Tag. Allgemein hat sich auf die Pusteln eine braungelbliche Kruste gesetzt. Jetzt, auch wohl erst am 15ten oder 16ten Tage, in seltenen Fällen auch schon früher, brechen am Körper, im Gesichte, vorzüglich gern aber an den Vorderarmen zerstreuete einzelne Blätterchen (pimples) aus, die in den ersten 24 Stunden beinahe das Ansehn von eben ausgebrochnen Blattern haben. h) Es sind nemlich kleine spitzige, etwas erhabene, rothe Knötchen, mit einem rothen Hof umgeben. Diese Röthe der Blätterchen und ihr rother Hof dauern nur 24 Stunden. Es bleiben nur blaßrothe, etwas erhabene, in der Spitze flache, harte Knötchen zurück, die kleinen Mückenstichen gleichen, und erst nach mehrern Tagen verschwinden. Oft sind sie in der Spitze etwas glänzend, und enthalten dann eine kaum bemerkbare wässrichte Feuchtigkeit, die sich in wenigen Tagen in einen Schorf verwandelt, der kaum den Umfang eines Spendelknopfes hat. Dieser Ausschlag gehört gar nicht unbedingt zu einer vollkommenen Kuhpockenkrankheit. Einige Impflinge bekommen ihn nicht, und sind demungeachtet vor den wahren Blattern gesichert. In drei Fällen sahen wir ihn schon am 6ten Tage nach der Impfung, ehe die Impfpustel zur Vollkommenheit gekommen war, und vor der Erscheinung des Fieberchens. Nicht selten sieht man zwischen diesen Blätterchen rothe, ins Dunkle fallende Flecken, ungefähr von dem Umfange eines Gutengroschens.

h) Der allgemeinen Verständlichkeit wegen sollte man diesen Ausschlag Kuhblattern, hingegen die Blatter, die auf der Impfstelle entsteht, Impfpustel nennen, da sie, wie die Beschreibung ergiebt, von einander völlig verschieden sind. Der größte Theil des Publikums nennt irrig die Impfpusteln am Arme Kuhblattern. Sie sind Ursache, die Kuhblattern hingegen Wirkung des Kuhpockenfiebers, und auch hierin sieht man Analogie zwischen den wirklichen Blattern und den Kuhpocken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 29ten August 1800.

Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung.

(Fortsetzung.)

In seltenen Fällen zeigen sich keine Blätterchen, sondern nur rothe Stellen, die bisweilen dem Nesselausschlage ähnlich sind.

Vor dem Ausbruche dieser Blätterchen sind manche etwas unruhig, bekommen eine leichte Diarrhoe, auch wohl gallichtes Erbrechen, und überhaupt haben wir großen Grund zu glauben, daß um diese Zeit die Gallenabsonderung vermehrt werde.

In sehr seltenen Fällen geht nach Pearson's und unsern Beobachtungen dieser Ausschlag in Eiterung über, und sieht dann den natürlichen Blattern, mehr aber noch den Windblattern in etwas ähnlich, (Siehe die Beilagen Lit. D.) von denen er indessen bei genauerer fortgesetzter Beobachtung doch verschieden ist. Denn 1) sind diese Kuhblattern kleiner wie natürliche Blattern; 2) der, vorzüglich in ihrer Spitze enthaltene, Eiter hat mehr ein lymphatisches Ansehn; 3) ihre Anzahl ist geringer, als bei natürlichen Blattern; 4) die Abtrocknung ist schneller; 5) die Krusten sind kleiner, dünner und gelblich, da sie bei natürlichen Blattern bräunlich sind; 6) es bleiben mehrere Tage nach der Abtrocknung, die den 6ten oder 7ten Tag erfolgt, noch harte Knötchen zurück, die dann 7) ohne alle Narben verschwinden, und noch einige Zeit bräunliche Flecken zurück lassen. Jeden Impfling sollte man billig wenigstens 4 Wochen beobachten besonders des Ausschlags wegen, der oft lange fortdauert, und von den Engländern noch nicht genau genug beobachtet und beschrieben ist.

Nie sahen wir ein Kind, daß während des Verlaufs der Impfung irgend

gend einen bedeutenden und beunruhigenden Zufall bekommen hätte. Keines verlor den Appetit; höchstens wurde er etwas vermindert. Mehrere Kinder, die vor der Impfung immer schwächlich gewesen waren, bekamen nachher ein weit gesunderes Ansehn.

Ein Fall ist uns vorgekommen, wo der Kuhpockenausschlag nach einer Kuhpockenimpfung erfolgte, bei der die charakteristischen Phänomen, nicht auffallend gewesen waren. (S. umständlicher Beilage F.)

Man weiß, daß wahre, sowohl zufällige als geimpfte Blattern bösartig werden, wenn sich andere Krankheiten damit vereinigen, oder bereits kränkliche Anlagen im Körper sind. Die Kuhpocken hingegen scheinen durch dergleichen Verbindungen in ihrem gutartigen Verlauf nicht gestört zu werden. Des Königl. Aidekochs Belleville 2te Tochter bekam einige Tage nach geschehener Impfung die Windpocken, und überstand beide Krankheiten leicht. Mehrern Kindern brachen, während des Verlaufs, Zähne durch, wobei sie unruhig waren, Durchfälle bekamen u. s. w. und doch wurde der ordentliche Fortgang der Kuhpocken dadurch nicht gestört.

Es wird von Aerzten und auch andern die Frage aufgeworfen, ob die Einimpfung der Kuhpockenmaterie wohl nicht da schade, wo der Körper schon von den natürlichen Blattern angesteckt ist? Es könnte nicht fehlen, daß wir in einer so allgemein verbreiteten Blatternepidemie, als wie die jetzige in Hannover ist, zwischen durch Subjecte mit Kuhpockenmaterie impften, die schon von den natürlichen Blattern angesteckt waren. Alle diese Kranke haben die Blattern, die hier mit den Kuhpocken zusammentrafen, leicht und ohne Nachtheil überstanden. Eben dies erweisen die Erfahrungen der Engländer. Schon oben führten wir an, daß sich die Kuhpockenimpfstelle in diesem Fall zur Zeit ihrer Reifung in eine große wirkliche Blatternpustel verwandle, die mit der Abtrocknung des allgemeinen Blatternausschlags gleichen Schritt halte. Höchst interessant scheint uns dabei folgende Erfahrung. Wir nahmen am 6ten Tage nach der Kuhpockenimpfung von der Impfstelle bei dem Kinde des hiesigen Hautboisten Sander Materie auf, und impften damit das Kind des Malers Heiligenstedt. Am folgenden Tage brachen bei dem Sanderschen Kinde die natürlichen Blattern aus; die charakteristische peripherische Röthe der Kuhpockenimpfstelle, die beim Anfange ihrer Reifung erscheinen muß, entstand nicht; es setzte sich wahres Blatterneiter in die Pustel ab, und dennoch bekam das davon geimpfte Heiligenstedtsche Kind blos die Kuhpocken und im gewöhnlichen Wege. (Man sehe die Beilage Lit. E.) Noch bis jetzt hat keins von unsern Kindern, was die Kuhpocken schon wirklich überstan-

standen a), Blattern wieder bekommen. Keiner wird das Gegentheil beweisen können. Sollte aber auch einmal ein Subject wieder wirkliche Blattern bekommen, so würde uns dies von fernern Impfungen gar nicht abschrecken, da es auch unläugbare Beispiele giebt, daß ein Mensch zweimal wirkliche Blattern bekam.

Ein anderer Umstand findet hingegen Statt, der noch manchen, ohne gerade an der schützenden Kraft der Kuhpocken zu zweifeln, von dieser Impfung abhält: die Idee, daß die Impfmaterie ursprünglich von einem Thiere genommen ist. Das wirkliche Blatterngift scheint ihnen der Würde des Menschen angemessener, mag es immerhin tödtlich seyn. Sollte sich aber die Idee mancher englischen Aerzte, daß die wirklichen Blattern ursprünglich Kuhblattern gewesen sind, durch historische Forschungen eines Gruners oder Sprengels bewähren, eine Idee, zu der die Aehnlichkeit beider Krankheiten, ihr gegenseitiger Ersatz, und auch wohl der Umstand hinleiten kann, daß keine andre Ausschlagskrankheit der Thiere eine allgemeine Wirkung auf den menschlichen Körper äussert: so werden diejenigen, welche sich noch durch den Namen einer viehischen Krankheit abschrecken lassen, ganz beruhigt werden. Man kennt ja übrigens noch in Glocestershire die vielen vom Dr. Jenner namentlich angeführten alten Dienstleute, die vor mehr als 30 Jahren von den Kühen angesteckt, die Kuhpocken überstanden, und nachher weder Blattern noch andere Krankheiten bekamen, die man den Kuhpocken zuschreiben könnte.

Daß die Kuhpocken sich nicht durch die Ausdünstung, sondern allein durch

a) Eine völlig vergebliche oder unvollkommene Kuhpockenimpfung sichert begreiflich vor den Blattern nicht. Etwas örtliche Erscheinung an der Impfstelle, bei der das Charakteristische der Kuhpocken, das Knöpfchen, die Delle, die wasserhelle Lymphe, die schöne peripherische, so auffallende Röthe fehlt, wird kein genauer Beobachter als Kuhpocken anerkennen, und wenn auch selbst diese Charakteristischen Zeichen sämmtlich da sind, wird er doch noch nicht die Kuhpocken für vollkommen, und den Impfling für sicher halten, wenn nicht die oben bemerkte allgemeine Wirkung auf das System, die sich durch Unlustigkeit, Schwitzen, etwas Fieber u. s. w. offenbart, gehörig erfolgt. Wir selbst haben häufig diese unvollkommenen Impfungen im Anfange unserer Versuche erfahren. Jetzt wissen wir, daß unsere damalige fehlerhafte Impfmethode daran am meisten Schuld war. Keiner sollte es deswegen unternehmen, ohne genaue Beobachtung, ohne eigene Erfahrung, ohne einmal alles, was bisher in England in dieser so wichtigen Sache geschehen ist, zu wissen, gegen eine Entdeckung, die so äusserst wohlthätig für die Menschen werden kann, zu declamiren.

Berührung wunder Stellen mittheilen können, ist bekannt. Man hat deswegen durch Einführung der Kuhpockenimpfung nicht eine neue epidemische Krankheit zu befürchten. Auch bekömmt nach unsern wenigen Erfahrungen niemand, der die wirklichen Blattern oder Kuhblattern einmal gehabt hat, selbst durch wiederholte Impfungen Kuhpocken wieder. An der Stelle der Impfstiche erhebt sich zwar bisweilen ein schwärendes Blätterchen mit einiger Röthe umher, aber nie jene charakteristische Impfpustel, auch entsteht keine Wirkung auf die ganze Constitution, kein Fieber u. s. w. b)

In Hinsicht der Impfmethode lehrte uns unsere Erfahrung folgendes: 1) die Materie ist am wirksamsten, und demnach zur Aufnahme am paßlichsten, wenn sie noch keine eiterartige Natur angenommen hat, sondern noch völlig wasserhell und dünne ist. Mit eiterartiger Materie haben wir immer vergebens geimpft oder nur einige örtliche Erscheinungen ohne bestimmten Charakter hervorgebracht. Nach mehrern Versuchen fanden wir den 7ten, 8ten und 9ten, zuweilen auch noch den 10ten und 11ten Tag nach der Impfung zur Aufnahme der Materie am geschicktesten. Die Impfstelle muß demnach noch nicht die weißliche pustulöse Beschaffenheit haben, sondern noch eine fleischfarbene knotige Gestalt zeigen. Wir impften deswegen gern aus einer Impfstelle, deren Delle noch nicht gänzlich verschwunden ist.

2) In Hinsicht auf die Operation ziehen wir, wenn die Materie ganz frisch ist, den Stich mit der Lanzette unter die Epidermis, so daß sich kaum etwas Blut zeigt, jeder andern Methode vor. Diese Methode ist sicher, und veranlaßt die kleinsten Impfstellen. Wenn wir die Impfung mit dem trocknen Faden verrichten, machen wir einen kaum blutigen Queerriß von der Größe eines halben Zolles, in den wir den Impffaden legen und mit Hefipflaster befestigen. Wir befeuchten den Faden vorher mit dem Dampfe des kochenden Wassers, oder, nach Jenners schriftlichem Rathe, mit dem Oeem. Nach 24 Stunden nehmen wir den Faden ab, kratzen die kleine Kruste des Risses mit

b) Wir müssen deshalb Auswärtige, die etwa anfangen wollten, zu impfen, bitten, genau darauf Acht zu haben, ob bei ihren ersten Impfungen eine charakteristische Impfpustel entsteht. Sollte mancher darin noch ungewiß bleiben, so sind wir gern erbötig, eine sehr instructive Zeichnung des Hofmalers Ramberg, die derselbe von seinen eigenen Kindern nahm, und welche die Erscheinungen der mehrsten Tage nach der Impfung enthält, copiiren zu lassen, so wie wir auch gerne gute Kuhpockenmaterie zu geben bereit sind.

mit dem Rücken der Scheere ab, und legen einen andern Impffaden wieder ein. Nach dreien Tagen nehmen wir den Impffaden nebst dem Heftpflaster gänzlich ab.

Die Impfung vermittelst des Blasenpflasters können wir nach unsern Erfahrungen nicht empfehlen. Es veranlaßt einen so starken Zufluß von Feuchtigkeit, daß die auf dem Impffaden befindliche Kuhpockenmaterie zu sehr verdünnt und dadurch häufig unwirksam gemacht wird. Auch arten nach einem Blasenpflaster die Impfwunden leicht in langdauernde Geschwüre aus, und die Materie aus solchen Impfstellen taugt nichts zu fernern Impfungen. Zum Impfort wählten wir den gewöhnlichen: den Insertionsort des Deltamuskels in der Mitte des Oberarms.

Um Kuhpockenmaterie zur Aufbewahrung aufzunehmen fanden wir folgende Methode am zweckmäßigsten:

1) Zwischen zwei kleine Glasplatten, wo in dem Mittelpunkte der einen eine kleine Vertiefung geschliffen worden, legt man ein wenig Baumwolle, die eben mit Kuhpockenmaterie getränkt worden, und bindet beide Platten fest zusammen.

Sechs Tage haben wir auf diese Art die Materie frisch und sehr wirksam erhalten. Fernere Versuche müssen zeigen, wie lange man sie so aufbewahren kann. Die Materie, welche uns Doktor Jenner übersandte, war auch zwischen zwei Glasplatten eingeschlossen. Es befand sich nemlich in der Vertiefung der einen Glasplatte ein dünner trockner Ueberzug der Materie. Hier benützten wir die Lanzettspitze mit etwas Speichel, rieben sie eine Weile auf der trocknen Materie und impften so mehrere Kinder durch den Stich mit Erfolg.

Man könnte auch blos auf einen schmalen Glasstreifen etwas Materie bringen, diese trocknen lassen, was sehr bald geschieht, und dann in einem Glase verwahren.

2) Man tränket feines baumwollenes Garn mit der Kuhpockenmaterie, läßt sie etwas trocken werden und verwahrt sie dann in wohlverschlossenen Gläsern. Auf diese Art erhält sich die Materie mehrere Monate wirksam.

3) Man tunkt Lanzettspitzen oder, da dies etwas kostbar seyn würde, Nadeln, die etwas platt geschlagen, wie Lanzettspitzen geschliffen und wohl polirt sind, in ganz frische Materie. Man läßt die Spitzen etwas trocken werden, sticht sie mit dem stumpfen Ende in einen Kork, diesen pfropft man mit den einwärts gerichteten Nadeln in ein Zuckerglas, und verstieht ihn wohl mit Siegellack. Nur bekommen diese Nadeln bald Rostflecken, und dies ist wohl Ursache, daß

daß die Impfung mit ihnen in mehreren Fällen mißlang. Vielleicht würde man diesem Roste vorbauen, wenn man die Spitzen mit einer dünnen Firnißlage überzöge.

4) Geben wir anheim, Versuche zu machen, wie lange man wohlgetränkte Fäden in einer fest verschlossenen Barometerröhre feucht und frisch aufbewahren könne.

5) Auch sehen wir mit nächstem dem Zeitpunkt entgegen, da manche Mutter mit einer Nähnadel die Materie aufnimt, um selbst durch einige kleine Stiche ihr Kind zu impfen.

Arzneien haben wir bei unsern Kuhpockenimpfungen nicht angewandt. Die Arme, wenn sie auch eine Entzündung von 3 Zoll Breite um die Impfpustel haben sollten, dürfen nicht erschrecken. Auch nicht das mindeste braucht dagegen angewandt zu werden. Wenn die Kinder die Impfpusteln oft aufkratzen und das Hemd daran kleben bleibt, so legen wir etwas trockne Charpie oder ein kleines Stückchen Leinwand, etwa nur eines Matiers groß, auf, und lassen es sitzen, bis es mit der Kruste abfällt.

Wenn der oben ausführlich beschriebene Kuhpockenausschlag, der in einigen Fällen, ungeachtet die Kinder nichts Unangenehmes davon fühlen, und gar nicht dabei krank sind, mehrere Wochen dauern kann, nicht von selbst weicht c): so schaft der sechs- bis achttägige Gebrauch des versüßten Queckſilbers in kleinen Gaben ihn bald weg.

Einige sind so unbillig, jede Unpäßlichkeit oder Krankheit, die sich bei einem Impflinge mehrere Monate hernach zufällig zeigt, auf Rechnung der Kuhpockenimpfung zu schreiben. So starb in Langenhagen 5 Monate nach der Kuhpockenimpfung ein Kind am Scharlachfriesel. Ein anderes Kind daselbst hatte schon ein Jahr vor der Impfung einen Schaden am Knie und oft blöde Augen, und doch verbreitete man nachher, daß dies alles Folge der Impfung gewesen sey, und schreckte einige dadurch ab, ihre Kinder auch vor der Blatternpest zu schützen.

Beiläufig erwähnen wir, daß sich auch einige vor den Kosten der Impfung gefürchtet haben. Wir erklärten ihnen, daß wir mit größter Bereitwilligkeit jede Impfung unentgeldlich übernehmen.

Die vielen Gegenversuche mit der Blatternimpfung halten wir jetzt für unnöthig. Denn die hiesige so sehr verbreitete Blatternepidemie giebt die

bes-

c) Wir haben ihn in einem Falle bis in die sechste Woche dauern gesehn. Wer ihn nicht kennt, würde ihn für Reste von kleinen Mückenstichen halten.

besten Gegenversuche ab. Mehrere Aeltern ließen nachher auf unser Anrathen ihre geimpften Kinder mit Blatternden umgehen. Um nur ein Beispiel von vielen zu wiederholen: die drei Kinder des hiesigen Königl. Aidekochs Belleville, welche im Anfange dieses Jahrs geimpft worden, lebten oft in Gemeinschaft mit Blatternden. Noch kürzlich hatten drei Kinder in dessen Hause natürliche Blattern, womit seine Kinder täglich umgingen.

Dies sind die wenigen aus eigner Erfahrung gesammelten Bemerkungen über die Kuhpockenimpfung, deren Mittheilung wir sowohl dem Publikum als auch den Aerzten, die sich mit dieser Impfung befassen wollen, schuldig zu seyn glaubten. Diese werden daher die Sprache dieses Aufsatzes, der auch an jenes gerichtet seyn sollte, entschuldigen.

Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen setzte uns in Stand ziemlich zahlreiche Versuche zu machen und uns deswegen nicht durch einzelne fehlgeschlagene Impfungen von der weitern Verfolgung unserer Untersuchungen abschrecken zu lassen. Wir glauben mit Zuversicht, daß diese einfachen historischen Nachrichten von den Aerzten, denen sich nicht eine so häufige Gelegenheit als uns dargeboten hat, Versuche der Art zu machen, oder die vielleicht durch einige nicht wirksame Impfungen und andere Schwierigkeiten, von dieser Unternehmung gänzlich abgeschreckt seyn würden, mit einigem Interesse aufgenommen werden, da unsere ihnen mitgetheilten Erfahrungen sie in Stand setzen, mancherlei Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, ohne Mühe und vergebene Experimente zu überwinden.

Hannover, den 29ten Jul. 1800.

G. F. Ballhorn, C. F. Stromeyer,
Hofmedikus. Hofchirurgus.

Beilagen.

A.

Handschreiben des Herrn Doktor Pearson, vom Mai d. J.

(Aus dem Engl.)

1) Herr Hofchirurgus Stromeyer wird gewiß, je länger er seine Versuche fortsetzt, finden, daß die Wirkungen des londoner und des Provinz-Kuhpockengifts nicht verschieden sind, und daß die von ihm beobachtete Abweichung der besondern Constitution seiner Impflinge und nicht der verschiedenen Natur des Impfgifts zuzuschreiben sey.

2) Die Kuhpockenmaterie ist wirksam und demnach zur Aufnahme geschickt frühestens und spätestens vom 7ten bis zum 12ten Tage nach geschehener Impfung. Der gewöhnliche Zeitraum ist indessen nur vom 8ten bis zum 11ten Tage. Denn sobald die

die Pustel eitert, ist die Materie nicht weiter zur Ansteckung fähig.

3) Uebrigens sind die Resultate der hannöverschen Versuche mit den englandischen gleichlautend.

London.

G. Pearson.

B. I.

Des hiesigen Compagniechirurgus Bergmann gesunder, einjähriger Sohn ward am 3ten Februar 1800. mit den Kuhpocken geimpft. Man machte am linken Arm zwei und am rechten einen Stich mit einer so eben in frische Materie getunkten Lanzette.

5ter Februar. Am rechten Arm ein sehr kleines röthliches Knötchen. Die übrigen Stiche zeigten eine feine Kruste.

7ter Febr. Das Knötchen grösser.

10ter Febr. Am rechten Arm eine erhabene, mit bestimmt umschriebenen Rändern versehene Impfpustel, die in der Spitze platt und worin Feuchtigkeit war. Um ihr eine peripherische Entzündung von 5 Linien im Durchmesser. Am Vorderarm bemerkte man 2 kleine Kuhblätterchen d). Das Kind noch ganz wohl.

11ter Febr. Unruhige Nacht. Auch am linken Vorderarm zeigte sich ein Blätterchen. Die Impfpustel war die Nacht geplatzt. Man legte Charpie hinein. Das Kind heute sehr müde.

12ter Febr. Unruhige Nacht. Der Durchmesser der peripherischen Entzündung $\frac{1}{4}$ Zoll.

13ter Febr. Ruhige Nacht. Das Kind munter. Ausbruch einiger Kuhblätterchen im Gesicht.

14ter Febr. Ganz munter. Am linken Knie 2 Kuhblätterchen mit einem lebhaften Hofe.

15ter Febr. Die Entzündung der Impfpustel 7 Linien im Durchmesser. Die gestrigen 2 Kuhblätterchen waren gänzlich verschwunden.

23ter Febr. Es hatten sich noch immer einige kleine Kuhblätterchen auf dem Leibe gezeigt.

28ter Febr. Die Impfwunde völlig heil.

d) Siehe oben unsere Erklärung des Worts: Kuhblattern.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 1ten September 1800.

Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung.

(Fortsetzung.)

Gegenversuch mit der wirkl. Blatternimpfung.

19ter März 1800.

Das Bergmannsche Kind ward mit frischer Blatternmaterie von dem Kinde des Schneiders Markshausen geimpft. Am rechten Arm durch einen Riß, in welchem die Blatternmaterie eingerieben und nachher ein Blatternfaden gelegt ward, am linken Arm durch 2 Lanzettenstiche. Die Impfung wurde im Hause des Blatternden gemacht; das Kind also auch der natürlichen Blatternansteckung ausgesetzt.

21ter März. Der eine Stich roth und erhaben. Der Riß völlig geheilt.

22ter März. Der Stich wie gestern.

23ter März. Ein kleines Blätterchen am Impfstich enthielt etwas purulente Materie. Die Entzündung im Durchmesser ½ Zoll.

24ter März. Wie gestern.

25ter März. Die Entzündung sehr vermindert.

26ter März. Die Entzündung wieder etwas vermehrt.

27ter März. Auf der Impfblatter eine Kruste gebildet. Die peripherische Entzündung noch da.

29ter März. Die Entzündung sehr vermindert.

30ter März. Die Entzündung verschwunden. Die Kruste noch da. Die Kranke sehr wohl.

Die wirkliche Blatternimpfung zeigte sich also völlig unwirksam.

B. II.

Den 26ten Jun. 1799. wurden den beiden Kinder des Sprachlehrers Kirchner die Kuhpocken durch den Riß geimpft.

2ter Jul. Man hatte bei dem Sohne auf dem Impfrisse eine kleine Impfpustel bemerkt.

3ter Jul. Die Impfpustel ziemlich roth und erhaben. Bei der Tochter war der Impfriß ganz blaß; das K. P. Gift hatte also bei ihr nicht gefaßt.

4ter Jul. Aus der Spitze der Impfpustel beim Sohne ergoß sich etwas Feuchtigkeit.

5ter Jul. Etwas peripherische Röthe.

6ter Jul. Die peripherische Entzündung ½ Zoll breit und hart. Die Impfpustel erhaben mit einem weißgrauen Kopfe, in dem Lymphe enthalten zu seyn schien. Patient sah blaß aus.

7ter Jul. Die peripherische Entzündung noch mehr ausgebreitet. Der Kopf der Impfpustel war geplatzt und hatte viel Lymphe ergossen. Sehr unruhige, schlaflose Nacht; viel Schweiß.

8ter Jul. Die Entzündung wohl 2 Zoll breit, völlig wie Jenner sie zeichnet. Sehr unruhige Nacht. Viel Schweiß.

9ter Jul. Die Entzündung sehr blaß geworden. Am Ellenbogen ein großer rother Fleck. Auf der Impfstelle eine trockene Kruste. Die Nacht ruhiger; weniger Schweiß.

10ter Jul. Die peripherische Entzündung und auch der große rothe Fleck verschwunden. Das Gesicht nicht mehr blaß.

16ter Jul. Die Kruste fiel ab.

29ter Jul. Die Impfwunde völlig heil.

Gegenversuch mit der wirkl. Blatternimpfung.

Die Tochter hatte damals, wie der älteste Sohn die natürlichen Blattern hatte, mit diesem absichtlich in Gemeinschaft gelebt, um auch Blattern zu bekommen. Sie war also bisher sowohl für die wirklichen Blattern als für die Kuhpocken unempfänglich gewesen.

Am 24ten April 1800. wurde nun beiden Geschwistern am linken Arm ein Blasenpflaster gelegt, und ausserdem noch am Abend ein mit frischer Blatternmaterie getränkter Faden von des Bäckers Kleinrath Kinde in einen auf dem rechten Arm gemachten Riß gelegt.

25ter April. Die Blasen des kleinen Fliegenpflasters wurden geöfnet und 3 Fäden mit frischer Blatternmaterie hineingelegt.

27ter April. Der Riß bei der Tochter war ziemlich entzündet; beim Sohne sehr wenig.

28ter April. Die Fliegenpflasterstellen hatten geeitert. Der Riß bei der Tochter war roth, hart und etwas erhaben; beim Sohne schien er völlig heilen zu wollen.

29ter

29ter April. Die Fliegenpflasterstellen noch roth; aber meistentheils heil. Bei der Tochter der Riß wie gestern. Es schienen sich 2 Blattern darauf bilden zu wollen. Von dem Risse des Sohnes war nur noch eine kleine Kruste zu bemerken.

30ter April. Der Riß der Tochter wie gestern. Die Fliegenpflasterstellen feucht, im Umfange entzündet und etwas hart.

1ter Mai. Der Riß der Tochter noch roth. Die Spanischfliegenpflasterstelle war hart, im Umfange entzündet und mit einer Kruste bedeckt. Bei dem Sohne näßte sie noch und war etwas roth. Der Riß ganz heil.

2ter Mai. Der Riß der Tochter weniger roth und hart. Auf den Stellen der Sp. Fl. Pfl. war bei beiden eine Kruste.

3ter Mai. Die Stelle des Sp. Fl. Pfl. war bei der Tochter wieder entzündet. 1 Zoll davon bildete sich eine Blatter. Beim S. wie gestern.

4ter Mai. Bei der Tochter war die Stelle weniger entzündet und näßend. Beim Sohne eine trockene Kruste und die Entzündung meistens weg.

5ter Mai. Bei der Tochter alles trocken; die Blatter verschwunden. Beim Sohne ganz trocken.

Die Blatterninpfung war demnach bei dem Sohne völlig unwirksam.

C. I.

Den 14ten Junius d. J. wurden die Kinder eines hiesigen Schneiders Meyer, Catharine, $6\frac{1}{2}$, u. Carl, $1\frac{1}{2}$ Jahr alt, mit frischer Kuhpockenmaterie geimpft. Man machte an jedem Arm 3 Lanzettstiche. Die Kinder waren, dem Anschein nach, ziemlich gesund, und in ihrer Nachbarschaft und ihrem Hause waren mehrere Kinder mit natürlichen Blattern. Ein mittleres Geschwister befand sich mit ihnen auf einem Zimmer und war gerade in der anfangenden Eiterungsperiode der natürlichen Blattern.

18ter Jun. Eine noch unbestimmte Härte aller Stiche.

19ter Jun. Erhebung von 3 bestimmten röthlichen Knöpfchen auf jedem Arm bei beiden.

20ter Jun. Auf mehrern Stichen die Delle sichtbar. Carl etwas unruhig in der Nacht.

21ter Jun. Bei Catharinen hatten die Impfstellen die Größe einer kleinen Linse, waren lebhaft roth, die Dellen sehr eingedrückt. Eine sehr kleine aber lebhafte peripherische Röthe. So auch bei Carl; letzterer war in der Nacht etwas unruhig gewesen.

22ter Jun. Vergrößerung der Impfpusteln bei beiden. Carl war in der Nacht unruhig gewesen. Catharine hatte viel Kopfweh und etwas Fieber.

23ter Jun. Es waren bei beiden die Impfpusteln von der Größe eines Matiers und die peripherische Röthe sehr lebhaft. Die Kinder ziemlich munter.

24ter Jun. Die peripherische Röthe hatte sich ziemlich bei beiden ausgebreitet. Die Kinder munter. Es zeigten sich bei beiden, vorzüglich bei Carl, einige rothe Stippchen (Kuhblätterchen) im Gesicht und am Körper.

25ter Jun. Bei Carl bemerkte man etwas von Kruste auf der Impfstelle. Die Impfstellen hatten viel Lymphe ergossen. Die peripherische Röthe beinahe verschwunden. Munterkeit. Nur einige Stippchen am rechten Schenkel. Bei Catharinen bildete der Ausschlag harte Knötchen und war im Gesicht, auf den Beinen, Armen und Leibe verbreitet.

26ter Jun. Bei Catharinen der Ausschlag wie gestern. Munterkeit. Auf den Impfstellen eine Kruste. Carl hatte etwas Fieber und war in der Nacht sehr unruhig gewesen.

27ter Jun. Bei Catharinen etwas Schwerfälligkeit. Die peripherische Röthe hatte sehr abgenommen. Der Ausschlag bei ihr im Gesichte sehr beträchtlich und völlig pustulös. Bei Carl sind die Krusten auf den Impfstellen schwarzbraun; völlige Munterkeit.

28ter Jun. Catharine hatte wieder eine sehr unruhige Nacht gehabt. Die Pusteln im Gesicht waren sehr wirklichen Blattern ähnlich; nur waren sie kleiner und die Materie mehr lymphatisch.

29ter Jun. Bei Catharinen hatten einige Kuhblattern auf dem Leibe eine Aehnlichkeit mit den wirklichen Blattern. Alle Pusteln standen einzeln und hatten einen lebhaften Hof.

30ter Jun. Bei Carl fielen die Krusten von den Impfstellen ab. Es zeigten sich 2 kleine Blätterchen im Gesicht und auf dem rechten Arme. Auch Catharinens pustulöse Eruption beginnt zu trocknen. Die Impfkrusten fallen auch bei ihr ab.

1ter Jul. Nach dem abgetrockneten pustulösen Ausschlage bleiben harte Knoten zurück.

4ter Jul. Die Krusten des pustulösen Ausschlags fast gänzlich abgefallen. Einige wenige Krusten sind noch zurück. Sie haben ein halb durchsichtiges, gelbes, hornartiges Ansehn.

C. II.

Am 21ten Junius d. J. wurden zwei Kindern des Königl. Reitknechts Petersen die Kuhpocken gegeben, Sophien, $\frac{1}{4}$ Jahr alt, sehr schwächlich, Carln, $\frac{1}{2}$ Jahr alt, noch an der Milchborke leidend. Bei beiden wurden an jedem Arm 3 Lanzettenstiche gemacht. Die älteste Schwester hatte

hatte gerade natürliche Blattern, die in schöner Eiterung standen.

22ter Jun. Die Stiche wie Flohstiche.

23ter Jun. Etwas Härte.

25ter Jun. Lebhaft rothe Knöpfchen.

26ter Jun. Die Delle. Die Kinder munter.

27ter Jun. Bei Carl viel flechtenartiger Ausschlag auf dem Armen. Bei dem Mädchen ein lebhaft rothes Stippchen auf der Nase.

28ter Jun. Carls Ausschlag wie gestern. Die Impfpusteln bei beiden Kindern schön roth und die Dellen sehr deutlich.

29ter Jun. Die Impfpusteln wurden bei beiden Kindern purulent und hatten Feuchtigkeit ergossen. Bei dem ältesten zeigte sich ein Blatternausschlag, vorzüglich stark im Gesicht; Fieber konnte man nicht bestimmt bemerken. Der dem Kinde eigne mit steter Unruhe verbundene Eigensinn, den es schon vor der Krankheit äusserte, verstattete nicht die Untersuchung des Pulses. Das jüngste Kind befand sich recht wohl.

30ter Jun. Der Ausschlag des ältesten Kindes hatte völlig den Charakter der wahren Blattern. Deswegen wohl anzunehmen ist, daß das Kind schon vor der Kuhpockenimpfung von den wirklichen Blattern angesteckt sey. Es war immer unter blatternden Kindern gewesen, und die Kuhpockenimpfung, die erst 8 Tage vor der Erscheinung der Blattern Statt gefunden hatte, war demnach noch nicht im Stande, Sicherheit zu leisten. Die peripherische Röthe der Kuhpockenimpfstelle noch kaum zu bemerken. Bei dem jüngsten Kinde hingegen war die peripherische Röthe sehr beträchtlich. Es hatte sehr unruhig geschlafen und war fieberhaft. Von dem Ausschlage war nichts weiter zu bemerken. Die Impfstellen hatten bei beiden Kindern Feuchtigkeit ergossen.

1ter Jul. Der Blatternausschlag des ältesten Kindes stand in schönster Eiterung. Die Impfstelle wenig entzündet. Das jüngste Kind war nicht zu Haus.

2ter Jul. Von der peripherischen Röthe auch heute fast keine Spur beim ältesten Kinde; vielmehr fahen die Impfstellen wie die schönsten, gefüllten wirklichen Blattern aus. Das jüngste Kind heute etwas unruhig. Seine Impfstellen beginnen zu trocknen.

4ter Jul. Der Blasternausschlag des ältesten Kindes trocknet schon im Gesicht. Dies sonst immer mürrische schwache Kind ist heute äusserst ruhig und munter. Bei dem jüngsten Kinde trocknen die Kuhpockenimpfstellen völlig.

5ter Jul. Bei dem jüngsten Kinde fallen die Impfkrusten ab. Bei dem ältesten trocknet der Ausschlag so wie die Impfstellen.

6ter Jul. Wie gestern. Das älteste Kind scheint nach überstandenen wirklichen Blattern weit wohler als vorher zu seyn.

C. III.

Vier Geschwister Gesterling, Kinder des hiesigen Fußgardefouriers Gesterling, wurden zugleich von dem Wundarzte Ebhardt geimpft.

Sophie, alt 4½ Jahr.

25ter Jun. 1800. 1ter Tag. Geimpft mit 3 Lanzettenstichen auf jedem Arm.

26ter Jun. 2. T. Die Stellen wie Flohstiche.

27ter Jun. 3. T. Die Stellen wie Knötchen.

28ter Jun. 4. T. Mehrere Erhebung der Knötchen.

29ter Jun. 5. T. Die Delle, auch etwas Lymphe in dem Knoten. Ein ziemlich heftiges Fieber, viele Unruhe, stark belegte Zunge, Uebelkeit mit Brechen, bitterer Geschmack. Sie brach mit Erleichterung nach Brechweinstein.

30ter Jun. 6. T. Noch immer Fieber, Druck in der Magengegend, Verstopfung. Ein Lavement und die Potio Riverii.

1ter Jul. 7. T. Nachlassung des Fiebers. Ein allgemeiner Ausschlag über dem ganzen Körper, welcher wirkliche Blattern vermuthen ließ.

2ter Jul. 8. T. Die wirklichen Blattern waren unverkennbar. Man sah jetzt deutlich, daß schon vor der Kuhpockenimpfung das Kind von den wirklichen Blattern angesteckt war.

3ter Jul. 9. T. Lymphe in den Blattern.

4ter Jul. 10. T. } Die Bl. treten in
5ter Jul. 11. T. } Eiterung u. die geimpften K. P. nehmen ihren Gang.
6ter Jul. 12. T. } wie die Blatterpusteln, und die peripherische verbreitete Röthe fehlte gänzlich.

7 — 9ter Jul. 13 — 15. Tag. Die Blattern, so wie die Impfpusteln, fingen an langsam abzutrocknen. Patientin völlig munter.

August, Zwilling von Sophie.

25ter Jun. 1ter Tag. Jeder Arm mit 3 Stichen geimpft.

26ter Jun. 2. Tag. Die Stiche wie Flohstiche.

27ter Jun. 3. T. Die Stiche wie Knötchen.

28ter Jun. 4. T. Etwas erhaben, und roth.

29ter Jun. 5. T. Wie gestern.

30ter Jun. 6. T. Etwas Lymphe in den Knötchen.

1ter Jul. 7. T. Etwas Unruhe.

2ter Jul. 8. T. Ein starkes Fieber. Nur wenig Lymphe in den Impfstellen. Die peripherische Entzündung sehr gering, etwa von einem Achtelzoll.

3ter Jul. 9. T. Fieber noch heftiger. Es brechen wie bei der Schwester wirkliche Blattern aus. Die peripherische Entzündung der Impfstellen sehr unbedeutend. Es war also die wirkliche Blatternansteckung schon vor der Impfung erfolgt. Auch erzählt die Mutter, daß die Kinder mit mehrern Blatternden in der Nachbarschaft umgegangen wären.

4 — 6ter Jul. 10 — 12. Tag. Die Blattern hoben sich wohl und waren sehr zahlreich.

9ter Jul. 15. T. Die Blattern und die Kuhpockenimpfpusteln in Eiterung.

11ter Jul. 17. T. Abtrocknung.

Louise, $2\frac{1}{2}$ Jahr, Doris, 4 Monat alt.

(Bei ihnen zeigten sich nur die Kuhpocken.)

25ter Jun. 1ter Tag. Louise auf jedem Arm 3, Doris auf jedem Arm 2 Impfstiche.

26ter Jun. 2. T. Die Impfstellen wie Flohstiche.

27ter Jun. 3. T. Knötchen an der Impfstelle.

29ter Jun. 5. T. Etwas erhabener.

30ter Jun. 6. Tag. Etwas Lymphe und die Delle.

1ter Jul. 7. Tag. Alles deutlicher.

3ter Jul. 9. T. Etwas Fieber. Beträchtliche peripherische Entzündung, 2 — $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser um den Impfstellen, mit vieler Härte.

4ter Jul. 10. T. Das Fieber ließ nach. Die peripherische Entzündung blaß.

5ter Jul. 11. T. Abtrocknung der Impfpusteln. Etwas Kuhpocken-Ausschlag. Sie schliefen bei den blatternden Geschwistern ohne Nachtheil. Die Impfpustelkrusten fielen nach und nach ab zwischen dem 14ten und 21ten Tage. Alle jetzt vollkommen wohl.

Anlage I. zu C. III.

Ein Fall, wie der des älteren Peterschen Kindes, ist auch dem hiesigen Stadtchir. Schnahr vorgekommen. Am 26ten Jul. wurden von ihm die 4 Kinder des hiesigen Schlächtermeisters Schrader mit den Kuhpocken geimpft. Eins derselben war schon einige Tage vor der Impfung sehr unlustig gewesen. Am 1ten August bekam es Fieber und am 2ten brachen wirk-

wirkliche Blattern aus. Die Kuhpockenimpfstellen blieben auch bei diesem Kinde kleiner, wie bei den übrigen Kindern, welche nur Kuhpocken bekamen, und die peripherische Röthe fehlte gänzlich. Alle diese Umstände beweisen, daß das Kind schon vor der Kuhpockenimpfung von den wirklichen Blattern angesteckt war. Die andern 3 überstanden die Kuhpocken im gewöhnlichen Wege.

Anlage II. zu C. III.

Des Hoflakai Niemeyer 4½jährige Tochter, Sophie, und Dorothee, alt 2½ Jahr, wurden durch den Chirurgus Ratje am 27ten Julius mit Kuhpocken geimpft.

Am 5ten Tage sah man, daß bei beiden die Impfung gehaftet, Dorothee bekam diesen Abend schon etwas Fieber.

6ter Tag. Fieber zugenommen, wahre Blattern kamen zum Vorschein.

7ter Tag. Fieber — eine große Anzahl Blattern war ausgebrochen. Die Impfstellen hatten sich wenig vergrössert.

8ter Tag. Das Befinden ziemlich wohl — die Impfstellen zeigten weniz Röthe im Umfange, waren mit gelbem Eiter gefüllt und sahen wahren eiternden Blattern ganz ähnlich.

9ter Tag. Die Impfstellen hatten in der Mitte schon eine Kruste.

10ter Tag. Die Impfpusteln waren beinahe schon ganz mit einer Kruste überzogen. Die wahren Blattern machten einen gutmüthigen Verlauf.

11ter Tag. Die Impfstellen ganz trocken. Die Blattern füllten sich mit Eiter, deshalb etwas unruhig.

13ter Tag. Die Blattern in schönster Eiterung. Das Befinden ganz erträglich.

14ter Tag. Im Gesicht fingen die Blattern an zu trocknen.

Jeder wird leicht einsehen, daß hier das Kind schon vor der Kuhpockenimpfung von natürlichen Blattern angesteckt war.

Bei Sophie verlief die Kuhpockenimpfung den gewöhnlichen Gang, sie ist bis jetzt, den 12ten August, von wirklichen Blattern verschont und wird es auch gewiß bleiben.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 5ten September 1800.

Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung.

(Schluß.)

D.

Die gesunde Tochter des J. R. von S., 1½ Jahr alt, wurde am 1sten Jun. durch 3 Stiche an jedem Arm mit frischer Materie geimpft.

2ter Jun. Alle Stiche roth und etwas hart.

3ter Jun. Die Stiche am rechten Arm weniger roth.

4ter Jun. An jedem Arm 2 Stiche roth und hart.

5ter Jun. Am rechten Arm zeigten sich 2, und am linken 3 Impfpusteln.

6ter und 7ter Jun. Die Impfpusteln größer.

8ter Jun. Die Pusteln roth.

9ter Jun. Etwas unruhige Nacht. Die Pusteln mit Lymphe gefüllt.

10ter Jun. Sehr unruhige Nacht. Noch keine peripherische Entzündung.

11ter Jun. Gestern Nachmittag etwas Fieber; sehr unruhige Nacht und Durst. Eine peripherische Entzündung von anderthalb Zoll im Durchmesser. Blasses Aussehn.

12ter Jun. Etwas ruhigere Nacht. Es waren einige Blätterchen am Körper ausgebrochen. Die Impfpusteln schon gelblich. Die peripherische Entzündung geringer.

13ter Jun. Ruhige Nacht; munteres Ansehn; die Entzündung fast weg; auf den Impfstellen Krusten. Am Körper 5, im Gesicht 2 Kuhblätterchen.

14ter Jun. 4 neue Blätterchen ausgebrochen.

15ter Jun. Sehr munter. Noch mehrere Blattern, die sehr roth und groß waren, waren ausgebrochen.

16ter Jun. Die Nacht etwas unruhig und unlustig. Die Blattern größer, wie wir sie sonst sahen. Sie hatten einen ziemlich rothen Hof, und die meisten in der Spitze Eiter. Kurz sie waren den wirklichen Blattern ziemlich ähnlich, nur kleiner als diese. Am Abend hatten die Blattern noch mehr Eiter; im Gesichte waren 9. Das Kind unlustig.

Uebrigens verlief der Gang der Kuhpocken im gewöhnlichen Wege; und man hatte deswegen gar keinen Grund zu einem Blatternamalgama seine Zuflucht zu nehmen, um diese Anomalie zu erklären, obgleich die Blätterchen eiterten und den wahren Blattern ähnlich sahen.

17ter Jun. Die Blattern hatten sämmtlich Eiter gefaßt. Das Kind mogte im Ganzen 40 haben. Es war noch immer unlustig. An der Spitze der Zunge und auch an der Unterlippe saßen 2 Blattern.

18ter Jun. Ganz munter; guter Schlaf; die Blattern im Gesicht trocknen; noch immer blasses Ansehn.

19ten Jun. Im Gesichte, die Unterlippe ausgenommen, alle Blattern trocken. Auch einige am Leibe. Mehrere aber strotzten noch von einer purulenten blaßgelben Lymphe. Die Nacht ruhig; guter Appetit; munter; Aussehn noch blaß.

20ter Jun. Im Gesichte alle Blattern trocken und kaum eine Kruste zu bemerken. Am Körper waren sie mit einer dünnen, kleinen, gelblichen Kruste bedeckt. Eine am Finger hatte noch purulente Feuchtigkeit. Ruhige Nacht; munteres Aussehen.

21ter Jun. Wie gestern.

22 — Alle Blattern ließen ein hartes Knötchen zurück.

28ter Jun. Ganz wohl; an den Blatternstellen fühlte man noch harte Knötchen und sah kleine bräunliche Flecken.

Anlage I. zu D.

Auch unser Freund, Doctor Heine, hat einen ganz gleichen Fall bei dem anderthalbjährigen Kinde des Schneiders Böker bemerkt. Dies Kind ward am 25sten Jul. d. J. mit den Kuhpocken geimpft, und vom 2ten August an brach der pustulöse Ausschlag unter leichten Fieberbewegungen nach und nach aus. Am 9ten waren die Pusteln zum Theil schon trocken, und ließen harte Knoten zurück. Das Kind befand sich dabei wohl und war außer Bett.

Anlage II. zu D.

Des Königl. Reitknechts Horst dreijährigen Tochter wurden am 18ten Jul.

Jul. die Kuhpocken geimpft. Das Kind hatte ein sehr gesundes Ansehn, hatte aber schon seit mehrern Wochen viele kleine Schwären am Körper. Erst am 7ten Tage hatte sich eine Impfpustel am linken Arme gebildet, und am 10ten Tage zeigte sich an demselben Arme noch eine Impfpustel. Erst am 12ten Tage zeigte sich etwas peripherische Entzündung.

13ter Tag. Etwas unruhige Nacht; stärkere peripherische Entzündung.

14ter Tag. Sehr unruhige Nacht; am Tage sehr mißlaunig; einige Kuhblattern waren zum Vorschein gekommen.

15ter Tag. Wieder eine sehr unruhige Nacht; es waren noch mehrere Kuhblattern ausgebrochen, so daß man jetzt gegen 30 zählte.

17ter Tag. Die Kuhblattern enthielten in ihrer Spitze etwas Eiter; die Grundfläche derselben war sehr hart; sonst ganz wohl.

Am 19ten und 20sten Tage hatten die Kuhblattern alle in ihren Spitzen sehr kleine Roben; aber noch ein hartes erhabenes Knötchen zurückgelassen. Am 23sten Tage sah man an den Stellen, wo Kuhblattern gewesen, noch harte erhabene, ganz blaßrothe Knötchen. Das Befinden völlig wohl.

Anlage III. zu D.

Des Kammerdieners Schramm älteste Tochter bekam am 16ten Jul. die natürlichen Blattern in sehr grosser Anzahl. Den 18ten Jul. wurde die jüngste, 19 Wochen alte Tochter mit den Kuhpocken geimpft. Nur ein Stich bildete eine Impfpustel, und diese war am 8ten Tage aufgekratzt, vielleicht war dies Ursache, daß sie klein blieb und sich um dieselbe jene große charakteristische peripherische Röthe nicht bildete, sondern daß man am 10ten und 11ten Tage nur einen sehr kleinen rothen Hof um die Impfpustel sah; die letzte Nacht war das Kind ein wenig unruhig gewesen. Die Amme äußerte aber, daß dies bei dem Kinde nichts ungewöhnliches sey. Da man das Kind jetzt eben so wohl wie sonst fand, so zweifelten wir, daß diese Impfung genugthuend seyn würde.

Am 1sten August zeigte sich etwas Kuhpockenausschlag.

Den 3ten August. Das Kind hatte zwei ziemlich unruhige Nächte gehabt, war am Tage sehr übler Laune; in allem waren etwa 18 Kuhblattern ausgebrochen, die alle einen entzündeten Hof hatten, und in der Spitze etwas Eiter enthielten.

Den 6ten August. Die Kuhblattern hatten schon alle in der Spitze eine sehr kleine Kruste gebildet, und das Kind war ganz wohl.

E.

Des Malers Heiligenstedt 1½jährige Tochter wurde am 3ten Jul. v. J.

von des Hautboisten Sander ältestem Sohne, den Tag vor dem Ausbruch der wahren Blattern, Nachmittags an jedem Arm durch drei Stiche geimpft.

4ter Jul. Am linken Arm 2, am rechten 1 Stich etwas roth und hart.

5ter Jul. Wie gestern, alles deutlicher.

6ter Jul. Am rechten Arm ein kleines, sehr rothes Knötchen. Am linken Arm wie gestern.

7ter Jul. Am rechten Arm schon eine kleine Impfpustel mit der Delle. Am linken waren die Stiche röther und größer geworden. Nachts sehr unruhig und heiß. Am Abend bemerkte man auf beiden Armen 2 deutlich hervorragende Pusteln.

8ter Jul. An jedem Arm eine deutliche Impfpustel. Nachts viel Unruhe und Schweiß. Am Tage munter.

9ter Jul. Die Impfstellen größer und roth. Am rechten Arm zeigte sich auch noch die dritte. Am linken Arm 2 deutliche Impfpusteln. Sie schwitzte sehr. Uebrigens Munterkeit.

11ter Jul. Gestern hatten sich einige Stippchen gezeigt. Heute noch mehrere am ganzen Körper. Der Schweiß hatte nachgelassen. Die peripherische Entzündung im Entstehen. Blasses Ansehn. Munterkeit.

12ter Jul. Sehr unruhige, fast schlaflose Nacht. Die peripherische Entzündung mäßig. Es zeigte sich heute wieder etwas von dem specifischen Kuhpockenausschlage. Das Kind munter, aber sehr blaß.

13ter Jul. Die peripherische Röthe sehr vermindert. Ruhige Nacht. Noch etwas Ausschlag. Das rechte obere Augenlied etwas entzündet.

14ter Jul. Die peripherische Röthe gänzlich verschwunden. Das Augenlied besser.

15ter Jul. Ueber dem rechten Auge 2 rothe Flecken. Auf allen Impfpusteln Krusten.

16ter Jul. Sehr munter. Die rothen Flecke über dem rechten Auge verschwunden. Hin und wieder hatte sich noch am Körper ein Blätterchen gezeigt; von den vorherigen war nichts mehr zu sehen.

18ter Jul. Sehr wohl. Die Impfstellen mit trocknen braunen Krusten bedeckt. Noch einige neue Blätterchen waren gekommen, die, vorzüglich wenn sie schlief, sehr roth waren.

25ster Jul. Das Kind war vollkommen wohl; man sah noch einige wenige harte, blasse Knötchen wie Reste von Mückenstichen.

Mit

Mit gewogenster Erlaubniß des Herrn Leibmedicus **Wichmann** dürfen wir folgende Neuigkeit aus einem, vom Hrn. Hofrath **Blumenbach** erhaltenen Briefe, vom 16ten August, 1800. mittheilen.

„Doctor Ash schreibt mir aus London vom 3ten August: Die Kuhpockenimpfung scheint hier jetzt sehr schnell festen Fuß zu fassen. Es sind vielleicht schon über 15000 Personen geimpft worden; fast einem Drittheil derselben hat man nachher die wirklichen Blattern gegeben. Die Blatternimpfung war aber, ohne alle Ausnahme, völlig unwirksam. Mehrere ausgezeichnete Aerzte und Wundärzte in London, z. B. **Denman, Cline, Baillie, Saunders, Abernethy, Blair, Knight**, haben ihre Namen öffentlich genannt und erklärt, daß sie die Kuhpockenimpfung für überwiegend, vorzüglicher und milder, als die wirkliche Blatterninoculation hielten, und überzeugt wären, daß die Kuhpocken bei einem vollständigen Verlauf, vor der Blatternansteckung vollkommen schützten u. s. w.

* * *

Hr. Doctor **Lentin** hat uns gütigst nachstehende Geschichte auf unser Bitten zum Einrücken mitgetheilt.

Der traurige Todesfall eines einzigen Kindes, welches seinen Aeltern plötzlich entrissen wurde, nachdem es zufällig kurz vorher die Kuhpocken überstanden hatte, giebt zu Gerüchten und Vermuthungen Anlaß, die der Kuhpockenimpfung nachtheilig werden könnten: Ich halte es daher für Pflicht, durch einfache Erzählung jenes Falls diese Gerüchte zu widerlegen, und das Publikum darüber zu beruhigen.

Es war am 9ten August, als ich den zweijährigen Sohn des Herrn **Wurlitz** zugleich mit zwei Kindern des Herrn Commiss. **Peters**, auf die gewöhnliche Weise mit Kuhpockeneiter impfte. Gegen den 5ten Tag zeigten sich gelinde Fieberbewegungen; die Impfpusteln hoben sich gehörig, füllten sich, bekamen Röthe im Umfang, und zeigten sich so vollkommen, daß ich kein Bedenken trug, am 8ten Tage drei Kinder des Herrn **Ebeling** damit zu impfen, die alle sehr gute Impfpusteln davon bekommen haben. Am 9ten, 10ten und 11ten Tage ging die Benarbung vor sich In der ganzen Zeit war nichts Ausserordentliches, nichts Ungewöhnliches bei dem Kinde zu bemerken.

Am 21sten August ward der Kleine vom Asthma acutum Millari befallen, und ungeachtet aller von meinem Vater angewandten Sorgfalt, binnen 24 Stunden ein Opfer des Todes.

Ein jeder, der diese furchtbare, aber nicht zu verkennende Kinderkrankheit und

und ihre schnell tödtenden Wirkungen gesehn und beobachtet hat; ein jeder, dem das Urtheil unbefangener Kunstverständiger mehr gilt, als vage Gerüchte, wird sich leicht überzeugen, daß die vorgegangene Kuhpockenimpfung auf die Katastrophe keinen Einfluß haben konnte; sondern, daß sie herbeigeführt ward durch die Tödlichkeit der Krankheit an sich wozu in diesem speciellen Fall noch die schwache röchelnde Brust gezählt werden muß, die das Kind von der Geburt an gehabt hat.

D. Lentin jun.

* * *

Die Kuhpockenimpfung macht jetzt zu unserer Freude hier schnelle Fortschritte. Die meisten Aerzte und Wundärzte impfen selbst oder rathen doch zur Kuhpockenimpfung. Auch wird schon häufig auf dem Lande geimpft. Nach genau eingezogenen Nachrichten sind bis jetzt schon hier über 700 vollkommene Impfungen verrichtet. Diese beträchtliche Anzahl ist also der Blatternwuth entgangen, welche jetzt das 5te Kind im Durchschnitt in Hannover wegrafft. Wird wohl diese so ausserordentliche Bösartigkeit auf alle Aeltern Eindruck machen, und ihre völlig ungegründeten Bedenklichkeiten gegen die Kuhpockenimpfung endlich niederschlagen? Bitter und gerecht müssen die Vorwürfe seyn, wenn sie ihre Kinder durch die Blatternpest weggerafft, verunstaltet oder kränklich werden sehen.

Wir halten es für große Pflicht, nochmals zu versichern, daß hier noch kein Kind an den Kuhpocken gestorben sey, noch keins, welches die Kuhpocken wirklich überstanden hatte, die Blattern wieder bekommen habe.

Hannover den 30sten Aug. 1800.

G. F. Ballhorn, Hofmedikus.

C. F. Stromeyer, Hofchirurgus.

Ueber die Nutzbarkeit des Weidemannschen Auszugs aus den Landesverordnungen für den Landmann.

Man hat schon seit mehrern Jahren in Volksschriften und Journalen sowohl als in Predigtsammlungen und Recensionen zu wiederholten malen behauptet, daß es gut seyn würde, wenn man dem Landmann mit den Verordnungen des Landes bekannt machte. Einige Schriftsteller haben es für wahres Bedürfniß — nicht etwa der Zeit und der Umstände, sondern der Menschheit gehalten. Das Königl. Churfl.

ham-

hannöverische Consistorium würdigte diese Aeusserungen der litterarischen Welt unter allen Consistorien, so viel mir bekannt ist, zuerst einer ernstlichen Aufmerksamkeit, und sehnte sich nach einem Büchelchen, durch welches jenem Bedürfnisse abgeholfen werden könnte. Dies Büchelchen erschien 1796. im Verlage der Gebr. Hahn zu Hannover unter dem Titel: Versuch einer kurzen Darstellung der gemeinen Rechte und Landesverordnungen, welche dem Landmanne des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg, insonderheit calenbergischen Theils, zu wissen nöthig sind; (vom Herrn Syndicus Weidemann zu Loccum.) Das Consistorium ertheilte hierauf ein Ausschreiben an die Herren Superintendenten und Prediger in den Fürstenthümern Calenberg und Göttingen, wie auch in der Grafsch. Hoya mit dem ausdrücklichen hohen Befehle, daß auf Kosten der Kirchen und Capellen für jede Schule ihrer Gemeine ein Exemplar von diesem Auszuge oder dieser Darstellung angeschaft werden sollte.

Seitdem ward von verschiedenen Geistlichen, und besonders von Rechtsgelehrten, die Frage aufgeworfen: ob es überhaupt gut und rathsam sey, den Landmann oder das Volk mit den Landesverordnungen systematisch bekannt zu machen. Einige waren dafür, andere dagegen. Letztere meinten: der gemeine Mann würde dadurch 1) zu allerlei bisher unbekannten Prätensionen verleitet werden, und z. B. in seiner Sache vor der Obrigkeit selbst sein Richter seyn oder widersprechen wollen.

2) Er würde sich anmaaßen, die Obrigkeiten in Rechtsaussprüchen zu kritisiren, und da Partheilichkeiten suchen, wo jene aus sehr vernünftigen und weisen Ursachen von dem Buchstaben des Gesetzes abweichen.

3) Die Anzahl der Prozesse, und überhaupt der Anklägereien unter den Laien sowohl selbst, als zwischen diesen und den Ortsobrigkeiten würde vermehrt werden, weil alsdann jeder die einzelnen klagbaren Fälle näher kennen lernte, und ein größeres Gebiet zum Angreifen und Vertheidigen gewönne.

Im Ganzen genommen, laufen diese Einwürfe auf den ehemals sehr herrschend gewesenen, jetzt aber hinreichend widerlegten Glauben hinaus: daß unwissende und dumme Leute sich besser regieren liessen, als kluge, und daß überhaupt Aufklärung, d. i. Wissenschaft und eigener Verstandesgebrauch unter dem Volke für seine Obern gefährlich wären. Aber man ist längst überzeugt, daß verständige Leute leichter und besser zu leiten sind, wenn anders die Führer derselben bei dem, was sie vornehmen und thun, guten Willen nebst verständigen und vernünftigen Zwecken zeigen. Und

dies

dies geschieht ja von den Obrigkeiten, wenigstens von den des Churfürstenthums Hannover. Es kann freilich nach dem Sinne des ersten Einwurfs dem Richter nicht angenehm seyn, jemanden vor sich zu haben, der durch seine Bekanntschaft mit den Landesverordnungen groß thun, und ihm vorschreiben will, wie seine Sachen entschieden werden müsse. Aber wer nicht blos ein Rechtserfahrner, sondern auch Rechtsgelehrter ist; das heißt: wer sein Ius wissenschaftlich betrieben hat, und mit den ersten Prinzipien der Rechte bekannt ist, und dadurch seinen Geist im Denken und Urtheilen geschärft hat, wird einen bloßen historischen Kenner des Rechts und der Verordnungen bald in die Enge zu treiben wissen, oder, wenn das nicht nöthig thut, ihn durch freundschaftliche Belehrung eines Bessern zum Stillschweigen bringen können. Der Richter befindet sich hier mit dem Prediger in einem Falle, wenn ihm ein Glied seiner Gemeine durch Citate aus der Bibel widerspricht, und die Vorträge desselben von der Kanzel als schriftwidrig ausschreiet.

Es würde für den Volksredner allerdings auch bequemer seyn, wenn seine Zuhörer die Bibel, als das Gesetz- und Lehrbuch der Religion und der Kirche, nicht kennten, wie es zur Zeit des allgemein herrschenden Papstthums war, weil er alsdann sprechen, lehren und reformiren könnte, wie er Lust hätte; aber ist das Bequeme und Leichte auch jedesmal recht und gut?

Der zweite Einwurf hat in Ansehung der Gesetze mehr für sich. Denn das Gesetz, z. B. wer jemanden tödtet, wird wieder getödtet, führt Nothwendigkeit mit sich, und scheint in so fern keine Abweichung von seinem Buchstaben zu erlauben; allein mit den Verordnungen ist es anders. Diese berührt die Kraft jenes Einwurfs nicht, denn sie gehen als Befehle des Regenten an das Volk, oder an die Obern desselben, den die Staatsverwaltung obliegt, nur auf die Entscheidung besonderer Fälle, und sind daher abänderlich. Ohnehin können und müssen schon die in denselben oft genug vorkommenden Klauseln: daß die Strafe nach bewandten Umständen so, oder so seyn, daß dieses Verbrechen Leibesstrafe, jenes Gefängniß- oder Geldstrafe zur Folge haben werde, jeden Laien hinlänglich überzeugen, daß die Obrigkeit die Bestimmung des Grades und der Dauer einer Strafe in vielen Fällen sich selbst vorbehalten habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 8ten September 1800.

Ueber die Nutzbarkeit des Weidemannschen Auszugs aus den Landesverordnungen für den Landmann.

(Schluß.)

Die Bekanntschaft mit diesem Vorbehalt, der billig und vernünftig ist, kann zugleich den gemeinen Mann vor dem Vorurtheile bewahren, oder ihm dasselbe benehmen; daß bei manchen Rechtsausprüchen Partheilichkeit herrsche, und auf den Stand, das Vermögen oder die Verbindungen einer Person aus besser Willkühr, Vorliebe, Furcht und andern menschlichen Ursachen Rücksicht genommen werde; wiewohl schon der gemeine Menschenverstand (sensus communis) einsieht, daß nicht alle Menschen aus allen Ständen und von allen Bildungen nach einem richtigen Maßstabe, unbedingter Gleichheit, beurtheilt und bestraft werden können.

Was den dritten Einwurf betrift, so kann man gegen denselben widersprechen, und nach einiger Ueberlegung sogar das Gegentheil behaupten. Die Prozesse und Klagen werden der Zahl nach abnehmen, weil dann jeder Kläger vorher, ehe er etwas unternimt, die Verordnungen und gemeinen Rechte zu Rathe ziehen und überlegen kann, ob er mit seiner Sache durchkommen werde, oder nicht.

Es ist durch die Erfahrung entschieden, daß der Bauer manche Klage und manchen Prozeß blos aus Unwissenheit oder Ueberredung anstiftet und fortsetzt. Dies ist ganz besonders in solchen Oertern der Fall, wo sogenannte Syndici oder Gemeinevorsteher gehalten werden, die man bei Rechtsangelegenheiten gewöhnlich um Rath frägt, die bei entstehenden Prozessen Botenlohn und Schreibgebühren verdienen, und mit irgend einem benachbarten Advokaten in Verbindung stehen. Eine Gemeine hingegen, welche die Landesverordnungen

kennt, und sie zu jeder Zeit in irgend einem Büchelchen nachschlagen kann, wird das um Rathfragen für überflüßig halten, oder wenigstens den Meinungen anderer nicht blindlings folgen, sondern nach gedruckten Aussagen sie prüfen und diesen gemäß beschliessen.

Durch die Widerlegung der ersten und zweiten Einwendung wäre bewiesen, daß die Bekanntschaft des gemeinen Mannes mit den gemeinen Rechten und Landesverordnungen unschädlich, und durch die Widerlegung der dritten, daß sie negativ heilsam sey, so fern sie von der Unternehmung mancher kostspieliger Prozesse abhält, und manchen Schaden, der bisher aus Unwissenheit entstand, verhütet. Aber es giebt noch positive Vortheile, von denen ich wenigstens einige anführen muß. Der Landmann lernt nemlich dadurch 1) seine Pflichten als Unterthan gegen die Obrigkeit kennen, und wird hiedurch lebhafter und kräftiger angehalten, sie zu erfüllen.

Bisher pflanzten sich die Gesetze und Verordnungen unter dem Volke nur durch Traditionen von Aeltern auf die Kinder fort, wobei Verfälschungen und Irrthümer unvermeidlich waren; werden sie aber aus Büchern gelernt oder durch Schullehrer und Prediger vermittelst Bücher gelehrt, so ist auf Wahrheit und Vollständigkeit zu rechnen. Man wende mir nicht ein, daß die Verordnungen von den Kanzeln verlesen, vor den Kirchthüren und in den Wirthshäusern, und vor den Gerichtsstuben angeschlagen werden; das geschieht nur mit einzelnen und zeitigen, welche bald andern weichen müssen, und die nicht Vater und Kinder gemeinschaftlich zu lesen bekommen. Wer den Inhalt einer Verordnung aus einem gedruckten Bogen oder Buche kennen lernt, merkt sich denselben weit ernstlicher, als wenn er ihn blos von Hörensagen weiß. Alles Bestimmte und Deutliche ist dem blos Klaren und Dunklen immer vorzuziehen. Dieser Eindruck ist um so größer und dauerhafter, je früher er eintrat, und je öfter er wiederholt wurde.

Der gemeine Mann fürchtet die Aussprüche seiner Obern, und sie sind ihm desto heiliger und schauerlicher, je mehr er überzeugt ist, daß sie der Wille seines Landesherrn sind.

2) Der Landmann wird dadurch mit seinen eigenen Rechten und Befugnissen näher bekannt, und lernt zugleich das Bedürfniß und die Würde, Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, besser einsehen und schätzen.

Die so sehr verfälschten und verdreheten Begriffe von Freiheit und Gleichheit haben manchen auf den seltsamen Gedanken gebracht, daß alle bürgerliche Verfassung überflüßig sey, und einer dem andern ohne rechtlichen

Zwang

Zwang leben könne. Das Studium der Landesverordnungen zeigt gerade das Gegentheil: es könne ohne Gesetze und Obrigkeiten, und also auch ohne Rang und Zwang keine menschliche Gesellschaft glücklich seyn, und mithin auch einer neben dem andern nicht in Ruhe und Friede leben. Rechtlichkeit und öffentliche Gesellschaftlichkeit eines Zustandes heben allein die ewige Feindschaft auf und machen des Kriegs und der Streitigkeiten ein Ende. —

Zu den Rechten und Befugnissen eines Unterthans, deren Bekanntschaft nützlich ist, gehören zunächst die Rechte desselben von andern Unverletzbarkeit seines Eigenthums, seines Namens, überhaupt des innern und äussern Seyns, oder die Heiligshaltung aller seiner persönlichen, dinglich-persönlichen und Sachenrechte zu fordern; dann die Befugniß, jeden, der ihm Unrecht that, vor der Obrigkeit zu belangen, seine Rechte als Herrschaft gegen die Dienstboten, als Vater gegen seine Kinder, als Gatte gegen seine Gattin u. s. w. In vielen Familien entstehen blos deswegen Streitigkeiten und gerichtliche Anklagen, weil die Glieder derselben mit ihren wechselseitigen Rechten zu und gegen einander unbekannt sind. Eben daher kömmt es denn auch, daß man den Ankläger als einen schulmäßigen Angeber betrachtet, und den Richter als einen strafenden Lehrer, bei dem das meiste nach Willkühr und Gutdünken geschieht, oder von einer Leidenschaft eingegeben wird. Diese Irrthümer, welche sämmtlich aus subjectiven Ursachen hervor gehen, entstellen die Würde der Menschheit und schwächen die Authorität der Gesetze.

3) Es werden dadurch selbst die Geschäfte der Obrigkeit vermindert und erleichtert. Es ist eine unläugbare Wahrheit, welche theils die Erfahrung, theils die Natur der Sache selbst giebt, daß viele Handlungen (facta) des Volks blos deswegen vor die Obrigkeit kommen, und eine Menge Aktenvolumina nothwendig machen, weil die Agenten nicht wußten, wie sie objectiv, nemlich den Gesetzen und Verordnungen des Landes gemäß verfahren mußten. Wie manches Testament ist entweder ungültig, oder erregt zwischen den Erbnehmern Streitigkeiten weil es nicht in einer ganz rechtlichen Form von dem Erblasser (testator) eingerichtet und abgefaßt war.

Woher kam dies? Unter hundert Fällen gewiß neun und neunzig mal aus — Unwissenheit. Eben dies ist sehr oft die Ursache bei ungültigen oder streitigen Ehe- Leih- Schenkungs- und Kaufverträgen. Unzählige mal hört man den Bauer nach eingegangenen Contrakten klagen: hätte ich doch das vorher besser bedacht; hätte ich erst den Amtmann um Rath gefragt; wäre ich doch nur

mit den Verordnungen bekannt gewesen!

4) Es entsteht dadurch eine engere und festere Verbindung zwischen dem Staate und dem Volke, den Obrigkeiten und Unterthanen. Ich denke mir hier die Gesetze und Verordnungen eines Landes, als das Land, durch welches eine bestimmte Anzahl von Menschen eine bürgerliche Gesellschaft ausmacht, und ein Glied mit dem andern sich um so fester verknüpft, je mehr es von der Nothwendigkeit desselben, als einer wesentlichen Grundlage zu einem bürgerlichen Zustande überzeugt ist. Diese Ueberzeugung kann aber nur durch Kenntniß von den Verordnungen und ihrem Einfluß auf gesellschaftliches Wohl entstehen, und wo sie herrscht, da wird, da muß die gesetzgebende sowohl, als die gesetzausübende Gerechtigkeit ein Gegenstand der Achtung und Ehrfurcht werden. Man hält die Obern für Väter oder irdische Götter, an die man sich so nahe als möglich anschliessen, und mit denen man in beständiger Liebe und Eintracht leben muß.

5) Es wird dadurch Theokratie und Anthropokratie, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, so wie Moral und Politik mit einander enger verknüpft. Alle Gesetze und Verordnungen gründen sich, oder sollen sich wenigstens gründen auf Gesetze Gottes, oder welches mir eins zu seyn scheint, auf Prinzipien der Natur und [illegible]. Denn das Naturrecht geht als die Basis allen öffentlichen Rechte, d. i. allem Staats-, Völker- und Weltbürgerrechte vorher. Wird der Unterthan auf diesen Zusammenhang zwischen den Geboten seiner Obern und den seines Gottes aufmerksam gemacht, so kann es nicht fehlen, er muß die Heiligkeit der letztern auf die erstern mit übertragen, und also beiden aus — Religion gehorchen. Dies ist ganz unfehlbar dann recht augenscheinlich der Fall, wenn der Unterricht in den Landesverordnungen mit dem in der Religion zweckmäßig verbunden wird. Beide Eindrücke senken sich früh und tief in die jugendliche Seele, und schmelzen mit den Jahren in eins zusammen.

Gott herrscht durch die Obrigkeit; die Obrigkeit vertritt die Stelle der Gottheit. Die Politik verliert das Ansehn des Zwanges und des Eigennutzes, sie vereinigt sich mit der Moral und erscheint als ein gütiger und sicherer Wegweiser zum Ziele der Glückseligkeit.

6) Endlich kann ich hieher noch dasjenige rechnen, zu dem das Consistorialausschreiben vom 8ten Decbr. 1796. einen Wink giebt. „Es ist zugleich billig und gerecht, daß der Landmann mit den Gesetzen, nach welchen er gerichtet wird, bekannt werde. Diese Worte sind so glücklich gewählt, und die Wahrheit derselben ist so einleuchtend und

und überzeugend, daß sie weder einer Erklärung noch eines Beweises bedarf.

Es ist also entschieden, der Landmann darf, kann und muß mit den Landesverordnungen und gemeinen Rechten bekannt gemacht werden, und zwar systematisch oder zusammenhängend, nicht bruchweise, historisch, nicht wissenschaftlich. Jeder Unterthan kann ohne allen Schaden des Staats rechtserfahren (jurisperitus) seyn, d. h. er kann das Daseyn und den Inhalt der äussern Gesetze und deren Anwendung auf in der Erfahrung vorkommende Fälle kennen; der Gesetzgeber und der Gesetzausüber muß rechtserfahren und rechtsklug (jurisprudentia) er muß auch Rechtswissenschaft (jurisscientiam), oder eine systematische Kenntniß der natürlichen Rechtslehre nach der schulgerechten Bedeutung dieses Worts besitzen, indem sie die natürliche Rechtslehre allein zu aller positiven Gesetzgebung die unwandelbaren Prinzipien darreicht.

Es fragt sich jetzt, durch was für ein Mittel soll der Landmann die bisher beabsichtigte Bekanntschaft mit den Landesverordnungen und gemeinen Rechten erlangen? Nach meiner Meinung durch eine kurze gedruckte Darstellung derselben, wie sie vom Symbikus Weidemann versucht ist, oder durch eine andere, wenn sie jemand besser und zweckmäßiger einrichten kann. Aber was ist mit einer solchen Darstellung oder einem solchen Büchelchen anzufangen, und wie und von wem soll von demselben Gebrauch gemacht werden, damit der Landmann den Gehalt desselben kennen lernt? Dies ist schwerer zu beantworten. Ich will den Versuch dazu machen, bitte aber jeden Leser, ihn nur als solchen anzusehen und zu beurtheilen.

Das beste wäre, jeden Landmann zur Anschaffung dieser Bücher zu bewegen. Hierzu müßten Prediger und Ortsobrigkeiten sich einander die Hände bieten. Der Prediger beförderte die Anschaffung des Buchs bei seinem Umgange mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeine, vielleicht auch durch eine besondere Empfehlung von der Kanzel oder während der Kinderlehre, wie ehemals zum Besten des Noth- und Hilfsbüchleins oft geschehen ist. Die Ortsobrigkeit thäte es bei solchen einzelnen Streitigkeiten, die der Kläger oder Verklagte bei der Bekanntschaft mit den Verordnungen hätte vermeiden können. Letzteres würde am meisten wirken, denn der Bauer hat in Rechtssachen ein gröseres Zutrauen zu einem Richter als zum Prediger, und ist gegen diesen ohnehin von dem ganz falschen Vorurtheile gewöhnlich eingenommen, als wenn derselbe allein Schuld daran sey, daß so oft neue Bücher für die Schulen und den Gottesdienst angeschaft werden müssen. Im Ganzen sträubt sich aber jeder Bauer gegen Ausgaben für Bücher, weil er keinen

Geschmack

Geschmack an der Lectüre findet und gewohnt ist, in allen Stücken andere für sich denken zu lassen. Auch stellt er sogleich zwischen dem Preise für ein Buch und dem für irgend ein sinnliches Vergnügen, z. B. ein Spiel oder ein Glas Branntwein Vergleichungen an, und da erhält denn das, was gleich und gewiß auf seinen Körper wirkt, einen entscheidenden Vorzug vor dem, was nur auf den Geist, und erst mit der Zeit Einfluß hat.

Das Gefühl ist des gemeinen Mannes höchster und edelster Sinn, dessen Befriedigung allem andern vorgeht, und ihm nie zu kostbar scheint. Die Sorge für seine Seele in intellectueller sowohl, als moralischer Bedeutung überläßt er ganz uneingeschränkt und so passiv als möglich seinem Beichtvater.

Dem Landmann auf diesem Wege also die Verordnungen des Landes bekannt zu machen, ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und kann nur sehr langsam geschehen.

Es giebt noch einen andern Weg, der gewiß schneller und sicherer zum Ziele führt, und das ist der, den bereits das Consistorium eingeschlagen hat, nemlich mit der Schuljugend, den Anfang zu machen. In dem mehr erwähnten Consistoralausschreiben heißt es: der Prediger solle die Schullehrer anweisen, wie sie nach Anleitung dieses Versuchs (vom Hrn. Syndicus Weidemann) die größere Jugend, besonders die Confirmanden mit den Verordnungen, die gerade jeden Orts einzuschärfen am nöthigsten erachtet werden dürften, bekannt zu machen haben, ohne jedoch das Buch selbst als ein Lesebuch in der Schule zu gebrauchen. Diese Bekanntmachung kann nun durch einen ganz absichtlich dazu bestimmten, oder nur gelegentlich einfliessenden Unterricht für die Kinder der Schule allein, oder für diese und die Gemeine zugleich geschehen.

Jenes wäre das Geschäft theils des Schullehrers in der Schule, theils des Predigers während des Unterrichts der Confirmanden und Präparanden; dieses das Geschäft des Predigers allein während der Kinderlehren. Ich glaube nemlich, wenn der bewußte Auszug aus den Landesverordnungen nicht als Leitfaden bei der Religion, auch nicht als Lesebuch, wobei freilich jedes Kind ein Exemplar haben müßte, gebraucht werden soll, daß alsdann der Schullehrer ihn in den gemeinnützigen Stunden und bei diesem und jenem Abschnitte, oder bei einzelnen Sätzen des Katechismus anwenden und gebrauchen kann, bald als Beispiel, bald als Motiv zu moralischen Gesinnungen und Handlungen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerke ich hier, daß ein rechtliches Motiv allerdings dem religiösen am Werth und Gewicht nachsteht, und jenes nur in der Bedeutung eines Rathschlages oder einer Empfehlung zu nehmen ist.

Folgende Fragen aus dem 7ten Abschnitte des hannöverischen Landeskatechis-

rechismus scheinen sich mit homogenen Stellen aus dem Weidemannischen Auszuge ohne Nachtheil verbinden zu lassen. Abschn. 7, Fr. 86 — 88. mit W. Ausz. S. 124. Abschn. 7, Fr. 124, 128, und 133. mit W. Ausz. S. 4 — 6. jedoch mit einiger Auswahl. Abschn. 7, Fr. 165. mit W. Ausz. S. 96. Nr. 3. Abschn. 7, Fr. 216 und 218. Nr. 1. mit W. Ausz. S. 125 — 26. Fr. 223. mit W. Ausz. S. 105 und 106, auch 111 — 123. Fr. 311. Nr. 2. W. S. 119. Nr. 6. Fr. 311. Nr. 3. mit W. S. 7 u. f. Fr. 317. mit W. S. 17. 18. Fr. 324. mit W. S. 54. des 4ten Hauptstücks am Ende. Fr. 330. mit W. S. 58 — 62.

Ein solcher Unterricht ist nun freilich nichts weniger, als systematisch, kann es auch für die Kinder nicht seyn, weil sonst manches in die Kunde derselben kommen würde, was ihnen vor der Hand physisch und moralisch schädlich wäre; aber er kann doch der Anfang seyn, den Kindern und durch diese den Aeltern Interesse für die Bekanntschaft mit den Landesverordnungen einzuflößen, so, daß vielleicht mit der Zeit ein und das andere Kind, wenn es erst herangewachsen ist, sich nach demjenigen Buche wieder umsieht, aus dem ihm der Lehrer sonst so viel Heilsames und Nützliches mittheilte.

Um diesen Zweck noch eher zu erreichen, würde es gut seyn, wenn dieser und jener Kirche, die wohlhabend genug ist, es erlaubt würde, aus ihrem Mittel alljährlich ein oder zwei Exemplare als Geschenke für die fleißigsten und sittsamsten Kinder anzuschaffen.

Ich schliesse diese Vorschläge zur Einführung des öfter angeführten Weidemannischen Auszugs als Lehr- und Lesebuch unter dem Volke mit dem Wunsche (pio desiderio): daß derselbe recht bald das Ansehn eines Noth- und Hülfsbüchleins erhalten, und eben so willig aufgenommen und so unentgeldlich, wie jenes, von Herren und Damen an Bauern und Tagelöhner ausgetheilt werden möge.

Schloß Ricklingen Chr. Dassel.

Ein merkwürdiges Beispiel von Weiberlist und Belohnung derselben.

Auszug der Amtskellerei Lohrbach Weisthumsbuches vom Jahre 1561. Seite 154.

Die Ursach, warumb das Kloster zu Ammerbach beede gros und klein zehend der Ort verlohren.

Die Eltisten unter der Gemeind dieser zeit sagen, wie sie von UrEltern für wahrhafftig gehöret, so soll uff ein

ein zeit ein Mönch des vorgemeldten Klosters den zehenden zu Roborn hinleihen wollen, welcher dann bei einer Frawen im Flecken, die ihme vielleicht gevallen, sein herberg gesucht, und bey ihr gehabt, der sich dann zu ihr geheimlichet, und sie hinwegen mit ihm so viel geret, daß er ihr den zehnden uff ihr Begehr gegen ihren gegebenen willen gelassen hat, umb und für ein Malter Kheß, und also jeglicher theil bey ihm selbs gedacht, den andern hiedurch zu hintergehen;

Da kommt aber der Mönch die Sach nach vollbrachtem werck gerawen, hatt er den list erdacht, und ihr den zehnden nicht mehr lassen, noch die xxxx Kheß, wie sonst der Brauch ist, für ein Malter nehmen wollen, anders denn sie gebe ihm allso bar ein solch Malter Kheß, deren viij Sommere voll sein thon, vermeinend die Fraw würde so viel Kheß zumal nit zuwegen bringen, darmit were er seines zusagen ledig; darauff sich die Frau bei allen ihren Nachbawrin beworben, und das Malter als die acht Sommere voll Kheß, dem Mönch sein Begehren nach gewehrt; als aber der Mönch die Kheß abermal nit nehmen, auch die Bauern zu Roborn folgends Klein und Groszehnden nicht mehr geben wollen, ist aus diesem Streit gefolgt, daß alle Innwohner daselbst von des Klosters wegen sieben jahre lang in bann, auch der Sacrament und Kirchen beraubt gewest, in der zeit ihnen niemand hat offentlich dörfen mahlen, oder backen, noch Gemeinschaft zu ihnen suchen, allso daß die von Roborn damalen aus getrangter Noth die Mühle, die noch ist, haben müssen bawen lassen. a) Es soll auch in diesen sieben jahren niemand allda gestorben oder geboren worden sein. b) Nach Verscheinung solcher sieben Jahren haben die von Roborn sich nit allein auser dem bann gebracht, sondern hinführo auch den Flecken des Gros und Kleinzehndtens hierdurch frey und ledig gemacht und soll nit lang nach vereinter Sach eins zu Roborn gestorben, und dagegen eins geboh-ren worden sein und fürter mit sterben und werden alda gethan haben wie vor.

Umb solcher Gutthat willen hat ein Gemeind zu Stobern ermeldter Frawen nach ihrem tod ein ewige Kerzen in der Pfarrkirchen zu Limpach gestiftet, welche Stiftung bis tags noch allso gehalten werden wird. c)

a) Diese Mühle steht noch wirklich einen Büchsenschuß oberhalb des dorfes Stobern und heißet die Nothmühle

b) Weil die Sterb- und Geburtsregister in den Kirchenbüchern von diesem mit dem Bann belegter Einwohnern zu Stobern in diesem Zeitlauf nicht angemerket sind, so haben vermuthlich ihre Nachkommen daher diese unwahrscheinliche Meinung gefaßt

c) Besteht noch heutigen Tages in der Mutterkirche zu Limbach und wird das Oel hiezu von der Gemeinde Stobern hergegeben.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 12ten September 1800.

Der Spatziergang um Hannover.

Vor einiger Zeit ging ich mit einem jungen Hannoveraner um die hiesige Stadt, innerhalb des Stadtgrabens, und da demselben der Zustand vor der Demolition der Festungswerke und Abtragung der Wälle, auch die neuen Anlagen und Verschönerungen, die in deren Stelle getreten sind, nur in geringer Maaße bekannt waren; ich auch selbst Mühe hatte, mir manches davon ins Gedächtniß zurück zu rufen, so gerieth ich auf den Einfall, um dieses und jenes der Vergessenheit zu entreißen, und unsern jüngern Einwohnern, auch denen, die alles besser und anders haben wollen, als es ist und seyn kann, zu zeigen, daß nach dem siebenjährigen Kriege, und eigentlich von 1769. bis ans Ende dieses Jahrhunderts, ein Zeitraum von etwa dreißig Jahren, nicht ungenutzt geblieben, noch weniger ein Stillstand eingetreten, sondern bis auf den heutigen Tag mit Verbesserungen, Verschönerungen, Erbauung und Einrichtung öffentlicher Gebäude thätig vorwärts geschritten ist, auch ausserdem verschiedene andere Polizeianstalten zum Besten der Menschheit veranstaltet sind.

Daß Hannover, so wie die mehrsten alten deutschen Städte, einen allmähligen Ursprung gehabt, die Straßen nach und nach zufällig entstanden, die Häuser vor Alters mehr nach dem Gewerbe der Bewohner als nach ihrer Bequemlichkeit erbauet, und sonst manches einem sehr entfernten Zeitalter zugehört, ergiebt der Augenschein.

Bereits seit hundert Jahren hat sich allhier vieles gebessert, so auch sind hie und da manche nützliche Aenderungen und Vergrösserungen vorgenommen, auch sowohl herrschaftliche als sonst ansehnliche öffentliche Gebäude aufgeführt, und ist die ganze Aegidienneustadt erbauet. Allein, grössere Veränderungen und Haupt-

verbesserungen in Ansehung der Sicherheits- Gesundheits- und Verschönerungspolizei, haben allererst unter der glorreichen Regierung unsers jetzt regierenden Königs Majestät, und zwar nach dem siebenjährigen Kriege, statt gehabt, und sind solche größtentheils auf Königlichen Befehl und Kosten, auch auf allerhöchste Genehmigung und Kosten der Stadt, zu Stande gebracht.

Da ich nicht willens bin, etwas Ausführliches zu schreiben, so wenig als über die Veranlassung, Nutzen und Nothwendigkeit der mancherlei Anlagen, deren Werth und Kosten etwas zu sagen, eben so wenig bekümmere ich mich um die topographische Beschaffenheit, und binde mich an keine Zeit, in welcher die verschiedenen Veränderungen und Baue ihren Anfang und Ende genommen; sondern folge demjenigen, was sich auf dem Wege vom Holzthore ab, rund um die Stadt bis wieder dahin, auch einiges in der Stadt, Veränderliches zugetragen und ergeben hat.

Es wurde im Jahre 1769., auf der Südseite der Stadt, zwischen dem linken Arme der Leine und der jetzigen Esplanade, das Holzthor erbauet, und ein gepflasterter Weg hinaus geführt, um das Floßholz leichter und mit wenigern Kosten auf nähern Wege in die Stadt zu fahren, so wie auch zu Anlegung eines Paradeplatzes oder Esplanade, welche in der Folge erweitert ist, Raum zu gewinnen. Der allda befindliche Wall, sammt dem darauf stehenden kleinen Wohnhause und die gerade am Archive herunter laufende Wallinie wurden abgetragen. Späterhin nahm man auch den noch davon gebliebenen Theil ab, und die hinter dem Hofbauhofe belegene Bastion wurde erniedriget. Die jetzt noch davon zu sehende allmählig aufgehende Höhe, auf deren Platteforme nachher das Leibnitzische Monument gesetzt, ist mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt worden. Von hier ab wurde die in gerader Linie bis an die Ecke der Bastion hinter dem jetzigen Böttcherschen Hofe laufende Wallinie erniedriget, verkehr ihre Brustwehren und wurde darauf mit zwei Reihen Linden besetzt, und an der Seite des Stadtgrabens mit einer Hecke versehen. Auf dem erniedrigten Bastionsplatze wurde eine Lustpartie von Bäumen und Gesträuchen angelegt.

Nachdem nun die folgende Wallinie sammt dem gewölbten Calenbergerthore und dem darauf vor wenig Jahren erbaueten Bünemannschen Hause abgetragen war, leitete man den jetzt absteigenden Weg in die Stadt auf die Calenbergerstraße.

Allhier vor diesem Thore gingen nun große Veränderungen vor; indem alle Festungswerke sammt den Brüklen,

ken, der Wache und einigen andern Gebäuden abgetragen und weggeräumt wurden, statt diesen aber der Artilleriehof angelegt und mit lauter Schoppen, zu Aufbewahrung verschiedener Kriegsgeräthschaften, zugleich als Befriedigung umgeben, vorne an der Straße mit einem Stakette und Thoren versehen, und an beiden Seiten auf der einen die Ingenieurschule und auf der andern die Artillerieschule, gegenüber aber die massive Wache und das massive Thorschreiberhaus erbauet.

Um eine abermalige Ueberschwemmung und das Eindringen des Wassers aus dem Leinestrohm in die Stadt und in den Stadtgraben zu verhindern, waren längst vorher, von beiden Seiten des Thors an dem Glacis herunter, so weit es erforderlich war, Schußteiche angelegt. Es hat also das Calenbergerthor, der Eingang und Raum, auch der ehemalige Zustand daselbst, eine gänzliche Umänderung erlitten und eine andere Gestalt erhalten.

Man fuhr nun fort, den vom Calenbergerthore ab nach dem Cleverthore führenden Wall zu erniedrigen, die Brustwehren abzutragen und von der Calenbergerstraße ab einen eben so ansteigenden Weg bis auf die Höhe des noch gebliebenen Walles anzulegen, als der auf der gegenüber liegenden Seite ist.

Allhier hinter dem ehemaligen gräflich von Platenschen Hofe wurde die allda befindliche Bastion etwas erniedriget, und an deren Stelle die jetzige Salutationsbatterie angelegt. Weiterhin, hinter der katholischen Kirche, setzte man auf den einen Theil des Raums der erniedrigten Bastion in der Folge der Zeit eine Lustparthie von Linden, und von hier ab machte man einen allmähligen Heruntergang bis in die Stadt, nachdem vorher der Wall bis an das Cleverthor ganz weggenommen war.

Bei und vor dem Cleverthore wurden nun auch alle Festungswerke nebst den massiven Thoren, das Stockhaus, die alte Wache und die Zug- und andern Brücken abgenommen, der Kriegsbauhof von da verlegt, und dem Thore oder Ausgange die Richtung auf die Herrenhäuser Allee gegeben. Dahingegen wurde die neue musterhafte massive Brücke mit einem einzigen Bogen über die Leine geführt, die jetzige Wache mit einer Colonade, die schöne Thierarzneischule und späterhin das Militairhospital und die sogenannte Cavalierbrücke statt der alten nach einer neuen Erfindung erbauet; auch wurde die Leine von dieser Brücke ab, bis an die große neue Brücke, auf der einen Seite mit einer Futtermauer und auf der andern mit einer Bohlwand versehen. Das Cleverthorgefängniß ward erweitert, verschönert und zweckmäßiger eingerichtet.

Ein Theil des nun auf der andern Seite der Leine folgenden hohen Walles ward abgetragen, und statt dessen ein gemächlicher Aufgang bis auf die Höhe, worauf das herrschaftliche Haus stehet, vorgerichtet, und durch eine Mauer auf der rechten Seite gesichert. Man richtete auch den allhier zwischen dem Reithause und Walle belegenen Garten zu einer offenen Reitbahn ein. Dieser Wall hat übrigens, wegen jenes herrschaftlichen Hauses, ausser der Abwerfung der Brustwehren und des unfern des Steinthors absteigenden Weges bis in die Stadt, beinahe seine alte Gestalt behalten.

In der Gegend dieses Steinthors und mit demselben sind wieder große Veränderungen gemacht. Alle Wälle und sonstige Festungswerke, die Brücke, die Wache und die gewölbten Thore wurden abgenommen und auf denen dadurch leer gewordenen Plätzen ist die jetzige Königl. Stückgießerei, die Commissairwohnung, das Anatomiegebäude, die neue Wache, auch ein Verwahrungshaus der Baugeräthe erbauet.

Nun folget die Sr. jetzt regierenden Königlichen Majestät Namen führende Georgsstraße.

Die hier belegenen hohen Walllinie sammt den drei Bastionen wurden, bis auf die noch vorhandenen mit Eiskellern versehene und mit der darauf befindlichen Windmühle nach, völlig abgetragen und der Erde gleich, so wie auch die breiten Stadtgräben durch Ausbeichung schmäler gemacht.

Die alte Anatomie sammt dem davor befindlichen Wachthause und eine Art darunter gelegenen Zeughause, auch der nahe bei der Aegidienneustadt versteckte Pulverthurm wurden ganz abgenommen, und blieb von den Gebäuden keins, als dasjenige, auch vorhin zu Aufbewahrung des Pulvers in der Gegend des Wolfshorns, welches Ihro Majestät der König dem Arbeitshause vor dem Steinthore geschenkt haben. Unfern desselben ist auf dem Grunde der rasirten Bastion das Stadt-Holz- und Torfmagazin erbauet.

Das allerwichtigste in dieser Straße ist der unter derselben der Länge nach, zu Abführung des Wassers und der Unreinigkeiten aus der Stadt, angelegte, 5386 Fuß Länge, $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 5 bis 7 Fuß Höhe habende Canal.

Es nimt dieser Canal dem Armen- und Waisenhause vor dem Steinthore gegenüber seinen Anfang, und fängt das aus diesem Theile der Stadt kommende Wasser allhier, so wie dasjenige, welches demselben mittelst 12 Abzügen durch 5 Plattencanäle hier und aus der Stadt in seinem

Laufe

Westernacherſche oder das neue Gaſthaus nahe an der Leine und dem Holzthore, von wo ich ausgegangen bin, erbauet.

Dieſes, nicht zum Logiren, ſondern zur Bewirthung angeſehener Geſellſchaften der höhern und der Mittelſtände, ſowohl zu feierlichen Gaſtmahlen als auch zu kleineren täglichen Spiel- Thee- und Kaffeegeſellſchaften bequem eingerichtete und erbauete Gaſthaus wird auch bei Feierung großer und glücklicher Ereigniſſe, und beſonders bei den Geburtstägen des Königs und der Königin Majeſtäten genutzt, bei welcher Gelegenheit die Magiſtrats- und andere angeſehene Perſonen hieſiger Stadt, auch die erſten der Bürgerſchaft, ihrer Landesherrſchaft aus bloßer Anhänglichkeit und Treue, ganz auf ihre eigene Koſten ein freiwilliges Opfer mit Muſik und Abfeurung der Kanonen bringen.

Der Schluß folgt künftig.

Schreiben eines Gelehrten an den Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

W . . . , den 9ten März 1800.

Die Abhandlung vom Buſenrecht, welche ich in dem göttingiſchen hiſtoriſchen Magazin 5ten B. 1788. S. 508 u. 509 fand, veranlaßt mich zu dieſer Materie, die zur Aufhellung alter deutſcher Sitten und Gewohnheiten dient, wovon ich ebenfalls ein Liebhaber bin, einen Beitrag aus meinem Vaterlande, dem naſſauiſchen Lande, und zwar vom Lahnufer, zu liefern.

In dem naſſauiſchen gemeinſchaftl. Amte Naſſau an der Lahn werden in der herrſchaftl. Rent- u. Kellereirechnung Buſenhühner aus der neuen Gemeinſchaft, und zwar jährl. etliche 20 St., verrechnet, deren Urſprung gewiß ins graue Alterthum fällt. Im Jahre 1796. fielen auf der naſſau-ſaarbrückiſchen Seite in dem großen Orte Singhaſen 6 Stück, zu Dornholzhauſen 6 Stück, zu Bromberg und Attenhauſen 10 Stück. Im Jahre 1797. zu Singhaſen 6 Stück, im Kirchſpiel Dornholzhauſen 6 Stück, im Kirchſpiel Marienfels 2 Stück, zu Bromberg und Attenhauſen 11 Stück.

Das Buſenhuhn wird gegeben, wenn zwei Perſonen von diverſer Leibeigenſchaft einander heirathen.

Iſt

Ist der Mann ein nassau-oranischer Unterthan, so hat er das Huhn frei, wenn seine Frau ins Kindbette kommt, giebt aber 1 Kreuzer, und profitirt also, da er sonst 10 Kreuzer zahlen müßte, 9 Kreuzer.

Wenn eine nassau-saarbrückische Frau einen andern Mann von verschiedener Leibeigenschaft heirathet, so muß der Mann das Busenhuhn an Nassau-Saarbrücken geben. Bekommt die Frau ein Kind, so ist sie in demselben Jahre von dem Busenhuhn frei, weil sie es ins Kindbette nöthig hat und verbraucht.

Diese Bewohner stammen also wahrscheinlich von den Sclaven ab und die Adelichen dieser Gegend sahen die Töchter ihrer Leibeignen als das ihnen zustehende Eigenthum, gleichsam als junge Hühner an, welche nur sie zu genießen das Recht hatten. Sobald also eins dergleichen in andere Hände durch die nächtlichen Besuche fiele, so mußte derjenige, welcher es erhalten, an den Eigenthumsherrn eine Erkenntlichkeit von einem Huhn oder den Betrag davon entrichten. Gegenwärtig werden 10 bis 12 Kr. für eins bezahlt. Die Abendvisiten oder Besuche in der Herrschaft Lahr bei Offenburg werden unter Lichtergang oder zu Lichtgehen ausgedrückt. — Es wird dort ebenfalls gefenstert, und an jedem Hause kann man es an den hintern Kammern, an der hintern Thür gewöhnlich bemerken, wenn große Mädchen im Hause sind, wo sich neml. unter dem Fenster ½ Fuß tiefer Eintritt in der Wand befindet. Nach einer gewissen Zeit wird ihnen von dem Mädchen auf- und es den Liebhabern bequemer gemacht. Solche nächtliche Visiten dauern oft Jahre lang, ohne daß sie von den Aeltern gestört werden, und sehr selten sieht man hievon ungeweihete Sprößlinge der Liebe kommen. Die Mädchen und Burschen scheinen von den Müttern und Vätern gründliche Belehrungen zu erhalten, wie sie ihre Liebe gegen öffentliche Ausbrüche von Schande sichern können. Ich habe in mehrern sehr wohlstehenden Familien bemerkt, daß selbst diese Leitung unsittliche Folgen auf den Ehestand hat, da, wenn etliche Kinder vorhanden sind, bei den gesundesten Leuten die weitere Vermehrung begränzt und nach mehrern Jahren, wenn der Tod die ersten Kinder wegrafft, aufs neue die Vermehrung anfängt. Ein Geistlicher dortiger Gegend, vom besten Schrot und Korn, mein alter Freund und Lehrer, wollte mit Gewißheit behaupten, daß der gemeine Mann nur allzu sehr in verbotenen, nicht hinlänglich bekannten Künsten unterrichtet wäre, wovon er z. B. besonders von einem Manne seiner Gemeinde anführt, der darin bekannt sey, daß er die Mannheit nehmen und geben könne.

Hannöverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 15ten September 1800.

Der Spatziergang um Hannover.

(Schluß.)

Nachdem ich nun die Veränderungen, Verschönerungen und Verbesserungen innerhalb des Stadtgrabens um der Stadt, jedoch ohne chronologische Ordnung beschrieben habe, so wird es auch nicht überflüßig seyn, über dasjenige, was sich in der Stadt selbst, in Ansehung öffentlicher Gebäude in dem angenommenen Zeitraume von 30 Jahren hervorgethan hat, ein Wort zu sagen.

Das alte unförmliche sogenannte neue Thor, zwischen den Marställen, der neuen Brücke, der Londonschenke gegenüber, wurde abgebrochen, die Straße frei durchgeführt und dem daran stoßenden Drosteschen Hinterhause ein besseres Ansehn, vermöge eines neuen Anbaues, gegeben.

Vor dem Steinthore wurde die **neue massive Bürgerwache erbauet.**

Im Wolfshorn ist bereits vor 20 Jahren das dem Armen- und Waisenhause zuständige Haus zu der Entbindungs- und Hebammen-Unterrichtsanstalt eingerichtet.

Das vormalige von Rebensche Haus auf der Osterstraße ist zum Justizcanzleigebäude gekauft und eingerichtet.

Das Winkelmannsche Zuckerfabrikgebäude an der Köbelingerstraße ist in ein öffentliches Brauhaus verwandelt, und wird das Brauadministrationshaus genannt.

Das Marsch- oder Mühlenthor am Ende der Mühlenstraße, bei dem Ausgange nach der Friedrichsstraße, wurde wegen Baufälligkeit, und um eine freiere Passage zu gewinnen, weggeräumt.

Eine bei dem Eintrit vom Markte in die Marktstraße, mitten in derselben stehende Wasserkunst wurde deshalb weggenommen, weil durch ihre Baufälligkeit die Straßen im Winter oft voll Wasser standen, und dieses ihre geringe Zweckmäßigkeit sehr verminderte, sie auch den ohnehin sehr beschränkten Marktplatz und den Eintrit auf den Markt oder in die Marktstraße sehr beengte.

Diese Wasserkunst, oder, wie man sie nannte, der Pfeiffenborn, war im Anfange des 17ten Jahrhunderts mehr zu einer Verzierung als zum Nutzen erbauet. Statt derselben wurden Stell- oder Schraubbrunnen in der Erde angelegt, um das aus der Leine mittelst eines Kunstwerks hieher getriebene Wasser durch die 16 abgehenden Röhren in die verschiedenen Theile der Stadt zu leiten, ohne es wie vorher allererst in dem Pfeiffenbrunnen aufsteigen, und so in jene 16 Abröhren herunter fallen zu lassen.

Das alte Leinthor mit seinem abgestumpften Thurm, welcher mit dem Schlosse, und zwar mit dem Theile, welchen die königl. Cammer inne hat, verbunden war, wurde nun auch ganz abgenommen, weil er sich in einem baufälligen Stande befand, und die Passage sehr beengte und unsicher machte. Das Schloß erhielt nun an der Straße eine angemessene Façade, auch das gegenüber liegende aufgerissene alte Schusteramtshaus versah man bei dieser Gelegenheit mit einer bessern Fronte.

Der vorhin Schmalesche Hof und das daran stoßende herrschaftliche Haus sind nunmehro zu einer Erziehungsanstalt für junge adeliche Zöglinge, statt der ehemaligen Hofpagen, eingerichtet, und führt den Namen Georgianum von seinem erhabenen königl. Stifter.

Die ehemalige Hofpredigerwohnung auf der Burgstraße schenkten Se. Majestät der König zu Errichtung einer Schule für die Kinder der Bedienten. Dieses Gebäude ist bereits vor verschiedenen Jahren zu der jetzigen Hofschule zweckmäßig eingerichtet.

Auch ist das so gemeinnützige Schulmeister-Seminarium auf der Aegidienneustadt, nach Zeit und Umständen verändert, verbessert, und das Gebäude durch den Ankauf eines benachbarten Bürgerhauses vergrößert worden.

Die sogenannte Sommerbrücke bei dem Stadtlazareth war alt, höchst baufällig und lag sehr unbequem. Es ist dafür in den letzten Jahren eine neue Brücke erbauet, welche eine zweckmäßigere Einrichtung und eine etwas veränderte, aber bessere Richtung und Lage erhalten hat.

Zuletzt mag man das vor dem Steinthor belegene Institut oder Werk- und Erziehungshaus mit Recht als zur Stadt gehörig ansehen. Es ist solches vor einigen und zwanzig Jahren für unglückliche verlassene Kinder, und zum Verwahrsam und Aufenthalt für alte schwache Leute, die entweder ein widriges Schicksal sich zugezogen oder davon verfolgt werden, auch zur Correction für unsittliche und gesunkene Menschen angelegt.

Daß

Daß in dem von mir angenommenen Zeitraume von etwa 30 Jahren manche öffentliche und Privatgebäude erbauet, alte zweckmäßiger eingerichtet, viele dem herrschenden Geschmack und dem Zeitalter nicht mehr anpassende und unnütze Gebäude, polizeiwidrige Uebelstände und unstatthafte Auswüchse weggeschaft, und Hannover durch die Demolition der Festungswerke, deren leer gewordener Grund nun mit Alleen, Lustparthien von Buschwerk, Gesträuchen und Bäumen besetzt und mit grünen Plätzen versehen ist, so zu sagen, in einen Garten innerhalb des Stadtgrabens versetzt worden, liegt vor jedermanns Augen. Und da die Industrie, der Verkehr und die Volksmenge sichtbar zugenommeu hat, so ist in Wahrheit unsere Stadt unter die aufblühenden Städte zu zählen. Vermehrter Wohlstand gewisser Stände und die daraus erfolgte Baulust, haben vielen Privat- und öffentlichen Gebäuden, unter welchen letztern verschiedene blos zum Vergnügen sind, ihr Daseyn gegeben. Indessen kann ich nicht unbemerkt lassen, daß doch bei dem allen, und bei einer größern Population es nicht erforderlich gewesen, die Kirchen weder zu vergrößern noch zu vermehren.

Am Schlusse sey es mir noch vergönnt, zu erwähnen, daß, um mit dem Charakter des Zeitalters fortzugehen, manche der Baue und Veränderungen nöthig, und dem Bedürfnisse der Zeit, in der wir leben, angemessen waren; ob aber alles so, und nicht anders hätte seyn können, und ob Zweckmäßigkeit und die verhältnißmäßigen Erfordernisse in allen Theilen beobachtet worden, darüber enthalte ich mich, wie billig, aller Bemerkungen. Da es auch nicht in meinem Plane lag, etwas Specielles und Ausführliches über den hiesigen Ort zu sagen, so lasse man mir wegen meiner nur fragmentarischen Darstellung einige Nachsicht zu Statten kommen, und erwarte etwas „Vollkommneres und mehr Belehrendes von einem künftigen gelehrten Geschichtschreiber.

Hannover.
im Jahre 1800.

G. L. Woempner.

Vorschlag und Anfrage
wegen der Bau- und Reparationskosten verpachteter Güter.

Man hört so viele bei weitem größtentheils gegründete Klagen darüber, daß bei verpachteten Gütern die Erhaltung und Reparation der Gebäude so sehr kostbar, und für den Eigenthümer nachtheilig werde. Die

Ursachen sind so verschieden, als die Denkungsart der Pächter verschieden ist; mannichmal liegen aber auch solche in der ersten fehlerhaften Anlage der Gebäude und der Unkenntniß oder Gutmüthigkeit des Verpächters.

Bis jetzt sind mir dreierlei Arten bekannt, wie die Bau- und Reparationskosten verpachteter Güter getragen werden.

Entweder 1) der Verpächter stehet sie alle ohne Ausnahme, groß und klein; oder 2) der Pächter muß sich zu den kleinen Baukosten und der Erhaltung in Dach und Fach verbindlich machen; oder 3) letzterer die Gebäude nach einer Schätzung annehmen, und nach einer Schätzung wieder abgeben. Trägt der Verpächter die Kosten selbst, und, wie das in hiesiger Gegend größtentheils der Fall ist, sieht er sich gar genöthigt, die Besorgung der Reparations- und Bausachen dem Pächter aufzutragen, so hört das Bauen und Flicken nicht auf; und hat denn vollends der Verpächter oder Pächter Lust zu bauen, alsdann geht die Verschwendung ununterbrochen fort, und die Kosten werden ganz unnütz und unnöthig verwendet.

Ist der Pächter verpflichtet, die kleine Reparation, auch Erhaltung der Gebäude in Dach und Fach zu stehen, und man bestimmt solche auf kleine Summen von einigen Thalern, so bleiben die Herstellungen gewöhnlich so lange ausgesetzt, bis der Schaden so groß ist, daß er sich zu einer Hauptreparation qualificirt; dann ist der Schaden weit beträchtlicher, und bedarf viel mehr Kosten, als vorhin nöthig gewesen, und der Verpächter wird wieder in die Nothwendigkeit gesetzt, solche zu tragen.

Weit entfernt von mir sey es, allen Pächtern ohne Unterschied diese Vorwürfe zu machen; eine langjährige Erfahrung hat mir aber darüber zu viel Unterricht gegeben, daß dergleichen Fälle nur zu oft eingetreten sind. Die Uebergabe der Gebäude an den Pächter vermittelst einer Schatzung, und Abnahme in gleicher Art scheint für den Verpächter sehr vortheilhaft zu seyn; und wäre es auch gewiß, wenn Materialien, Fuhr- und Arbeitslohn nicht von Zeit zu Zeit im Preise stiegen; oder Landesgesetze über dergleichen Schätzungen existirten.

Ein Beispiel wird das Nachtheilige dieser Art der Baukostentragung für den Verpächter deutlich machen.

Vor etwa 14 Jahren wurde auf einem adelichen Gute ein neues Gebäude mit aller möglichen Sorgfalt, Solidität und zugleich erklecklicher Ersparniß gebauet; indem der darüber die Aufsicht habende Mann Hoffnung hatte, das Gut in Pacht zu bekommen, welches denn auch gleich nachher geschah. Das neue Gebäude kostete 3000 Thl., und der Werth desselben

selben war also bestimmt. Die übrigen Gebäude wurden zu 6000 Thlr. taxirt. Der Pächter hatte nun für 9000 Thlr. Gebäude wieder abzuliefern. Er wendete während der Pacht ganz wenig an, und trat die Pacht nach 10 Jahren wieder ab. Die Gebäude waren 10 Jahre älter, mithin auch schlechter geworden; und gleichwohl wurden sie bei der Uebergabe zu 10000 Thlr. geschätzt, indem wegen erhöheter Materialienpreise das neue Gebäude an 1000 Thlr. höher kam, als dessen Erbauung gekostet hatte, und der abgehende Pächter forderte nun 1000 Thlr. dafür, daß er die Gebäude pro Taxato angenommen und abgegeben. Wie es am Ende geworden ist, habe ich nicht erfahren. Man sieht inzwischen, wie übel ein Verpächter auch bei dieser Art der Baukostenvergütung fahren kann.

Ein Freund, mit dem ich über diese cammeralistische Angelegenheit mich unterhielt, hatte den Gedanken, dem Pächter nach Verhältniß der Größe der Pacht gewisse Procente behuf der zu tragenden Baukosten aufzulegen. Demselben die Ausbesserungen selbst thun, Rechnungen darüber abliefern, und denn jährlich nach der Qualität des Guts ein oder zweimal durch einen Bauverständigen jene übergebenen Reparat. Rechnungen an Ort u. Stelle untersuchen zu lassen. Was nun der Pächter nach Verhältniß der übernommenen Summe nicht verwandt hat, muß er mit Gelde bezahlen, hat er mehr ausgeben; so fällt es ihm zur Last, das Object der Untersuchungskosten kann nicht in Betrachtung kommen. Denn welcher Gutsbesitzer wird nicht gerne 10 oder 20 Thlr. ausgeben, wenn er 100 ersparen und sich versichern kann, daß an Baureparationen nichts versäumt, oder aus seiner Tasche unnütz verschwendet wird?

Ueber die Art und Weise wie die Untersuchung geschehen muß, wird gar leicht Unterricht gegeben werden.

Ich wage es nun, meines Freundes Vorschlag ins Publikum zu schicken, mit der Bitte, im Fall vielleicht diese Baureparationskosten-Ersetzung und Bezahlung bereits an einem Orte auf irgend eine Art eingeführt ist, in diesen Blättern darüber geneigten Unterricht zu ertheilen. Anderer Seits mache ich mich bei geschehener Aufforderung zu weiterer Ausführung verbindlich.

neu Frühjahre kümmerlich aus der Erde, und wenigstens die Hälfte war einfach. Auch die schönen Farben hatten sich ganz verändert, die wenigen gefüllten Klocken waren klein und schlecht gefüllt. Eben das fand sich an einigen 100 Stücken junger Zwiebeln.

Wenn ich im Julius und August vorigen Jahrs meine Zwiebeln nicht in meiner Gegenwart hätte ausnehmen lassen, sie an einem sichern Orte selbst aufbewahrt, im October vorigen Jahrs in meinem Beiseyn die Beete auf gewöhnliche Art wieder hätte vorbereiten, in meiner Gegenwart die Zwiebeln eben so tief oder flach, wie im Jahre 1798, wieder einlegen lassen; so würde ich geglaubt haben, ein aufgeklärter Blumenfreund hätte sie mir ausgetauscht, oder ein böser Genius ihre Natur verändert. Ich verlor mich in Muthmassungen über diese unangenehme Erfahrung; daß sie aus der Erde nicht wieder heraus genommen und vertauschet seyn konnten, dafür sicherten mich mehrere Umstände, die ich hier nicht anführen mag. Der harte Winter, dem hätte ich es ohne Bedenken zugeschrieben, wenn schon im Frühjahre 1799. eine solche auffallende gänzliche Metamorphose mit meinen Blumen vorgegangen wäre.

Der Frost in den letztern Monaten des Jahrs 1798. und den erstern des Jahrs 1799. war nicht weniger stark und lang, als der in den letztern Monaten des Jahrs 1799. und 1800.

Den zweiten Theil der Anfrage getraue ich mir nicht zu beantworten.

Ist es so ganz ausgemacht richtig, und alle Beobachtungen bestätigen es, daß, wie im 43sten Stück d. Mag. gemeldet wird, gefüllte Hiazynthen immer gefüllte Blumen tragen, so behalte ich keine Wahrscheinlichkeit, die Ursachen dieser Erscheinung zu entdecken.

Wenn aber mehrere Erfahrungen darin übereinstimmen, daß bei gleicher Wartung gerade im gegenwärtigen Jahre eine ähnliche Veränderung bemerkt worden; so bliebe es wenigstens immer noch ungewiß, ob der angenommene Grundsatz: Gefüllte Hiacynthen tragen immer wieder gefüllte Blumen, als unbedingt angenommen werden könne.

Jeder Freund der Blumen und ihrer Naturgeschichte wird gerne dazu beitragen, daß die Erfahrungen gesammelt und berichtigt, auch die Ursachen solcher Veränderungen entdeckt werden.

W.

III.

Hannöverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 19ten September 1800.

Ueber die öffentlichen Hinrichtungen und den Einfluß den sie auf die Moralität des Volks haben.

Einleitung.

In der Zeit, haben alle Erscheinungen ihren Platz. Sie schwimmen mit diesem Strome fort, sie fest zu halten übersteigt unsre Kräfte. Wir können sie wiederholen, aber es sind dann nicht dieselben Erscheinungen mehr. Umstände, Geist der Zeit veränderten sie, Sachen und Namen bleiben zwar, aber als Mittel und Zweck sind sie nicht mehr aufzuzählen.

Lasset einen, nach allen Regeln der Tonkunst gesetzten, Accord in einer Verbindung mit Tönen erscheinen, zu denen er nicht gehört, so wird er ein Mißlaut seyn, stellt ihn wieder isolirt hin, und er ergötzt das Ohr, welches er so eben beleidigte. Es läuft dabei völlig auf eins hinaus, ob jener Mißlaut durch einen zu früh angeschlagenen oder zu lange angehaltenen Ton entsteht. So sind Veränderungen in allen bestehenden Ordnungen eben so zweckwidrig, wenn sie den Geist der Zeit überschreiten, als wenn diese Ordnungen allein stehen bleiben, während sich Meinungen und Gewohnheiten veränderten. Die Ordnung trift man nur in einer Reihe sich einander ähnlicher Dinge, wenn sich diese durchkreuzen oder gar widersprechen und entgegenlaufen, so ist der Gegensatz, die Unordnung da. Oefterer wird diese tief empfunden, als daß man gerade die Mittel aufzufinden vermag ihr entgegen zu arbeiten, und Ordnung an ihrer Stelle zu setzen. Darum ist es die Pflicht eines jeden guten Staatsbürgers, solche Beobachtungen mitzutheilen, die, wenn sie gleich nur einen geringen Theil umfassen, dennoch Materialien abzugeben geeignet sind, die in geschickten Händen brauchbar werden können.

Die Gährung, in welche in unsern Zeiten die Meinungen gebracht sind, macht das Geschäft, zum Besten der Menschen nachzudenken, undankbarer und gefährlicher wie jemals. Unter der Menge eigennütziger und partheiischer Speculanten, verliert sich nur gar zu leicht der, welchem das ächte Wohl der Menschheit am Herzen liegt; nichts sichert ihn vor Mißdeutung. Allein jenem hohen Gefühle gebricht es nie an Muth. Die Schwierigkeiten sind nützlich, um das Gefühl in den Schranken ächter Vernunft zu erhalten. Sie gebietet, nicht solche Unvollkommenheiten zu rügen, zu deren gründlichen Verbesserungen noch zur Zeit die Materialien fehlen, oder wenigstens noch höchst beschwerlich geordnet werden können.

Wir würden sehr ungerecht gegen unser Zeitalter seyn, wenn wir den Streit der Speculation mit der Wirklichkeit für eine Eigenheit desselben hielten. Es war von jeher nicht anders und kann ihrer Natur nach nicht anders seyn, weil jederzeit die Speculation vor der Wirklichkeit vorauf geht. Der Philosoph ergründet aus der Natur die Anlagen und Fähigkeiten des Menschen, die Ausdehnung seines moralischen Willens. Will der Mensch diesen Namen verdienen, schließt er, so muß er so und nicht anders seyn, und dann entsteht von selbst eine ganz andere Behandlungsart desselben. Stehet nun nicht zu erweisen, daß sein Ideal unerreichbar bliebe, wenn gleich alle Mittel angewendet würden, um den Menschen die ganze Tendenz ihres moralischen Wesens zu verschaffen, so kann man seine Schlüsse nicht als unrichtig verwerfen. Er gehet im Gegentheil viel sicherer als der Gesetzgeber, welcher die Stuffe der Moralität in Erwägung zu ziehen genöthigt ist, welche die Menschen einstweilen nur erreichten, und aus welcher er die Gesetze abstrahiren muß, die sie leiten und ihre Verderbtheit beschränken sollen. Hier ist die Wirklichkeit der Modification, das Ideal keiner unterworfen.

Wie viel für die Vervollkommnung der Menschen gewonnen werden könnte, wenn beide sich mehrere Jahrhunderte hindurch in die Hände arbeiteten; wenn der Gesetzgeber stets aufmerksam auf die moralische Cultur und auf die Fortschritte in derselben, weder zu schnell noch zu langsam mit ihr Schritt hielte, gehört zu den höchsten Speculationen, deren Ausführbarkeit an eine zu große Summe von Nebenwirkungen geknüpft ist und öfterer an Gegenwirkungen scheitert.

Der gewöhnliche Gang, den dieser Vervollkommnungs-Proceß jederzeit nahm, war dieser. Man setzte Meinung gegen Meinung, nicht selten Vorurtheil gegen Vorurtheil, und es begann ein Kampf, bei dem Unvernunft und schwarze Leidenschaft die

Aus

Anführer waren. Man dichtete einander Absichten an, welche die Hitze des Streits geschaffen hatte, richtete und verfolgte diese. Allmählig sank man von der bereits erklimmten Stuffe zurück, das Gebäude stürzte ein und die Wahrheit erstickte unter seinem Schutte. Es kamen mitunter Ansichten der Dinge in Schwang, welche unwiderstehlich auf den Geist der Zeit wirkten, Meinungen bekamen das Bürgerrecht, die von denen weit abwichen, die man bislang gehegt hatte. Nun paßte manches in der alten Ordnung der Dinge nicht mehr, das verursachte gewaltsame Erschütterungen, denn selten gelang es, die Zeit, welche alles reift, mit kluger Oekonomie zu nutzen.

Vielleicht unterscheidet sich der Geist unserer Zeit von dem der vergangenen am sichersten durch die Art wie man die Vorstellungen ableitet. Vormals knüpfte man sie an gewisse Erkenntnisse, die man für unumstößliche Wahrheiten immer gehalten hatte.

Man versah gleichsam ein altes Gebäude mit einem neuen Stockwerk. Jetzt hingegen wirft man das ganze Gebäude um, gräbt die Grundsteine aus und findet sie nicht stark genug, um ein neues zu tragen. Jeder will Baumeister, keiner Geselle und noch weniger Handlanger seyn. Natürlich sieht jeder mit seinen Meinungen und den Resultaten, die er aus ihnen formt, allein, jeder denkt für alle, keiner will sich sein System zu Nutze machen, weil er sich für stark genug hält, sein Eignes zu bilden.

So wächst denn Selbstsucht mit jedem Augenblicke, denn nur Gleichheit der Denkungeart knüpft die Menschen an einander; wie sie sich in ihr trennen, entfernen sich auch die Herzen von einander. Wenn gleich der ganze Streit vielleicht ein bloßer Wortestreit ist, so geht dadurch gleichwohl das Unentbehrlichste für den Verein oder die Gesellschaft verlohren, oder wird wenigstens täglich lauer, ich meine die Theilnahme an andern, das Gefühl für fremdes Glück und für die Wohlfahrt anderer Menschen.

Der abstracte, speculirende Denker hält es seiner unwürdig, mehr für die Menschen zu thun, als ihnen Regeln zu erfinden, die niemand befolgt, weil sie jeder selbst besser machen zu können glaubt. Man anatomirt das Gefühl, wühlt und schneidet in seinem Eingeweide, ordnet alles systematisch, bewahrt es als ein Präparat in einem Naturalienkabinette auf und macht sich Regeln, nach welchen man empfindet. Man fürchtet Schwachheit zu zeigen und die Selbstständigkeit einzubüßen, wenn man es nicht schulmäßig ausübt.

So geht das große Band der Natur, die Liebe, für uns verlohren. Wie bei allen Dingen ein Interesse zum Grunde liegt, und wenn es auch noch so fein ist; so liegt es auch in dieser. Wer dies Interesse in den nähern Beziehungen, da er deutlich fühlt, was er spendet und wieder eintauscht, nicht verfeinert und nicht seine eigne Glückseligkeit in der findet, die er andern verschaft, wird noch weniger sich in entferntere Canäle wohlthätig ergießen.

Wie wird er ein feines Interesse da verflechten, wo die Impulsion und Gegenwirkung nicht bestimmt und sichtbar ist? Mithin ist das Ziel, der Zweck der Erziehung des Menschengeschlechts, zu einer großen Vereinigung desselben, wie Nationen und Völkerschaften sind, verrückt; hier kommt es nemlich darauf an, das individuelle Interesse eines jeden auf einen einzigen Punkt, den der Beförderung allgemeiner Wohlfahrt, zu leiten.

Nur die Zeit kann entscheiden, ob der Menschheit im Ganzen aus der Krisis, in der sie sich gegenwärtig befindet, Gewinn oder Nachtheil erwachsen wird, und es stehet dahin, ob denen, welche weder Kraft noch Zeit haben, selbst zu prüfen, zu verwerfen oder anzunehmen, endlich noch ein ander Mittel übrig bleiben wird, als der Glaube an das Urtheil, welches Andre fällten. Was man voraussehen kann, ist, daß keine Speculation die Natur der Menschen ganz verändern wird.

Je weiter sie sich also von Seiten des Kopfes von einander entfernen, je näher muß man sie von der des Herzens wieder zu vereinigen suchen. Die Gesetze und Ordnungen müssen den Geist der Liebe, des Mitgefühls verbreiten und anbauen, so wird man sich die Mühe ersparen können, die falschen Folgerungen ängstlich zu bewachen, die einige aus ihren Speculationen ziehen könnten. Sie werden von selbst fallen. Alle Neigungen also, welche jenem Zwecke im Menschen entgegen laufen, müssen bekämpft und alles entfernt werden, was ihnen Nahrung und Wachsthum geben kann. —

Aus dieser Reflexion entstanden diese Blätter. Ihr Verfasser würde sich glücklich schätzen, wenn bessere Beobachter, wie er, aus diesem Gesichtspunkte auch andere Gebräuche beleuchten wollten, und er würde sich mit dem Verdienste hinlänglich belohnt finden, dazu eine Gelegenheit gegeben zu haben.

Der Leser wird hier die Fragen erörtert finden: sind öffentliche Bestrafungen Ruhe stöhrender Handlungen nothwendig? Sind sie zweckmäßig? Muß das Beispiel noch-

wen-

wendig von Scenen bewirkt werden, die von einer andern Seite einen nachtheiligen Eindruck zurück lassen, oder kann man diese absondern, ohne jenem zu schaden? Endlich: passen die jetzt üblichen Gewohnheiten bei Strafen für das gegenwärtige Zeitalter?

Erster Abschnitt.

Demjenigen, der beobachten kann und will, wird schwerlich die so allgemein herrschende Neigung der Menschen verborgen geblieben seyn, welche sie treibt, den Martern solcher Unglücklichen zuzusehen, die in die Strafen der Criminaljustiz gefallen sind. Es ist bei weitem nicht der Pöbel, oder der Hause der ihm gleich denkenden und fühlenden allein, der sein Vergnügen daran findet; selbst von gebildeten Menschen wird dieser Anblick nicht selten aufgesucht. Ja man findet häufig, daß Menschen, von der Natur mit weichen Herzen ausgesteuert, die in ihren Handlungen jederzeit ein edles Mitgefühl für die Leiden und das Unglück Anderer beweisen, diesem Anblicke eine so angestrengte, unbefangene Aufmerksamkeit widmen können, wie man etwa Experimenten schenkt, die mit der Elektrisirmaschine oder Luftpumpe angestellt werden. Gleich als wollte man die physischen Kräfte berechnen, die der Mensch besitzt. Man sieht Menschen, die dabei ihre ganze Natur erschüttert fühlen; jeder Nerve bebt ihnen bei jeglichem Streiche, der auf den Unglücklichen fällt, und dennoch opferten sie die Stunden ihrer nächtlichen Ruhe auf, um sich in Marterkammern einen Anblick zu verschaffen, der die feinere Menschheit erniedrigen und empören müßte.

Wollte man den durch Handlungen bewährten Charakter eines großen Theils dieser Menschen mit dieser Erscheinung vergleichen, so würde man nicht die geringste Consequenz darin antreffen. Gehörten nun diese Ereignisse zu den seltenen, so könnte man sie immer zu den übrigen Inconsequenzen setzen, die man bei den vernunftvollen Heeren der Schöpfung antrift. Aber eine so allgemeine Erscheinung führt zu einer Regel, und wir finden in ihr eine große Bestätigung der traurigen Wahrheit: **Der Mensch ist, wie alles was sich von Fleisch nährt, von Natur grausam und blutgierig.**

Raisonnement und vorzüglich Erziehung müssen daher diese, der menschlichen Gesellschaft nachtheilige, zerstöhrende Neigung mildern und für dieselbe so unschädlich wie möglich machen. Wenn wir also den Menschen ein Schauspiel geben, das einen so wichtigen, natürlichen Fehler derselben begünstigt, so müssen die Vortheile, die man auf der andern Seite dadurch erlangt, von großer Wichtig-

tigkeit seyn, oder man hat Unrecht, wenn man sich ihrentwegen der Gefahr eines auffallenden Nachtheils aussetzt.

Der Zweck der öffentlichen Bestrafung einer Unthat kann, im rechten Sinn genommen, blos das öffentliche Beispiel seyn. Man will dem ungebildeten Theil des Volks die Folgen einer solchen That versinnlichen, ihm anschaulich machen, was die Gesetze dabei verordnen, damit er durch sinnliche Furcht und Abscheu abgehalten werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Offenbar hat man dieses auf den rohern Theil der Gesellschaft berechnet, denn je mehr der Mensch ausgebildet wurde, je höher die Stuffe der Cultur ist, die er durch Unterricht und Erziehung erreichte, je weniger bedarf er eines schrecklichen, sinnlichen Eindrucks, um ihn von Verbrechen oder solchen Handlungen abzuhalten, deren Unterlassung ihm ohnehin Natur und Vernunft ernstlich gebieten.

Man hat schon oft und weitläuftig genug über die Natur dieses Beispiels gestritten, um den wahren Moment des Eindrucks auszuheben. Dabei warf man denn die Fragen hauptsächlich auf, ob ihn die öffentliche Ausstellung und die Schande die diese begleitet? oder die Schrecken des Todes vorzüglich bewirkten? Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß nicht beides einen starken Eindruck machen sollte und kommt es blos auf die Beschaffenheit des Subjects an, welches ihn empfängt, um seine Wirkung zu berechnen. Ist dieses noch nicht ganz gefallen, noch des Ehrgefühls fähig, so wird es von Furcht vor der Schande; ist es furchtsam, von schwachem Nervenbau, so wird es von Schrekken vor körperlichen Schmerzen getroffen werden.

Wo nicht ein richtiges moralisches Gefühl, Beherztheit und starker Körperbau beisammen sind, da wird höchst wahrscheinlich beides verlohren gehen. Denn das Unglück will, daß man bei dem vollendeten Böswichte, wie bei großen Männern und Helden, immer viel Kraft findet, weil ohne diese nie eine Bahn vollkommen zurück gelegt wird.

Wenn wir nun darüber einig seyn müssen, daß der Mensch von Natur, das heißt, im ungebildetn Zustande unter jedem Himmelsstriche, wo Fleisch seine vorzüglichste Nahrung ist, blutgierig und grausam ist; uns ferner die Erfahrung lehrt, daß diese seine natürlichen Neigungen der Gesellschaft gerade mit den größten Nachtheilen und Gefahren drohen, welche ein Individuum derselben zufügen kann, so ist es ohne Zweifel höchst consequent, diese zerstöhrenden Anlagen nicht nur durch Ordnungen und Gesetze zu fesseln, sondern auch diejenigen

gen Gebräuche hinweg zu schaffen, die ihm Nahrung und Gedeihen zu geben im Stande ist.

Wenn hingegen ein richtiges Gefühl von Ehre und Schande, eine correcte Wage der Handlungen und Unterlassungen abgiebt, und solche Mittel herbeischafft, in welchen sich der Mensch am wenigsten vergreift, um seinen eigenen moralischen Werth zu würdigen, so ist es nicht minder consequent gehandelt, sein Ehrgefühl zu erwecken, zu erheben, zu befestigen. Messen wir nun mit diesem Maaßstabe die Gewohnheit der öffentlichen Hinrichtung von Verbrechern, so finden wir in derselben bedeutende Fehler, ja sie steht mit jenen Zwecken, die wir billig verfolgen müssen, in offenbarem Widerspruch.

Wir werden in der Folge deutlicher aus einander setzen, wie nachtheilig die Folgen seyn können, wenn der große Haufen zur Rachsucht aufgereizt wird und wenn die natürliche Neigung zur Grausamkeit und Blutgier in ihm erregt wird. Welche schreckliche Folgen sehen wir nicht davon in unsern Tagen? Nur im Vorbeigehen sey es gesagt: liegt nicht wirklich dagegen ein Widerspruch in den Forderungen, die wir an den Richter machen? Dieser, der während des Criminalprocesses auf so manche harte Geduldsprobe gestellt wurde, der einen klaren Begrif von der ganzen Schlechtheit des Subjects erhielt, darf sich durch keine persönliche Indignation zur Rache hinreißen lassen. Ihm werden alle Umstände bekannt, unter welchen die That begangen wurde, sie absorbiren nicht selten den ausgedehntesten Begrif, den man sich von einem schweren Verbrechen machen kann, und dennoch ist es seine erste heilige Pflicht, allen eignen Gefühlen zu entsagen, um blos das kalte Organ der redenden Gesetze zu seyn.

Hingegen darf sich das von dem Gehalt des Verbrechens oft höchst unvollkommen unterrichtete Volk in Rache und Blutgier berauschen, wenigstens giebt man demselben alle Veranlassung dazu.

Welchen Eindruck es endlich auf einen Menschen machen muß, von gebildetem moralischen Gefühle, wenn er einen andern Menschen vor seinen Augen auf die unwürdigste Art handhaben sieht, ist nicht schwer zu entscheiden. Tief sinkt der Werth herab, den er auf sich als ein moralisches Wesen setzt, wenn er die Geringfügigkeit betrachtet, mit der ein Wesen seiner Art, ihm, der Form nach wenigstens, ähnlich, behandelt wird. Seine Menschheit wird beleidigt, sein Ehrgefühl gedrückt. Wie nahe aber wird nicht der dem moralischen Falle gebracht, dem man die Gelegenheit giebt, sich selbst nicht mehr zu achten!

Doch

Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir die Erfahrungen näher betrachten, welche wir machen können, wenn wir mit unbefangenen Blicken, uns in dem Gefolge umsehen, welches den Verbrecher bis zu seiner letzten und größten Katastrophe begleitet. Unfehlbar wird man hier, so verschieden die Wendungen des Eindrucks bei Einzelnen seyn mögen, gleichwohl einen deutlich hervorstechenden allgemeinen Charakter wahrnehmen.

Schale Neugierde, ein gewisses hirn- und fühlloses Gaffen, das von kalter Unempfindlichkeit nur einen Schritt bis zur vollendeten Grausamkeit zu machen hat, unkräftiges, albernes, mit den Gesetzen im Widerspruch stehendes Mitleiden auf der andern Seite; endlich ein Leichtsinn, der gar kein Gepräge hat, werden die Hauptzüge in diesem Charakter ausmachen.

Frage die Umstehenden, warum sie diesem Schauspiele beiwohnen, und keinem wird eine mit der Handlung wenig verwandte Entschuldigung fehlen. Ein großer Theil schämt sich seiner Gegenwart dabei, denn warum suchen sie anders ihre Rechtfertigung so ängstlich herbei?

Immer ein vollgültiger Beweis, daß im Hintergrunde Motive liegen, welche bei genauer Prüfung keine Probe aushalten. Handlungen, welche man gegen sich selbst rechtfertigen und gegen andere in Schutz nehmen muß, hat man immer Ursach, scharf ins Auge zu fassen und als verdächtig zu betrachten, ja man könnte sie vielleicht zum besten seiner Moralität unbedingt unterlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage.

Sollte Jemand ein erprobtes Mittel gegen die oftmals auch in hinreichend geräumigen Hühnerställen überhand nehmenden Insekten, die man gemeiniglich Hühnerläuse nennt, bekannt seyn, so wird er sehr gebeten, dasselbe in diesen Blättern bekannt zu machen.

Hannöverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 22ten September 1800.

Ueber die öffentlichen Hinrichtungen, und den Einfluß, den sie auf die Moralität des Volks haben.

(Fortsetzung.)

Alles forscht, alles frägt: hat der Delinquent bekannt? Hat er sich gut bekehrt? Das heißt mit andern Worten, in dem Sinn der Fragenden, wird er uns das Schauspiel eines mit Resignation Sterbenden geben, oder werden wir scheußliche Convulsionen zu betrachten haben? Denn die Bescheide, welche auf diese Nachforschungen erwartet werden, sollen blos den Gesichtspunkt feststellen, aus welchem der Zuschauer das Schauspiel betrachten will, um sich den Anstrich einer überlegten rechtmäßigen Handlung dabei zu geben. Er überläßt sich nach diesen Bescheiden entweder der Wuth oder dem faden Mitleiden. Beides verschlägt dem Delinquenten nichts. Denn hat dieser sein Verbrechen eingestanden, so wiederfährt ihm ja, was er erwarten mußte, und man kann eben so ruhig dabei zusehen, wie er es erdulden. Hat er durch hartnäckiges Läugnen die Richter lange herumgeführt, und wurde er nur durch den Scharfsinn derselben zum Geständniß gebracht, so hat man mit einem verstockten Halsstarrigen kein Erbarmen. Hat er sich zum Tode bereitet, so kann man sich ja im Vorbeigehen ein wenig an seinem Ende erbauen; ging aber seine Ruchlosigkeit gar so weit, daß der, der den Menschen den Krieg angekündigt hatte, auch mit Gott in Fehde bleiben wollte, sich auch mit ihm nicht auszusöhnen verlangte, nun da hat man doch wohl die vollgültigste Ursache, und es bedarf weiter keiner Entschuldigung, wenn man selbst den mit Vergnügen martern sieht, der es an Gott und Menschen verdiente. Die alten Weiber pflegen bei solchen Gelegenheiten passende Sprüche zu citiren. Durch diese finden sie nun ihren Hang zur Blutgier in der Religion gegründet,

und sie sichern so, in dem Schoos derselben, ihre niedrigen Leidenschaften. Ausgemacht ist es überhaupt, daß der ganze Theil des menschlichen Geschlechts, den man spott- und verachtungsweise mit dem Namen alte Weiber belegt, bei solchen Begebenheiten immer am geschäftigsten ist. Diese Classe von Menschen aus beiden Geschlechtern hat einmal den unwiderstehlichen Trieb, alle neue Vorfälle zu begaffen, zu beschwatzen und zu beseufzen. Schwache Menschen sind immer grausamer als starke. Ein Feiger verwechselt stets Grausamkeit mit Herzhaftigkeit, wenigstens bemühet er sich der Menge, jene für diese aufzuhängen und durch den größten Beweis seiner Feigheit, Unerschrokkenheit zu bewahren.

Eine öffentliche Hinrichtung bringt immer den Ort, wo sie geschieht, und die ganze umliegende Gegend in Bewegung. Ladendiener, Handwerksbursche, Gesinde, Tagelöhner, alles verläßt seine Arbeit und strömt in großen wilden Schwärmen herbei. Ihre ehrbaren Meister und Brodherren schlentern nebst ihren Familien mit, ihnen wird zu Hause die leere Werkstatt zu groß. Es ist gerade gutes Wetter, da wird denn mit den Nachbarn die Partie abgeredet, man will auch einmal sehen, wie dieser Delinquent sich gebehrdet, um sein Betragen mit dem vergleichen zu können, welchen man ehemals abthun sah. Straßenbuben, zahlreiches weibliches Gesindel, und besonders das ganze Gefolge der Venus vulgivaga ist in voller Bewegung. Die letztern finden besonders ihre Rechnung dabei. Einmal sind scharfe Eindrücke, sie mögen tragischer oder comischer Art seyn, für Menschen von vielem, oder gereiztem Temperament gewissermaaßen ein wohlthätiges Bedürfniß; theils giebt ihnen die moralische Stimmung der erweckten Zuschauer die beste Gelegenheit, ihren Bestellungs- oder Commissionshandel mit günstigem Erfolg zu treiben. Die Liebhaber dieses Handels gesellen sich zu ihnen, man bewirthet sich, lacht, scherzt, tanzt und beschließt das moralische Schauspiel, welches diesen Zuschauern vorzüglich bestimmt wurde, auf eine sehr unmoralische Weise.

Gelehrte und Halbgelehrte vermehren psychologische Beobachtungen anzustellen und ihre Erfahrungsseelenkunde zu bereichern, indem sie den Todteskampf des Delinquenten kritisch und mit eiskaltem Gefühl anatomiren. Die Zuschauer aus den Ständen, welche sich in unsern Tagen zwischen Leidenschaften und Gefühlen so mächtig vergriffen, daß sie diese zu erdrücken suchten und jenen freien Spielraum ließen; bei welchen eine sorgfältige Unterdrückung, wenigstens Verheimlichung des Gefühls, das ihnen die Natur einpflanzte, Zweck und Ton ist; bei welchen es einen mit Sorgfalt bearbeitesten Theil der sogenannten guten Erziehung ausmacht, weder

von

von Herzen zu lachen, noch von Herzen zu weinen, finden hier das Feld, ihre Talente zu üben, und andere von ihren Fertigkeiten zu überzeugen. Sie sind es, die mit angenommener Kälte, wenn sie noch Schüler sind, und mit wirklicher, wenn sie schon Meister in ihrer Kunst wurden, alles scherzend bemerken, was hier vorgeht.

In den benachbarten Gegenden ist die Reise zum Hochgerichte schon viele Wochen vorher verabredet, und wird wie eine Lustpartie angenommen. In dem engen Zirkel, in dem sich die Unterhaltung auf dem Lande gewöhnlich herum treibt, giebt ein solcher Vorfall einen neuen Stoff. Die Landgeistlichen kommen unter dem Vorwand, um sich bei einer solchen Gelegenheit mit den Umständen bekannt und vertraut zu machen, weil sie leicht selbst in den Fall kommen können, einen Delinquenten auf diesem mühsamen Wege zu begleiten. Man könnte diesen Bewegungsgrund nicht tadeln, wenn er wahr wäre, allein zu welchem Entzwecke macht die große und kleine Familie des Predigers diese Reise mit? Oder geschieht es etwa, um mehr Beobachter anzustellen, und sich auf diese Art eine größere Summe von Bemerkungen zu verschaffen? —

Die ganze ländliche Reisegesellschaft beschmauset nachher einen Bekannten in der Nachbarschaft, oder beschließt das Fest mit einer Mahlzeit in irgend einem kleinen Gasthofe. Da versammeln sich denn die Herren und Frauen Gevattern und Nachbarinnen, sprechen den gegenseitigen Flaschenkellern weidlich zu, und urtheilen über die Contenance oder Muthlosigkeit des Gerichteten, vergleichen sie mit dem Betragen derer, welche sie ehemals abthun sahen, und sprechen mit Begeisterung von dem Muthvollesten darunter. Auf der Flur dieses Gasthofes versammelt sich in dieser Absicht der Pöbel, denkt mit keiner Sylbe an die Lection, welche ihm die Obrigkeit zu seiner Belehrung und Besserung geben wollte; die Conversation wird endlich vom Branntweinsgeist befeuert, es entsteht nicht selten Gezänk und Schlägerei, ja es wird oft gerade in diesem Augenblick, da der Eindruck noch ganz frisch ist, die Anlage zu einem neuen Inquisitionsproceß gemacht.

Wer unter allen diesen Zuschauern wird hier Reflexionen anstellen, welche einen Vorsatz zur Besserung eines, bislang geführten unordentlichen Lebenswandels erzeugen? Wo findet man hier eine Spur von Nachdenken über sich selbst? Wer hat bei diesem Geräusch noch ein Ohr für das leise Erinnern des Bewußtseyns? Im Gegentheil wird es überschrien und betäubt. Wenn eine stille Abgezogenheit scharfen Eindrücken auf dem Fuße nachfolgt, nur dann kann ein Nachdenken, welches diese erzeugte, in der Maaße Statt finden, daß es neuen

Maasregeln und gefaßten Grundsätzen zur Grundlage und Begleitung dient. An einem Orte, wo so mancherlei Gegenstände das Nachdenken stören, kann es unmöglich aufkommen, es wird jeden Augenblick durchkreuzt und abgerissen; den Faden von unangenehmen Reflexionen knüpft man ungern wieder an, man gleitet im Gegentheil leicht von ihnen ab und macht sich recht gern davon los. Sonach gewinnt man nur eine Fertigkeit mehr in der Kunst, taub gegen das Anklopfen des Gewissens zu werden. Die Nebenideen, welche das Nachdenken einmal unterbrachen, gesellen sich zu demselben für immer, sie erscheinen jederzeit wieder in seiner Begleitung, stören und unterbrechen es aufs neue.

An großen Orten werden alle diese Folgen gemeiniglich noch anschauender gemacht. Die überlebenden Collegen des gehangenen Spitzbuben rächen sich auf der Stelle an der Fühllosigkeit der Zuschauer, und leeren denen mit aller Gemächlichkeit die Taschen, die ihre ganze Aufmerksamkeit den Zuckungen des Sterbenden widmen, und ihren forschenden Geist vom schwachen Mitgefühl reinigen und leeren. In London wird bei Tyburn immer gestohlen. Nie wird die schöne Gelegenheit verabsäumt. Vielleicht mag auch eine Art von Rache und ein Trotz, der den Gesetzen geboten wird, in diesem Augenblicke eben so wirken, als Neigung, Gewohnheit und Bedürfniß; wenigstens wird man immer einräumen müssen, daß ein solcher Fall keinen Widerspruch mit der menschlichen Natur machen würde.

Gehen wir zu den feinern Extremen von Empfindungen über, welche eine Hinrichtung bei gebildeteren Menschen erzeugt, so stoßen wir auf Nachtheile, die, wenn sie gleich der Gesellschaft nicht mit Zerstörung ihrer Ruhe, dennoch mit andern nicht minder bedenklichen Folgen drohen. So sieht man z. B. die besten, edelsten Menschen in Wuth gerathen, wenn der Delinquent verzagt und muthlos im Tode ist, und dieses auf eine widrige, weinerliche Art an den Tag legt; sie würden, wenn sie die Macht hätten, ohne Anstand seine Marter vermehren; ja sie zittern, weil es ihnen nicht vergönnt ist, mit Qualen, die ihr Herz im ruhigen Zustande verabscheuen würde, den Schimpf zu rächen, welcher der ganzen Menschheit wiederfährt; in ihr finden sie sich selbst schmerzhaft beleidigt. — Stirbt hingegen der Delinquent mit gefaßtem Muthe, so erregt sein Betragen Bewunderung. Jeder Größe des Charakters kann man seine Bewunderung nicht versagen, sie interessirt die Eigenliebe; man theilt sich als Mensch gern die hervorragenden Eigenschaften des Menschen zu, und nicht selten ist bei denen der Enthusiasmus am größten, welche sich am wenigsten selbst fähig dazu fühlen. Excentrische Menschen werden durch einen heroischen Anblick völlig begeistert;

stiert; sie verlieren die Wirklichkeit ganz aus den Augen, jede Handlung, jede Beziehung im menschlichen Leben erscheint ihnen als eine nichtswürdige Kleinigkeit, in Vergleichung mit dem Heldentode. In diesem Augenblick schaffen sie den nichtswürdigsten Böswicht in einen Helden um, und sezzen ihn kühn den Märtyrern zur Seite, welche ihre Ueberzeugungen dem Tode nicht opfern konnten.

Bei Weibern und reizbaren Menschen erweckt eine solche Resignation im Sterben Mitleiden. Dieses bemeistert sich ihrer ganz und löscht das Verbrechen rein aus, oder entschuldigt es wenigstens zum höchsten Nachtheile ihrer eignen Sittlichkeit und zum offenbaren Schaden der Gesetze. Wer kann mit einem so tragisch tief gefühlten, herzangreifenden Mittel zufrieden seyn, wenn ihm nicht zu gleicher Zeit eine große, wichtige, vollgültige Ursache lebhaft vorschwebet? Man beschuldigt also, ohne es selbst zu wissen, die Gesetze der Härte und die Richter einer fühllosen Grausamkeit und an die Stelle der Achtung trit Geringschätzung, ja selbst Verachtung und Murren. Hiezu tragen denn die beliebten und belobten Bekehrungsgeschichten der Delinquenten das Ihrige treflich bei, sie sind es, welche das aufgefaßte Gefühl befestigen. Diese geistlichen Marktschreierzettel sind gemeiniglich nichts anders, als Belobungen des geistlichen Arztes; die Krankheitsgeschichte und die Heilmittel sind meistentheils höchst unvollkommen angegeben, ganz triviale, vielleicht blos von der Angst eingegebene gute Aeusserungen des Patienten, werden für die höchsten Symptome seiner gründlichen Heilung angegeben. Unglücklicher Weise sind solche Pamphlets ein Artikel, der gerade unter einer Classe von Menschen Absatz findet, die es immer mit dem hält, der zulezt redet. Der Verbrecher redet noch mit ihnen nach seinem Tode, ihr empfundenes Mitleiden mit ihm wird durch die glänzende Erzählung von seiner bezeigten Reue und Besserung gerechtfertiget; man begreift nicht, wie die Richter und Gesetze nicht da gleichfalls verzeihen müssen, wo Gott sichtbarlich verziehen hat; natürlich muß das ihr Ansehn kränken; Mißtrauen und Geringschätzung sind die Folgen davon.

So kräftig eine richtige, mit scharfem Beobachtungsgeiste entworfene Darstellung der Fortschritte eines Verbrechers auf der Bahn des Lasters warnen kann, so sehr sie die Wachsamkeit über die ersten Schritte zu befördern geneigt ist, die stuffenweise endlich das moralische Verderben vollenden, so schädlich sind hingegen solche Darstellungen, die blos die Sinnlichkeit bewegen. Sie verringern den Abscheu gegen das Laster offenbar.

Doch ist den Verfassern von jenen lehrreichen Schriften, die besondere Rücksicht auf die Natur des Verbre-

chens

chens nicht genug zu empfehlen. Manche kommen erst recht in Umlauf, wenn man sie mit Wahrheit schildert, und es war wirklich eine rühmliche Vorsicht, welche man vormals in Holland gebrauchte, da die Untersuchung und Bestrafung gewisser unnatürlicher Verbrechen verheimlicht und die Delinquenten bei Nacht in Säcke gesteckt und im Meere ersäuft wurden.

Eben so schädlich ist ein unnützer Pomp, welcher hin und wieder bei den Hinrichtungen Statt fand; und der decorirte Tod einer Kindermörderin kostete vormals manchem unschuldigen Geschöpfe das Leben. Man denke sich die Alternative, in die eine gefallene Person gesetzt wurde. Blieb ihr unnatürlicher Mord verschwiegen, so war ihre Ehre gerettet, wenigstens war alle Hofnung vorhanden, daß sich mit der Zeit das zweideutige Licht verlieren werde, in dem sie eine Zeit lang gestanden, die Beweise waren hinweg gerückt. Kam das Verbrechen aus, nun so starb sie eines reizenden Todes. Die pomphaften Gebräuche, die man ehemals bei solchen Gelegenheiten eingeführt hatte, dienten völlig dazu, die Eitelkeit nach Sucht und Glanz in vollem Maaße zu erwecken. Ein artiges gefallenes Geschöpf wurde mit der sorgfältigsten Koquetterie angeputzt, und gleichsam wie ein verziertes Opferthier der Alten, dem Tode geweiht. Es reizte die männlichen Zuschauer in diesem Moment, und erfüllte mit Neid und Eifersucht die weiblichen. Das jämmerliche Mitleid der erstern setzte ihr ganzes Verbrechen auf den Drang der Umstände und auf die Rechnung des heimlich beneideten Verführers. Die weiblichen Zuschauer hingegen ließen als doppelt beleidigter Theil, einmal wegen der Unehre, die ihrem Geschlechte in dieser Person wiederfahren, und weit mehr noch, weil sie fühlten, daß sie die Vergleichung mit ihrer Schönheit nicht aushielten, ihrer Rach- und Blutgier ungestörten freien Lauf. Gleichwohl prägte sich ihnen tief das Aufsehn und die allgemeine tragische Aufmerksamkeit ein, welche sie erregt sahen. Dies blieb natürlich der Delinquentin eben so wenig verborgen. Sie fühlte sich selbst; sah sich von lüsternen und neidischen Blicken verfolgt, was brauchte es mehr, um ihre ganze Kraft zu erwecken? — Alle traurige Bilder des nahe bevorstehenden Todes verflogen; an die Stelle der Furcht trat eine sinnliche Behaglichkeit, welche in den Augen der Zuschauer zu der rührendsten Ergebung wurde. Bei diesen verschwand nun jeder Schatten des Andenkens an ihr Verbrechen; jede Entschuldigung, die es zu mildern vermogte, ward begierig von ihnen aufgegriffen. Mit ihrem Tode hörten die Ursachen auf, welche vordemselben den weiblichen Theil der Zuschauer aufgereitzt hatten; ihm blieben jetzt sanftere Bilder, welche die ganze Seele erfüllten, die Sucht, Aufmerksamkeit zu erregen und Neid

zu

zu erwecken, verdrängten endlich alle andre Empfindungen. Machen doch Priesterinnen der Mode Proselytinnen, ohne bei weitem so tief auf die Eitelkeit zu wirken.

Bei solchen Gelegenheiten waren gemeiniglich die Geistlichen besonders thätig, das Werk der Täuschung zu vollenden. Manche Umstände mogten wirklich die Verbrecherin entschuldigen, diese nutzten sie, um die Illusion zu verstärken, welche sie dem Volke zugedacht hatten, und so war es denn leicht die gerechte Strafe eines unnatürlichen Mordes in ein Märtyrerthum umzuschaffen.

Es würde dem Verfasser sehr leid thun, wenn der geistliche Stand das über diesen Gegenstand von ihm gesagte für einen beleidigenden Ausfall halten wollte. Er verkennt gewiß keineswegs die Schwierigkeiten, in welche sich ein Geistlicher bei solchen Gelegenheiten verwickelt findet. Sie sind aber Eigenthümlichkeiten der öffentlichen Hinrichtungen und natürliche Folgen derselben.

Es ist beinahe unmöglich, sich bei Extremen der Art, wie der Uebergang aus diesem Leben ist, vor andern Extremen zu bewahren. Wie will man trösten, ohne Entschuldigungsgründe hervor zu suchen. —

Man bedenke die doppelte Forderung, die man an einen Geistlichen macht, der einen Delinquenten zum Schaffot begleitet. Er soll das Herz eines straffälligen Geschöpfs mit Trost, mit Ergebung in ein zwar selbst verursachtes, aber nichts desto weniger unglückliches Schicksal; mit der Ueberzeugung der Begnadigung vor dem Tribunale der Gottheit, und mit daraus fließenden seligen Hofnungen erfüllen. Wie schwer sind schon diese Aufgaben an und für sich? Wie sehr contrastiren sie nicht zum Beispiel mit der bevorstehenden nicht erlassenen Strafe, von den Menschen und von den von ihnen entworfenen Gesetzen verhängt, mit der Güte und Barmherzigkeit des höchsten Weltrichters? Doch liessen sich diese Schwierigkeiten auf eine vernünftige Weise heben, wenn man allein mit ihnen zu kämpfen hätte; aber der Tod des Missethäters soll zugleich das Volk belehren und bessern. Der Geistliche ist mithin genöthigt, die Ergebung in den Tod bei dem Delinquenten hervorleuchtend zu machen, es mag kosten was es wolle. Zu diesem Ende ist er gezwungen, da, wo er mit Ueberzeugungen nicht hinreicht, Illusion zu bewirken, um, so viel an ihm ist, dem Volke die Gewißheit einer seligen Fortdauer nach dem Tode anschaulich zu machen.

Wie wickelt sich ein verständiger und rechtschaffener Mann aus diesem Labyrinth von Widersprüchen; wird er nicht immer hier oder dort anstoßen?

Da, wo so bedeutende Verstöße in einer Einrichtung nicht zu vermeiden sind, ist Revision und Modification derselben zweckmäßig und erforderlich. Auch hat man die, welche aus der Begleitung durch Geistliche entstehen, nicht allenthalben aus der Acht gelassen. Die Folge davon war, daß sie an mehrern unterblieb. Aber auch in dieser Gewohnheit liegt ein großer Grad von Grausamkeit, wenigstens eine beträchtliche Vergrösserung der Strafe, wenn man einen an Grundsätzen und eigenen Gedanken armen Menschen in diesem kritischen Augenblicke so ganz ohne verständigen Trost und Zuspruch läßt. Eben so schafte man an den Orten, wo der oben erwähnte, übel angebrachte Prunk bei der Hinrichtung von Kindermörderinnen gebräuchlich war, denselben ab, weil man bemerkte, daß wirklich durch Reitzung der Eitelkeit das Verbrechen vervielfältiget, und keineswegs durch die Strafe vermindert wurde. Aber alles dieses sind nur Palliative, man braucht es nicht bei ihnen bewenden zu lassen, wo eine radicale Cur weit mindern Schwierigkeiten unterworfen ist.

Daß endlich öffentliche Hinrichtungen von mehrern Seiten oft Mittel und Anreitzungen zum Verbrechen werden, ist eine gar nicht neue Bemerkung, wenigstens wird sie aufmerksamen Criminalrichtern nicht entgangen seyn.

Ja man hat sogar häufig die Anmerkung gemacht, daß, oft sehr schnell nach der Hinrichtung eines Mörders, eine neue Mordthat begangen wurde. Sollte nicht ausser den bereits angeführten Gründen auch der wichtige Umstand in Betracht zu ziehen seyn, daß die natürliche, durch manche lebhafte Bilder der Phantasie erweckte und genährte Furcht vor dem Moment des Todes durch den Anblick eines schnellen Ueberganges gemildert wird? Sicher hatte die Phantasie von demselben weit schrecklichere Bilder entworfen, als die Wirklichkeit darbietet. Jene können von Mord und Selbstmord abschrecken, indem sie die Katastrophe als schwer abbilden; diese leichten Darstellungen derselben verwischen die gräßliche Vorstellung. Sollte nicht ein Mensch, der mit Mordgedanken schon umging, dessen Vorsatz dazu nur noch schwankte, leichter diesen ins Werk richten, wenn er sich das Umständliche und Schreckliche von der Scene selbst abdenken kann?

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 26ten September 1800.

Ueber die öffentlichen Hinrichtungen und den Einfluß den sie auf die Moralität des Volks haben.

(Fortsetzung.)

Wenn nun aus diesen und einer noch weit größern Summe von Bemerkungen, mit deren Aufstellung man den Leser nur ermüden würde, erhellete, daß der wahre Zweck der öffentlichen Executionen das abschreckende öffentliche Beispiel wo nicht ganz verloren geht, doch wenigstens in solchem Maaße verfehlt wird, daß der allgemeinere gewissere Schaden, den sie verursachen, in keinem Verhältniß mit dem einzelnen Nutzen bleibt, den sie noch dazu höchst unwahrscheinlich und ungewiß stiften mögen, so bieten sich ein Paar Reflexionen von selbst dar, die wir hier in den beiden Fragen aufstellen: Würde es im Wesentlichen die Ordnung der Dinge verändern, wenn man Todesstrafen nicht öffentlich vollzöge? Würde eine solche Einrichtung Nachtheile bringen, welche noch die gerügten übersteigen?

Zweiter Abschnitt.

Die Untersuchung, ob Todesstrafen überhaupt als rechtlich zulässig sind, überschreitet eigentlich den Zweck dieser Blätter. Indessen darf eine Sache, welche der Gegenstand so vieler und so verschieden ausgefallener Nachforschungen war, hier nicht ganz übergangen werden, weil sonst von denen, welche die Zulässigkeit verwerfen, eine Bestätigung ihrer Meinung in den Nachtheilen, welche hier aufgezählt sind, gefunden werden würde, welches die Absicht des Verfassers nicht ist. Der Marchese Beccaria ist in seiner vortrefflichen Abhandlung über Verbrechen und Strafen, der erste Schriftsteller, der neue Ansichten von mehrern bereits in Bruchstükken gelieferten Gedanken der größten Denker in ein Ganzes faßte. Er wendet vieles gegen die Todesstrafen

als eine moralische Handlung ein, und findet sie nur unter zwei Bedingungen rechtlich. Einmal nemlich, wenn der Verbrecher durch seine Verbindungen so stark wäre, daß er dem Staate trotz dem Verluste seiner Freiheit noch immer gefährlich bliebe und mit Zerstörung drohete, wenn er sie wieder erlangen würde. 2) Wenn sein Tod das wirksamste Mittel wäre, andere vom Verbrechen abzuhalten. Diese beiden Bedingungen sind so weitumfassend und geben den Auslegern der Gesetze so viel Spielraum, da sonderlich die letzte blos auf einer Meinung beruhet, daß fast alles, was er so schön und rührend vorher gegen die Todesstrafen gesagt hatte, dadurch unkräftig wird. Ein grosser Theil der neuern Philosophen erklären sich ganz unbedingt gegen das Verfahren des Staats, da er einem Bürger das Leben nimt, und nennen es gerade zu unrechtlich. Mit mehr oder weniger Abweichung ist ihr Hauptgrund folgender:

Keiner kann im Verein ein Recht aufgeben, über welches er selbst nicht Herr ist. Das Leben ist der Raum für die Erfüllung der Bestimmung durch Pflichten. Der Mensch darf also diesen Raum nicht abkürzen, oder er vernichtet die Bestimmung, die ihm von höherer Hand auferlegt wurde, er überschreitet mithin seine Menschheitsrechte. Es sey, sagen sie, der höchste Grad der Immoralität, sich aus dem sittlichen Verhältnisse zu entfernen, und sich die fernere Erfüllung der Pflichten unmöglich zu machen; ja sie halten sogar die Befugniß, welche man dem Staate in dieser Hinsicht einräumet, für Selbstmord, und mithin dürfe der Staat einen Vergleich nicht eingehen, dem auf der einen Seite ein Verbrechen zum Grunde liegt.

Diejenigen hingegen, welche Todesstrafe für erlaubt und für die Vereinigung der Menschen in großen Gesellschaften oder Staaten nothwendig halten, wenden ein:

Der Mensch gebe nur das Recht seines Daseyns bedingungsweise auf, wenn er nemlich sich so weit vergessen sollte, das unveräusserliche Recht eines andern anzutasten. Keiner sey das willens zu thun, wenn er dem Verein beitrit, er opfere daher nichts auf, sondern setze blos sein Leben zum Pfande, um dadurch Sicherheit für das Seinige zu erlangen. Wenn der Mensch nun im Naturstande das Recht der Selbsthülfe und Selbstvertheidigung besitzt, sich dessen aber, wenn er in gesellschaftlichen Verein trit, begeben muß, es wenigstens nicht in jener Maaße ausüben darf, so bleibt ihm zu seiner Sicherheit kein anderes Mittel, als sein natürliches Recht zu tradiren und der Obrigkeit zu übergeben. Diese muß es acceptiren, weil sie nach dem Begriff des gesellschaftlichen Contrakts in die Stelle des natürlichen Rechts trit. Di

Ver

Verzichtleistung der Individuen zum Besten der Gesellschaft ist die Grundlage der Sicherheit in derselben, es kann also keiner in dieselbe aufgenommen werden, der nicht mit seinem ganzen Eigenthum für das Opfer haftet, welches er der Gesellschaft zubringt. Dieses Pfand kann nicht eingeschränkt seyn, weil eine uneingeschränkte Sicherheit dagegen gefordert wird. Die von den einzelnen, theilweise dabei gemachten Einschränkungen würden natürlich das Ganze beschränken, mithin würde der Staat nicht so weit reichen dürfen, wie das Mitglied desselben könnte, wenn es wollte.

Da endlich viele Mitglieder des Staats kein anderes Eigenthum als persönliche Freiheit und das Leben haben, so würden sie kein Pfand zur Sicherheit des Ganzen zu geben haben, es würde jeder Schatten von Gleichheit verschwinden, wenn man das Leben nicht in gewissen Fällen als ein veräusserliches Eigenthum ansehen wollte. Nimt man hingegen dies letztere an, so bringt jeder dem Verein ein gleiches Pfand zu. Sonach scheint das Recht es zu tradiren, und die Befugniß, von dieser Tradition Gebrauch zu machen, ausser Zweifel gesetzt, und es kömmt dabei nur noch auf die Gränzen dieses Gebrauchs an. Kann der Staat den wahren einzigen Zweck, den er bei allen Strafen haben darf, nemlich jedes seiner Mitglieder vom Verbrechen abzuschrecken, um dadurch die Sicherheit aller zu beschaffen, auf eine andere Art, welche zugleich mit dem Verbrechen im Verhältniß bleibt, die Strafe also weder vermindert noch weniger vergrössert erreichen, ohne dem Verbrecher das Leben zu nehmen? Ist dies der Fall, so darf er zuverläßig ein solches Surrogat der Lebensstrafen einführen; kann er das nicht, so muß er die einmal eingeführte Todesstrafe beibehalten.

Da aber das Leben des Menschen das höchste Eigenthum desselben ist, so muß die simple Beraubung davon auch seine höchste Strafe seyn. Alle Gradationen in dieser höchsten Strafe selbst, da man eine Todesart wählt, die mit Qualen begleitet ist, welche den Moment verlängern und verstärken, leisten mithin mehr, als zu Vollziehung der Strafe nothwendig ist; sie überschreiten die Vollmacht, die der Staat von seinem Mitgliede erhielt, und sind mithin unrechtlich; sie sind unmoralisch, weil sie sich von dem Geiste der Strafe entfernen, und den Stempel der Rache erhalten. Man giebt diese Gradationen als Verstärkungsmittel des Beispiels an, und man glaubt, andere kräftiger von dem Verbrechen abzumahnen, aber man darf kein unsittliches Mittel erwählen, nicht die Rechte eines Einzelnen kränken, wenn der gute Zweck auch noch so evident wäre. Wie kann man erwarten, auf eine ungerechte

unmoralische Weise Gerechtigkeit und Moralität zu verbreiten?

Diejenigen, welche sich unbedingt gegen alle Todesstrafe erklären, führen als ein Hauptargument an, daß die Besserung des Verbrechers ein Hauptzweck der Strafe sey; und dieser ginge da verloren, wo die Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand unmöglich sey. Es gehört vielleicht zu den Unvollkommenheiten, welchen alle menschliche Einrichtungen unterworfen sind, daß man diesen Zweck nur als einen Nebenzweck bei so großen Verbrechern halten kann, die durch ihre Handlungen das Zutrauen der Gesellschaft ganz verloren haben.

Wir haben in einem Zustande, da dem Menschen die volle Handlungsfreiheit benommen ist, leider kein einziges untrügliches Merkzeichen von seiner Besserung; ihm muß Raum und Freiheit vergönnet werden, um die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner verbesserten Gesinnungen zu bewähren. Da es nun einmal ganz vollendete Böswichter in der Welt giebt, welchen auch die Kraft, sich eine lange Reihe von Jahren hindurch zu verstellen, nicht versagt ist, woher nehmen wir das Recht, und wo ist selbst die Billigkeit, Experimente auf Gefahr und Kosten der ganzen Gesellschaft anzustellen? Kann es ein behaglicher Zustand seyn, in welchen sie versetzt wird, wenn wir sie zwingen, einen Menschen wieder unter sich aufzunehmen, welcher durch die Eingriffe, die er in die allgemeine Sicherheit gethan, ihr Zutrauen verloren hat? Darf man so wenig Rücksicht auf das Wohl der Gesellschaft nehmen, um sie zum Besten eines Einzelnen und eines so höchst ungewissen Erfolgs wegen, den peinigenden Empfindungen des Mißtrauens und einer gegründeten Furcht auszusetzen?

Man setze endlich den Fall, der Mensch, der aufs neue in den großen Verein tritt, schafte ehemals auf eine vorsetzliche Art einen andern Menschen aus demselben, welcher die Stütze und das Glück einer ganzen Familie war; sein Austritt stürzte diese in Mangel u. Elend, und gleichwohl verlangt man noch dazu von Menschen, deren sittliche Bildung vielleicht nur sehr geringe ist, einen solchen Grad von Resignation, denjenigen, welchen sie für den Stifter ihres Unglücks halten, ruhig unter sich zu dulden? Wenn gleich die strenge Sittlichkeit die Verzichtleistung auf Abscheu und Rache erfordert, so darf der Staat diese hohe Stufe derselben noch bei weitem nicht bei allen seinen Mitgliedern voraus setzen. Gesetzt, jemand aus einer so tief beleidigten Familie glaubte, der Staat habe die ihm übertragene Vollmacht der Selbsthülfe keine Genüge geleistet und sie sey ihm demnach restituirt, er übe sie nur selbst gegenwärtig aus, wenn er sich an jenem Urheber seines Mißgeschicks räche, würde man ein

nen solchen Verbrecher eben so behandeln können, als wenn er ohne diesen Antrieb gehandelt hätte? Der Staat muß durch seine Einrichtungen nie zum Verbrechen reißen. Hieraus folgt, daß nur da eine in der Folge bewährte Besserung eines Verbrechers intendirt werden darf, wo diese Bewährung derselben die Gesellschaft in keine Gefahr stürzt, nur da, wo das verlorne allgemeine Zutrauen restituirt werden kann, darf man auf die Restitution des Verbrechers in den vorigen Zustand erkennen.

Dritter Abschnitt.

Wenn nun aus den angeführten Gründen erhellet, daß nach unsern gegenwärtigen Verhältnissen im gesellschaftlichen Zustande Todesstrafen nicht ganz aufgehoben werden können; daß sie aber ihrer Natur nach die höchsten aller möglichen Strafen sind; daß kein Beisatz von Rache irgend eine Strafe begleiten darf, und endlich, daß einer ihrer Zwecke, das Beispiel, auf eine Art erreicht werden muß, die keine schädlichen Folgen für die Sittlichkeit der Menschen von einer andern Seite erzeugt, so folgt:

1) Man muß Todesstrafen beibehalten.

2) Man muß sie blos als eine Remotion für immer aus der menschlichen Gesellschaft ansehen, und daher

3) nie durch Qualen verstärken, welche blos das Gepräge der Rache führen, und endlich

4) muß man sie nicht öffentlich vollziehen, wenigstens alle unberufenen Zuschauer davon entfernen, weil es ihrer Moralität nachtheilig wird, Zeugen davon zu seyn.

Um alle diese Forderungen zu erfüllen, würden vermehrte Feierlichkeiten bei der Publication des Todesurtheils, oder des sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts zweckmäßig den Eindruck verstärken, welcher der Menge verschaft werden soll. Die Vollziehung des Urtheils und die Art des Todes müßte mit einem Schleier bedeckt werden. Vor einer Versammlung eigends dazu beeidigter Männer, welche gleichsam als Deputirte des Volks dabei erschienen, müßte dem Verbrecher der Tod auf eine Art gegeben werden, die ihn so schnell wie möglich herbei führte.

In dem Urtheile würde blos der Name des Verbrechers und das Verbrechen angeführt, es würde dann heißen: er ist des Todes schuldig befunden. Die Art der Execution bliebe ein Geheimniß, und daher eines jeden Einbildungskraft überlassen, sich ihn mit beliebigen Farben vorzumalen. Es blieben dem Gesetzen gleichwohl Wege genug übrig, die Strafe zu schärfen oder zu mildern, so könnte z. B. erkannt werden, daß der Verbre-

brecher bei der Publikation des Urtheils gegenwärtig seyn müßte, oder daß diese ohne seine Gegenwart, allemal aber an öffentlichen Orten mit großen Feierlichkeiten geschähe. Denn jedes Mitglied der Gesellschaft muß von der Wirksamkeit der Gesetze und von seiner eigenen Sicherheit unter ihrem Schutze lebendige Ueberzeugung erhalten. Ferner könnte erkannt werden, daß der Körper des Gerichteten nach der Execution öffentlich ausgestellt würde oder nicht, ein stilles Begräbniß erhielte, oder von Bütteln durch die Straßen geschleift und von ihnen begraben würde. Alle diese Grade in der Strafe würden, wenn sie mit dem Grade des Verbrechens verhältnißmäßig erkannt würden, die Menschheit nicht beleidigen und von keiner Grausamkeit begleitet seyn.

Da der Obrigkeit alles daran liegt, das Zutrauen des Volks zu besitzen, und nicht allein rein von aller Ungerechtigkeit zu bleiben, sondern auch allgemein für gerecht gehalten zu werden, so würde man den beeidigten Männern folgende Pflichten aufzulegen haben:

1) sich von der Identität der durch Urtheil und Recht geächteten Person vollkommen zu überzeugen. Es müßte ihnen

2) eine rechtliche Ueberzeugung von der Schuld des Delinquenten gegeben werden, weil sie durch ihre Gegenwart bei der Execution die Gerechtigkeit des Urtheils bestätigen sollen, mithin dem Ganzen dafür verantwortlich sind;

3) würden sie sonach der Vollziehung des Urtheils vom Anfang bis zu Ende beiwohnen müssen, und nachher dieselbe, jedoch ohne die Art des Todes zu erwähnen, mit Feier zu publiciren haben.

Wenn hoher Ernst und eine angemessene anständige Feier diese erste unter den ernsten Handlungen begleiteten; wenn die Formalitäten dabei richtig auf das Publikum berechnet sind, dem man einen tiefen Eindruck verschaffen will, so werden sie sicher ihres Zwecks weniger verfehlen, als bisher. Die Handlung selbst würde auf diese Art den Charakter der nothgedrungenen Strafe behalten, ohne von dem schädlichen Einfluß auf die erweckte Rach- und Blutgier der Zuschauer begleitet zu seyn.

Endlich wäre sie die Menschlichkeit, die man gleichwohl immer selbst in einem Verbrecher zu respectiren hat, nicht beleidigend. Anstatt daß jetzt ein Unglücklicher, der nun einmal seine Existenz unter den Menschen verwirkt hat, unter dem fühllosen, mit seiner eigenen Stimmung so ganz contrastirenden Betragen der Zuschauer sterben muß; anstatt daß ein lärmendes, wildes Geräusch die Sammlung seiner Seele in diesem wichtigsten Augen-

genblicke unterbricht, und sein Herz mit Bitterkeit gegen den Leichtsinn und die Gleichgültigkeit seiner Mitmenschen noch zuletzt erfüllen muß, würde er von feierlicher Stille begleitet, oft noch den Trost haben, eine Thräne des ächten Mitleids zu erblicken. So sehr, wie schon gesagt ist, bei öffentlichen Hinrichtungen die Stimmung des Mitleids mit einem Verbrecher, wenn sie bei dem großen Haufen erweckt wird, den Gesetzen nachtheilig ist, so unbarmherzig ist es auf der andern Seite, wenn die Scene so angelegt wird, daß man ihm diesen Trost ganz entzieht.

Von dieser vorgeschlagenen Art der Executionen würde man noch den Vortheil haben, eine Discretion in Händen zu behalten, die so gerecht, als billig ist: nemlich, die Ungerechtigkeit zu verhindern, daß die Strafe, die ein Verbrecher verwirkt hat, und die an ihm vollzogen wurde, sich nicht über seine ganze Sippschaft ausdehne.

Unstreitig erzieht sich der Staat dadurch neue Missethäter selbst, wenn er nicht Maasregeln ergreift, die einem so schädlichen Vorurtheile steuern. Warum sollen Unschuldige eine That büßen, weil ihr Blutsverwandter sie beging? In Frankreich mußten vormals die Nachkommen eines öffentlich Hingerichteten bis in das vierte Glied die Schmach desselben tragen. Sie waren von allen Corporationen, Gilden, Zünften, kurz beinahe von dem gesellschaftlichen Verein ganz ausgeschlossen. Man versperrte ihnen mithin gefliſſentlich den Weg zu den ächten Motiven der Sittlichkeit und Tugend.

Wenn man in diesem Lande die Annalen der Criminaljustiz nachsuchte, so würde man sicher finden, daß die Verbrechen sich in solchen geächteten Familien am häufigsten fortpflanzten. Welche Schranken hat der Ehrlose nicht schon überstiegen? Wie schwer wird es ihm, sich aus der Tiefe hinauf zu schwingen, wenn er bei keiner einzigen seiner Handlungen auf die gute Meinung anderer rechnen darf. Ist nun gar die Makel, die auf ihm ruhet, ein Zufall, der ihn unverschuldet, noch dazu gesetzmäßig traf, so wird er, je tiefer er die Last dieses Rechts fühlt, nur desto stärker gegen die Menschen, welche er als Urheber davon ansehen muß, erbittert werden. Wer von andern gar keine Gerechtigkeit zu erwarten hat, wer immer mißverstanden, verkannt und beargwöhnet wird, der muß einen hohen Grad von sittlicher Bildung erlangt haben, wenn er resignirt genug bleibt, dies alles zu dulden, öfterer werden Mangel an Gelegenheit und Trägheit die Ursachen seyn, wenn er nicht durch schwere Verbrechen das vorgefaßte Urtheil der Menge bestätigt, als daß ihm hohe schöne Bewegungsgründe, der ihn niemand fähig hält, abhalten sollten.

In England ist der Fall umgekehret, und wenn man will, das andre Extrem. Der Lord bewahrt so gut das Bildniß seines gehenkten Blutsverwandten unter seinen Familiengemälden auf, als desjenigen, der in der Schlacht fiel. Wahrscheinlich ist diese Sitte aus ältern Zeiten, da England an politischen Erschütterungen litte, herzuleiten. Die Nachkommen sahen mit Wohlgefallen die Bildnisse ihrer Vorfahren, welche stark genug waren, um Märtyrer ihrer politischen Meinungen zu werden. Sie fielen von der Hand der Stärkeren und nach diesem ersten Naturgesetze. Vielleicht nahmen andre ihre wegen wirklicher und schändlicher Verbrechen gerichteten Anverwandten darum eben so auf, um sich und andern die wahre Ursache ihres Todes zu verbergen.

Diese Sitte giebt zu einer Gleichgültigkeit gegen eine von den Gesetzen verhängte Strafe Anlaß, welche diesen gewiß nicht heilsam ist. Denn, wenn gleich die Strafe an sich selbst nicht ehrlos macht, so war sie doch nichts weniger wie gleichgültig für den guten Namen dessen, der sie verdient erlitt, und für die gute Meinung, die man von ihm hegen konnte, und also kann der Anblick eines solchen Menschen, der diese unter seinen Mitbürgern verlor, auch im Bilde nicht wohl thun.

In Deutschland und in allen Ländern, wo es Hochgerichte giebt, an welchen die Ueberbleibsel eines Missethäters vermodern müssen, sind diese höchst wahrscheinlich der Grund, warum sich für die Anverwandten des Gerichteten die Nebenidee eines ihnen abzukommenen Schimpfs in frischem Andenken des Volks erhält.

So lange noch ein Fetzen, ein Gebein am Hochgerichte schwebt, erzählt der Vorüberziehende nicht allein die That dessen, dem dies Ueberbleibsel ehemals angehörte, sondern er zeigt mit Fingern auf die Anverwandten desselben, und so pflanzt sich die unverdiente Schande fort. Ohnehin ist man geneigter, denjenigen mit Argwohn zu verfolgen, der einen gehenkten Dieb unter seinen Anverwandten hat, ihn wenigstens für bescholtener zu halten, als den, der, eben so ohne sein Zuthun, einen solchen Blutsfreund nicht hat, warum will man dies Vorurtheil durch ein Denkmal verewigen helfen?

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 29ten September 1800.

Ueber die öffentlichen Hinrichtungen, und den Einfluß, den sie auf die Moralität des Volks haben.

(Fortsetzung.)

Die Hochgerichte sind gemeiniglich so nahe an den Landstrassen angelegt, daß die Reisenden, sie mögen wollen oder nicht, dem ekelhaften, scheuslichen Anblicke nicht ausweichen können. Welchen Nutzen, welchen Zweck mag diese Einrichtung haben? Welche Idee verband man mit diesen den Missethätern errichteten Denkmälern?

Mehrmals ist es namentlich uns Deutschen vorgeworfen worden, wir seyen zu gleichgültig gegen unsre grossen Männer, um ihrem Andenken eine Säule zu setzen, nur unsern Spitzbuben und Mördern würden sie durch Galgen und Rad errichtet. Warum wollen wir diesen Vorwurf verdienen? Soll es etwa den Strassenraub verhindern, oder die Strassenräuber aus den Gränzen eines Landes verscheuchen, wo man ihnen ein solches Memento mori aufstellte? Oder sollen die Reisenden eine anschauliche Versicherung von der Wachsamkeit der Polizei erhalten, will man sie von dem beruhigenden Schutze derselben lebhaft auf diese Art überzeugen?

Wahrlich, es giebt kräftigere Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, denn sind nicht diese Merkzeichen gleichwohl eben so viele Beweise von der Möglichkeit die wachsame Polizei zu hintergehen? Ohne Zweifel ist in jenen Zeiten, da herumstreifende Räuber die Sicherheit der Strassen weit öfterer wie jetzt bedroheten, die Sitte entstanden, sie an dem Orte, wo sie die That begingen, bei der sie ergriffen wurden und auf eben der Stelle zu bestrafen. Man glaubte anbei das Beispiel zu verewigen und dem Volke die Folgen eines Verbrechens lebendiger vor Augen zu stellen.

Vielleicht hatte diese Einrichtung damals ihren Nutzen, aber wie höchst selten mag jetzt ein solcher augenblicklicher Eindruck, eine dauernde Wirkung hervorbringen? Zwar giebt es in manchen Criminalacten angeführte Beispiele, da Missethäter vorgeben, von dem Anblicke eines Hochgerichts so erschüttert gewesen zu seyn, daß es ihnen unmöglich gefallen wäre, eine That in dieser Stimmung zu vollführen, die schon vorher in ihrer Seele beschlossen ward. Aber weit entferntere sinnliche Eindrücke bewirken oft dergleichen Aufschub, bei dem für die Moralität des Menschen, der sie empfing, wenig oder gar nichts gewonnen wurde. Ueberdem sind solche Angaben meistentheils äusserst unzuverlässig, denn selten sind die Menschen der Art fähig, das richtig zu beurtheilen, zu entwickeln und aus einander zu setzen, was in ihnen vorging, und sie schreiben es Ursachen zu, die sie gar nicht verstehen. Jemand endlich, der blos die Ausführung einer That bis zu einer gelegenen Zeit verschiebt, ist noch sehr weit von dem Zustande entfernt, da er, durch Ueberzeugung von ihrer Unsittlichkeit, unfähig wird sie überall zu begehen.

Ohne in Spitzfindigkeiten zu gerathen, mögte es wohl schwer seyn, den Nutzen dieser eckelhaften Denkmähler der Missethaten, noch von mehreren Seiten aufzusuchen, dagegen sind aber diese Hochgerichte der Sitz, von dem Aberglauben und Gespenstermärchen ausgehen. Wo hat man nicht die abentheuerlichsten Geschichten von solchen Orten; sie sind geeignet sie im Umlauf zu bringen und fortzupflanzen. Jeder, den sein Weg, besonders in den schauerlichen Stunden der Nacht, vor einem solchen Schreckensorte vorbei führt, ist schon durch den schauderlichen Anblick, den er am Tage, von dem an dem Galgen schwebenden Leichnam hatte, in einer von widrigen Empfindungen erregten Stimmung. Bei starken körperlichen Bewegungen ist ohnehin die Phantasie immer erhitzter und mithin fähiger, lebhafte Eindrücke, die sie vorher empfangen hat, mit stärkern Farben wieder zu geben.

Wer kennt nicht aus eigner Erfahrung die Carricaturen, welche in solchen Augenblicken der Erhitzung zur Welt kommen? Hier wird ein ruhig grasender Schimmel, ein hohläugiges Ungethüm, Unken, Eulen und Frösche werden der deutliche Wiederhall vom Aechzen und Seufzen des Gerichteten, ja man sieht in Lufterscheinungen die ganze Wiederholung der Executionsscene. Mehrere, wenn sie erst ein Märchen von dem sogenannten unrichtigen Orte wissen, machen ähnliche Erfahrungen, sie erzählen einander was sie gesehen, gehört und empfunden zu haben glauben; dies wurde natürlich eben so von allen gesehen, gehört und empfunden, nur

mit

mit dem Unterschiede, daß einer besser erzählt, wie der andere, und durch Zusätze, die entweder die Furcht oder ihre Rechtfertigung ihm eingab, verbessert.

Jede Wiederholung einer solchen Geschichte ist ein neuer Beleg für die Wahrheit der eignen Erfahrungen. Von nun an preßt ein kühlendes Abendlüftchen hier Angstschweiß aus; dieser schauerliche Ort giebt der Phantasie Flügel und den Füßen Gewichte, und mit emporgesträubten Haaren werden stets neue Erfahrungen zur Bestätigung der älteren gemacht.

Es giebt Volkssagen, welche den Fetzen, den Reliquien gerichteter Missethäter magische Kräfte beilegen. Diese werden auf abergläubige Art von dem Hochgerichte, in gewissen dazu geeigneten Stunden abgeholt und zu allerlei albernen Proceduren verwendet. Eine Diebeshand, die in der Lebenskraft ein zerstörendes, gefürchtetes Werkzeug war, wird, nachdem sie verdorrete, ein wohlthätiges, nützliches Instrument. Welche Begriffe von der Verwendung der Kräfte in der Natur kommen durch Aberglauben zum höchsten Nachtheil des menschlichen Geistes im Umlauf!

Werden nicht sorgsame Aeltern, den Händen unverständiger Kinder Messer und Scheeren entwenden, weil sie sich schaden, wenn gleich Messer und Scheeren in Verständiger Händen nützliche Instrumente abgeben können?

Vierter Abschnitt.

In den Gesetzen und Gebräuchen der Völker mahlt sich der Geist derselben und der Grad ihrer Kultur. Zumal wenn diese Gesetze und Gebräuche bei ihnen erfunden, oder so modificirt wurden, daß sie neuen Erfindungen gleich geachtet werden konnten. So lange die Geisteskultur eines Volkes geringe ist, so lange wird es oft durch die gleichgültigsten Gewohnheiten geleitet; der menschliche Geist verschwistert sich mit ihnen, sie werden ihm zur andern Natur und regieren ihn instinktmäßig. Aber es kommt immer eine Zeit, da der Mensch aufhört, blos ein Gewohnheitsthier zu seyn. Er ist ein vernünftiges Wesen, mithin kann der sinnliche Instinkt ihn nicht allein führen, seine Vernunft arbeitet sich endlich hervor, wenn sie gleich lange von der Sinnlichkeit unterjocht war. Sie untersucht dann den Werth der Gewohnheiten, die bislang sie gefesselt hielten, und die unnützen und überflüssigen verlieren ihr Ansehn.

Derselbe Fall ist mit den Gesetzen. In der Natur ist kein Stillstand; so schreitet auch die menschliche Vernunft entweder vor oder sie fällt; in beiden Fällen verändert sich die Denkungs-

weise und mit derselben der Standpunkt, aus welchem bislang die Dinge angesehen wurden. Da diese meistentheils Gegenstände sind, die mehr von unsrer Betrachtung als von der Wirklichkeit abhängen, so folgt, daß sich mit ihrer veränderten Ansicht auch die Verhältnisse ändern, denn wer seinen Standpunkt verläßt, bleibt nicht mehr in dem vorigen Verhältnisse mit den Dingen, die ihn vorher umgaben, wenn diese nicht mit ihm fortrücken, und er entfernt sich also von ihnen, oder rückt ihnen näher.

Sollen also in solchen Fällen die alten Gesetze und Gebräuche Bänder des menschlichen Vereins bleiben, so muß man sie dem Geiste des Zeitalters anpassen; will man gewaltsame Explosionen desselben verhindern, welche das allgemeine Band ganz zerreißen könnten, so muß man mit Behutsamkeit die Knoten lösen, welche jetzt drücken und mildere an ihrer Stelle schürzen.

Da, wo es auf das Leben oder den Tod eines Menschen ankommt, sich noch jetzt an Gesetze binden, die vor 1200 Jahren, und vielleicht damals schon ohne alle Auswahl zusammengelesen wurden; bei einem so wichtigen Gegenstande den Meinungen von Gelehrten zu folgen, die in einer Zeit lebten, da ganz andere Verhältnisse waren, und welche überdem die Verhältnisse ihres Zeitalters, vielleicht blos einseitig von ihrer Studierstube aus kannten, gehört vielleicht zu den größten Mängeln, an welchen unsre deutsche Criminaljustizpflege siechet. Wie unzweckmäßig die Gewohnheiten sind, welche die, nach jenen Gesetzen gefällten Urtheile in der Ausführung begleiten, glaubt der Verfasser schon hinlänglich dargethan zu haben, und es bleibt nur noch übrig, aus der Geschichte derjenigen Völker, deren Kultur uns am meisten bekannt ist, die nahe Verwandschaft ihrer Criminalgebräuche mit dem Geiste ihrer Zeit aufzustellen, um auch von dieser Seite zu zeigen, wie wenig die Unsrigen unserm Grade von Kultur angemessen sind.

Je unkultivirter ein Volk ist, je stärker ist der Zusatz von Rache in den Motiven der Strafen, mit denen es seine Verbrecher belegt. Eine Bestätigung des allgemeinen Satzes, daß Rache, Blutgier und Grausamkeit der rohen menschlichen Natur imprägnirt sind. Alle Gesetzgeber eines rohen ungebildeten Volkes sehen daher die Rache als ein Bedürfniß desselben an, und gehen bei der Bestimmung ihrer Todesstrafen von diesem Grundsatze aus.

Bei den Alten waren die Bluträcher, der Staat trug dem Aeltesten aus der Familie eines Erschlagenen auf im Namen seines Stammes Rache an dem Mörder zu nehmen.

Bei

Bei den Beduinen, Arabern, ist noch gegenwärtig diese Sitte. So lange noch der Staat aus einzelnen Stämmen besteht, die unter gewissen Bedingungen und Umständen ein Ganzes bilden, bleibt die Rache ein Eigenthum der einzelnen Corporationen. Das Israelitische Volk, welches aus Stämmen oder Familien bestand, hatte ein Gesetz, welches den Aeltesten im Volke die Pflicht auflegte, den Mörder in die Hände des Bluträchers zu liefern.

Siehe 5 B. Mos. 19tes Cap. 11 — 12ter V.

Selbst in den religiösen Ideen der Alten erschien die Rache als ein natürliches Gefühl. Jehovah sowohl, als die Götter, konnten nur durch Rache versöhnt werden. Sie rächten nicht selten das Blut eines Erschlagenen an dem ganzen Volke, wenn dieses die Rache verabsäumt hatte. Die Remotion des Verbrechers aus der menschlichen Gesellschaft durch den Tod, der Schutz derselben gegen gefährliche Angriffe war mithin nicht der Zweck der Todesstrafe, man schafte sich zwar den Störer öffentlicher Ruhe durch den Tod vom Halse, aber dies geschah beiläufig, es war nicht die eigentliche Ursache, warum man ihn tödtete.

Bei den Hebräern wurden gegen Verbrechen, welche die Grundgesetze ihrer Verfassung angriffen, auch wohl revolutionaire Mittel verordnet, deren Ausführung einem Theile des Volks oder demselben überhaupt aufgetragen wurden. Bei ihrer unvollkommenen Einrichtung einer executiven Gewalt konnte das nicht anders seyn und bewähret nur den Unterschied, den man in dem Begrif von der Natur des Verbrechens machte. Es war entweder an dem Verein, oder nur an einem Theile desselben begangen, und da die Strafe blos Rache war, so wurde sie nach jenem Maaßstabe blos von dem beleidigten Theile ausgeübt.

Als zum Beispiel, während der Zeit da Moses auf dem Sinai war, das Volk sich von Aron einen ägyptischen Apis machen ließ, mußten die Priester, als die, welche dem Jehovah durch ihren unmittelbaren Dienst die nächsten waren, auf Mosis Befehl das Schwerdt ergreifen, um die dem Jehovah angethane Schmach zu rächen. Sie mußten, um diese Rache vollständig auszuüben, von einem Thor des Lagers bis zu dem andern gehn und was ihnen begegnete, es sey Bruder, Freund oder Nächster, erwürgen. Dieser Befehl kostete an einem Tage 3000 Hebräern das Leben.

Siehe 2 B. Mos. 32 C. 26 — 28 V.

Oder es wurde in dieser Theokratie dem gesammten Volke die Rache übertragen. Ein Mann, der am Sabbat Holz gelesen hatte, wurde ausser dem

dem Lager auf Befehl von dem Volke gesteinigt.

Siehe 4 B. Mos. 15 C. 32 — 36 V.

Bei einem Verbrechen, welches an dem Jehovah und mithin an dem ganzen Volke begangen wurde, standen sogar alle für einen und einer für alle, es war sogar einzelnen erlaubt, und geboten Rache zu üben. Das Gesetz sprach: Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn, deine Tochter oder das Weib in deinen Armen, oder der Freund, der dir wie dein Herz ist, überreden würde heimlich und sagen: laß uns gehn und andern Göttern dienen, so gehorche ihm nicht. Auch soll dein Auge (dein zärtliches Gefühl) seiner nicht schonen und dich seiner nicht erbarmen, sondern du sollst ihn erwürgen, deine Hand soll die erste über ihm seyn, darnach die des ganzen Volks.

Siehe 5 B. M. 13 C. 6 — 10 V.

Ungehorsame Kinder beleidigten gleichsam in ihren Aeltern, alle Familienoberhäupter, mithin war die Rache, welche an ihnen genommen wurde, die Sache des Ganzen. Die Aeltern mußten sie, nach dem Gesetz, ergreifen, zu den Aeltesten der Stadt führen und alle Einwohner sollen sie dann steinigen.

Siehe 5 B. Mos. 21 C. 18 — 21 V.

Als Josua Jericho einnahm, verbot er etwas von der Beute zu verheimlichen. Achan übertrat dieses Gebot. Da nahm Josua und ganz Israel mit ihm, Achan samt den verheimlichten Kostbarkeiten, seinen Söhnen und Töchtern, Ochsen und Eseln, seine Heerde und seine Hütte. Alles wurde ins Thal geschleppt, und Josua sprach: weil du uns betrübet hast (nemlich weil du ein Verbrechen an uns allen begingest), so betrübe dich der Herr wieder. Ganz Israel steinigte sie und verbrannte sie mit Feuer. Und da sie sie gesteinigt hatten machten sie über sie einen großen Steinhaufen.

Siehe Josua 7 Cap.

Es wird an diesen Beispielen hinlänglich seyn, um zu zeigen, wie diese Criminaljustizpflege blos den Stempel einer, durch das Gesetz autorisirten Rache trug; wie wenig dabei auf andre Zwecke, als auf Befriedigung derselben Rücksicht genommen wurde; und endlich, daß gar kein Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen Statt finden konnte, weil man auf keine Weise den Grad der dadurch zugefügten Kränkungen allgemeiner oder besonderer Rechte in Betracht zog.

Wenn man diese Behandlungsart der Missethäter mit dem Charakter der Hebräer vergleicht, welche so seltenen Proben ächten Muths und so viel öfterer ihrer Feigheit ablegten, so findet man, daß die Steinigung bei der

der jeder Zuschauer thätigen Antheil nehmen konnte, vollkommen im Geiste dieses Volkes war. Sie würden den Vorzug ihrer executiven Gewalt nicht mit Gleichgültigkeit ertragen haben, wenn diese sich das Recht der Urtheilsvollziehung besonders vorbehalten hätte. Es wäre diesem rohen Volke nicht befriedigend gewesen, wenn man es, wie bei uns geschieht, blos zu Zeugen bei einer Hinrichtung gemacht hätte, es mußte selbst thätig dabei seyn, um seine Rach- und Blutgier zu befriedigen. Wir stehen also nur um eine Stuffe höher, was diesen Punkt betrift, wie jenes so tief unter unsrer Kultur stehende Volk.

Als Romulus seinem Volke Gesetze gab, waren diese gleichfalls nur für ein rohes Volk passend, dem seine erste Bildung gegeben werden sollte. Die ältesten Strafen der Römer waren hart, ohne alles Verhältniß mit den Verbrechen und sie trugen blos den Charakter der Rache an sich. Der Hausvater war Richter in seiner Familie, ihm stand in gewissen Fällen das Recht über Leben und Tod zu.

Numa verbesserte diese Gesetze, und machte sie der Stuffe von Kultur angemessener, welche die Römer zu seiner Zeit erstiegen hatten. Er gab das erste Beispiel der Art, welches uns die Geschichte aufbewahrt hat. Mehrere weise Regenten sind seine Nachfolger geworden; Friedrich der Große führte ein ganz neues Gesetzbuch in seinen Staaten ein und es gab gewiß keinen vernünftigen Menschen in seinen Staaten, der die alten Gesetze den neuen vorgezogen hätte, und jene aus dem Grunde zurück wünschte, weil es eine Zeit gab, da man mit ihnen ausreichen konnte.

Alle weisen Verbesserer der Gesetze befolgten gewiß denn eine richtige Maxime, wenn sie ihre Veränderungen dem Gemeingeiste ihres Volkes anschmiegten, sie befestigten auf diese Weise gewiß auf eine Zeitlang die Glückseligkeit und wahre Wohlfahrt ihres Volks. Es ist auch gerade die Art, um dieses an Gesetz und Ordnung zu fesseln, es empfindet die Rücksicht, die auf sein ächtes Interesse genommen wird und fühlt deutlich den Schutz des gesellschaftlichen Vereins, dem es angehört.

Die Römer standen mit uns, in Ansehung der Vollziehung ihrer Todesstrafen, in älteren Zeiten auf einer gleichen Stuffe, sie wurden öffentlich vollzogen, aber den Juden waren sie schon damals vor, denn das Volk nahm nicht activen Theil daran. In späteren Zeiten benahmen sie sich mit Würde eines gebildeten Volks dabei, und wir haben ihnen, obgleich wir uns den größten Theil ihrer Gesetze zugeeignet haben, in diesem Stücke nicht nachgeahmt.

Livius beschreibt im 2ten Buche im 5ten Capitel das Gericht des Junius Brutus, ersten Consuls in Rom, welches derselbe über die Vaterlandsverräther hielt. Die Consuln waren gegenwärtig und hatten sich auf ihre Sitze begeben, die Verbrecher wurden auf dem Forum in Gegenwart des Volks von den Lictoren mit Ruthen gepeitscht und nachher mit dem Beile enthauptet.

In späteren Zeiten kamen bei diesem aufgeklärten Volke Todesstrafen in Gebrauch, welche klar bewiesen, daß es sich weiter von dem Zwecke, eine grausame Rache zu üben, entfernt hatte. Man stürzte damals, besonders Verbrecher aus höheren Ständen von dem Tarpejischen Felsen herab, und nahm mithin bei dieser Art der Todesstrafe, auf den Grad der moralischen Bildung des Verbrechers sowohl, als auch auf den politischen Zweck Rücksicht, den Stand desselben nicht zu brandmarken. Das Volk sah diese Strafe vollziehen, und erhielt dadurch die überzeugende Gewißheit, daß der Stand das Verbrechen nicht schütze, aber das Detail der Handlung die Schauder, Verzerrungen und Zuckungen des Sterbenden, sah es nicht. Ihm wurde mithin ein ganz andrer Eindruck gegeben, als es erhalten haben würde, wenn es Zeuge von Verstümmelungen oder blutigen Todesstreichen gewesen wäre. Weder seine Blutgier noch sein Mitleiden konnte auf diese Art lebhaft erregt werden.

Es läßt sich zwar schwerlich bestimmen, ob der Contrast nicht vielleicht zu schneidend war, daß man zu eben der Zeit die Sclaven, den rohesten und ungebildetsten Theil des Volks, kreuzigte, und also der schmählichsten Todesart Preis gab. Allein nichts desto weniger muß man gestehen, daß das Verhältniß in der Strafe gewiß sehr gelitten haben würde, wenn man den Fall umgekehrt hätte, und etwa die größere oder geringere moralische Bildung zum Maaßstabe der härteren oder gelinderen Strafe machte, wie solches bei dem ersten Anblicke nicht ungerecht zu seyn scheint. Hielt man es zu Beförderung der Moralität des Volks nothwendig, die Schrecken des Todes zu versinnlichen; glaubte man vielleicht, es sey einem kriegerischen Volke nothwendig, manchmal Scenen beizuwohnen, welche ihre Blutgier erweckten, weil man die nachtheiligen Folgen einer empfindsamen Weichlichkeit vermeiden zu müssen wähnte; so wäre es ohne Vergleichung härter gewesen, wenn man umgekehrt verfuhr.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 3ten October 1800.

Ueber die öffentlichen Hinrichtungen und den Einfluß den sie auf die Moralität des Volks haben.

(Schluß.)

Den an Achtung gewöhnten Bürger oder Patrizier der öffentlichen Beschimpfung Preis zu geben, gab der Strafe einen ungleich größern Zusatz, als wenn diese Beschimpfung einem Menschen angethan wurde, dem nie Ehre wiederfuhr.

War es endlich nöthig, die Todesstrafe durch Marter zu vergrößern, so war es angemessener, sie dem anzuthun, dem die Remotion für immer aus der Republik nicht schon völlig für Todesstrafe galt, wie dieses mit dem römischen Bürger der Fall war, der die Verbannung der Todesstrafe gleich schätzte. So wenig diese Hypotheſen Anspruch machen, den Grund dieser Sitte erschöpft zu haben, so wenig wird es im Gegentheil darzuthun stehen, daß diese Reflexionen nicht die vernünftige Ursache derselben seyn konnten.

Unter den römischen Kaisern gab es Todesstrafen, die nicht öffentlich vollzogen wurden, die Verbrecher starben durch Gift, Eröfnung der Adern und endlich war es gar eine Gewohnheit, daß sie sich selbst tödten mußten. In sofern diese Hinrichtungen ohne alle Form, unrechtliche Handlungen des Despotismus begünstigen, ist der Verfasser weit entfernt, ihnen das Wort zu reden, wie die im 3ten Abschnitt gemachten Vorschläge sattsam beweisen müssen; diese Exempel stehen aber darum hier an ihrem Orte, um den Leser zu erinnern, daß es schon in ältern Zeiten für keine Nothwendigkeit gehalten wurde, das Volk zum Zeugen blutiger Handlungen zu machen.

Die Sitte, daß sich die Verbrecher selbst tödten mußten, war vielleicht aus Aethiopien entlehnt, wo, wie

Diodor von Sicilien erzählt, kein Verbrecher durch andre getödtet wurde, sondern sich selbst auf beliebige Art entleiben mußte, wenn man ihm einen Lictor zuschickte, der die Zeichen des Todes vor sich her trug. Bekannt ist die Begebenheit, welche die höchste Ehrfurcht gegen die Gesetze beweiset, daß eine Mutter ihren eigenen Sohn mit dem Gürtel erwürgte, weil er der Vollziehung seines gesetzmäßigen Selbstmordes entfliehen wollte. —

Es würde nicht schwer werden, mehr Beispiele zur Bestätigung des Satzes aus der Geschichte beizubringen, daß auch in der Art, wie sie ihre Todesstrafen vollziehen, der Abdruck ihres Gemeingeistes liegt, wenn eine weitere Ausführung dieser Behauptung zum Plan dieser Abhandlung gehören könnte. Wer mit philosophischem Geiste die Geschichte studiert; wer nicht bei der Erzählung von den Begebenheiten stehen bleibt, vielmehr zu ergründen trachtet, ob sie als Ursache, Mittel oder Zweck in der Reihe der Erscheinungen auftreten, dem wird auch diese allgemeine Bemerkung nicht entgangen seyn.

Einen Blick wollen wir noch auf das Land und auf seine neueren Begebenheiten werfen, welches die Erfahrungen in unsern Tagen mit so vielen Merkwürdigkeiten bereicherte.

Es würde unverantwortlich gegen uns selbst seyn, wenn wir die kostbaren, daselbst angestellten Experimente nicht zum Gegenstand unserer Betrachtung machten, sie nicht zu unserer Belehrung dienen ließen. Wir haben deutlich gesehen, was öffentliche Hinrichtungen bewirken, wenn man das Volk daran gewöhnt. Es wird im Schoos der Cultur mit den gebildetsten Anlagen in Raubthiere verwandelt; denn Cannibalen schlachten ihre Feinde, aber sie erwürgen ihre Brüder nicht. Die Blutscenen, welche ihnen von den Häuptern der Partheien, die sich um die Beraubung des Staats nicht einig werden konnten, gegeben wurden, dienten dazu, dem Volke eine Stimmung zu geben, in welcher jeder, wie bei den Hebräern, mit Freuden selbst Hand anlegte; sie erzogen sich Büttel en Masse, um en Masse morden zu können, wenn es ihre Intriguen erforderten. Die Unverschämtheit, daß man vor den Augen des Volks mordete, und dieses zum Mitschuldigen der Verbrechen dadurch machte, war der einzige Schein der Gesetzlichkeit, der übrig blieb.

Wäre man schon vor der Revolution bedacht gewesen, dem Volke ein seiner Sittlichkeit so schädliches Schauspiel, als öffentliche Executionen sind, zu entziehen, hätte man z. B. die vorgeschlagene Art eingeführt gehabt, so würde es nie möglich gewesen seyn, grausenerweckende Scenen so schnell mit rührenden Feierlichkeiten zu vertauschen. Auf alle Fälle wäre es ein

mißlicher Schritt gewesen, so ganz das gewohnte Costüm zu verlassen, wenigstens immer eine Schwierigkeit mehr, die zu übersteigen war.

Wie wäre es, ohne die Leichtigkeit, mit der die Guillottine arbeitete, möglich gewesen, das Volk in der blutdürstigen Stimmung zu erhalten? Wie hätte man den mit magischen Wörtern elektrisirten Haufen in dem Wahn seines ihm angebohrnen Richteramts erhalten können, wenn man nicht in seiner Gegenwart und mit seiner Beihülfe die Schlachtopfer bei tausenden brachte? Man hatte es zuletzt ja gar so weit gebracht, daß jeder sich am Abend freuen mußte, wenn man ihm noch um einen Tag das Leben gefristet hatte. Wahrlich ein Zustand, in den man das Volk setzte, welches man als den Souverain proclamirte, der vollkommen dem jener Wütriche glich, welche in jedem Menschen einen Empörer und ihren Mörder sehen mußten! —

Man konnte keine vollgültigen Gründe finden, um, wenn sie einmal abgeschaft waren, die öffentlichen Hinrichtungen wieder einzuführen. Denn vor beeidigten, unbescholtenen, rechtschaffenen Männern, welche ihres Amts halber der Vollstreckung eines Bluturtheils beiwohnen müssen, von dessen Gesetzmäßigkeit sie die Ueberzeugung erlangt haben, kann doch wohl nicht so leicht ein Justizmord begangen werden, als vor dem ununterrichteten Volke, dem intrigante Menschen jede Stimmung geben können, die sie für gut finden. Man würde daher vermuthlich sich Personen gewählt haben, die diesen Mordthaten ihre Gegenwart geliehen hätten. Aber es ist ungleich leichter, selbst zu morden, als den Mord, den andere begehen, auf eine feierliche Art in Schutz zu nehmen. Wenn solche Geschworne auch zum Besten einer Parthei einen Mord als rechtlich bestätigt hätten, würden sie es für alle gethan haben? Aber gesetzt auch, man hätte jederzeit andere an ihre Stelle gesetzt, so lies sich das Volk, das nicht durch Blutscenen erhitzt, vielmehr in die Stimmung der Trauer versetzt war, gewiß nicht so zu wiederholtenmalen äffen, und es würde so schändliche Erdichtungen mehr verachtet als geglaubt haben.

Indem der Verfasser seine vorgeschlagenen Einrichtungen bei der grossen politischen Weltbegebenheit, die wir erlebt haben, aufstellte, wollte er blos noch dem Leser ihren mehrseitigen Nutzen vor Augen legen. Mögten seine Vorschläge mit der Liebe für das gemeine Beste geprüft werden, mit der er sie that! Mögte man mit Aufmerksamkeit erwägen, wie wichtig solche Modificationen, die bei weitem keine bedenklichen Veränderungen sind, in ihren Folgen werden, wenn man das Band des Wohlwollens und der Liebe fester schürzt, es wenigstens durch kein Schauspiel zerreißt oder er-

weitert, das den Menschen von dem Menschen entfernt. Nachtheil verhüten und zum Wohl der Menschen berechnete Verbesserungen einzuführen, ist der lobenswertheste Zweck, den die Machthaber, welchen das Heft der Regierung anvertrauet ist, haben können; so erfüllen sie die gerechten Erwartungen derjenigen, denen das Wohl der Menschheit theuer ist. Man kann nie mehr seine Liebe zu der gesetzlichen Ordnung bewähren, als wenn man über dieselbe in allen ihren Theilen nachdenkt, und die Resultate dieses Nachdenkens darstellt, damit diejenigen, welche das Ganze zu übersehen und zu leiten haben, sich dasjenige mögen zu Nutzen machen, was sie richtig und der Lage der Dinge angemessen finden.

Ueber die Stubenheitzung mit Steinkohlen.

Die Vermehrung und Erweiterung der Steinkohlenbergwerke, von unserer Landesherrschaft bis jetzt mit einer wirklichen Aufopferung zum Wohl des Landes veranstaltet und unternommen, hat die Realisirung der Wünsche des Publikums, statt des jetzt so theuern Brennholzes Steinkohlen gebrauchen zu können, möglich gemacht. Nicht blos der Fabrikant unternimt jetzt die Einrichtung seiner Kessel, Blase oder Pfanne zur Steinkohlenfeurung, sondern selbst der Hausherr, obgleich seine Holzbedürfnisse geringer sind, denkt darauf, die Kosten für das theure Brennholz durch den Gebrauch der Steinkohlen zu verringern, und sparet hiebei nicht allein für sich, sondern auch für den Staat, dessen Forsten nun für unsre Enkel geschont werden. Wie bald bezahlen sich nicht auch die Kosten einer solchen Anlage, da 24 bis 30 Himten Steinkohlen so viel wirken, als ein 6füßiges Klafter Holz, und ein vierspänniger Wagen voll Steinkohlen 60 Himten, an Holz aber oft nur ein halbes Klafter Holz ladet.

Auch ist die Einrichtung eines Ofens zur Steinkohlenfeurung sehr einfach; ein Aschenfall, nicht in das Camin, sondern auf die Flur oder auf den Vorsaal frei heraus geführt, ein Rost, ein Paar zweckmäßig eingerichtete Züge im Ofen und ein verschlossenes Camin, oder ein unter dem Rauchrohre verschlossener Schornstein ist allein hinlänglich, eine Feurung zu verschaffen, die nichts von Steinkohlenrauche spüren läßt, und einen Ofen in einen wirklichen Sparofen umzuschaffen. Und unerachtet dieses so leicht und einfach ist, so hat die wirkliche Ausführung desselben doch manche Schwierigkeiten.

Wird

Wird nach dem Locale diese oder jene Abweichung und Veränderung in der Anlage erfordert, und nimt der Maurer hierauf nicht Rücksicht, oder wird in einer Kleinigkeit des Technischen gefehlt, (wenn z. B. die Roststäbe nicht nach der Länge des Ofens gelegt werden, so kann alsdann die Asche nur mühsam durch den Rost gestört werden; wird der Rost zu hoch gelegt, so fallen die Kohlen nicht nach dem Rost hin zusammen), oder wählt der Hausherr, zur Vermeidung vieler Umstände, einen sogenannten Pottofen (mit Unwillen sah ich neulich in Hannover ein ganzes Fuder solcher Oefen aus dem cölnischen Sauerlande, die doch selten ohne Rauch, und nie haushälterisch sind), oder glaubt der Hausherr gar, allein mit einem in den Ofen gesetzten Rost das Beabsichtigte zu erreichen; – so mißlingt der Versuch, und tausend nehmen daran ein abschreckendes Beispiel.

Eben so viel, ja noch mehr schaden der Ausbreitung der Steinkohlenfeurung und anderer guten Unternehmungen diejenigen, die mit einer besondern Wachsamkeit auf den Genius des Zeitalters, dem Kenner bekannte Erfindungen und Vorschläge denen, die dergleichen nicht kennen, mit solchen marktschreierischen Lobeserhebungen empfehlen, bis sich diese entschliessen, so was als eine Kunst mit Cent pro Cent von ihnen zu erkaufen. Kömmt denn auch ein solcher Herr mit seinen Prahlereien vor den Augen eines Kenners einmal in Verlegenheit, die Sümmchen Geld, die er gewinnt, entschädigen ihn dafür. Doch dies übersähe man noch; aber oft sind solcher Herren Künste nichts werth, falsch ausgeführt und angewandt, in den nach dem Locale nöthigen Abänderungen so gut fehlerhaft, als wären sie von unwissenden Ouvriers gemacht, oder absichtlich mit unnöthigen geheimnißvollen Künsteleien (ein Ofen z. B. mit so langen Zügen, daß es ein Theerschweelofen wird) verstümmelt.

Bei Gelegenheit des so eben Geklagten werde ich zugleich an die von unverdaueter Physik vorgeschlagenen Veränderungen im Bau der Feuerungen erinnert.

Aus Rauch werden Stricke geflochten, Schrauben geschnitten, und die Gesetze seiner Bewegung von der der Billardskugeln deducirt. So wurde aus richtigen hydrostatischen Gründen, für die in so mancher Hinsicht nachtheilige Erweiterung der Schornsteine in mehrerer Höhe, ein falscher Beweis ausgeführt, die schräg anlaufenden Seitenwände eines Schornsteins sollten den Rauch, der doch, ehe er erkaltet, fortgeschaft werden muß, tragen.

Aus der umgekehrt conischen Form der Rauchsäule über dem Schornstein wurde die Zweckmäßigkeit der Erweiterung

terung der Schornsteine inducirt, da doch die Rauchsäule über einem Schornsteine ohne Schutz keine andere als jene Form annehmen kann, da er hingegen im Schornstein, so wie er abkühlt, sich zusammenzieht, und wenn er in einem weitern Schornsteine neben sich viel Luft hat, zu schnell erkaltet.

Mehr, als mit allem dergleichen, wird hingegen für die Ausbreitung der Steinkohlenfeuerung bewirkt, wenn in Zimmern öffentlicher Häuser zweckmäßig und einfach eingerichtete Oefen, wozu Chryselius und Jachtmann viel gute Vorschläge gethan haben, angewandt werden, die für viele Muster sind; solche zweckmäßig und einfach eingerichtete Feuerungen breiten sich schnell aus.

Ich erinnere mich, in dem Jahrgange 1798. oder 1799. dieses Magazins einen Aufsatz über die Einrichtung der Oefen zur Steinkohlenfeuerung gelesen zu haben, worin eine einfache Einrichtung der Oefen sehr deutlich beschrieben war. Jener Aufsatz gab vorzüglich Anleitung, wie gewöhnliche eiserne Oefen zur Steinkohlenfeuerung einzurichten sind, und ich selbst habe mehrere solcher Oefen gut ziehen und gut heitzen sehen; doch gaben sie stets eine zu schnelle und zu wenig anhaltende Hitze. Deshalb sind Aufsätze von Kacheln oder nur von Backsteinen gut, denn sie geben einen Regulator der Wärme ab. Zur möglichsten Benutzung des Brennmaterials muß es einem starken Zuge ausgesetzt werden; denn hiebei wird so viel Luft zersetzt, als das Brennmaterial nur zu zersetzen vermag; gut brennendes Feuer giebt aber keine, unserm Gefühle und unserer Gesundheit angemessene Temperatur, und muß daher durch einen massevollen Ofen regulirt werden. Was diese Regel für Gränzen hat, wäre hier auseinander zu setzen zu weitläuftig.

In Hannover hat man sehr häufig Windöfen; allgemein verzehren solche Oefen schon erwärmte Luft, die durch frische kalte ersetzt wird, und sind solche Oefen deshalb nicht haushälterisch, doch kann der erforderliche Luftstrom von aussen her durch eine Röhre in den Aschenfall geleitet werden, wie es Chryselius vorgeschlagen hat.

Die Züge oder Feuercanäle sind am besten vertical einzurichten; denn verticale Züge bilden gegen horizontale Züge bei ein und derselben Länge weniger Biegungen, es setzt sich in ihnen weniger Ruß an, auch lassen sie sich leichter reinigen, endlich folgt die imponderable Wärme nicht so leicht dem Zuge nach unten, als der Rauch; die Wärme bleibt also mehr im Ofen.

Drei Säulen, deren mittlere auf einen nicht zu großen eisernen Unterofen gestellt ist, leisten dies am besten; ist Platz da, so stelle man die Säulen frei, wie es Kürte in seiner praktischen Anweisung, holzersparende Stubenöfen ꝛc. einzurichten (ein unbedeutendes

des Buch mit guten Oefen) gelehrt hat. Die beiden Säulen zur Seite des Ofens communiciren hinten unter dem Unterofen mit einander.

Doch in ein ausführlicheres Detail kann ich mich hier nicht weiter einlassen, mehr Belehrungen hierüber wird ein Buch enthalten, das unter dem Titel: Erfahrungen über die Lagerstätte der Steinkohlen und über die Feuerungen, bald erscheinen wird.

S. K.

Eine merkwürdige Nachricht aus dem 11ten Jahrhundert über den Gebrauch der Felle ungeborner Lämmer in Deutschland.

Im 16ten und 17ten Jahrhundert wiederholten alle Reisende, welche Rußland und die Morgenländer besucht hatten, die Fabel, daß es in der Gegend von Astracan, Sonnonecomi und andern Städten wunderbare lammähnliche Thierpflanzen gebe, deren zarte Felle zur Fütterung und Besetzung von Pelzen und Turbanen gebraucht würden. Kämpfer und Bruce entdeckten es im Anfange dieses Jahrhunderts zuerst, daß die zarten Felle nicht von Thierpflanzen, sondern von ungebornen Lämmern herkommen, welche man aus den Leibern der Mütter herausschneide. (Meiners Vergleichung des ältern und neuern Rußlands, erster Theil, S. 100. und 101.) **Umdesto merkwürdiger ist es, daß man schon im Anfange des 11ten Jahrhunderts in einer Stadt des nördlichen Deutschlands eine richtigere Kenntniß von diesem kostbaren Pelzwerke hatte.**

Der paderbornische Bischof Meinwerk war nicht nur ein naher Anverwandter Heinrichs II., indem er ebenfalls von den Immedingern, oder aus dem Wittekindischen Geschlechte abstammte, sondern er war auch ein Schulfreund dieses Kaisers, mit welchem er auf der Stiftsschule zu Hildesheim erzogen worden war.

Heinrich II. ernannte seinen Anverwandten und Vertrauten Meinwerk im J. 1015. zum Bischof von Paderborn, damit er dies damals arme Bisthum aus seinen großen Stammgütern, zu welchen auch die Herrschaft Plesse gehörte, begaben möchte. Der Bischof Meinwerk ladete den Kaiser im Jahre 1031. zu der feierlichen Einweihung eines Klosters nach Pa-

der-

derborn ein. Heinrich II. nahm die Einladung an, und bat zugleich, daß man ihm ein Bad bereiten mögte.

Auf diese Nachricht befahl der Bischof, daß man auf allen bischöflichen Höfen und Vorwerken die trächtigen Schaafe schlachten, die ungebornen Lämmer heraus nehmen und ihnen die Felle abziehen sollte. Die besten Felle wurden zur Fütterung eines Prachtmantels gebrauchet, dessen Saum man mit Zobeln besetzte. Diesen Prachtmantel hing der Bischof Meinwerk dem Kaiser um, als er aus dem Bade kam. Die Hofleute wunderten sich über das fremde Pelzwerk, untersuchten es genauer und fanden, daß es blos aus Lämmerfellen bestehe. Sie ermangelten nicht, ihre Entdeckung dem Kaiser mitzutheilen, welcher sogleich den Bischof rufen lies und ihn darüber zur Rede stellte, daß er, der kaiserlichen Würde uneingedenk, dem Haupte des deutschen Reichs einen Pelz geschenkt habe, dergleichen der niedrigste Pöbel trage. Allein der Bischof behauptete, daß das dem Kaiser geschenkte Pelzwerk von der Art sey, daß es sich für jeden, auch den höchsten Stand schicke. Er lies Kaufleute herbei rufen, welche das, was er gesagt hatte, durch ihr Zeugniß bestätigten.

Meinwerk erzählte nun, was er gethan hatte, und forderte den Kaiser auf, daß er den Schaden, den die Kirche und die Armen durch die große Niederlage von Schaafen und Lämmern gelitten hätte, ersetzen solle. Der Kaiser versprach, dieses vierfältig zu thun, und schenkte dem Bischof das Gut Steini. (Vita Meinwerci ap. Leibnitz. Script. ver. Brunsvic. 1553. Ich setze nur folgende Worte des Originals hieher: Episcopus autem optimum genus indumenti cuique ordini, conditioni, et dignitati conveniens, se dedisse assereus mercatores advocavit; eosque per gratiam suam hoc de re contestatus, eorum testimonio, quae dixerat, vera approbavit.)

C. M.

Errata: Im 58sten und 59sten Stück dieses Magazins lese man:

S. 1109. Z. 8. statt Molz Motz.
S. 1115. Z. 18. statt Effluſia Effluvia.
S. 1129. Z. 5. William Wagſtaffe (steht aus Versehen des Verfassers Edmund Massey.)

Hannöverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 6ten October 1800.

Ueber Medicinaltaxen.

Die Veranlassung zu den hier vorgetragenen Bemerkungen bedarf keiner weitern Erörterung. Keiner meiner Leser wird darüber in Ungewißheit sich befinden und einige erwarten bestimmt vielleicht nichts Geringeres als eine derbe Critik.

So anmaaßend und unbefugt ist mein Zweck aber nicht. Ich wünsche nur dahin zu wirken, daß das Publikum sowohl, als die Aerzte, übereinstimmen und richtig über diesen Gegenstand denken mögen. Dieses scheint nicht überflüssig zu seyn, da die neuern Erfahrungen bis zum Ueberdruß gezeigt haben, wie wenig berichtigt und übereinstimmend die Begriffe darüber sind, und wie leicht wegen dieser unbestimmten unrichtigen Begriffe Mißverständnisse zwischen dem Publikum und den Aerzten entstehen können, die um so nachtheiliger seyn müssen, da beide Theile in so inniger Beziehung auf einander stehen, wie es mit den Begriffen: Existenz und Subsistenz, nur immer der Fall seyn kann. Kann es nemlich nicht geleugnet werden, daß das Publikum zu jeder Zeit zum Theil seine Existenz den Aerzten zu verdanken habe, und ergiebt sich hieraus der Grad von Achtung und Dankbarkeit, auf den diese Anspruch machen können, so ist es nicht weniger gewiß, daß die Aerzte, im Ganzen genommen, dem Publikum ihre Subsistenz verdanken; daß also beide Theile zur gegenseitigen Hochachtung und Erkenntlichkeit einander verpflichtet sind.

Immerhin mag Mann gegen Mann gerechnet, das Uebergewicht sich hier auf der Seite der Aerzte befinden, indem es nicht zweifelhaft seyn kann, daß derjenige ein größeres Verdienst besitze, der das Leben fortdauern macht, und wirklich vorhandene Leiden entfernt, als derjenige, der blos zur größern Bequemlichkeit des Lebens beiträgt, welches alles ist, was

man von den einzelnen Mitgliedern des Publikums, in Hinsicht der Aerzte, behaupten kann; nichts destoweniger bleibt es ausgemacht, daß die Verpflichtung beider Theile, im Ganzen genommen, gleich gegenseitig sey.

Wie sehr ist es also der Schicklichkeit gemäß, daß beide mit einander in gutem Vernehmen stehn, und kein Theil sich herausnehme, sich einseitig als den Wohlthäter des andern zu betrachten.

Noch mehr aber muß dieses gewünscht werden, wenn man den Nutzen des Publikums, als des gröſseren Theils, ins Auge faßt. Oder darf man glauben, die Dienste, welche es von den Aerzten erwarte, seyen von so gleichgültiger Beschaffenheit, daß Lust und Liebe dazu, oder Abneigung und Verdrießlichkeit von der andern Seite, keinen nachtheiligen Einfluß darauf äussern werden? So lange die Gesundheit und das Leben die gewünschtesten Güter des Menschengeschlechts, und so lange die Aerzte selbst Menschen bleiben, wird dieses um so weniger angenommen werden können, je mehr gerade ihre Geschäfte einen ruhigen ungereizten Gemüthszustand, und in sehr vielen Fällen sehr viel guten Willen und Eifer, zu ihrer glücklichen Vollendung erfordern.

Wäre es also gedenkbar, daß an irgend einem Orte, oder in einem Lande, eine vorhandene Medicinaltaxe, worunter ich hier allein die authorisirte Schätzung ärztlicher und wundärztlicher Arbeiten verstehe, ein Stein des Anstoßes zwischen dem Publikum und den Aerzten geworden wäre, oder in Gefahr stände, es künftig noch zu werden, so würde ich ein kleines Verdienst mir zu erwerben glauben, wenn ich zeigen könnte, daß dieses Ereigniß keineswegs ein nothwendiger Erfolg der Taxen sey, sondern lediglich auf einem Mißverstande beruhe, indem man sie als ein Mittel betrachtet, die Aerzte zu bereichern, da sie doch vielmehr den Zweck nur haben, die Aerzte vor Beeinträchtigungen und vor einer sklavischen Abhängigkeit von ihrem Publiko zu sichern, die der Ausübung ihres nützlichen Berufs nothwendig nachtheilig werden würden.

Ich hoffe diese Absicht durch nachfolgende Bemerkungen zu erreichen, denen ich nur noch die doppelte Voraussetzung voranschicke, daß eine wirklich vorhandene Taxe ärztlicher und wundärztlicher Arbeiten nicht nach unbilligen Grundsätzen abgefaßt und der gröſsere Theil der Aerzte geneigt seyn werde, nicht nach den Eingebungen eines unmoralischen Eigennutzes, sondern nach liberalen menschenfreundlichen Maximen zu handeln.

Bei-

Beides darf ohne Bedenken eingeräumt werden, da wohl nirgends eine solche Taxe ohne Vorwissen und Genehmigung der Obrigkeit erscheinen wird, und andern Theils die Erfahrung im Großen so sehr zur Ehre der Aerzte entschieden hat, daß die Beispiele einzelner Harpaxe keinen Einwurf wider die Voraussetzung abgeben können. Sollte auch einem und dem andern Arzte mit Recht der Vorwurf gemacht werden können, daß auf seiner Rechnung Besuche sich angerechnet befinden, die er fortgesetzt einem Kranken noch nach dessen Tode gegeben haben müßte; und hätten auch die lustigen Geschichten die man hört, wie Butterbrod und Schnaps, zur Compensation medicinischer Rechnungen haben dienen müssen, ihre Richtigkeit; wer dürfte es wagen, nach diesem elenden Maaßstabe einen Orden schätzen zu wollen, den in unserer Gegend des unsterblichen Weikhoffs Beispiel zur uneigennützigen Krankenpflege geweihet hat, dessen meiste lebende Mitglieder es nicht beschämen dürfte, wenn ich sie dieser Tugend wegen nennen wollte?

Räumt man mir nun beides ein, welches zum Theil durch die nachfolgenden Bemerkungen noch erleichtert werden wird, dann würde es nicht schwer fallen, die obigen Behauptungen zu beweisen.

Man muß mir aber erlauben, in dieser Rücksicht frei von der Behandlung sprechen zu dürfen, welche das Publikum, in Rücksicht der Belohnung, häufig den Aerzten wiederfahren läßt. Mancher glaubt vielleicht nicht, daß von dieser Seite etwas zu erinnern seyn könne, da fast kein Sprichwort mehr verbreitet ist, als das bon-mot: Galens Schüler seyen reiche Leute, welches, wenn es seine Richtigkeit hätte, voraussetzen würde, die Aerzte dürften über das Publikum nicht klagen.

Ich muß daher dieses bon-mot einer kurzen Prüfung unterwerfen, und da wird sich bald ergeben, daß es ein veralteter Scherz sey, der anjetzt blos dadurch redet, weil er nicht mehr trift. Ehemals traten mehrere Ursachen zusammen, den Arzt zu bereichern. Nicht nur wirkte er in weit kleinerer Anzahl, als anjetzt, und es häuften sich daher in seinem Schooße die Spenden der geretteten Seckelbesitzer, sondern es verherrlichte auch ein gewisser abergläubischer Heiligenschein sein Haupt, und man zollte desto reichlicher dem Künstler, je mysterieuser und prunkvollerer seine Kunst ausübte, nicht zu vergessen, daß der ehemalige größere Wohlstande dem Publiko verhältnißmäßiger freigebig zu seyn gestattete.

Die Zeit hat alle jene Verhältnisse merklich verändert. Die Zahl der Aerzte ist anjetzt Legion, ihre Kunstübung bei größerer Nützlichkeit, die

anspruchloseste, bescheidenste von der Welt, der Wohlstand des Bürgers in eben dem Grade vermindert, wie seine Bedürfnisse gewachsen sind; wie sollte es denn zugehen, daß die Aerzte reich würden? Fragt man ihre Witwen und Kinder, so bezeugen sie nicht selten das Gegentheil durch ihr hartes Schicksal.

Gleichwohl scheint jenes bon-mot von vielen als noch jetzt zutreffend angenommen zu werden, und mancher mag sich und das Scherflein, das er seinem Arzte bietet, mit der guten Absicht rechtfertigen, den braven Mann, dem er Dank schuldig ist, vor Uebermuth und Glatteis bewahren zu wollen.

Welcher Arzt wird eine so gute Absicht nicht verehren, gesetzt auch, daß er ihr zu Ehren Schulden machen müsse!! Aber wenn es sich nun gar finden sollte, daß ein Theil des Publikums nicht wegen jenes Vorurtheils, sondern aus ganz andern Absichten karg gegen die Aerzte sich benimt, vielleicht deswegen, weil es sie für Wesen hält, die ihm ohne weitere Rücksicht verpflichtet sind, über die es schalten und walten könne, nach seinem Belieben, wer wird denn die Aerzte nicht beklagen? Und doch ist es ganz gewiß Thatsache, daß ein großer Theil des Publikums den Arzt weit unter seinen Verdiensten belohnt, und nichts desto weniger sich das Ansehn giebt, ihm Geschenke zu machen, für welche er förmlichen und ceremoniellen Dank erwartet! Man sieht gleich auf den ersten Blick, daß große Mißverständnisse von Seiten des Publikums, und ein fehlerhaftes Benehmen von Seiten der Aerzte, hier zusammentreffen müssen, um dieses Resultat zu bewirken.

Das Mißverständniß des Publikums beruhet vielleicht auf einer falschen Deutung des Eides, mit dem jeder Arzt zu der Ausübung seiner Kunst eingeweihet wird. Weil ihm hier Uneigennützigkeit zur besondern Pflicht gemacht wird, so denkt mancher wohl, mit dessen Denkungsart es überhaupt gut zusammentrift, die Kunst belohne sich selbst, und es bedürfe von seiner Seite wenigstens keiner Anstrengung, die ihm selbst Ersparung oder Versagung zuziehen könne.

Dächten einige nicht so, wie wäre es denn möglich, daß sie zu ihrem Vergnügen so viel aufwenden, und ihren Arzt entweder ganz oder größtentheils vergessen könnten. Beispiele hievon wird jeder Arzt mehrere beibringen können, sunt vero odiosa!

Nicht weniger aber veranlaßt ein fehlerhaftes Benehmen der Aerzte dieses Mißverständniß ebenfalls. Wären sie alle von gleichen festen Grundsäzzen beseelt, so würde nichts leichter seyn,

seyn, als sich vor einer so unwürdigen Behandlung zu sichern. Ohne sich das göttliche Vergnügen zu schmälern, welches allerdings das schönste Vorrecht ihres Standes ist, den Nothdürftigen bei ihrem körperlichen Leiden ohne alle Rücksicht beizustehn, daß ein Arbeiter seines Lohns würdig sey, um den Undankbaren zu erinnern, oder im andern Falle mit seiner beleidigenden Gabe zurückzuweisen. Allein verschiedene Rücksichten verhindern diese Uebereinstimmung der Aerzte, die bei allen andern Fakultäten üblich ist.

Der eine feig, der andere von falschem Ehrgeiz ergriffen, der dritte schlau und speculirend, lassen alle, oft von den unwürdigsten Menschen, sich beschimpfen, und verschmerzen im Stillen die Kränkung, welche eine solche herabsetzende Behandlung jedem Mann von Ehre und rechtlicher Empfindung verursachen muß, der weniger das Geld vermißt, obgleich er es vielleicht bedarf, als die dankbare Sinnesart, die für jeden braven Mann den angenehmsten Lohn für geleistete Dienste hergiebt.

Welche andere Folge kann aber daraus entstehen, als daß die Aerzte, welche wiederholt solche Erfahrungen machen, dadurch niedergeschlagen und verstimmt werden, und weniger für ein Publikum sich interessiren, das zum Theil für sie so wenig Interesse zeigt? Und welches Mittel findet Statt, diese eingerissene Geringschätzung ärztlicher Verdienste wieder aufzuheben?

Da es von den Aerzten selbst aus den angeführten Gründen nicht erwartet werden mag, so ist zu wünschen, daß der Staat, welcher wegen des Wohls seiner Mitglieder unmittelbar dabei interessirt ist, sich ins Mittel lege, und dieses geschiehet den durch die Festsetzung einer Taxe, nach welcher die Aerzte ihre Arbeiten zu schätzen befugt werden. Indem durch sie dem Publiko, in so fern es dasselbe bedarf, die Augen über sein Verhältniß geöffnet werden, kann es nicht fehlen, daß dieser hinfort zufriedener gestellt, und zu seinen vielbedeutenden Arbeiten williger und muthvoller gemacht werde. Gegenseitiger Vortheil und allgemeine Zufriedenheit werden die wohlthätigen Folgen davon seyn.

Allerdings mag es ein schweres Unternehmen seyn, eine solche Taxe zu entwerfen, die beiden Theilen billig und bestimmt genug scheine, denn die meisten Arbeiten der Aerzte und Wundärzte sind nach den verschiedenen Umständen, die dabei obwalten, ihrem innern Werthe nach, gar oft verschieden. Im Ganzen dürften die Fälle nicht seltener seyn, wo die Aerzte bei einer Taxe zu kurz zu kommen glauben werden, als wo das Publikum

Geistlichen und Rechtsgelehrten sichern, ohne daß das Publikum sich dadurch beleidigt fühlte. Warum wollte man es denn dem Arzte nicht erlauben, rechtmäßig fordern zu können? Vielleicht weil man von jeher viel Unentgeltlichkeit von ihm gewohnt und er höflich genug ist, zu danken, wenn man seine Pflicht gegen ihn erfüllt? Darf man darum glauben, der Dank gegen ihn sey freiwillig und willkührlich?

(Die Schluß folgt.)

Meteoro-entomologische Anfrage.

Die englischen Blätter führen als einen besondern Umstand in der Naturgeschichte des gegenwärtigen Jahrs an, daß ungeachtet des anhaltenden trocknen und warmen Wetters in England, weniger Insekten, als in irgend einem andern Jahre, dessen man sich erinnert, vorhanden gewesen sind. Wespen sind kaum gesehen worden und die gemeine Hausfliege nicht so zahlreich wie sonst. Die zahme Biene hat unter menschlicher Wartung sich beispiellos vermehrt; die wilde hat an dem Schicksale der andern Insekten Theil genommen.

Der Sage nach schreibt man die Ursachen hievon einem Besuche zu, dem England im April von Myriaden aus Nordosten gekommener sehr kleiner Insekten gehabt haben soll, welche die Eier der einheimischen Stämme, ausser vielen andern in den Feldern, vorgenommenen fühlbaren Verwüstungen, verzehrt haben und bei zunehmender Wärme gestorben seyn sollen.

Von den Naturforschern werden wir nähere Aufklärung über die Wahrheit jener Angaben zu erwarten haben; wobei der deutsche Beobachtungsgeist sich besonders interessant machen könnte, wenn unsere Entomologen uns belehrten, ob jene Sonderbarkeit mit den angegebenen Ursachen und Nebenumständen blos für England local gewesen ist, oder auch auf dem festen Lande Statt gefunden hat? —

Hannöverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 10ten October 1800.

Ueber Medicinaltaxen.

(Schluß.)

Ausser denen aus der Natur des Verhältnisses zwischen Arzt und Publikum geschöpften Gründen, liegt noch ein Grund der Nothwendigkeit der Medicinaltaxen in der gerichtlichen Verfassung der Staaten.

Nicht immer darf der Arzt von den Kranken selbst seine Belohnung erwarten, sondern von deren Vormündern, Curatoren und so weiter, die nicht nach Willkühr handeln dürfen, sondern nach bestimmten Vorschriften sich richten müssen. Dasselbe ist der Fall, sobald der Staat selbst der Schuldner des Arztes wird, wie durch manche gerichtliche Untersuchungen, zu denen er gezogen wird, geschieht. Auch hier muß alles bestimmt berechnet und mit Quitungen belegt werden.

Es läßt sich also in der That kein wohlgeordneter Staat ohne eine Medicinaltaxe denken, und man wird daher auch schwerlich ein Land namhaft machen können, in welchem sie nicht vorlängst schon Statt gefunden hätten, wie namentlich im Hannöverschen, dessen ältere Medicinaltaxe von 1719. vor kurzer Zeit, wegen veränderter Preise aller Dinge, einer Abänderung unterworfen worden ist.

Daß einer Medicinaltaxe, wie allen menschlichen Einrichtungen, auch Mängel eigen sind, bleibt allerdings zu bedauern. Wahr ist es, daß unter Umständen die Taxe für Einzelne sehr drückend werden kann. Es lassen sich so unglückliche Verkettungen in den Schicksalen einzelner Menschen und Familien denken, wo die dem Arzte nach einer sehr billigen Taxe zahlbare Summe in einem Jahre viele hundert Thaler betragen könnte. Solche Jahre könnten mehrere einander folgen, und am Ende

den wohlhabendsten zu Grunde richten, ohne daß man sagen könnte, der Arzt habe unverdient dabei gewonnen, denn von der andern Seite sind solche gehäufte Unglücksfälle der Familien, auch ein Unglück für den Arzt, der dadurch in seiner allgemeinen Thätigkeit oft unglaublich gehindert, und in seiner Ruhe gestört wird.

Gleichwohl wäre es zum Besten solcher Unglücklichen zu wünschen, daß eine Milderung ihrer Schuld eintreten möge. Im schlimmsten Fall ist es glaublich, daß sie gesetzlich oder gerichtlich bewirkt werden würde, wiewohl sie bei ähnlichen Verlegenheiten, wie sie durch den Gang der Prozesse noch öfterer hervorgebracht werden, nicht gewöhnlich ist.

An sich betrachtet, kann man nicht einsehen, warum der Diener der Gesundheit weniger begünstigt seyn solle, als der Diener der Gerechtigkeit. Wollte man sagen, Prozesse seyn mehr Folgen einer unmoralischen Willkühr, ihre Fröhner verdienten daher gezüchtigt und abgeschreckt zu werden, so ließe sich dasselbe von vielen Krankheiten ebenfalls behaupten, und gerade von solchen, die dem Arzte oft die beschwerlichsten und ekelhaftesten sind.

Allein, im Namen aller Aerzte, glaube ich diese Denkungsart von ihnen ablehnen zu dürfen. Der Anblick des menschlichen Elendes, der ihre tägliche Unterhaltung ist, müßte sehr verkehrt auf ihre Herzen gewirkt, oder vielmehr sehr schlechte Herzen bei ihnen angetroffen haben, wenn er sie nicht zum Mitleiden und zur Billigkeit gestimmt hätte. Wer im Stande wäre, die ohnedem durch ihre Leiden schon Gebeugten durch seine harten Forderungen noch mehr zu beugen, und in neue Verlegenheiten zu stürzen, der verdiente ausgestoßen zu werden aus dem ehrwürdigen Orden der Menschenretter, er verdiente von seinem Publikum verachtet und durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt zu werden.

So verdient dieses Schicksal seyn würde, so unvermeidlich ist es auch, und hierin liegt ein unfehlbares Sicherheitsmittel gegen den Eigennutz, welchen eigene bessere Grundsätze etwa nicht bezähmt haben sollten. Man fürchte also nichts von den Aerzten von dieser Seite. Wo ihre Tugend das Publikum nicht sichert, da wird der Eigennutz selbst es sichern. So wird es wenigstens der Fall seyn, wo mehrere Aerzte neben einander stehen.

Wo ein Arzt allein steht, sey es in Hinsicht der Zahl oder in Hinsicht besonderer Renommee und einzelner Geschicklichkeiten in der Geburtshülfe, bei Augenfehlern u. s. w., da ist die Sicherheit freilich nicht völlig so groß, weil alles hier ausschließlich auf den

Cha-

Charakter des Mannes anzukommen scheint. Allein es sind der moralischen Sansculotten zum Glück nur immer wenige, die der öffentlichen Meinung zu trotzen wagten, und was die Sicherheit sehr vermehrt, es steht in jetzigen Zeiten ein medicinischer Künstler schwerlich so allein, daß man ihm, den seltenen Nothfall ausgenommen, nicht sollte ausweichen können.

Was nun aber das Publikum völlig bei der Erscheinung einer Medicinaltaxe beruhigen kann, ist die Betrachtung, daß ausser jenen moralischen Zwangsmitteln, welche so eben berührt worden sind, auch andere Gründe die Aerzte geneigt machen werden, freiwillige Arrangements mit dem Publiko einzugehen. Dem Publiko kann es kaum so anstößig seyn, von den Aerzten Rechnungen zu erhalten, als es ganz gewiß den meisten Aerzten im hohen Grade widerlich und empfindlich seyn würde, dergleichen Rechnungen verfassen und übergeben zu sollen. Immerhin mag ein falsches point d'honneur dabei zum Grunde liegen, zuverlässig aber ist es die herrschende Empfindungsart der Aerzte, wenigstens an solchen Orten, wo das Gegentheil nicht von längerer Zeit Gebrauch ist.

Da ihnen nun eine Taxe nicht gebietet, ihre Belohnung nach dem von ihr festgesetzten Fuße zu verlangen, sondern ihnen dieses vielmehr nur erlaubt, so kann man immer darauf rechnen, daß sie jeden annehmlichen Ausweg, selbst mit einiger Aufopferung ihres Vortheils, sich gefallen lassen werden.

Unerachtet der Erscheinung oder Erneuerung einer Taxe, werden ihnen also die freiwilligen Verabredungen über ein Jahrgehalt und auch andere unbestimmte Dankleistungen, wenn sie nur einigermaaßen mit ihren geleisteten Diensten im Verhältniß stehen, lieber seyn, als die handwerksmäßige Behandlung nach einer Taxe, die ihnen wohl gar durch Zweifel und Einreden gegen ihre Rechnungen, sehr herabsetzende Kränkungen zuziehen könnte, so wie sie von der andern Seite in ihrer Wirksamkeit und gewissenhaften Krankenpflege sie stöhren kann, indem sie durch Scheu vor dem Verdacht des Eigennutzes, verleitet werden können, den Kranken weniger Sorgfalt zu widmen, als die Umstände nothwendig machen. Wie leicht könnte nicht jemand glauben, der Arzt mache darum so fleißige Besuche, um die Summe seiner Rechnung zu vergrössern!

Unstreitig ist demnach ein freiwillig ungezwungenes Uebereinkommen über die Belohnung ärztlicher Bemühungen, wie sie zwischen den Mitgliedern des Publikums und den Aerzten leicht zu Stande kommen werden, wenn beide Theile honett denken, der ange-

nehmste und ersprießlichste Fuß, auf welchen sie sich setzen können.

Kaum werden ausdrückliche Verabredungen oder namentliche Bestimmungen zu diesem Endzwecke erfordert werden. Damit jedoch das Publikum vor allen Chikanen schlechtgesinnter Aerzte gesichert seyn möge, müßte es als Gesetz angenommen werden, daß der Arzt, sobald er ein Jahrgehalt oder sonst eine Erkenntlichkeitsbezeugung in Rücksicht auf bestimmte Dienstleistungen ohne Widerrede und Einwendung angenommen hat, nicht weiter befugt sey, in Hinsicht dieser Dienstleistungen, Forderungen zu machen. Dagegen aber müßte es denn auch dem Arzte nicht zum Vorurtheil gereichen, wenn er in solchen Fällen, wo er sich beeinträchtigt findet, dreist mit der Sprache herausgeht, und im schlimmern Falle, wo er, wie zuweilen der Fall ist, gegen Grobheit und Bosheit kämpfen muß, auf die Taxe sich beruset.

Es ist dieses unstreitig anständiger als hinter dem Rücken solcher Menschen über Ungerechtigkeit zu klagen, die man nicht zu leiden braucht. Was hilft es, den Schein des demüthig Bescheidenen an einem Orte zu affektiren, den man an einem andern Orte, sollte es auch nur bei der lieben Frau seyn, wieder ablegt? Ein Arbeiter ist, wie gesagt, seines Lohnes werth, und ihn zu fordern, wo er geleistet werden kann, verträgt sich mit dem edelsten erhabensten Charakter, ist sogar dessen Pflicht, wenn er ohnedem höhere Pflichten gegen Frau und Kinder, oder wohl gar gegen Gläubiger u. s. w., verletzen würde. Höflichkeit könnte hier die größte Ungerechtigkeit genannt werden.

Würde es sich nach allem diesen nun wohl der Mühe belohnen, über die Erscheinung einer Medicinaltaxe viele Worte zu verliehren, und in Debatten sich zu erschöpfen? Ist es nicht klar, daß ein wohlgeordneter Staat ihrer nicht entbehren könne? Ist sie der Natur der Sache nach etwas anders, als ein dem Ganzen wohlthätiger Schutz der Aerzte gegen Ungerechtigkeit und Unzufriedenheit? Werden mögliche Mißbräuche, die davon gemacht werden könnten, nicht durch andere wesentliche Umstände verhütet? Würde sie dann doch gefürchtet, so glaube ich gezeigt zu haben, daß sie kein unvermeidliches Uebel zum wenigsten sey, daß man ihr ausweichen könne.

Bekanntmachung
eines leicht anwendbaren Mittels große Eisschollen zu zerstückeln.

Es würde überflüssig seyn, den großen Schaden, welchen die Eisgänge nach den kalten Wintern in ältern Zeiten, und neuerlich in den Jahren 1795. und 1799. an Brükken, Mühlen, Schleusen, Stackwerken und andern Gebäuden an Strömen veranlaßt haben, weitläuftig zu beschreiben; es ist allgemein bekannt, in welche ausserordentliche Gefahren sehr viele Uferbewohner bei den zum Theil schrecklichen Eisgängen gerathen sind, wie viele und wie große Kosten man hat anwenden müssen, um die theils ganz weggerissenen oder doch äusserst beschädigten Brükken und andere Gebäude an Strömen wieder aufzubauen und auszubessern.

Auch in diesem letzten strengen Winter hat man ähnliche Gefahren, wie das dick gefrorne Eis mit einem plötzlichen Thauwetter aufgegangen war, zu befürchten gehabt. Sehr vortheilhaft würde es deswegen seyn, wenn Baumeister, denen die Erhaltung der Brücken, Mühlen oder anderer Wasserbaue anvertrauet ist, künftig dafür sorgen wollten, folgende einfache und nützliche Vorrichtung auch an ihren Orten, wo diese vorzügliche Einrichtung noch nicht bekannt ist, in Stand setzen zu lassen.

Den größten Schaden veranlassen bei den Eisgängen allemal die großen Schollen, wenn diese mit ihrer grossen eigenthümlichen Schwere durch die vermehrte Schnelligkeit der Ströme bei hohem Wasser mit ihrer vollen Kraft oft auf einen im Wasser befindlichen Gegenstand treiben und stoßen, so muß er weichen, und kein von Menschen aufgeführtes Gebäude ist stark genug, dieser gewaltigen Macht zu widerstehen. Sobald aber die großen Schollen zertrümmert sind, ist ihre fürchterliche Kraft geschwächt, und die kleineren Eisschollen können mit Piken und Stangen zwischen den Brückenbogen und Oeffnungen der Mühlenschütte oder Schleusenthüren durchgeschoben, und dadurch weniger schädlich gemacht werden.

Die große Kunst bestünde demnach, um den geringsten Schaden an den Ufern und Wassergebäuden zu veranlassen, darin: die großen Schollen zu zerschmettern.

Um diesen Endzweck zu erreichen, hat man öfters abgeschossene Kanonenkugeln, oder wohl gar gefüllte Bomben, die bei ihrem Zerspringen im Wasser das Eis mit zersprengen sollten, in Vorschlag gebracht; allein

lein die damit hin und wieder angestellten Versuche sind von keinem sonderlichen Erfolg gewesen. Die damit verbundene Gefahr ist auch bei dem gewöhnlichen Zusammenlaufe der Menschen bei einem Eisgange zu groß, um solche mehr schreckende als nüzzende Experimente zu machen.

Mit ungleich wenigerm Lermen, aber desto größerer Wirkung, hat man sich dagegen schon seit dreißig Jahren oder noch eher in Nienburg einer sehr einfachen Vorrichtung bei der Weserbrücke bei den stärksten Eisgängen mit dem größten Nutzen bedient; sie besteht in einem etwa 20 Fuß langen Balken, an dessen vordern Ende eine Rolle befestigt ist, über welche ein Thau mit einem hölzernen Rammblock gehängt wird; damit der Balken nicht umkippe, ist etwa 2 Fuß vom hintern Ende ein Loch darin befindlich, worin ein Riegel gesteckt, der mit Gewichten von Stein oder Holz, wie man sie bei der Hand hat, beschwert wird, sind Menschen genug da, so setzen sich einige auf den Riegel.

Der Gebrauch dieser simpeln Maschine ist folgender:

Wenn man eine große Scholle ankommen sieht, so wird der Balken mit dem darüber hängenden Block etwa 4 bis 5 Fuß über die Brücke, vermittelst einiger Hebebäume, dagegen gerichtet, Menschen halten das Thau, woran der Rammblock hängt, sobald die Scholle senkrecht unter den Block kömmt, ruft der Zimmermeister, oder wer sonst die Aufsicht führt, loß! Das Thau wird schnell loß gelassen, der Block fällt, die Scholle zertrümmert und die kleinern Stücken fließen unschädlich unter der Brücke durch. Nachher wird der Block wieder heraufgezogen, und man wiederholt das Fallen lassen, so oft es nöthig ist.

Nach der von Königlicher hohen Landesregierung im vorigen Jahre ergangenen Verordnung, sollte das Eis von den Ufern, Pfählen und Gebäuden im Wasser loßgeeiset werden; auch zu dieser Verrichtung kann die beschriebene Maschine gut gebraucht werden, wenn man nemlich den Balken mit dem Blocke auf einen Bock am Ufer, den man leicht hin und her rücken kann, legt, und das Eis damit zerschlägt. Nimt man zu diesem Bocke einen mit Löchern, durch welche ein eiserner Bolzen gestochen wird, so kann man den Balken mit weniger Mühe höher oder niedriger, nachdem die Gegend es erfordert, legen, und die Wirkung, so wie es nothwendig ist, vermehren oder vermindern.

Zu verwundern ist es, daß dieses nüzliche Verfahren nicht schon längst all-

allgemeiner eingeführt ist, und daß es Leute giebt, die an dessen Nützlichkeit zweifeln können? Ich habe deswegen die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese gewiß sehr nützliche Sache leiten wollen.

Lüneburg. J. A. Dinglinger.

Nachtrag zu dem im 94ten St. des N. H. Mag. v. 1799. befindlichen Aufsatze: Ueber magnetische Granitfelsen des Harzes.

Ins Innre der Natur, dringt kein erschaffner Geist! Haller.

Ich habe Gelegenheit gehabt, meine Beobachtungen über magnetische Granitfelsen des Harzes zu wiederholen und zu erweitern. Sie scheinen mir von der Art zu seyn, daß sie vielleicht zu einer vollständigern Kenntniß der Sache beitragen; — ich will sie daher hier kürzlich mittheilen:

1) Ich habe in dem angezogenen Aufsatze einer merkwürdigen Anomalie in den magnetischen Erscheinungen an der Spitze einer der beiden Schnarcher erwähnt, nemlich: daß daselbst an einer Seite ein und eben desselben Granitblocks beide Pole, und zwar so befindlich wären, daß in einer geraden Linie der Nordpol in der Mitte von zweien Südpolen an den Enden eingeschlossen werde. Bei einer wiederholten Besteigung des Schnarchers habe ich nicht allein diese Anomalie bestätigt, sondern auch noch durch eine andere vermehrt gefunden. Durchschneidet man nemlich die erwähnte gerade Linie, worin die Pole liegen, senkrecht durch den Nordpol mit einer andern, und beschreibt mithin die Figur eines Kreuzes; so liegt auf der senkrechten Linie mehr unterhalb des Nordpols wiederum der Südpol. Der erstere wird also ordentlich von dem letztern in Form eines Halbkreises umgeben.

Hiedurch ist nun das, was ich vorhin von einer Einheit in den magnetischen Erscheinungen erwähnte, völlig über den Haufen geworfen, indem dieser vermeintlichen Einheit nichts mehr entgegen stehen kann, als die Wirklichkeit beider Pole an einer und eben derselben Fläche. —

Die

Die Richtung der Flächen nach den Weltgegenden hat demnach keinen Einfluß auf den Namen des Pols: bei einerlei Richtung finden sich Nord- und Südpol bei einander.

2) Ein kleines abgeschlagenes Stück Granit von dem Schnarcher Nr. 2. welches an seinem Fuße lag, und etwa ein Pfund schwer seyn mag, zeigt eine ausserordentlich starke Polarität. Auf der Bruchfläche liegt der Nordpol, und auf der gegenüberstehenden Fläche, welche die erstere in einem ziemlich spitzen Winkel durchschneidet, liegt der Südpol — bei weitem stärker, als der Nordpol. Ich habe dieses Stück mitgenommen, und glaube durch wiederholte Beobachtungen bemerkt zu haben, daß die Polarität bei heißen Tagen, wie wir sie im Monat August dieses Jahrs gehabt haben, stärker ist, als bei kalten. —

3) Mehrere einzelne große Granitblöcke auf dem Brocken, selbst auf der höchsten Spitze desselben befindliche Klippen, wie zum Beispiel der sogenannte Hexenaltar, oder Teufelscanzel, zeigten nicht die geringste Polarität. Doch hätte ich sie vielleicht gefunden, wenn die Witterung mir erlaubt hätte, meine Beobachtungen zu vervielfältigen.

Dasselbe war auch der Fall bei dem sogenannten Ahrensklinte — hohe mahlerische Ruinen von Granitfelsen bei dem Dorfe Schierke. — Ich kletterte auf ein Paar derselben hinauf, konnte aber nicht die geringste Spur einer Abweichung finden. Man versicherte mir zwar nachher, daß dennoch wirklich so etwas Statt finden sollte; — recht viel traue ich aber dieser Angabe nicht. — Der Ahrensklint liegt etwa in gleicher Höhe mit den Schnarchern.

4) Mit weniger Erwartungen untersuchte ich auch die Feuersteine. — Hervorragende Klippen von Kieselschiefer an dem wilden Theile der Bude von Schierke nach Eland. — Sie zeigten aber auch keine magnetische Kraft oder Polarität an meiner Nadel.

Clausthal,
am 24ten August 1800.

Wächter.

Hannöverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 13ten October 1800.

Einige Nachrichten

über die Verheerungen, welche ein heftiges Gewitter am 29sten April d. J. in den umliegenden Gegenden von Göttingen angerichtet hat.

Von dem Hofrath Meiners in Göttingen.

So streng und anhaltend der letzte Winter gewesen war; so schön und so beständig, und man kann in einem gewissen Sinn auch sagen, so frühzeitig war der auf diesen harten Winter folgende Frühling. Gärten und Fluren, Wiesen, Weiden und Wälder grünten und blüheten zwar nicht so früh, als in manchen andern Jahren. Sobald sich aber das erste junge Grün und die ersten Blüten gezeigt hatten; so trieb die Natur alle Gewächse der Erde mit einer solchen Schnelligkeit und Kraft hervor, daß man beinahe an jedem Morgen die Fortschritte der letzten Nacht, an jedem Abend die Wirkungen des verflossenen Tages deutlich wahrnehmen konnte, und eben deswegen aus dem Munde vieler Menschen die sprichwörtliche Redensart hörte: wenn es überhaupt möglich sey, Pflanzen wachsen zu sehen, so müsse man es in diesem Frühling sehen können. Auf die ersten Blüten der Aprikosen folgten sogleich die Blüten der Frühkirschen, und den blühenden Frühkirschen eilten die übrigen Kirschbäume, die Birn- und Apfelbäume so unmittelbar nach, daß Personen, die nicht täglich Gärten besuchten und genau beobachteten, fast gar keine Zwischenräume zwischen dem Aufblühen der verschiedenen Fruchtbäume bemerken konnten. Die Blüten gingen eben so schnell vorüber, als sie sich entwickelt hatten; und besonders wurde die Blütenpracht des Apfelbaums so schnell ausgelöscht, daß man sie nur eine kurze Zeit von den Blüten der

Birnbäume unterscheiden konnte. Die bildende Kraft der Natur wirkte auf den Höhen, wie in den Thälern; und die Bäume des Waldes blüheten oder trieben ihr Laub fast eben so früh, als die Laubbäume in Dörfern und Städten. Der Himmel war im April so heiter, die Luft so milde, und oft so warm, daß die ältesten Leute sich nicht erinnerten, in diesem Monat jemals eine so milde und warme Witterung erlebt zu haben.

Diese ausserordentliche und unzeitige Wärme lies frühe und heftige Gewitter befürchten; welche Befürchtung auch leider bald bestätigt wurde.

Das erste Gewitter erschien am Abend des 17ten Aprils. Dies Gewitter that in unserer Stadt und Feldmark keinen beträchtlichen Schaden. Allein wenige Tage nachher verkündigten es die Zeitungen und die Erzählungen von Reisenden, daß dieses Gewitter sich nicht nur an der Weser hinab, sondern auch bis an die Elbe verbreitet habe, und daß in Harburg 3 Personen durch einen Blitzstrahl getödtet worden.

Das zweite Gewitter, am 25sten April, schreckte uns hier noch weniger als das erstere. Allein 1 Meile von Göttingen fielen so schwere Schloßen, daß dadurch die dem Schauer ausgesetzten Fenster in Nörten und dem Schlosse Hardenberg zerschlagen, und Felder und Gärten nicht wenig beschädigt wurden. Reisende, die während dieses Hagelschlags in der Gegend von Nörten waren, mußten die Pferde ausspannen lassen, weil die Postillone und Kutscher die unruhigen Thiere nicht mehr bändigen konnten. Die Schloßen hatten zum Theil die Größe von Wallnüssen, und machten, wenn sie auf einen unbedeckten Theil des Körpers fielen, sogleich blutige Wunden. Die Regengüsse waren so heftig, daß die Felder an den Bergen ganz überschlemmt, und jeder Acker gleichsam das Bett eines ungetheilten Bergstroms wurde.

Alle diese Nachrichten vermehrten natürlich die bangen Ahndungen, die schon vorher wegen der Gewitter des gegenwärtigen Frühlings und des bevorstehenden Sommers entstanden waren. Als sich daher am 29. April in den ersten Stunden des Nachmittags drohende Gewitterwolken gegen Nordwesten zusammen thürmten; so fürchteten ängstliche Personen mehr, als sonst, und auch furchtlose Personen waren nicht ganz ohne Sorgen.

Das Gewitter brach gegen 3 Uhr los und dauerte bis 7 Uhr. Es blieb während dieser Zeit unserer Stadt stets so nahe, daß man die schnellen und heftigen Blitze deutlich sehen, und das Dröhnen oder Schmettern eines jeden Donnerschlags eben so deutlich hören konnte. Doch rückte es nie so tief in unser Thal herab, daß Unterrichtete jemals für ihre eigene Person, das

Digitized by Google

das Geringste mit Grund hätten fürchten können. Am stärksten und nächsten war das Gewitter zwischen 4 bis 5 Uhr. Um diese Zeit fing es an, erst heftig zu regnen und dann zu schloßen. Die Schloßen machten ein solches Gepraſſel an den Fenstern, daß viele Hausbesitzer die untern Fenster durch das Anlegen der Fensterläden verwahrten, und einige in den obern Stockwerken die Fenster aushoben. Es war ein Glück, daß der heftige Wind, der sich bald nachher erhob, das Schloßenschauer nicht begleitete, sonst würden wahrscheinlich von den Fenstern, die gegen Westen gekehrt sind, wenige unbeschädigt geblieben seyn. Die Schloßen fielen selbst innerhalb der Stadt nicht gleich dicht. Am Ende der neuen Straße hagelte es allem Anschein nach eben so stark, als im Innern der Stadt. Gegen das Accouchirhaus wurden nur wenige einzelne Körner getrieben. Auch der starke Regen traf nur die Stadt und einen schmalen Streif vor dem Geismarthore. Von dem Geismarthore bis an die Landwehrschenke hatte es wenig, weiter hin gar nicht geregnet. Die Gewitterwolken theilten sich dem Scheine nach und vereinigten sich zu verschiedenenmalen wieder. Auch umzogen sie, wenn man anders nach den verschiedenen Richtungen des Donnergeräusches urtheilen darf, den ganzen oder beinahe den ganzen Horizont. Der Hauptzug aber des Gewitters, da es am stärksten war, ging von Süden nach Westen und Nordwesten. Scharfsehende Personen, die ähnliche Gewitter beobachtet hatten, erkannten es an den Farben und Gestalten der Wolkenstreifen und Wolkensäulen, daß das Gewitter an mehrern Stellen der Gebirge, auf welchen es sich furchtbar gelagert hatte, verheerende Wasserströme oder Hagelschauer ausschütte.

Gegen Westen standen nach den Wahrnehmungen eines sehr zuverlässigen Mannes die Gewitterwolken stundenlang in verschiedenen Absinkungen wie unbeweglich. Zunächst am Horizont lag ein helles Gewölk, durch welches der gebrochne Glanz der Sonne durchschimmerte. Auf dieses Gewölke schienen schwarze und schwere Wolken zu drücken, und über den letztern hoben sich endlich andere Gewitterwolken von gewöhnlicher Farbe und Gestalt empor.

In der Folge konnte man deutlich unterscheiden, daß eine einzelne ungewöhnlich schwarze Wolke vor dem hellen Gewölk langsam vorüber zog.

Einer meiner Freunde war während des Gewitters in der Gesellschaft eines Mannes, der mit deutschen Truppen die Reise nach Amerika gemacht hatte. Dieser Bekannte meines Freundes rief bei dem Anblick der Gewitterwolken aus: das ist eine Wasserhose, dergleichen habe ich mehrmalen auf dem Meere gesehen, aber nie auf dem festen Lande.

Gegen

Gegen 5 Uhr hörte man ein ungewöhnliches Geräusch in der Luft, von welchem man eine Zeit lang glaubte, daß es blos durch den heftigen Wind und durch die Bewegungen der neubelaubten Bäume verursacht werde. Sobald aber der Wind sich gelegt hatte, konnte man es in den, dem Walle nahe liegenden Häusern deutlich unterscheiden, daß das noch immer fortdauernde Geräusch die Wirkung stark brausender Gewässer sey.

Der erste Blick, den wir aus den Fenstern unsers Hauses auf und über den Wall warfen, überzeugte uns, daß die Wiesen an der Leine schon insgesammt überschwemmt wären. Wir hatten dieses kaum bemerkt, als schon aus allen Straßen zahlreiche Haufen von Menschen hervorströmten, um auf dem Walle oder vor den Thoren die Größe der Gefahren in der Nähe zu betrachten. Die Zurückkehrenden erzählten, daß alle Aecker, Wiesen, Gärten und Gartenländer längs der Leine, vorzüglich vor dem Grohnderthore, mehr oder weniger hoch überschwemmt wären; und daß die aufgeschwollene und reisende Leine Pflüge, Eggen, Zäune, ausgerissene Bäume u. s. w. mit sich fort führe. Das Wasser blieb in den Gärten, die an der linken Seite der Chaussee liegen, bis 11 Uhr des Nachts stehen, a) und lies einen mehrere Zoll tiefen Schlamm zurück, der sich in den folgenden Tagen zu festen Thonmassen verdichtete, und er völlig trocken geworden war, so regelmäßig zersprang, daß die Felder, von welchen man die Thondecken nicht weggenommen hatte, wie mit Schuppen überzogen schienen.

Ueber die Gegend, wo die Ueberschwemmung entstanden sey, und über die Richtung der Fluthen erfuhr man am Abend des Gewitters nichts Gewisses. Man vermuthete nur, daß in der Gegend von Rostorf ein Wolkenbruch gefallen sey.

Am folgenden Morgen kamen von allen Seiten her die niederschlagendsten Nachrichten über die großen und mannichfaltigen Schäden, welche das Ge-

a) Die Gärten von der rechten Seite der Chaussee waren weniger hoch und weniger lang überschwemmet. Der Grund dieses Unterschiedes liegt, nach dem Urtheile aller Kundverständigen, besonders unsers Herrn Oberstlieut. Müller in der schlechten Einrichtung der Brücke über die alte Leine und dem hohen Rosse, welchen man bei der Erbauung der Chaussee unter die Brücke gelegt hat. Das Wasser hat hier nicht den erforderlichen Abzug, und daher geschieht es, daß die Felder, Wiesen und Gärten an der Leine fast jährlich zum größten Schaden der Besitzer überschwemmt werden. Die hiesige Bürgerschaft hat schon lange um die Erbauung einer neuen Brücke gebeten. Wir haben Ursache zu hoffen, daß diese gerechte Bitte bald erfüllt werden wird.

Gewitter auf dem ganzen Striche vom Dramberge an bis nach Harste hin, und wiederum von Mariengarten, Rostorf und Gronde bis über Dransfeld und Meensen hinaus an den in den Gebirgen oder am Fuße der Gebirge liegenden Städten, Dörfern, Aemtern, Edelhöfen u. Strassen angerichtet habe.

Die ersten Gerüchte von den durch Wasser- und Schloßenfluthen oder durch Hagelschlag verursachten Verwüstungen waren wenig übertrieben. Gewiß ein seltener Fall! Nur ein einziges Gerücht wurde ganz falsch befunden, daß nemlich in dem Dorfe Dramfeld 17 Menschen ertrunken wären.

Eine Unpäßlichkeit hinderte mich, den Gang der verwüstenden Fluthen, und die Spuren ihrer Verheerungen sogleich zu untersuchen. Erst am 5. Mai fuhr ich nach Rostorf, Olenhausen, Setmarshausen und Ellershausen; am 9ten Mai nach Mariengarten, und am 13ten besuchte ich Rostorf noch einmal. Ich will ganz einfach erzählen, was ich an diesen Tagen gesehen und gehört habe.

Die ersten Merkmale der Ueberschwemmung vor Rostorf waren mehr scheußlich, als traurig. Der Grund oder die Vertiefung vor diesem Dorfe war noch mit gelbem, nicht ganz getrocknetem Schlamm bedeckt, und an der Seite lagen ein oder mehrere abgezogene Aeser, an welchen ein ausgehungerter Hund nagte. Gleich am Eingange des Dorfes zeigten der Schmutz, womit die Stämme der Bäume überzogen waren, und die Halme oder Büschel von Stroh, die in den Gipfeln der jungen Bäume hingen, noch mehr aber die Wasserlinie an den äussern Wänden der Häuser, wie hoch die Fluthen hier gestiegen waren. Wenn diese Fluten uns vor dem ersten Hause überrascht hätten, so würden sie Pferde und Wagen sammt allen darin sitzenden Personen bedeckt haben; und doch brach die größte Gewalt der Ueberschwemmung nicht an dem letzten, oder, wenn man von Göttingen kömmt, an den ersten Häusern von Rostorf heraus. Vielmehr wälzten sich die Fluten wie Berge über das an der linken Seite ausgebreitete flache Feld hin, und stießen deswegen auch nicht zuerst auf die Funkische Walkmühle, sondern auf die in geringer Entfernung an den Ufern der Rase stehenden Weidenbäume, die sogleich ausgerissen wurden.

Zwischen Rostorf und Göttingen konnte sich die Fluth mehr, als bisher, ausbreiten; wodurch nothwendig die zerstörende Kraft derselben gemildert wurde. Der Hauptstrom folgte nicht der Rase nach, sondern schoß in gerader Richtung durch Felder und Wiesen in die alte Leine hinein. Auf diesem Wege brachen die reissenden Fluthen an manchen Stellen tiefe Löcher ein.

Viel

Viel sanfter waren die Wasser, die sich nach der Stege- und Walkmühle hin ergossen. Diese flossen nur durch, ohne zu wühlen oder zu brechen. Der niederwerfende Strom dehnte sich von der Nachbarschaft der Funkischen Mühle nicht viel weiter, als einige Schritte über den Weg aus, der auf dem Wege von Göttingen nach der Rasemühle über die Rase gelegt ist. Blos hier waren noch einige Bäume ausgerissen. Tiefer unten war keine Weide mehr entwurzelt. Nur die jüngeren Stämme waren mehr oder weniger nieder gebeugt.

Bei dem Fortrücken unsers Wagens gegen die höher liegenden Theile von Rostorf wurde die Wasserlinie niedriger. Doch sah man an den eingestürzten Wänden der Häuser und den umgeworfenen Zäunen, wie gewaltig der Strom auch hier gewesen war. Bei der Annäherung gegen die untere Mühle stiegen wir aus. Man zeigte uns gleich das Dach des Backhauses, auf welches sich der Hund des Müllers gerettet hatte, und in dem Dache des gegenüberliegenden Schweinekovens das Loch, aus welchem ein Schwein heraus gesprungen war. In der Mühle selbst sahen wir zuerst die Kammern und Behälter an der Erde, in welchen die Mutter und schwangere Frau des Müllers mit ihren beiden Kindern, ein Müllerbursche und eine Frau, welche Frucht zum Mahlen gebracht hatte, von den plötzlich hereinbrechenden Gewässern überrascht worden, und in wenigen Augenblicken umgekommen waren. Der Müllerknecht führte uns auf der Treppe, welche das Wasser unter ihm fortgerissen hatte, in die Kammer, wohin er zuerst geflohen war. Da aber das Wasser die Bolen dieser Kammer empor zu heben anfing, so arbeitete er mit einem Stücke Holz ein Loch durch den obern Theil einer Seitenwand, und entkam durch diese Oefnung auf den höhern Boden der Müllerwohnung. Die Mühle erbebte stundenlang unter den fürchterlichen Schlägen der Fluten, als wenn sie in jedem Augenblicke weggeführt werden würde. Dies letztere würde wahrscheinlich auch geschehen seyn, wenn nicht mehrere große Bäume, die an der Seite der Mühle nahe beisammen stehen, die Wuth des Wassers gebrochen, und zum Theil abgeleitet hätten.

Um 11 Uhr in der Nacht waren die Wasser so sehr gesunken, daß ein Dragoner dem Müllerknecht auf einer langen Stange eine Laterne darreichen konnte. Erst mit anbrechendem Tage verschwanden die Gewässer so sehr, daß der Müllerknecht in die Mühle herab steigen konnte, wo er denn die eben benannten Personen entseelt vorfand. Blos der Müllerbursche, der wahrscheinlich mit einem umgestürzten Schranke umgefallen war, hatte eine kleine Verletzung am Gesicht. Die übrigen Todten behielten selbst am folgenden Tage eine so ruhige und fast heitere Miene, als wenn sie einen sanf-

sanften Schlaf schliefen. Auf den Wangen des gerettеten Müllerknechts sahen wir merkliche Reste der Todesblässe, welche die Todesschrecken einer langen Nacht erzeugt hatten. Auf dem Gesicht der geretteten Dienstmagd war ein sichtbarer Ausdruck von Zermalmung oder Erweichung, die noch kein frohes Lebensgefühl aufkommen lies; und in dem Gesichte des Müllers, eines schönen und starken Mannes, lag der Ausdruck eines stillen und tiefen Kummers, der sich an Thränen und Klagen gänzlich erschöpft hatte. — Der unglückliche Mann war an dem Tage, wo ihm alles, was er auf der Welt am meisten liebte, geraubt wurde, über Feld gegangen. Er hörte in Adelebsen das Unglück, was ihn getroffen hatte.

Der Anblick der entseelten Mutter, Gattin und Kinder stürzte ihn in eine tiefe Ohnmacht. — Vielleicht war es Täuschung. Allein es schien mir, als wenn selbst der Spitz sich von der ausgestandenen Todesangst noch nicht wieder erholt hätte. Das arme Thier hatte während der ganzen Zeit der Gefahr so laut gewimmert, daß man sein klägliches Jammern durch das Geheul der Fluten hatte unterscheiden können. Als wir uns demselben näherten, schlich er sich mit zurückgezogener Ruthe unmuthig davon, und er schnappte sogar nach der Hand eines unserer Begleiter, der ihn streicheln wollte. — Wer sollte glauben, daß man unter solchen Scenen von Verwüstung, und solchen Gegenständen des Mitleids, als womit wir umgeben waren, einer lebhaften Freude empfänglich seyn könne?

Diese lebhafte Freude erweckte in uns die Wahrnehmung des wohlthätigen Diensteifers, womit edle Menschen das geschehene Unglück so viel als möglich gut zu machen sich bestrebt hatten. Die Mühle arbeitete wie zuvor. Die Gemächer an der Erde, welche die Fluten mit Schlamm und Schloßen angefüllt hatten, waren schon so lange gereinigt, daß man nicht den geringsten Geruch von Feuchtigkeit bemerkte; wozu freilich das heitere Wetter der letzten Tage, und die frischen, durch die zum Theil eingeworfenen Wände spielenden Nord- und Ostwinde vieles beigetragen hatten. Der von den Fluten eingerissene Damm des Mühlenbachs war ganz wieder hergestellt. Alles dieses hätte nicht in so kurzer Zeit zu Stande gebracht werden können, wenn nicht die Einwohner von Geismar, Diemarn und andern Dörfern, die keine Noth gelitten hatten, am Tage nach der Ueberschwemmung herbei geeilt wären, und den Rostorfern mit der größten Anstrengung und ohne alle Ansprüche von Vergeltung geholfen hätten.

Man hatte aus der untern Mühle den Schlamm und die Schloßen, die am Tage nach der Ueberschwemmung an manchen Stellen 6, 8 bis 12 Fuß hoch

hoch gelegen hatten, über den Bach getragen. Die heiße Witterung und die brennenden Sonnenstrahlen waren in 6 Tagen nicht vermögend gewesen, die Schloßenhaufen aufzulösen. Wir fanden unter dem Schlamm noch viele Hagelkörner, die wenigstens so groß als Flintenkugeln waren. Ja, als ich nach 8 Tagen wieder kam, zeigte mir der Müllerknecht einen andern Haufen von Schloßen, in welchen ich meinen Stock über 1 Fuß tief hinein steckte, ohne auf den Grund zu kommen. Selbst nach meinem zweiten Besuch dauerten die Reste der Schloßenhaufen noch Wochen lang fort.

Auf dem Wege von der untern Mühle nach der obern sahen wir alle Merkmale von Verwüstung, die uns bisher vorgekommen waren, häufiger und näher beisammen; Trümmer eingestürzter Gebäude und Häuser, aus denen beinahe alle untere Wände weggewaschen waren, eingebrochene Mauern und Zäune, ausgewurzelte oder abgeschälte, oder zur Erde niedergedrückte Bäume, beschädigtes Hausgeräth, welches man zum Trocknen in die Sonne gestellt hatte, fortgeschwemmte und wieder gesammelte Stücken Holz und Haufen von aufgeräumtem Schutt oder Schlamm. In einem Garten lag eine dicke Mühlenwelle, welche acht Pferde kaum zur obern Mühle hatten ziehen können. Die wilden Wogen hatten diese Welle wie ein Spänchen in die Höhe gehoben, und sie durch einen mit jungen Bäumen dicht besetzten Garten auf eine so wunderbare und behende Art durchgeführt, daß dadurch nur zwei Stämme niedergedrückt worden waren. Zum Glück hielten mehrere starke Bäume, vor welche sie sich der Länge nach hinlegte, die Welle auf. Wäre sie weiter fortgetrieben worden, so würde sie vermuthlich noch manche Wand oder manches Haus eingestürzt haben.

Man machte uns unter andern auf ein vorzüglich beschädigtes Haus aufmerksam, auf dessen Diele ein alter Mann umgekommen war.

In der obern Mühle sah man die Fluten ankommen, und eben daher hatten alle, die sich darin befanden, Zeit genug, sich in die oberen Zimmer des neuen, mit festen steinernen Fundamenten versehenen Müllerhauses zu flüchten. Selbst dies neue Haus zitterte, als wenn es aus seinen Grundlagen herausgehoben werden sollte. Der Viehstall und das Backhaus wurden bei dem ersten Anlauf des Wassers umgeworfen. Pferde und Kühe kamen in der obern Mühle um. Bei der obern Mühle ersoffen alle Ferken; die großen Schweine hingegen retteten sich. Auch wurde ein im letzten Jahre gegrabener Fischteich des obern Müllers fast ganz verschlemmt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 17ten October 1800.

Einige Nachrichten

über die Verheerungen, welche ein heftiges Gewitter am 29sten April d. J. in den umliegenden Gegenden von Göttingen angerichtet hat.

(Fortsetzung.)

Alle Personen, an welche wir uns in Rostorf wandten, antworteten uns freundlich, oder wiesen uns zurecht. Man sprach mit Rührung, aber ohne Uebertreibung, von den ausgestandenen Gefahren und dem erlittenen Unglück. Selbst keiner der Aermern, die das Ihrige verloren hatten, bat um ein Geschenk oder Allmosen.

Während meiner beiden Besuche in Rostorf fragte ich sehr viele Personen in allen Theilen des Dorfs über die Zeiten der Fluten, und über die Gegenden, aus welchen sie gekommen wären. Die Antworten über die Zeiten der Fluten waren viel mehr übereinstimmend, als die über ihre Richtungen. Den meisten Nachrichten zufolge brach die erste Flut gegen halb 6 Uhr ein, und stieg unläugbar von Olenhausen und Setmarshausen herab. Diese Flut fing nach 7 Uhr an zu sinken, und hatte gegen 8 Uhr sehr merklich abgenommen, als sich eine zweite, viel höhere und gewaltigere Flut daher wälzte, welche bis gegen 10 Uhr anhielt, und gleich der ersten, mehrere Fuß hohe Massen von Schlossen mit sich führte.

Bei dem Anblick der zweiten Flut glaubten sich die Einwohner mit ihrem Vieh, was sie auf die Anhöhe hinter dem Dorfe in der Gegend des Schäferhauses zusammen getrieben hatten, nicht mehr sicher. Von dieser zweiten Flut sagten einige, daß sie gleichfalls von Setmarshausen; andere, daß sie von Mengershausen; noch andere, daß sie von Borrel und

aus dem schedischen Grunde gekommen sey. Nach den Zeugnissen verständiger Männer, die mir am meisten unterrichtet zu seyn schienen, stürzte die gröſte Masse dieser zweiten Flut von Setmarshausen herab, und vereinigte sich bei oder unter Olenhausen mit einem zweiten Strom, der von Mengershausen, oder aus der Nachbarschaft von Mengershausen hervordrang. Die vereinigten Fluten überschwemmten viele Felder südwärts von Rostorf, die bei der ersten Flut unberührt geblieben waren. —

Man gab in Setmarshausen die Zeitpunkte der beiden Fluten ungefähr so, wie in Rostorf, an, und versicherte, wie in dem letztern Orte, daß die zweite Flut stärker, als die erstere gewesen sey.

Ich fand in der Folge nirgends eine Stelle oder ein Gebäude wieder, wo das Wasser so hoch gestiegen war, als bei der obern Mühle in Rostorf. Die Wasserlinie ist an der Seite des Müllerhauses, die dem Bache zugekehrt ist, wenigstens 18 bis 20 Fuß über das Bette des Baches, und an der entgegen gesetzten Seite wenigstens 12 bis 13 Fuß über die Oberfläche des Hofes erhaben.

Wir setzten uns bei der obern Mühle wieder in den Wagen, und fuhren auf Olenhausen zu. Es ist beinahe unmöglich, eine schönere Flur zu sehen, als das Winterfeld gleich hinter Rostorf. Auf einem Acker war der Rocken schon in Aehren geschossen. Man konnte Anfangs die Felder, über welche die Fluten hergegangen waren, kaum von den unberührten unterscheiden; so wenig waren die erstern beschädigt worden, und so sehr hatte sich die kraftvolle Frucht wieder aufgerichtet. Je weiter wir fuhren, desto sichtbarer wurden die Spuren der Verschlemmung, und desto häufiger die Spuren der Verheerungen der Gewässer. Auf einigen Feldern hatte sich die Frucht zur Hälfte, auf andern gar nicht wieder gehoben. Auf beiden zeigten sich oft gröſsere und kleinere Flecken, wo es schien, als wenn man die Frucht absichtlich ausgerupft hätte.

Einen noch viel fremdern Anblick gaben ausgerissene, abgeschälte und ihrer zarten Zweige beraubte Weidenbäume, die auf den Feldern umherlagen, und nicht selten mit der jungen wieder aufgerichteten Frucht nahe umgeben waren, als wenn sie ohne alle Gewalt an ihre jetzige Stelle gekommen wären, und diese Stellen schon Jahre lang eingenommen gehabt hätten. Solcher abgeschälten und entlaubten Bäume sahen wir bis Olenhausen hin, nach einer mäſsigen Schätzung, wenigstens hundert, oder vielleicht gar 150 umhergeworfen.

Fast gewiß waren die schweren Massen der scharfen und schneidenden Schloßen, welche die Bäume ausgeris-

rissen, und mehr oder weniger weit fortgeführt hatten, die Ursache, daß die Zweige so traurig verstümmelt, und daß die Stämme wie entfleischte Gerippe bis auf das harte weiße Holz abgestreift waren.

Wenn jemand die verstümmelten und nackten Stämme zwischen den grünenden Saaten erblickte, ohne über die Art, wie sie an ihre gegenwärtigen Stellen gekommen sind, unterrichtet zu seyn; so könnte ein solcher gar nicht anders, als glauben, daß diese zerfetzten und entkleideten Bäume schon viele Jahre lang in den rostorfschen Feldern umher gelegen, und durch langwierige Verwitterung Zweige und Rinden verloren hätten.

Gegen Olenhausen hin erkannte man es an den häufigen, mehr oder weniger großen und tiefen Spuren in dem steinigten Boden, mit welcher Gewalt die Schloßen gegen die Erde geschlagen worden. Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Rostorf und Olenhausen bemerkten wir zuerst, daß die Gewässer nicht blos hervorragende Gegenstände umgeworfen, oder überschwemmt, sondern auch, daß sie die fruchtbare Erde von den Aeckern gänzlich weggeführt, daß sie an einigen Stellen tiefe Löcher eingerissen, und die ausgerissenen Steine und Grand anderswo hingewühlt hatten. Nur mit Mühe kamen wir durch die entstandenen Vertiefungen und Trümmerhaufen hindurch.

Der Fahrweg geht um Olenhausen herum, und wir hatten nicht Zeit genug, den auf diesem Gute verursachten Schaden in Augenschein zu nehmen. Wir hörten aber von Augenzeugen, daß die von Setmarshausen herabstürzenden Wasser einen Theil der dicken Hofmauer eingeworfen und auf ihrem verheerenden Laufe den Zugbrunnen gänzlich verschlemmt hätten; so, daß man jetzt das Vieh nach Setmarshausen zur Tränke führen müsse.

In dem letztern Dorfe mußten wir den Wagen gleich im Anfange des Dorfs halten lassen. In Setmarshausen nemlich hatten die von mehrern Seiten zusammenströmenden Fluten nicht blos Bäume, Wände, Hausgeräth und fruchtbare Erde von Gärten und Feldern fortgeführt, sondern auch den durch das Dorf laufenden Fahrweg 4, 6 und mehrere Fuß tief ausgerissen, und die Richtung des Bachs, der sonst ruhig durch das Dorf floß, gänzlich verändert. Der noch jetzt stark rauschende Bach kehrt vor dem Canal, in welchem er sonst bis an die Mühle geleitet wurde, um, und gießt seine Wasser in einen tief ausgehöhlten Seitenweg hinein, wo sie sich allmälig in die Erde verlieren, und nach einem unsichtbaren Laufe von mehr als einer halben Stunde nicht weit von Rostorf wieder hervorkommen.

Die Tuffsteinlager, die hier allenthalben streichen, machten es dem

Wasser leicht, einen solchen unterirdischen Gang zu finden. Ein andrer Bach, der seitwärts von Olenhausen floß, soll ganz verschwunden, und die Quellen, aus welchen er entsprang, vertrocknet seyn. a)

Wegen des veränderten Laufs des setmarshäuser Baches steht sowohl die Mühle in Setmarshausen, als die in Olenhausen still.

Die Wiederherstellung des Weges übersteigt das Vermögen der Einwohner des Dorfs eben so sehr, als ihre Kenntnisse; und so lange dieser Weg nicht durch höhere Unterstützung und Leitung gebauet wird, können die Einwohner von Setmarshausen mit ihrem Vieh und Geschirr nicht auf das Feld kommen, diejenigen ausgenommen, deren Häuser oder Höfe so liegen, daß sie sich von hinten einen Ausgang auf die nahen und steilen Hügel bahnen können. Wir ließen unsern Wagen auf die Anhöhe hinter das Dorf kommen und fuhren durch einen Waldweg in den schönen Grund hinab, der sich an der Mündenschen Chaussee, und zwar an der Stelle endigt, wo vor etwa 20 Jahren der Postwagen beraubt worden ist. Um Ellershausen waren die Felder größtentheils verhagelt. Sonst hatte der Theil des Dorfs, der an der Chaussee liegt, durch Ueberschwemmung am wenigsten gelitten.

Die beiden Ströme, die von Ellershausen nach Gronde zusammenflossen, stürzten in den Schluchten herab, gegen welche sich das Dorf links und rechts hinsenkt. In diesen Schluchten und ihrer Nachbarschaft richteten die Gewässer an Wegen, Feldern, Gebäuden und Bäumen eben die Schäden an, deren ich vorher bei Rostorf und Setmarshausen erwähnt habe. In Gronde blieben nur wenige Häuser übrig, wo Wasser und Schloßen nicht 4 — 6 Fuß hoch gestiegen waren. Ellershausen verlor nur eine, Gronde aber acht Kühe. Der Verlust an kleinerm Vieh war viel größer.

Viele Einwohner der bisher genannten Dörfer versichern, daß die Wasser der Fluten eben so unerträglich heiß, als die Schloßen unerträglich kalt gewesen wären, und daß dieses Zusammenwirken von äusserster Hitze und Kälte nicht nur sehr peinliche Empfindungen, sondern auch eine Art

a) Ich verdanke die zuletzt angeführten Nachrichten dem Herrn Oberstlieutenant Müller. Von eben diesem Collegen erhalte ich folgende Beobachtung. In Setmarshausen lagen unter den fortgerissenen Lagern von Kalkstein Massen, von Tuffstein, und unter dem Tuffstein eine lockere, fast schwammige Erde. In dieser Erde waren hin und wieder tiefe Löcher entstanden. Eins derselben konnte man mit einer 24 Fuß langen Stange nicht ergründen.

Art von Betäubung hervorgebracht hätte, die den von den Wasser- und Schloßenfluten Ueberraschten kaum erlaubt habe, sich von der Stelle zu bewegen.

Ich wußte es durch zuverläßige Nachrichten, daß Gewässer u. Schlossen in Mariengarten eine noch viel größere und verderblichere Gewalt ausgeübt hatten, als in allen übrigen Orten, die an demselbigen Tage waren beschädigt worden. Um desto aufmerksamer war ich auf die ersten Spuren von Ueberschwemmung, die ich in Niedernjesa bei dem Durchfahren durch die Leine, in dem Dorfe Dramfeld, welches die von Mariengarten herabkommenden Fluten zuerst berührt hatten, und dann auf dem Wege zwischen Dramfeld und Mariengarten finden würde. Auf dem niedrigen Wege in Niedernjesa, der unmittelbar in die Leine führt, hatte das Wasser, wie man an dem Schlam und Stroh der Hecken sehen konnte, nicht viel über 3 Fuß hoch gestanden, weil es sich in der Gegend dieses Dorfes ohne Hinderniß an dem flachen linken Ufer hatte verbreiten können.

Der Weg zwischen Nieder- und Oberniesa entfernt sich beträchtlich von dem linken Ufer der Leine, und doch war das Wasser über diesen Weg hinaus gegangen. Im Eingange von Dramfeld war an den Ufern der Dramme (so heißt der von Mariengarten herkommende Bach) das Wasser wenigstens eben so hoch, als im Eingange von Rostorf gestiegen.

Die Weidenbäume an der Dramme waren ganz mit gelbem Schlamm bedeckt, und in ihren Zweigen hingen Halme und Büschel von Stroh, welche die Gewässer zurückgelassen hatten. So hoch das Wasser auch zwischen den engern Ufern der Dramme gestiegen war; so sah man doch, wenigstens von dem Wege aus, nirgends Spuren, daß es eingerissen oder niedergerissen hatte. Zwischen Dramfeld und Mariengarten war das Bett der Ueberschwemmung viel weniger breit, als ich erwartet hatte. Dem Augenmaaße nach hatte sich die Flut an den gar nicht hohen und sehr sanft ansteigenden Ufern der Dramme nach jeder Seite hin, nicht viel über 50 Schritte ausgebreitet.

Gleich bei der Einfahrt auf den Hof des Amthauses von Mariengarten drängten sich von allen Seiten her die Merkmale der Höhe der Gewässer und ihrer Zerstörungen auf.

Die Fluten, welche Mariengarten verwüsteten, kamen aus drei verschiedenen höher liegenden Thälern, vorzüglich aber von Dahlenrode und von Jühnde her. Das erstere der beiden zuletzt genannten Dörfer hat in dieser Gegend nach Mariengarten sowohl durch Ueberschwemmung als auch Hagelschlag am meisten gelitten. In dem über Dahlenrode liegenden Dorfe

Ahen-

Atzenhausen sind die Obstbäume durch die Schloßen so sehr entlaubt worden, daß es scheint, als wenn sie in diesem Frühling noch gar nicht getrieben hätten. b)

Die Fluten, die von Jühnde und dem hohen Hagen herab stürzten, haben den Weg zwischen Jühnde und Mariengarten so tief ausgewaschen, daß man ihn nicht befahren kann. Auch andere Wege in der Nähe von Mariengarten wurden so sehr beschädigt, daß man mehrere Dörfer aufbieten mußte, um nur die tiefsten Löcher einigermaaßen auszufüllen, und mit den Wegen die unterbrochene Gemeinschaft zwischen den benachbarten Ortschaften herzustellen. Ein Wanderer, der während des Gewitters unter Weges war, erzählte in Mariengarten, wie er bemerkt habe, daß zwei sehr dicke und schwere Wolken von zwei entgegengesetzten Seiten her langsam gegen den hohen Hagen hingezogen, und endlich auf einander gestoßen wären. Nach dem Zusammenstoßen dieser beiden hoch fahrenden Gewitterwolken sey es nicht anders gewesen, als wenn die Welt hätte untergehen sollen, solch' eine ungeheure Menge von Wasser und Schloßen sey auf einmal nicht in einzelnen Tropfen und Körnern, sondern in dichten Massen und Säulen herabgefallen. Eine von diesen beiden Wolken oder eine durchaus ähnliche hatte der Müller in Mariengarten nicht lange vor dem Anfange der Ueberschwemmung genau beobachtet. Diese Wolke, sagte der eben so verständige als muthige Mann, habe so wunderbare Streifen gehabt, als wenn lauter lange Spiese in derselben herabgehangen hätten.

Ein anderer Unterbedienter fand sich beim Anfange des heftigen Regens mit seinen Arbeitern auf den Feldern, die etwa einen Büchsenschuß weit von dem Amthofe an dem Abhange oder den Anhöhen nach Volckerode hin liegen. Der Regen nahm so sehr zu, daß es schien, als wenn ganze Tonnen voll Wasser u. Schloßen über die Köpfe ausgeschüttet würden. Eggen und Pflüge wurden in einigen Augenblicken weggeschwemmt. Eben so geschwind stieg das Wasser an den Menschen, die auf der Erde standen, bis über die Knie hinauf. Nun ergriff ein jeder die Mähne eines Pferdes, um sich daran zu halten. Man glaubte dem Wolkenbruche zu entrinnen, wenn man nach dem Amthofe ziehe. Auf dem kurzen Wege dahin schwoll das Wasser so sehr an, daß es beinahe bis an das Kreutz der Pferde reichte. Als man dem Amthofe nahe kam, sah man unterhalb desselben noch keine

Spur

b) Eben dieses geschah in Jühnde, Volckerode, Mengershausen und Ellershausen. Die Bäume trieben aber bald nachher neue Blätter, und zum Theil, wie wohl sparsam, Blüten und Früchte.

Spur von Ueberschwemmung. Indem man aber in das große Thor einbeugen wollte, brach die Flut schon aus dem Thorwege mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. Mehrere Hirten, welche ihre Heerden oben auf den Bergen weideten, machten dieselbe Erfahrung: daß Wasser und Schlossen wie aus Tonnen herabgeschüttet wurden. Die Hirten bückten sich zur Erde und verbargen sich, wo sie konnten, unter Bäume oder in Gebüschen. Der Schwall von Wasser und Schlossen, worin die vorhin erwähnten Arbeiter getroffen wurden, war unbedeutend gegen die Fluten, die sich von Süden her über Marienzgarten herwälzten.

Auch diese Fluten kamen in zwei verschiedenen Zeitpunkten an. Sowohl der Herr Amtmann Schwickart als der Müller des Amts sahen die erste. Der Müller allein sah auch die zweite herein brechen. Dem Hrn. Amtmann erschien die erste Flut, wie eine Welle. Der Müller hingegen nahm sie wie eine wenigstens 6 Fuß hohe Wasserwand wahr, die sich furchtbar daher bewegte.

Als diese erste Flut auf die 3 Fuß dicke Mauer des vordern Garten stieß, prallte sie zurück und warf Schaum und Wasserstrahlen bis zu einer beträchtlichen Höhe empor. Eben dieses geschah bei dem zweiten Anprellen. Bei dem dritten Ansatz warf sie die mit alter Festigkeit aufgeführte Mauer auf die Seite, ohne sie zu zertrümmern, ausgenommen, daß sich durch die Heftigkeit des Falls die Steine der obersten Schichte ablösten.

Schon die erste Flut führte einen Eichbaum und 6 bis 7 Klafter Holz mit sich, durch deren Stöße sie die mit übermäßiger Dauerhaftigkeit gebauete Brücke über die Dramme so leicht und schnell umstürzte, daß man den Fall blos an einem dadurch verursachten größern Strudel bemerkte. Die Flut brach mit einer solchen unglaublichen Geschwindigkeit herein, daß sie wenige Augenblicke nachher, als der Hr. Amtmann die erste Welle gesehen hatte, schon auf die Diele und in die untern Zimmer des auf 5 Fuß hohen Fundamenten ruhenden Amthauses stieg. Die Gefahr war so unerwartet (denn man hatte auf einen wohlthätigen Regen gehofft) und plötzlich; diese unerwartete und plötzliche Gefahr wurde in wenigen Momenten so groß, daß man sich wundern muß; daß diejenigen, welche davon übereilt wurden, nicht alle Besinnungskraft, und mit dieser alle Fähigkeit verloren, vernünftige Entschliessungen zu fassen. Gemeinschaftliche Berathschlagungen und Verabredungen fanden gar nicht Statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Preisaufgabe für deutsche Papierfabrikanten.

Herr de la Rieville zu Marseille schrieb unterm 8ten Febr. 1790 an Herrn de la Metherie, daß er verschiedene Liqueurs erfunden, womit man der Papiermasse in der Bütte mancherlei Farben mittheilen könne. Herr de la Metherie ließ diesen Brief gleich ins Journal de physique etc. rücken, woraus er im Esprit de Journaux, Mai 1790. p. 376. abgedruckt ist, und auch ich habe solchen in den Supplementen zu meinem Buche vom Papier, den vor der Erfindung desselben üblich gewesenen Schreibmassen und sonstigen Schreibmaterialien, Hannover, in der Helwingschen Hofbuchhandlung 1790. S. 145 f. wo ich vom gefärbten Papier rede, aufgenommen. Ich habe daselbst aus Erfahrung bemerkt, daß unsere deutschen Papierfabrikanten eben so gut farbige Papiere zu machen verstehen, wie die Franzosen und Holländer, und diese Stelle in gedachten Supplementen hat denn veranlaßt, daß mir unterm 23ten Sept. d. J. von London aus der Auftrag geworden, für die Mittheilung jeden Recepts von nachfolgenden, der Papiermasse schon in der Bütte zu gebenden Farben, als: 1) dunkelblau; 2) hellgrün; 3) dunkelgrün; 4) Rosa; 5) Scharlach; 6) citrongelb; 7) orange; 8) Couleur de puce; 9) hellgrau; 10) dunkelgrau; 11) capucin; 12) hellpurpur; 13) violet, 3 Pistolen oder 15 Thl. in Golde nach Beschaffenheit der Umstände für manche Farbe auch mehr wie 3 Pistolen zu bieten. Zur Vermeidung aller Mißverständnisse aber mache ich hiedurch ausdrücklich bekannt: a) daß keine Recepte zu bemalten, d. i. solchen Papieren verlangt werden, die man erst mit dem Pinsel bemalt, wenn sie schon fertig aus den Händen des Papiermachers kommen, sondern deren Stoff man, wie schon gesagt, die Farbe bereits in der Stampfe oder in der Bütte giebt; b) daß die Papiermasse in der Bütte dadurch egal gefärbt werden muß; c) daß die auf solche Art gefärbten Papiere nicht durch starkes Pressen leiden, oder an ihrer Farbe verlieren müssen; d) daß diejenigen, welche sich um den für jede Farbe vorhin bestimmten Preis bewerben wollen, sich nicht an mich, sondern baldmöglichst schriftlich unmittelbar an M. Koops at No. 9. Sheffield street Claremarket London zu wenden, und zugleich die Papierproben einzusenden haben.

Hannover

G. F. Wehrs,
der Königl. Großbritannischen Societät zur Aufmunterung der Künste, Manufacturen und des Handels in London ausländisches Ehrenmitglied.

Hannöverisches Magazin.

84tes Stück

Montag, den 20ten October 1800.

Verzeichniß der Lectionen,
die auf dem Königl Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1800. bis Ostern 1801. gehalten werden sollen.

1. Sprach-Lectionen.

Die lateinische Sprache wird in drei abgesonderten Classen, in welche der ganze Cötus der Scholaren vertheilt ist, gelehrt.

Für die untere oder Vorbereitungsclasse sind wöchentlich dreizehn lateinische Lehrstunden bestimmt. Sie wird zuerst vom Rektor Pätz, in einer eignen Vorbereitungslection mit den Grundsätzen der Sprache bekannt gemacht: Montags und Donnerstags von 3 — 4; mit welcher Lection noch drei andere öffentliche Lehrstunden in genauer Verbindung stehen, indem am Dienstage und Freitage von 5 bis 6, die von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero, mit beständiger Beziehung auf die Vorbereitungslection, erklärt, am Freitage von 8 — 9 aber kleine Versuche im Lateinschreiben angestellt werden.

Der Collaborator Müller lieset mit dieser Classe ferner den Justinus, in dessen Erklärung er bis zum 15ten Buche gekommen ist: Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11; Collaborator Zinserling aber, der die Stelle eines durch Krankheit verhinderten Collaborators versiehet, und seine Geschäfte von Michaelis angefangen hat, wird in der von seinem Vorgänger angefangenen Erklärung des Cornelius Nepos fortfahren, am Dienstage und Sonnabende von 9 — 9 und am Donnerstage von 10 — 11 und Mittwochs von 8 bis 9 zugleich in der lateinischen Prosodie die Scholaren dieser Ordnung unterrichten und üben.

Der mittlern Classe, welche wöchentlich eilf lateinische Lehrstunden hat, erklärt der Rektor Cicero's Briefe

an Verschiedene, nach einer in Rücksicht der Zeit, in der sie geschrieben worden, gemachten Auswahl, Montags und Donnerstags von 9 — 10 Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11. Mit dieser Lection, die statarisch ist, stehet eine andere, am Dienstage von 8 — 9 in Verbindung, in welcher Uebung im Lateinschreiben, theils durch Revertieren, theils durch kleine auf der Stelle zu übersetzende Aufgaben angestellt wird.

Der Collaborator Müller setzt in einer mehr cursorischen Lection die Erklärung der ersten Dekade des Livius fort: Dienstags und Freitags von 5 bis 6, und übt die Scholaren im Lateinschreiben durch Ausarbeitung sogenannter Exercitien, die von ihm schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt werden: am Freitage von 8 — 9.

Der Conrektor Brohm besorgt in der mittlern Classe die Erklärung eines lateinischen Dichters, dieses mal der Verwandlungen Ovid's, aus denen die vorzüglichern Fabeln ausgewählt werden: Montags und Donnerstags von 4 — 5 und Mittwochs von 8 — 9.

Für die oberste Classe sind wöchentlich neun lateinische Lectionsstunden bestimmt. Am Montage und Donnerstage von 9 — 10 und am Freitage von 10 — 11 wird der Collaborator Zinserling die Gespräche des Cicero vom Redner, von denen das erste bisher gelesen worden, beibehalten, und die beiden übrigen im Auszuge erklären. Am Dienstage von 10 — 11 werden lateinische Ausarbeitungen der Zuhörer, die theils über selbst gewählte, theils über aufgegebene Materien verfertigt werden, nebst den lateinischen Censuren, die von andern darüber abgeliefert werden müssen, beurtheilt und verbessert.

Der Conrektor wird in der Erklärung der Annalen des Tacitus fortfahren: Dienstags und Freitags von 5 — 6, und

der Rektor das dritte und vierte Buch von Virgils Georgicis erklären; darauf aber noch einige Satyren des Persius und Juvenals lesen lassen, Montags und Donnerstags von 4 — 5 und Mittwochs von 8 — 9.

In allen diesen Lehrstunden der obern Classe wird dadurch zum Lateinsprechen Veranlassung genommen, daß viele der nöthigen Erläuterungen in lateinischer Sprache gegeben werden.

Mit denjenigen Scholaren, welche die griechische Sprache nicht lernen, lieset der Rector in zwei Stunden, am Montage und Donnerstage von 5 — 6, während welcher die übrigen mit dem Griechischen beschäftigt wer-

werden, die von Döring herausgegebenen Eclogas veterum poëtarum latinorum, und wird damit zum Ende kommen.

Ausserdem setzt derselbe, wie immer, für künftige Juristen zu Erklärung des Textes der Institutionen, und für Mediciner zum Lesen des Celsus einige Privatstunden aus, so wie auch die übrigen Lehrer in der lateinischen Sprache noch besondern Unterricht in Privatstunden geben.

In der griechischen Sprache wird in vier verschiedenen auf einander folgenden Classen Unterricht ertheilt.

Die untere oder Vorbereitungsclasse wird vom Collaborator Müller in der Grammatik unterrichtet, wobei zur Anwendung des Fundamentalunterrichts zugleich die Heinzelmannsche Sammlung kleiner Aufsätze gebraucht wird: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Mit der zweiten prosaischen Classe fährt der Collaborator Zinserling fort, die Auszüge aus Diodor im zweiten Theile der von Stroth edirten Aegyptiacorum, die sein Vorgänger angefangen hatte, zu lesen: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5.

In der ersten prosaischen Classe fährt der Conrektor mit der Erklärung der Denkwürdigkeiten des Socrates von Xenophon fort: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5 und eben derselbe setzt auch

mit der poetischen Classe oder der Suprema, die Lesung der Iliade in Auszügen fort; Dienstags und Freitags von 11 — 12.

Die hebräische Sprache lehrt der Collaborator Müller am Montage und Donnerstage von 11 — 12 und braucht zum Unterrichte in den Anfangsgründen Diederichs mit Hezels Zusätzen vermehrte Grammatik, zur Uebung im Analysieren aber ausgesuchte leichte Stellen aus historischen Büchern des A. T.

In der deutschen Sprache wird die untere Ordnung vom Subconrektor Grotefend, und die obere vom Conrektor unterwiesen: am Dienstage und Freitage von 10 — 11. Der Subconrektor nimt Adelungs kleine Sprachlehre — der Conrektor aber Eschenburgs Theorie zum Leitfaden; in beiden Lectionen wird übrigens vorzüglich auf Uebung in eignen Versuchen gesehen.

In der unter den drei obern Lehrern halbjährig abwechselnden Nachmittagslection, Mitwochs und Sonnabends von 4 — 5; welche hauptsächlich der deutschen Sprache gewidmet ist, wird der Conrektor den Don

Carlos von Schiller erklären, und dabei besonders auch auf Sprache und Darstellung Rücksicht nehmen.

In Ansehung der französischen Sprache, die ihren eignen Lehrer, den Lektor Schulenburg hat, sind sämtliche Scholaren in fünf Classen vertheilt, deren jede wöchentlich zwei öffentliche Lehrstunden hat.

Der fünften oder untersten Classe werden die Regeln der Grammatik erklärt, womit die Lektüre leichter Erzählungen verbunden wird: Dienstags und Freitags von 6 — 7.

Die vierte Classe lieset die französische Uebersetzung des Campischen Robinson, übersetzt aus dem Französischen ins Deutsche, und hat Uebung im französischen Schreiben, ihren Kenntnissen und Kräften gemäß: Montags und Donnerstags von 6 bis 7.

Mit der dritten Ordnung wird der zum Gebrauche der Schulen gemachte Auszug aus Anacharsis Reisen ferner gelesen, und die Uebung im Uebersetzen und Schreiben fortgesetzt: am Montage und Donnerstage von 11 bis 12.

Der zweiten Classe wird die Henriade von Voltaire in Beziehung auf Sprache und Geschichte erklärt, und ausser der fortgesetzten Uebung im Schreiben auch Uebung im Sprechen angestellt: Dienstags und Freitags von 11 — 12.

Die erste Classe endlich lieset les Géorgiques Françoises par M. de Lille, wird noch mehr im Sprechen geübt, und fertigt französische Aufsätze, welche vom Lehrer mit der Feder verbessert und öffentlich beurtheilt werden: Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12.

Ausser diesen öffentlichen Lehrstunden giebt der Lektor auch, auf Verlangen und nach den Bedürfnissen der Untergebenen, besondern Unterricht, und verbessert Aufsätze, die ihm ausser den vorgeschriebenen von fleißigen Scholaren eingereicht werden, auch ausser den Lectionen.

Die englische und italiänische Sprache wird blos in Privatstunden gelehrt. In der englischen geben der Conrektor und Subconrektor — in der italiänischen aber allein der Conrektor Unterweisung. Beide wählen die zu lesenden Bücher nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Scholaren, und stellen zugleich Uebungen im Schreiben an.

2. Wissenschaftliche Lectionen.

Die christliche Glaubenslehre trägt der Rektor nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populairen Dogmatik vor: Montags und Donnerstags von 8 — 9.

Eben

Ebenderselbe hält auch eine encicloپädische Lection hauptsächlich für diejenigen, welche demnächst auf die Akademie zu gehen gedenken, weshalb auch auf die von diesen gewählten Studien vornemlich Rücksicht genommen wird: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Auf die im verflossenen Sommer vorgetragene griechische und römische Mythologie folget nun wieder der Unterricht in römischen Alterthümern, welchen der Collaborator Zinserling der obern und mittlern lateinischen Classe ertheilt: am Montage und Donnerstage von 3 — 4.

In der neuen Geographie, in Ansehung welcher der neue Cötus, so wie dies auch bei der Geschichte und Mathematik der Fall ist, in zwei Classen vertheilt ist, wird die untere Classe von dem Collaborator Müller unterrichtet. Er fängt, nachdem die mathematische und physische Geographie geendigt ist, die politische von Europa an. Die obere Classe unterweiset der Subconrektor, der die zweite Hälfte von Deutschland durchgehen und dann zu den übrigen Ländern von Europa fortschreiten wird. Beide Lehrer bedienen sich des Fabrischen Abrisses als Leitfadens: Dienstags und Freitags von 9 — 10.

Eine Zeitungsstunde wird für die untere geographische Classe vom Collaborator Zinserling und für die obere vom Subconrektor gehalten, am Montage von 10 — 11.

Den Unterricht in der Universalgeschichte besorgt der Conrektor, und legt dabei das Schröckh'sche Lehrbuch zum Grunde. Der obern Classe wird er die alte Geschichte von Alexandern an, bis auf die Zerstörung des weströmischen Reichs vortragen: Dienstags und Freitags von 3 — 4; die untere Ordnung aber mit der neuen Geschichte von der Reformation an bis auf unsere Zeiten bekannt machen: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

In der reinen Mathematik unterrichtet der Subconrektor beide Classen. Die obere wird er mit Buchstabenrechnung, Logarithmen und algebraischen Gleichungen des ersten und zweiten Grades beschäftigen: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10; die untere aber, nach Klügels Anfangsgründen mit den Grundsätzen der gemeinen Arithmetik, Dienstags und Freitags von 3 — 4.

Die Naturgeschichte trägt gleichfalls der Subconrektor beiden obern lateinischen Classen vor, nach Funkens kurzem Abrisse, und zwar im bevorstehenden Winter die Mineralogie: am Donnerstage von 10 — 11, und Sonnabend von 8 — 9.

Eben

Eben derselbe hält der lateinischen Suprema eine Lection in der Naturlehre nach Nicolai's Abrisse, und wird in derselben die Lehren von der Elektricität und vom Magnete vornemlich durchgehen: Dienstags und Freitags von 8 — 9. Die nöthigen Experimente werden in einer besondern Abendstunde gemacht.

Endlich unterrichtet der Subconrektor die oberste lateinische Classe in der Logik, wobei Jacobs Grundriß der allgemeinen Logik zum Leitfaden dient: Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Da diese Classe an den sonstigen deutschen Lehrstunden keinen Antheil nehmen kann; so wird die logische Lection dazu mit angewendet, daß von den Zuhörern größere deutsche Aufsätze geliefert, von andern recensirt, und vom Lehrer öffentlich beurtheilt und verbessert werden.

* * *

Von den Lehrern und Collaboratoren wird abwechselnd Mittwochs von 1 — 3 im Bibliothekszimmer ein Conversatorium gehalten, wo vornemlich der Büchervorrath zur Unterhaltung und nützlichen Beschäftigung Gelegenheit giebt; auch übt jeder derselben wöchentlich einmal eine ihm zugetheilte Anzahl der Scholaren im Declamiren.

Im praktischen Rechnen wird die erste arithmetische Classe vom Subconrektor, die zweite aber vom Cantor **Kandelhart** unterwiesen und geübt, Dienstags und Freitags von 4 — 5.

In der Calligraphie unterrichtet gleichfalls der Cantor die untere lateinische Classe, am Montage und Donnerstage von 4 — 5. Beide Lectionen gehören zu den öffentlichen.

Das Zeichnen und Malen lehrt der Zeichenmeister **Wiegleb**.

Unterricht in der Musik geben drei Maitres: der Organ. **Zimmermann** im Clavierspielen, der Musikus **Meyer** auf der Geige, Flöte, Clarinette u. s. w. und der Cantor auf der Harfe und in Vokalmusik. Diese Musiklehrer halten auch zur Uebung im Zusammenspielen wöchentlich zweimal, am Dienstage und Freitage von 1 — 2, ein Collegium Musikum, an dem auch einige der Lehrer Antheil nehmen.

Der Musikus und Tanzmeister **Meyer** giebt im Tanzen die erforderliche Unterweisung.

Edel-

Edelmüthige Handlung eines armen Israeliten *).

Folgende Handlung eines armen Juden verdient in diesen gemeinnützigen und beliebten Blättern, als ein nachahmungwürdiges Beispiel von wahrer Menschenliebe und Edelmuth, aufbewahrt zu werden:

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, den 26ten December 1798., kam gegen Abend ein wohlhabender junger Mann, welcher sich mehrere Jahre bei der Armee am Rhein als Marketender aufgehalten, und ein hübsches Vermögen erübrigt hatte, mit seiner Frau und deren Schwester auf dem Wirthshause vor Nörten mit einem einspännigen Karren an, um daselbst einige Erfrischungen bei der Kälte zu nehmen, und alsdann weiter nach der vor Nordheim liegenden Landwehrschenke zu fahren, wo sie die Nacht bleiben wollten.

Hier nahmen die drei Leute Abrede, daß die beiden Frauenspersonen mit dem Karren nach der Landwehrschenke vorausfahren, der Mann aber mit einer Pfeife Taback zu Fuße nachgehen wollte, um sich bei der strengen Kälte durch das Gehen die Füße warm zu halten. Er mogte aber wohl etwas zu viel starkes Getränk zu sich genommen haben; denn er war kaum von Nörten ab bis gegen das Dorf Sudheim gegangen, als ihn eine solche Müdigkeit überfiel, so, daß er sich auf einen Steinhaufen an der Heerstraße niedersetzte, um — nicht wieder zu erwachen.

Nicht lange darauf kommen zwei Bauern, sehen den Menschen liegen, und rufen ihm zu, gehen aber, nachdem sie keine Antwort erhalten, ungefähr mit den Worten: Na! der wird auch seinen Rausch ausschlafen wollen, weg.

Gleich darauf kommt ein armer wandernder Jude aus der Gegend von Frankfurt des Weges. Dieser, wie er den Erfrornen liegen sieht, macht sich über ihn her, rüttelt und schüttelt ihn. Er machte es aber besser wie die beiden Bauern, denn wie er keine Spur des Lebens mehr daran bemerkte, so nahm der redliche brave Hebräer den Erfrorneu auf den Rücken und trug ihn mit der größten Mühe nach dem nächsten Dorfe Sud-

*) Ich habe diese Erzählung aus einer Quelle, deren Glaubwürdigkeit ich nicht bezweifeln kann. — Sollten sich aber übrigens Unrichtigkeiten darin eingeschlichen haben, wie dies bei mündlichen Ueberlieferungen leicht der Fall seyn kann, so bitte ich alle Menschenfreunde, in deren Nähe sich die Geschichte zutrug, wenn ich geirrt haben sollte, etwas zu deren Aufklärung beizutragen.

Sudheim, welches etwa ein Paar Flintenschüsse davon lag. — Hier brachte er ihn ins erste Bauernhaus und veranstaltete sogleich, daß eine Tonne mit kaltem Wasser herbeigeschafft, und der Erfrorne da hinein gesetzt wurde.

Nachdem dieser einige Zeit darin gesessen hatte, bemerkte man wieder Zeichen des Lebens an ihm, und endlich that der Kranke bei der Wiederkehr seines Bewußtseyns einen so lauten Schrei, daß man es mehrere Häuser weit hören konnte. Durch die klugen und unermüdeten Veranstaltungen des braven Juden kam der junge Mann ganz wieder zu sich selbst, und nun erzählte er, daß seine Frau und deren Schwester auf der Landwehr Schenke wären. Sogleich wurde ein Bote dahin abgeschickt, und der junge Mann ging nun mit seinem Retter, dem Juden, auch da hinab. „Freund! — sagte er zum Juden — „du hast mir das Leben gerettet, da, „nimm zur Dankbarkeit diese Kleinigkeit von mir an." Mit diesen Worten bot er ihm eine ansehnliche Geldsumme. Der Jude aber schlug jenes Geschenk standhaft ab. Ich that nur meine Pflicht, sagte der edle Mann; ich bin ein armer Reisender, und mir kann es leicht auf einmal nicht besser gehen.

Wie brav und edelmüthig handelte hier ein Jude! Der Fremde hatte über 600 Thaler in Louisd'or und Münze bei sich; aber der Jude hatte nicht das Geringste davon angerührt. Er wollte weder seinen Namen sagen, noch sich zu der von der Obrigkeit ausgesetzten Prämie melden.

Ihr Reichen und gefühllosen Seelen, die ihr mit stolzer Verachtung auf eure Mitbrüder herabblickt, diese edelmüthige Handlung eines unbekannten Juden beschäme euch, und durchdringe euer Innerstes. Wenn ihr euren leidenden Mitbruder retten könnt, so gehet hin und thut desgleichen.

J. G. L. Blumhof.

---

* * *

Unter verschiedenen Mitteln, die ich bei meinem Haushalte den Kühen wegen der blauen oder mit Flecken beworfenen Milch gebraucht, ist keines angeschlagen, als: 1 Theil gebrannte Austerschalen und 2 Theile gereinigten Salpeter, zusammen 1 Eßlöffel voll, aufs Butterbrod gestreuet und so einige Morgen hinter einander gegeben. Nach einigen Tagen wird die Milch gut.

Diepenau. Coberg, Postmeister.

Hannöverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 24ten October 1800.

Einige Nachrichten

über die Verheerungen, welche ein heftiges Gewitter am 29sten April d. J. in den umliegenden Gegenden von Göttingen angerichtet hat.

(Fortsetzung. S. das 83ste Stück.)

So zerstreut als die Ueberschwemmung die zum Amthause gehörenden Personen antraf, so abgesondert hielt sie dieselben von halb 6, bis wenigstens 9 Uhr, oder noch länger, weil nicht nur jedes Gebäude, sondern auch in mehreren Gebäuden jedes Gemach wie eine Insel von dem andern durch tiefe und reissende Fluten abgesondert war.

Die erste Flut fing an, um eine Spanne zu sinken. Als der Herr Amtmann dieses an dem seiner Wohnung gegenüber stehenden Taubenhause bemerkte, schöpfte er Hofnung, daß die Gefahr nun bald vorüber gehen werde. Er hatte diese Hofnung kaum denen, die um ihn waren, mitgetheilt, als die zweite Flut heranstürzte, und das Wasser auf einmal wieder um mehrere Fuß stieg. Die zweite Flut war dem Ansehn nach mit einem hohen weißen Schaume bedeckt. Man hörte es aber bald an dem Geprassel, daß das, was man für weissen Schaum gehalten hatte, eine wenigstens 2 Schuh hohe Decke von Schloßen war. Das Wasser füllte alle Gebäude, wohin es drang, 6 bis $7\frac{1}{2}$ Schuh hoch mit diesen Schlossen aus, die schnell in große Eisklumpen zusammen froren, und nach dem Abzuge der Gewässer, welche sie getragen hatten, 6 bis $7\frac{1}{2}$ Schuh hoch liegen blieben.

Wasser und Schloßen wuchsen nun auch in dem Amthause selbst so sehr an, daß man auf der Diele und

den untern Zimmern bis an die Knie im Wasser ging. a)

Man rettete, was man in der Geschwindigkeit retten konnte; nicht immer das Kostbarste, sondern was sich der Hand zuerst darbot. Das Amthaus wurde stundenlang durch die anschlagenden und durchrauschenden Wellen und Schloßen so gewaltig erschüttert, daß man mit Grund zu fürchten anfing, auch dieses könne, wie andere nahe stehende Gebäude, in kurzer Zeit niedergerissen werden. Die Bewegung des Hauses war nicht blos denen, die sich in demselben fanden, fühlbar, sondern sie war auch mehreren Personen, die auf den nächsten Anhöhen standen, so sichtbar, daß diese Zuschauer ihre Blicke wegwandten und forteilten, um nicht das Zusammenstürzen des Hauses zu sehen, welches sie für nahe und unvermeidlich hielten. Die Nacht war schon lange hereingebrochen, bevor die Gewässer so sehr fielen, daß man es ohne Gefahr wagen konnte, aus dem Amthause in den zunächst stehenden Pferdestall, oder ungekehrt zu gehen.

Erst nachdem die augenscheinlichste Gefahr vorüber war, bemerkte man, daß man weder etwas zu essen noch zu trinken habe, auch dergleichen nicht erhalten könne, weil alle Gemächer und Behälter, welche Nahrungsmittel enthielten, weggeschwemmt oder mit Schloßen und Schlamm angefüllt waren. Glücklicher Weise hatte eine Freundin der Frau Ammannin, die mit ihrem Kinde zum Besuch da war, unter andern geretteten Sachen eine Bouteille Wasser in den obern Stock mitgenommen. Auch fanden sich noch drei Butterschnitte, die von dem Frühstück übrig geblieben waren. Ohne dies Wasser und ohne diese Butterschnitte hätte man nicht einmal den Hunger und Durst des Kindes stillen können. Alle übrige, zum Amte gehörige Personen mußten die Nacht durch fasten; und erst am folgenden Morgen konnte man Brod und andre Nahrungsmittel aus der Stadt holen lassen.

Ungefähr zwischen 9 und 10 Uhr, Abends, (denn in der Angst gab man auch auf die Zeit nicht genau Acht) zeigte sich von den Personen, die während der hohen Ueberschwemmung nicht im Amthause selbst gewesen waren, zuerst der Verwalter wieder, der bei dem schnellen Anwachsen der Fluten die im Stalle angebundenen Pferde los zu schneiden versucht und diesen Vorsatz auch wirklich mit der äussersten Lebensgefahr ausgeführt hatte.

Er

a) Das Wasser stieg 12 Fuß über den nachbarigen Wasserspiegel der Dranse hinaus: auf der Diele des Amthauses 23 Zoll, und in dem untern Wohnzimmer 20 Zoll hoch.

Er sprang zuerst auf die Krippen, als das Wasser über diese herauf stieg, auf die Leitern und Gerüste, wo man den Pferden Heu hinzuwerfen pflegt; und da er auch hier nicht mehr sicher war, stieß er mit einem Stiefelknecht ein Loch durch die Mauern und rettete sich durch diese Oefnung auf den Boden des Pferdestalls. Er hatte gesehen, daß der Kutscher mit den vier Kutschpferden davon geeilt war, wußte aber nicht, ob derselbe mit den Pferden wirklich an einen sichern Ort gekommen sey, und wie viel überhaupt von den losgeschnittenen oder losgerissenen Pferden (denn mehrere Pferde waren mit den abgerissenen Krippen davon geschwommen) gerettet worden.

Bei dem Herabsteigen aus seinem Schlupfwinkel fand der Verwalter, daß der sogenannte Hofmeister, dessen Frau und Kind auf eine wunderbare Weise erhalten worden. Die Aeltern waren mit dem Kinde auf einen hohen Schrank gestiegen. Das Wasser hatte den Schrank gehoben und umgeworfen, und zwar so glücklich, daß Aeltern und Kind auf das nebenstehende Bette gefallen waren. Das Wasser hob auch das Bette empor, aber doch nicht so hoch, daß die darin befindlichen Personen nicht noch immer hätten Luft schöpfen können. So wie die Wasser fielen und sich zuletzt ganz verliefen, senkte sich auch das Bette mit den Menschen herab, die darin wie in einem Schiffe waren getragen worden. Der Kutscher fand sich den folgenden Morgen mit seinen Pferden wieder ein, womit er die Nacht über in dem Dorfe Dreamfelde geblieben war. Auch die übrigen Pferde kehrten insgesammt zurück, oder wurden wieder gefunden. Ein Pferd steckte so tief im Schlamme, daß man es herausgraben mußte. Ueberhaupt wurden fünf Pferde durch das Wasser und die Schloßen so übel zugerichtet, daß zwei davon in der ersten Woche starben, denen vielleicht noch eins und das andere folgen werden.

So empfindlich der Verlust von mehrern brauchbaren Pferden auch ist, so verschwindet er doch fast ganz gegen den Verlust fast aller Kühe und des größten Theils der Schweine, welche die Flut zu Mariengarten aufgerieben hat. Der Kuhhirte war kurz vor der Ueberschwemmung weggeschickt worden, um dem Schafhirten den Befehl zu bringen, daß er seine Heerde zu Hause treiben mögte. Während der Abwesenheit des Kuhhirten brachen die Gewässer u. Schlossen eben so ungestüm in den Kuhstall, als in die übrigen, etwa in gleicher Linie liegenden Gebäude ein.

Der Müller arbeitete sich mit Lebensgefahr durch die wilden Fluten, um, wo möglich, von oben herab in den Kuhstall zu gelangen und die Kühe los zu machen. Der starke, kühne und im Schwimmen geübte Müller kam wirklich dahin, wohin er wollte;

allein er kam doch zu spät, um helfen zu können. Die meisten Kühe waren schon bis an den Hals in Schloßen begraben. Die geängstigten Thiere brüllten fürchterlich, und strengten alle Kräfte an, so lange sie konnten. Alle diese Anstrengungen waren vergeblich. Die Schloßenmassen starrten schnell in dicke Eisklumpen zusammen, aus welchen man am folgenden Tage die todten Kühe, und eben so auch die todten Schweine heraushauen mußte. Nur zwei Stiere und eine Kuh blieben am Leben; die Stiere, weil sie entweder höher standen und stärker waren, als die Kühe; die Kuh, weil sie sich los riß, indem sie zufällig nicht mit einer Kette, sondern mit einem Strick festgebunden war. 58 Kühe und 8 Kälber von trefflicher Art kamen um. Die Schweine würden ein gleiches Schicksal mit den Kühen gehabt haben, wenn nicht die von hinten eindringenden Gewässer eine der vordern Thüren des Schweinehauses geöfnet hätten. Durch diese Thür entkamen einige 30, welche dem nächsten Ufer zuschwammen, und in den folgenden Tagen aus Wäldern und Feldern zurückkehrten. 56 Stück wurden in dem Schweinehause ersäuft, oder von den unwiderstehlichen Wellen fortgeführt.

Der Schweinehirte rettete sein Leben blos dadurch, daß er einen hohen eisernen Haken mit der Hand ergriff und sich an diesem Haken hängend, wenigstens mit dem Kopfe über den Fluten erhielt. Als die eine Hand ermüdet war, brauchte er die zweite zu derselben Absicht. Die Hand, an welcher er am längsten gehangen hatte, schwoll von der übermäßigen Anstrengung nicht nur heftig auf, sondern wurde auch entweder bei dem Anklammern, oder dem Loslassen von dem Haken stark verletzt.

Als wir von der Besichtigung der Mühle und des Schweinehauses zurückkehrten, kam uns der Hirte mit lautem Schluchzen entgegen und klagte seinem Herrn, daß die verwundete Hand heftig blute. Die Hand war sehr dick umwunden, und doch drang das Blut durch alle Binden und Tücher durch, welche man darum gewikelt hatte. Der Hr. Amtmann machte sogleich Anstalt, daß dem verwundeten Hirten die schleunigste Hülfe des nächsten Wundarztes verschaft wurde.

Als der Hirte uns begegnete, hatten wir alle, oder doch die vornehmsten Denkmäler der zerstörenden Fluten gesehen, und die Erzählungen der ausgestandenen, aber glücklich überwundenen Gefahren gehört.

Diese Wahrnehmungen und Erzählungen hatten mich tief gerührt, und doch wurde ich durch die Angsttöne des jammernden Hirten und durch den Anblick der blutenden Hand noch viel heftiger, als vorher, afficirt; so groß ist der Unterschied unter den Eindrücken von Schäden, die man an

äuße-

äussern Gütern genommen, oder von Aengsten und Gefahren, die man ausgestanden und überwunden hat, — und dann von großen Leiden und Gefahren, welche empfindende Wesen noch jetzt dulden und ausstehen!

Unter den Gebäuden wurde die Wagenremise, der Schweinekoven, in welchem man Schweine mästete, und das Hühnerhaus ganz nieder gerissen. Von Hühnern blieb nichts übrig, ausser zwei, die sich gewöhnt hatten, in dem Amthause selbst die Nacht zuzubringen. Von den Gänsen wurden zwei zerschmettert; die übrigen fanden sich, wie die Enten, an den folgenden Tagen wieder ein. Die Kutsche, Wagen, Pflüge und Eggen wurden, so wie der ganze Vorrath von Dünger, weggeschwemmt. Einen Theil des Ackergeräths und des Fuhrwerks fand man in den nächsten Tagen zwischen Mariengarten und Dramfeld, aber nur in Bruchstücken wieder, so, daß die wieder gefundenen Fragmente fast kein einziges vollständiges und unbeschädigtes Ganzes ausmachten.

Unter den nicht ganz eingestürzten Gebäuden wurde das Molkenhaus am stärksten beschädigt. Die Seite desselben, die am rechten Ufer der Dramme stand, ist völlig eingerissen, und die aus Quadern gebauten Fundamente sind durchaus zerstört worden. Von dem zahlreichen Molkengeräthe hat man kaum den achten Theil wieder erhalten. Die aus Quadern bestehenden Grundlagen des Amthauses sind an beiden Ecken der Vorderseite so tief ausgewühlt, daß, wenn die reißende Flut noch eine Viertel- oder halbe Stunde angehalten hätte, das Amthaus selbst wahrscheinlich würde zusammen gefallen seyn. Die Wasser- und Schloßenfluten strömten mit einer solchen Gewalt in und durch den Keller des Amthauses, daß einer der steinernen Pfeiler am Eingange, der mit dicken eisernen Krampen befestigt war, fast ganz umgedreht, und die eine Hälfte der Treppe am Hinterhause niedergerissen wurde. Von den beträchtlichen Vorräthen im Keller rettete man nichts als den Wein, der auf Bouteillen gezogen war und die Kartoffeln. Die letztern mußte man mit vieler Mühe aus den Schlamm- und Schloßenklumpen heraus lesen, die sich über denselben zusammen gehäuft hatten. b)

Die Heftigkeit der Erschütterungen, welche das Amthaus von den um und durch dasselbe stürzenden Fluten erlitten hatte, konnte man auch daraus beurtheilen, daß der Schlußstein über dem Haupteingange sich um mehr als einen Zoll gesenkt hatte.

Die

b) Man fand in Mariengarten noch am 19ten Mai Hagelkörner, die ½ Zoll im Durchmesser hatten.

Die Fruchtscheure selbst ist zwar nicht beträchtlich verletzt; allein die darin liegenden Vorräthe von Rocken, Haber u. s. w. sind durch das Wasser und den zurückgelassenen Schlamm so sehr verdorben worden, daß auch von diesen wenigstens ein Drittheil als verloren geachtet werden kann. c)

Die schauderhaftesten Gräuel der Verwüstung sieht man in dem untern großen Garten beisammen. Die Wasserströme haben die Mauer des Gartens mit der darauf befindlichen Planke so gänzlich ausgerissen, daß man an den Stellen, wo sie standen, auch nicht eine Spur von beiden entdecken kann. Die ausgesuchten Obstbäume, welche eine der vornehmsten Zierden des Gartens ausmachten, sind größtentheils entwurzelt, oder durch die Fluten und andere schwere Körper bis zur Erde niedergedrückt. Die Fischteiche waren verschlemmt. Die Schichten fruchtbarer Erde waren weggespült und an deren Statt Haufen von Steinen und Grand niedergesetzt worden. Selbst manche der hohen Laubbäume, die an den Ufern der Dramme einen lieblichen Spaziergang bildeten, sind nicht mehr vorhanden, oder so sehr beschädigt, daß sie sich schwerlich erholen werden.

An dem Tage, an welchem ich den Garten besah, gruben mehrere Arbeiter an einem Canal, durch welchen ein Theil der Dramme abgeleitet werden sollte. Das Bett dieses Bachs ist durch den Schutt, welchen die Ueberschwemmung herbeigeführt hat, beträchtlich erhöhet worden. Die Gewässer des Bachs berühren jetzt das Amthaus, da sie sonst in einer Entfernung von mehrern Schritten vorbeiflossen. Man wird viel eher das Bett des Bachs reinigen und die Gebäude ausbessern oder neu erbauen, als den verwüsteten Garten wieder herstellen können. Der sogenannte Berggarten, welchen der gegenwärtige Herr Amtmann angelegt hat, ist nicht durch Fluten, sondern blos durch Hagelschlag, aber nicht beträchtlich beschädigt worden. Aus diesem Berggarten kömmt man in einen Eichenwald, an dessen Ende man eine schöne Aussicht auf das göttinger Thal hat. An heitern Tagen kann man von dieser freien Anhöhe die Huve hinter Einbeck mit bloßen Augen deutlich erkennen.

In Rostorf hat sich das Andenken einer großen Ueberschwemmung erhalten, d) die sich vor 117 oder 120 Jahren ereignet haben, aber doch um einige Fuß weniger hoch gestiegen seyn soll,

c) So dachte man, als ich in Mariengarten war. Nachher hat es sich gezeigt, daß selbst das Vieh die verdorbene Frucht nicht fressen will.

d) Auch in Setmarshausen ist das Andenken einer hohen Fluth übrig, die sich vor 130 Jahren zugetragen hat. Man erzählt, daß diese Fluth einen Amboß weggeschwemmt habe, und daß derselbe durch die letzte Flut wieder hervorgewühlt worden sey.

soll, als die letztere. In Marlengarten und Dramfeld weiß man weder aus alten Sagen noch aus Urrunden, daß jemals Fluthen ähnliche Verheerungen angerichtet hätten, als in diesem Jahre angerichtet worden sind.

Die Kosten, welche die Herstellung der Brücke und der beschädigten Gebäude erfordern wird, lassen sich noch nicht bestimmen. Der Schaden, den der Herr Amtmann durch den Verlust an Vieh, Molken- und Ackergeräth, durch die Zerstörung und Verschlemmung von Gärten und Feldern, endlich durch die Wegspülung oder Verderbung von Lebensmitteln gelitten hat, kann nach einer mäßigen Schätzung nicht weniger, als gegen 5000 Rthlr. betragen. Der Schade würde noch viel größer geworden seyn, wenn nicht der größte Theil der Schafheerde auf dem Felde geblieben, und 300 Mutterschafe sammt 300 Lämmern, die im Stalle waren, durch ein halbes Wunder gerettet worden wären. Das eindringende Wasser hob die 300 Schafe und 300 Lämmer mit dem Lager von Stroh und Dünger, auf welchem sie standen, allmählig empor, und lies sie auch, da es wieder fiel, langsam sinken, ohne daß ein einziges Schaf oder Lamm ersäuft wurde. In Mariengarten war es unvorhergesehener Zufall, daß Schafe und Lämmer nicht umkamen. Der Prediger in Getmarshausen hingegen erzählte uns, daß er bei dem ersten Steigen der Flut absichtlich seinen ganzen Vorrath von Stroh in den Kuhstall hinabgeworfen habe, damit die Kühe mit dem dichten Strohlager möchten gehoben werden. Was der Prediger vorhergesehen hatte, geschah wirklich, und die Kühe wurden gerettet. In Adelebsen, heißt es, nöthigten wiederholte Befehle den Hirten, daß er eine Heerde von 500 Schafen, welche er auf eine sichere Anhöhe treiben wollte, in den Stall bringen mußte. Bald nachher kamen hohe Fluten und die ganze Heerde wurde ersäuft. Man erzählte in Mariengarten, daß an einem andern Orte der Hirte, da er das Andringen des Wassers merkte, eine Treppe hinauf gegangen, und daß die ganze eingestallte Heerde auf ein gegebenes Zeichen seinem Hirten auf den Boden gefolgt sey.

Sobald der in Mariengarten sich zugetragene Unfall bekannt wurde, wetteiferten die Amtleute und Güterbesitzer weit und breit mit einander, den Herrn Amtmann mit solchen Dingen zu unterstützen, die man nicht einmal sogleich für Geld hätte erhalten können. Der größte Dienst war unstreitig dieser, daß man in den ersten Tagen eine gewisse Anzahl von Kühen hinschickte, und auf so lange Zeit anbot, bis er sich diese in einer großen Landhaushaltung unentbehrlichen Thiere selbst wieder würde angeschaft haben. Ich wollte wünschen, daß ich die Treue und Dienstfertigkeit der nächsten Dorfschaften eben so rüh-

men könnte, wie ich sie bei Rostorf gerühmt habe. Es ist aber leider nur zu wahr, daß man manche von Mariengarten weggeschwemmte Sachen aufgefangen und behalten; auch selbst viele Dinge, welche die Dienstboten und Arbeiter des Amthofes wieder gefunden und zurückgebracht hatten, von dem allenthalben offenen Amthofe in der Nacht entwendet hat.

Nach den bisher erhaltenen Nachrichten haben Mariengarten, Seemarshausen, Rostorf und Olenhausen am meisten, weniger Dramfeld und Adelebsen durch verschlemmende, wühlende und niederreißende Fluten; Dahlenrode, Dransfeld, Jühnde, Volckerode, Mengershausen, Ellershausen und Grohnde sowohl durch Hagelschlag als Fluten; und Atzenhausen, Holtensen und Harste durch Hagelschlag gelitten. Wo große Ueberschwemmungen waren, da brachen die Wasser und Schloßen so plötzlich und heftig herein, daß man sicher annehmen kann, die Ströme von Wassen seyen nicht durch allmäliges Zusammenlaufen oder Zusammentreiben von Regentropfen und Hagelkörnern, sondern durch das Niederschütten grosser Massen von beiden entstanden.

Auch glaube ich aus diesem Grunde, daß derjenige, welcher Zeit und Lust dazu hätte, gleichsam die Geburtsstäten der verschiedenen Fluten vielleicht noch nach Jahren entdecken könnte.

Das Gewitter verschonte gewisse Gegenden, in deren Nachbarschaft alles verwüstet wurde, auf eine beinahe unbegreifliche Art. Die Rasemühle z. B. die gleichsam in der Mitte von Mariengarten, Dramfeld, Mengershausen, Olenhausen und Rostorf liegt, wurde weder durch Wasser noch Hagelschlag beschädigt.

Die Stadt Dransfeld litt großen Schaden, und das nahe Wellersen gar keinen. Das Dorf Meensen erfuhr schwere Fluten, und vor Brakenberg gingen sie vorüber.

Es verdient bemerkt zu werden, daß am 29sten April einige Gegenden, die von uns sehr weit entfernt sind, z. B. die von Pirmasens durch Ueberschwemmungen und Hagelschlag eben so sehr oder noch mehr, als die Gegenden um Göttingen verheert worden sind.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 27ten October 1800.

Einige Nachrichten

über die Verheerungen, welche ein heftiges Gewitter am 29ſten April d. J. in den umliegenden Gegenden von Göttingen angerichtet hat.

(Schluß.)

Zuſätze zu obigen Nachrichten, im Auguſt 1800. geſchrieben.

Ich ſchrieb obige Nachrichten vor drittehalb Monaten zunächſt für einige gute Freunde in Hannover nieder, welche unſere Stadt und Gegend eben ſo ſehr lieben als kennen. Dieſe Freunde theilten meinen Aufſatz andern Freunden und Bekannten mit. Mehrere, welche die Handſchrift geleſen hatten, wünſchten, daß ſie im hannöverſchen Magazin mögte abgedruckt werden. Ich verſprach um deſto eher dieſen Wunſch zu erfüllen, da es doch immer ſeyn kann, daß meine wenn gleich nicht vollſtändige Beſchreibung einer eben ſo merkwürdigen als ſchrecklichen Naturbegebenheit etwas dazu beiträgt, eine thätige Theilnahme an den Schickſalen derjenigen Perſonen und Familien zu erwecken, welche am meiſten gelitten haben.

Da ich mich entſchloſſen hatte, meine geſammelten Nachrichten bekant zu machen; ſo erbat ich mir mein Manuſcript von Hannover zurück, um es hin und wieder zu ergänzen, und folgende Zuſätze hinzuzufügen:

An einem der letzten Tage des Julius reiſete ich über Siebolshauſen und Volkerode nach Jühnde, und kehrte über Oershauſen, Mengershauſen und Roſtorf zurück. An beiden Seiten der Berge zeigten ſich häufige Spuren der Verheerungen von Gewäſſern: am ſtärkſten in Volkerode

lerode in der Gegend der Kirche. Alle diese Verheerungen, welche ich vom Wege aus bemerkte, können mit denen gar nicht verglichen werden, welche die Fluthen in Setmershausen und Ellershausen angerichtet haben. Selbst die größten Beschädigungen an den Straßen in und um Volkerode und Mengershausen waren schon wieder ausgebessert.

Einige Tage nachher fuhr ich nach Döppelshausen. Der göttingische Miethkutscher nahm einen andern als den gewöhnlichen und kürzesten Weg. Als ich nach der Ursach fragte, antwortete er mir, daß der gewöhnliche Weg durch die heftigen Gewitterregen am 29ten April aufgeschwemmt und ganz oder beinahe unfahrbar geworden sey. Wir fuhren in dem engen Thale zwischen den döppelshäuser und clausberger Bergen hinauf, und gelangten endlich durch einen beschwerlichen Waldweg nach Döppelshausen. Auch die Straße im Thale war sehr rauh. Der Kutscher versicherte, daß sie vor einem Jahre viel besser gewesen sey. Das Gewitter des 29ten Aprils und die damit verbundenen gewaltigen Regengüsse dehnten sich also auch bis hieher aus.

Die Schäden, welche das Gewitter des 29ten Aprils anrichtete, zeigten sich in der Folge theils kleiner, theils größer, als man anfangs vermuthen konnte. Der erste Fall trat vorzüglich bei den verhagelten Winterfeldern ein. Selbst große Oekonomen theilten die verhagelten Felder in drei Classen ab: erstens in solche, die so wenig gelitten haben, daß man wenigstens eine leidliche Ernte davon erwarten könne: zweitens in solche, von welchen es zweifelhaft sey, ob man sie stehen lassen kann oder nicht; und endlich in diejenigen, die durchaus umgepflügt werden müßten.

Andere Arbeiten verhinderten es, daß das Umpflügen nicht gleich vorgenommen werden konnte. Bevor man zu dieser Arbeit Zeit gewann, hob sich selbst die Frucht, an welcher man verzweifelt hatte, in kurzer Zeit so sehr, daß es niemanden mehr einfiel, sie umzuackern.

In einigen Gegenden trieb der zerschlagene Winterrübesaame so mächtig, daß man einen reichern Ertrag, als von den ersten Schüssen, hätte hoffen können, wenn nicht die Blüthen, sobald sie sich zeigten, von Millionen kleiner Käfer wären abgenagt worden. Glücklicher Weise fielen einige kalte Nächte ein, welche diese Verwüster tödteten, bevor sie alles zu Grunde gerichtet hatten. —

Bei Mariengarten schwemmten Regengüsse die Erde von den Abhängen der Berge und mit dieser die ausgesäeten Haberkeime in die unten liegenden Wiesen herab. Die Keime wuch-

fen an ihrer neuen Stelle fort, und man wird in der Tiefe ernten, was man auf den Anhöhen ausgesäet hatte. Auch in den Wäldern um Jühnde trift man manche Plätze an, die mit allerlei Sommerfrüchten bewachsen sind, weil die Gewässer von höher liegenden Feldern die Erde sammt den Saamenkörnern, welche sie enthielt, herabgespült haben.

Die Schäden der Abschwemmungen von Feldern und der Verschlemmungen von Wiesen und Bächen sind im Durchschnitt größer, als man anfangs glaubte. Dies gilt auch von den Beschädigungen der Häuser und dann des Viehes, das Stunden lang in Wasser und Schloßen gestanden hat. —

In Gronde sind die meisten Häuser, durch welche die Fluthen gingen, besonders die Keller, gesunken. Die Wände lösen sich von ihren Einfassungen und die Oefen von den Brandmauern ab. Die hieraus entspringenden Nachtheile sind noch gar nicht zu berechnen. Manches Stück Vieh, was man gerettet glaubte, ist seither gestorben, oder kränkelt so sehr, daß man es zu verlieren fürchten muß.

Der Herr Amtmann in Mariengarten hat von den neu angeschafften Kühen schon mehrere Stücke wieder verkauft, weil sie das dasige Futter nicht vertragen konnten. Es läßt sich voraussehen, daß den zuletzt umgekommenen noch andere folgen werden. —

Auf die ersten Berichte, welche der Herr Gerichtschulze Zacharia an die Königl. Regierung und Cammer einschickte, erhielt der Herr Landbaumeister Böttcher den Befehl, die beschädigten Dörfer des Leinebergschen Gerichts zu bereisen, und Vorschläge zu thun, wie den Unterthanen am schnellsten und besten geholfen werden könne. Die Besichtigungen und Vorschläge erfolgten.

Hierauf gelangte von Seiten der Königl. Regierung an den in der Wasser-Baukunst erfahrnen Herrn Oberstlieutenant Müller der Auftrag, den Bau der am gefährlichsten verwüsteten Straßen und die Widerherstellung des in Unordnung gerathenen Laufs der Gewässer zu übernehmen. Zugleich wurden aus den Brackenbergischen Forsten die zum Straßenbau nöthigen Vorräthe von Holz und eine Summe Geldes bewilligt, womit der Bau angefangen werden kann.

Itzt ist noch übrig, den Landleuten zu Hülfe zu kommen, welche durch Ueberschwemmungen gelitten haben, wenigstens denen, die dadurch zu Grunde gerichtet worden sind, oder sich ohne fremde Unterstützung in vielen Jahren nicht erholen würden.

Wenn ich in dieser Sache eine Stimme hätte, so würde ich zu einer öffentlich authorisirten Collecte durch das ganze Fürstenthum rathen.

Ich übergab meinen Aufsatz unserm Herrn Hofrath Meyer, mit der Bitte: daß er mir seine Gedanken über ein Phänomen mittheilen mögte, das unserer Gegend so verderblich geworden ist. Herr Hofrath Meyer hat mir erlaubt, folgende Auszüge aus seinem Billet an mich mitzutheilen:

„Alle Umstände dieser merkwürdigen Wasserfluth bestätigen in mir immer mehr u. mehr die Meinung, die ich gleich anfänglich gegen mehrere meiner Freunde und Zuhörer geäussert hatte, daß solche nemlich die Wirkung von sogenannten landwasserhosen gewesen sey; und ich freue mich, daß der Beobachter, welcher die Reise nach Amerika gemacht hatte, bei dem Anblick der Gewitterwolken die große Aehnlichkeit derselben mit den Wasserhosen, welche auf der See öfters zu sehen sind, bemerkt hatte. Die ausserordentlich schnelle Erzeugung und Anhäufung des Wassers, — — die sich gegen einander bewegenden sehr schweren Gewitterwolken nebst den damit verbundenen Erscheinungen — geben obiger Meinung den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Wie übrigens dies merkwürdige Phänomen mit der vorhergegangenen ganz ungewöhnlich schönen Witterung zusammenhängen mag, läßt sich sehr schwer erklären, so wie denn auch bis jetzt die Naturlehrer noch sehr in ihren Meinungen getheilt sind, wie so ungeheure Wassermassen so schnell sich in der Atmosphäre — — erzeugen können. Nimt man an, daß die Luft selbst nur gasförmiges Wasser sey, so lassen sich Erscheinungen, wie die angeführten, freilich leichter erklären, als wenn man das Wasser nur in der Luft aufgelöst annimt. Aber die nähern Umstände einer so schnellen Luftzersetzung oder Wiederverwandlung der Luft in Wasser bleiben doch immer noch ein großes Räthsel. Weniger Schwierigkeit hat die bei so schnellen Luftzersetzungen entstehende Kälte, wodurch das Wasser sich in Eis verwandelt. Denn wo Luft zersetzt wird, entsteht ein leerer Raum, in welchen sich schnell die benachbarte Luft stürzen muß. Diese wird dadurch selbst schnell ausgedehnt, und es ist bekannt, daß hiedurch Kälte entsteht. Dies ist wenigstens meine Theorie des Hagels, die ich aber hier nicht weiter ausführen kann."

Herr Oberstlieutenant Müller beobachtete zwar die Gewitterwolken des 29ten Aprils nicht, allein vier Wochen nachher sah er an einem Nachmittage vier förmliche Wasserhosen

hosen von Norden nach Süden über eben die Gegenden hinziehen, die nicht lange vorher am meisten waren verwüstet worden. Er zeigte diese Phänomene mehrern Personen, die damals bei ihm waren. Ihm kommt es nicht unwahrscheinlich vor, daß in dem vergangenen Frühlinge die Atmosphäre eine besondere Disposition zu solchen Erscheinungen gehabt habe. Herr Oberstlieutenant Müller kennt die charakteristischen Merkmale von Wasserhosen aus eigner Erfahrung, weil er sie mehrmals auf dem Meere gesehen hat.

Oekonomische Behandlung der Pastinacken.

Die Pastinacken, welche auch Pasternacken, Balsternacken, Pasternaten, Hammelsmöhren, Pasternatmöhren, Pastinackenwurz in a) heißen, (Pastinaca sativa *Linn.*), habitans in Europae australioris ruderatis et pascuis, theilt man in zwei Gattungen ein, nemlich Pastinaca sativa, radice longiore alba, lange, und P. sativa, radice turbinata, oder runde. Diese beiden Abarten nennt Herr Spielmann II. S. 22; sie gehen aber bald in eine über, wenn man lange und kurze zugleich zur Saat setzt.

Man kann sie im October oder zu Anfang des Novembers säen, wenn sie nemlich schon um Johannis verspeiset werden sollen. Das Land muß zwar etwas trocken, aber nicht allzu mager seyn. Die meiste Zeit geht der Saame noch vor dem Frost auf, wenn aber ein früher Winter eintrit, so liegt er den ganzen Winter durch in der Erde und geht erst im Frühling auf. Vor Hannover säet man sie gewöhnlich im April, indem man die meisten für den folgenden Winter zur Futterung aufbewahrt.

Wenn die jungen Pflanzen das vierte Blat haben, müssen sie so weit von einander verzogen werden, daß sie sich theils nicht berühren und auch jede den gehörigen Spielraum habe. Alsdann sind sie um Johannis schon eines guten Fingers dick, und können mit Vortheil verspeiset werden. Nur kann man sie nicht länger als bis Michaelis zur Speise gebrauchen, besonders die, welche dicke und starke Wurzeln haben. Sie werden gemeiniglich stockige, hohl und

a) Lüders Briefe über die Bestellung eines Küchengartens. 2te Aufl. Th. 1. S. 183. Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft. S. 414.

und voll Wasser, wie eine Art von Steckrüben b). Diejenigen aber, welch man erst künftigen Winter zum Viehfutter brauchen will, müssen nicht früher als im April gesäet werden. Dennoch werden sie oft Arms dick, und sind ein gutes und nahrhaftes Viehfutter.

Sie verfrieren nicht leicht; man läßt sie daher auch bis zum nächsten Frühling in der Erde stehen. Weil es um diese Zeit gemeiniglich an grünen Kräutern noch fehlt, so ersetzt man durch diese Pastinacken solchen Mangel sehr gut. Man kann sowohl Schweine als Kühe damit mästen, und letztere milchen sehr gut darnach. Ich würde also den Anbau der Pastinacken, schon als Futterkraut betrachtet, empfehlen.

In Ansehung des Säens muß man sich hüten, daß man sie nicht zu dick säe, weil sonst beim Ausgäten gar zu viel Pflanzen ausgezogen werden müssen. Der Saame selbst darf nicht über 2 Jahr alt seyn, weil er das 3te Jahr schon nicht zur Hälfte aufgeht. Ich habe bemerkt, daß er schon im 2ten Jahre nicht mehr so gut aufgeht. Er ist sehr leicht, und hat also ein sehr geringes specifisches Gewicht, daher muß man ihn bei stillem ruhigem Wetter ausstreuen, der Wind führt ihn sonst leicht hinweg.

Sobald ein Stengel und sein Saame eine Strohfarbe bekommt, wird er, bevor sich die platten auf einander liegenden Saamenbehältnisse vertheilen, abgeschnitten, und diese abgeschnittenen Stengel in Bunde an einen luftigen Ort zum Trocknen aufgehängt. Wenn man den Saamen säen will, reibt man ihn ab.

Weil die Pastinacken, besonders im Herbst, so widerlich süß schmekken, werden sie, als Speise, nicht sonderlich geschätzt. Diesem etwas abzuhelfen, schlägt Herr Superint. Lüders (am angez. Orte Theil 2. Seite 546) vor, sie im December unmittelbar vor dem Eintritte des Winterfrostes zu säen, wo man sie alsdann vor der Mitte des Junius eßbar und im Julius schon von einer beträchtlichen Stärke erhalte, und sie folglich nicht so spät zu verspeisen brauche.

Die Pastinacken wachsen zum Theil von ausserordentlicher Dicke und Länge. Hanow (Seltenheiten der Natur und Oekonomie, Leipzig 1753. 1755. Band 2. Seite 204-207) erzählt von zwei ausserordentlich dicken. Die eine war von der Mitte aus nach der einen Seite 5 und nach der andern fast 7 danziger Zoll breit. Das dicke Ende aber hielt nur anderthalb Zoll, alsdann vertheilte es sich in mehr-

b) Hannöverisches Magazin 1793. St. 102. S. 1618.

mehrere Wurzeln, eines Fingers dick und wohl einen Schuh lang. Solcher Wurzeln bemerkte Herr Prof. H. dreizehn, ohne die kleinen Haarwürzelchen. In der Mitte war eine, wie ein zusammengedrehter Strick.

Eine andere Wurzel, welche durch den Wirbelknochen eines Schaafs gewachsen war, beschreibt H. ebendaselbst Seite 206. In dem Loche war sie nur so dick, wie ein Federkiel. Die Wurzel über dem Knochen war drittehalb Zoll lang, oben 1¼ Zoll und über dem Loche auf 8 Linien dick, unter dem Knochen aber einen guten halben Zoll dick.

Noch eine Pastinackwurzel, die durch eine Schnalle gewachsen war, beschreibt H. in den Danz. Erfahr. 1745. W. 30. N. 1.

J. G. L. Blumhof.

Mittel wider den Bücherwurm.

Im 42ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre wird um Mittheilung eines solchen Mittels gebeten. Ich theile hier wenigstens meine Erfahrung mit.

Oefteres Auslüften des Bücherzimmers und fleißiges Abstäuben der Bücher ist allerdings ein Vorbauungsmittel. Unreinigkeit, besonders faule und feuchte Luft, ist das erste Element des Bücherwurms; deswegen man auch keine ausdünstende Sachen, besonders auch Kleider, Wäsche, im Bücherzimmer Platz gönnen muß.

Vorsicht ist es auch, wenn die Repositorien mit Oelfarbe von Terpentinzusatz überstrichen sind, weil der Holzwurm dann nicht so leicht sich erzeugt, der fast mit dem Bücherwurm verwandt zu seyn scheint.

Seit vielen Jahren habe ich in meiner Bibliothek und andern, von welchen ich den Catalog machen mußte, bemerkt, daß dieser Bücherfeind vorzüglich in solchen Bänden entstehe, die von Holzspänen gemacht sind und sich von solchen auf andere nachbarliche Bücher ausbreite. Die Holzspänbände taugen ohnehin nicht. Dasselbe habe ich an den Bänden bemerkt, die von der dicken Wollenpappe gemacht waren. Wenn ich Würmer in den Bänden von feinen dichtgestampften Pappen fand, so waren sie von jenen zu diesen herüber gebracht. Auch fand ich nicht so leicht diese Würmer

in

in dem Stärkenkleister, als in dem Buchbinderleim, welcher letztere auch wirklich schon eine Fäulniß vom thierischen Körper ist. Vielleicht war das auch Ursache, daß ich nicht so leicht diese Zernager in unplanirten Büchern fand.

Alles Bittere scheint den Bücherwürmern Antipathie zu seyn. Man hat deswegen auch schon einmal, wenn ich nicht irre, in einem der vorhergegangenen Jahrgänge dieses Magaz. den Vorschlag gethan, Buchbinderkleister aus dem Mehl der bittern Kastanien zu verfertigen. Man könnte aber auch unter den gewöhnlichen Kleister Tabacksstaub oder fein pulverisirte Wermuthblätter mischen, oder ihn im Wasser von Taback, Wermuthsblättern ꝛc. abgekocht, bereiten. Ich habe gefunden, daß bittere Ausdünstungen das beste Präservativ- u. Remotivmittel gegen diese Würmer sind. Der Tabacksrauch ist manchen unangenehm; sonst wäre zu rathen, fleißig in Bücherzimmern mit Taback zu räuchern. Dies Mittel habe ich gern gebraucht. Auch habe ich Büschel von reifem Wermuth hinter die Bücher gesteckt.

Wenn ich Bücher in einer Auktion erstanden hatte, in welchen ich diese unangenehmen Gäste schon antraf, oder auch nur die Spuren ihrer ehemaligen Anwesenheit, so schlug ich solche, ehe ich sie der Bibliothek einverleibte, stark aus, blies Tabacksrauch hinein, und dann fand ich diese Gäste in denselben nicht wieder. In meiner, jetzt in der Asche liegenden Bibliothek, die aus mehr als 2500 Bänden bestand, fand ich keinen Bücherwurm.

Wenn man den Werth einer Bibliothek und die Affection des Gelehrten für diese seine Schätze, die ihm wirklich Schätze auch für den Geist sind, zu berechnen weiß; so wird man es nicht für unbedeutende Kleinigkeit achten, wenn auch mehrere ihre Beobachtungen und Erfahrungen darüber mittheilen, wie die Zerstörer dieser gelehrten Schätze abzuwehren und zu vertilgen sind.

Aber warum wohl der weise Schöpfer solche Thierchen erschaffen hat, die an unsern gelehrten Schätzen ihre Nahrung finden, in denselben leben und weben sollen? Vielleicht, damit wir unsere Bücher nicht blos zur Pracht und Schau hinstellen, blos zu Wandtapeten dienen lassen, sondern mit solchen wahre Zwecke verbinden und sie fleißig benutzen sollen? An Büchern, die fleißig benutzt werden, wagen sich diese Würmer nicht.

Hannöverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 31ten October 1800.

Ist der Mensch zur Tugend und Glückseligkeit geschaffen?

So mannichfaltig und so wichtig auch immer die Gründe seyn mögen, welche die Wahrheit beweisen, daß der Mensch zur Tugend und zur Glückseligkeit bestimmt ist, so ist gleichwohl die Zahl derer ausserordentlich groß, welche dieser erkannten Wahrheit gerade entgegen handeln. Selbst diejenigen sind hievon nicht auszunehmen, welche jene Wahrheit wohl erkennen, und weit entfernt sind, dieselbe im geringsten zu bezweifeln. Sonst müßten unter den Gelehrten und Philosophen, welche doch an der Quelle der Wahrheit und der Weisheit sitzen, keine lasterhafte, und mithin auch wenige unglückselige Menschen angetroffen werden. Denn daß Tugend und Glückseligkeit unsere Bestimmung ist, dies lehrt zuerst die Vernunft.

Alle Weisen kommen darin überein, was wir eben jetzt behauptet haben; und jedes Volk hat seine bessern Menschen gehabt, welche theils an Einsichten, theils an reinen Sitten ihre Volksgenossen weit hinter sich zurück ließen, durch das Letztere ihren Einsichten den größten Werth ertheilten, und auch in sich selbst die Ruhe, die Zufriedenheit und den edlen Selbstgenuß fanden, welche der unausbleibliche Lohn einer erkannten und angewandten Weisheit sind. Und was die vereinten Bemühungen der Weisesten unter den Sterblichen fanden, das kann noch jetzt jeder Einzelne finden, der, aufgelegt zum Denken und Forschen, über diesen, die Menschheit so sehr interessirenden Gegenstand nachsinnen wollte.

Wie könnte die gütige Gottheit den Menschen zur Unglückseligkeit bestimmt haben, da sie ihn in eine Welt setzte, welche an großen und kleinen und mannichfaltigen Freuden so reich ist? Wie könnte sie ihn aber zur Untugend geschaffen haben, da bei Untugend keine wahre Glückseligkeit möglich ist? Wie könnte sie ihm nur Untugend ge-

statten, da jede Untugend eine neue Quelle des Elends ist? Sollte sie nicht wenigstens denen, die Vernunft und Vermögen haben, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden, das Laster ernstlich untersagt und sie väterlich vor demselben gewarnt haben? — Und sie hat es gethan durch die Vernunft und durch das Gewissen!

Diesen Behauptungen entspricht zweitens die Erfahrung. Immer giebt es doch nur einzelne glückliche Bösewichter. Die mehrsten derselben verfolgt Schande und Elend als Wirkung des Lasters auf dem Fuße nach. Und, wo ist ein Einziger unter den Sclaven des Lasters, welchem man wahre Glückseligkeit zusprechen könnte? Glückseligkeit erfordert einen festen Boden, auf welchem sie ruhe. Dieser ist Gemüthsruhe, Heiterkeit, Zufriedenheit. Können sich diese Bestandtheile wohl bei demjenigen finden, der den Lüsten fröhnet? Wohl bemerken wir da bisweilen eine gewisse scheinbare Ruhe oder eine Art des Frohsinnes, die nicht selten an Ausgelassenheit gränzt, welche jedoch eigentlich nichts weiter ist, als Leichtsinn, Fühllosigkeit, Gewissensschlummer. Wie sanft und wohl gegründet ist dagegen die Ruhe des Rechtschaffenen! Furchtlos wandelt er daher unter allen Begegnissen der Erde. Keine Wildheit bezeichnet seine Sitten, seine Freuden und sein Wohlergehen; er weiß sich im Genusse derselben zu mäßigen. So behält er seine Besonnenheit und bleibt sicher vor tausend Thorheiten und Vergehungen. — Aber, auch kein Kummer bringt ihn ausser Fassung. Er besitzt Glückseligkeit, die da unabhängig ist von den Veränderungen und Umkehrungen des Schicksals.

„Was reden denn die Menschen von dem glücklichen Laster?“ — Ja, wohl kann das Laster glücklich seyn; wohl ist es nicht selten glücklich! Wenigstens würden wir den allgemeinsten Erfahrungen zu nahe treten, und die natürlichsten menschlichen Empfindungen verläugnen müssen, wenn wir dieses nicht zugestehen wollten. Und, warum wollten wir es nicht zugestehen? Glück ist je nicht Glückseligkeit! Glücklich mag der Bösewicht immerhin seyn — allein, wird er darum auch glückselig seyn? Nimmermehr! Glück setzt nur das Gelingen unserer Unternehmungen, die Erfüllung unserer Wünsche und Erwartungen und das angenehme Zusammentreffen günstiger Umstände zur Verbesserung unserer Lage und unsers Wohlstandes voraus; Glückseligkeit fordert mehr, ein reines und ruhiges Herz, ein gutes Gewissen, eine rechtschaffene Gesinnung. Wenn mit diesen Eigenschaften das Glück sich verbindet, dann allererst sind wir glückselig. So kann der Reiche und der Angesehene sehr glücklich und doch sehr unglückselig seyn, wenn der Niedrige zwar unglücklich, aber doch glückselig ist.

Der

Der Glückselige dauert aus in den Stürmen des Unglücks, wenn dagegen der Liebling des Glücks in denselben verzaget, weil er nur Glück, nicht Glückseligkeit, aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat; obwohl es nicht eigentlich dem gemeinen Sprachgebrauche gemäß ist, den Unglücklichen, z. B. den Verarmten, den Ungesunden, den Gestürzten ꝛc. glückselig zu nennen, welche vorzügliche Eigenschaft nur dem Wohlergehen eines Würdigen und Rechtschaffenen zuzukommen scheint. Kurz, dem glücklichsten Laster gehen doch so viele schlechte Gefährten zur Seite, daß es nicht der Mühe werth seyn kann, dasselbe zu beneiden. Diese sind: Schrekken, Furcht, Besorgniß, Unruhe, Beschimpfung, Verachtung ꝛc.; und, daß mithin nur der glückliche Rechtschaffene glückselig genannt zu werden verdient.

Mit diesen Resultaten der Vernunft und der Erfahrung stimmt denn auch auf das Genaueste die Bibel überein. Sie lehrt uns wahre Glückseligkeit kennen und suchen, und mit edlem Stolze ein Glück verachten, welches mit Tugend unvereinbar ist; und setzt sogar die Ewigkeit mit der menschlichen Tugend in genaue Verbindung. Hier und dort soll es den Verehrern der Tugend wohl ergehen. Weit entfernt, daß Rechtschaffenheit uns an der ordentlichen Ausrichtung unserer Berufsgeschäfte oder am Genusse reiner Freuden hindern sollte, befördern sollte, befördert und befestigt sie diese vielmehr; obwohl die Tugend hienieden eben so wenig immer glücklich ist, als das Laster immer in Ueppigkeit, im Wohlstande und im Ueberflusse lebet. Giebt es nicht arme und kranke lasterhafte, wie es reiche und gesunde Tugendhafte giebt? — Und der große wichtige Lohn der Tugend auf der Erde, welchen die heilige Schrift verspricht, wird nur Wenigen zu Theil, wenn wir jene edlen Güter der Seele, Ruhe und Freude des Herzens nicht vorzüglich mit zu den zeitlichen Belohnungen der Tugend zählen. — Zwar verspricht die Bibel ausdrücklich zeitliches Wohlergehen denen, die Rechtschaffenheit beweisen: allein, wir dürfen nicht vergessen, daß dieses göttliche Buch in einem Zeitalter, und für ein Zeitalter zunächst, geschrieben wurde, in welchem die Menschen noch sehr roh und sinnlich waren, welche mithin nicht durch den innern eigenthümlichen Werth der Tugend, sondern nur durch sinnliche Beweggründe, für sie gewonnen werden konnten. Und, wie sehr angemessen ist dieses unserm Geiste! Gerade so, wie die Bibel es vorstellt, denkt der unverdorbene Mensch über die Würdigkeit und über die Folgen der Tugend und des Lasters.

Es scheint uns recht zu seyn, daß es dem Bösewicht übel und dem Redlichen wohl ergeht. Finden wir es nicht so im Leben und in der Erfahrung, so gereichet uns dieses zum Anstoße.

stoße. Wir würden, nach unserer augenblicklichen Meinung, anders regieren, und es nur dem Rechtschaffenen gut, dem Bösewicht dagegen es übel ergehen lassen. — Daß es nun oft umgekehrt im menschlichen Leben ist, dies liegt in dem höheren Plan der göttlichen Vorsehung, welche keiner menschlichen Rechtfertigung darüber bedarf; und diese Erfahrungen können im Geringsten die Behauptung nicht entkräften, daß der Mensch zur Tugend und Glückseligkeit bestimmt ist. Denn der gerade Menschenverstand urtheilt zu allen Zeiten, unter allen Umständen und an allen Orten, daß nur Tugend des Menschen würdig, das Laster hingegen seiner unwürdig ist, eben so, wie er nur den Rechtschaffenen des Wohlergehens werth hält, dem lasterhaften aber widriges Ergehen, Armuth, Schande, Unglück, als wohlverdiente Strafe zutheilt.

Hierauf führt uns auch das sittliche Gefühl, welches wir bei denen, die noch nicht ganz durch Laster verhärtet sind, wahrnehmen, nach welchem die Menschen im Ganzen und Allgemeinen das Laster für verwerflich, und die Tugend für eine Zierde ansehen. Hiernach schämt sich derjenige, welcher etwas Unrechtes begangen hat — ein schönes, nützbares Gefühl, welches in dem Tugendhaften schweiget, und nur durch kleinere Vergehungen und Fehler, oder durch Mißverstand aufgereizt wird.

Diese Wahrheit, — daß die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit bestimmt sind, — hat man oft, sowohl in ältern als neuern Zeiten bezweifelt. Kaum sollte man es denken. Denn, jenes Handeln gegen eigene Ueberzeugung läßt sich weit leichter, als dieses, erklären. Dies ist leider die Gewohnheit sehr vieler Menschen. a) So giebt es feurige und doch lasterhafte Lobredner der Tugend. So eifrige und doch lasterhafte Tadler und Verächter des Lasters.

Mag das Unglück der Tugend und das Glück des Lasters hiezu Veranlassung gegeben haben. — Inzwischen leuchtet doch bei aller anscheinenden Unregelmäßigkeit des Ganges der göttlichen Vorsehung in der Regierung menschlicher Schicksale so viel ein, daß sie im Allgemeinen auf das Verhalten des Menschen sieht und im Allgemeinen nach den in der Bibel bekannt gemachten Grundsätzen handelt. So ergeht es im Ganzen dem Rechtschaffenen wohl, und dem Bösewicht geht es übel.

Die einzelnen Abweichungen von dieser Regel können nicht anders, als wie Ausnahmen gelten. Schon das bekannte

a) Video meliora, deteriora sequor sagt schon ein alter Weise.

bekannte Sprichwort sagt: „Jeder ist seines Glückes Schmidt," oder: wie man es macht, so hat man es. Wie wahr ist dieses! Wir müssen hier nemlich die große Menschenmasse, Länder und Städte, Dörfer und Familien ins Auge fassen. Sobald ein ganzes Land, ein ganzes Volk, eine ganze Stadt oder eine Familie lasterhaft wird, sobald ist es auch um ihre Glückseligkeit, ja gewöhnlich auch um ihren irdischen Wohlstand geschehen. Wer lieset dieses nicht deutlich und unwidersprechlich in der Geschichte des Tages? Mag die Posaune des Sieges noch so hoch ertönen, so führeten bisher dennoch keine Trophäen das bekannte Volk, welches die Vorsehung zur Geissel der Welt, wie ehemals die Hunnen bestimmt zu haben scheint, zur Glückseligkeit, weil es lasterhaft war, ja nicht einst zu einem dauerhaften Wohlstande.

Wer weiß es nicht, daß bisher die Revolution das empörende Volk arm und elend gemacht hat, und daß die hochgepriesene Freiheit, welche es andern Nationen vorspiegelt, die letztern ebenfalls zu gleicher Armuth und zu gleichem Elende hinführt? — Und, wenn allmälig — wie einige behaupten — Glückseligkeit zu diesem Volke zurück kehrt; — wodurch geschähe es anders, als durch die zurückkehrende Vernunft, Religion und Tugend? So lange jene unterdrückt, und diese mit ihrer beglückenden Tochter, der Tugend, verbannet war, — und waren sie es nicht zur Zeit der verschlossenen Kirchen und der geöfneten Vernunfttempel? — Hatte das Elend in Frankreich eine sehr hohe Stufe erreicht. — Doch, davon abgesehen, müssen wir die größere Menschenzahl unter unsern Gesichtspunkt fassen.

Wäre der größte Theil der Menschen so verderbt und so lasterhaft, als wirklich einzelne Menschen sind; warlich, es würde und müßte ihm eben so übel ergehen, als es den mehrsten einzelnen Sclaven des Lasters ergeht.

Vernunft, Religion und Tugend sind es, welche unter ganzen Völkern und in einzelnen Familien wahre Zufriedenheit und dauerhafte Glückseligkeit hervorbringen! Dieses läßt sich selbst auf diejenigen Völker anwenden, welche keine wahre Religion kennen, und einzig der Leitung ihrer Vernunft und ihres Gewissens folgen. Was erhält dort Ruhe, Zufriedenheit, Lebensgenuß, wenn nicht Vernunft und Rechtschaffenheit diese erwünschte Wirkung hervorbringen? —

Alles vereinigt sich demnach, die Wahrheit zu bestätigen, daß der Mensch zur Tugend, und durch dieselbe zur Glückseligkeit bestimmt ist; und es bedarf kaum eines weitern Beweises zu ihrer Befestigung. Dennoch wollen wir einen Beweis hinzufügen, der keinesweges neu, wohl aber oft genug übersehen worden ist,

diesen

nemlich, daß alle Laster und Untugenden innerlich wider einander streiten, und alle Tugenden dagegen in dem schönsten Bunde mit einander stehen.

Das Laster enthält überhaupt einen Widerspruch in sich, wie jedes einzelne Exempel lasterhafter Menschen zeiget; sehen wir auch nur auf das Verhältniß des Lasters zur menschlichen Gesellschaft. Durch jedes Laster schaden wir mittelbar und unmittelbar unsern Mitmenschen. Dies können wir immer wissen, wenn wir es gleich nicht immer bedenken. Und nun sollen andere darunter leiden, daß wir schlechte Gesinnungen haben; nun sollen sie sich von unserm Hochmuthe verachten, von unsrer Ungerechtigkeit betrügen, von unsrer Unkeuschheit mißbrauchen lassen? Wie unbillig! Sagt uns doch unser eignes Gefühl, daß wir im umgekehrten Falle uns nicht würden verachten, betrügen, mißbrauchen lassen! —

Nicht so die Tugend! Betrachten wir diese im Verhältnisse zur menschlichen Gesellschaft; wie ebnet sich da von selbst alles! Durch unsre Tugend verletzen wir die Gesellschaft nicht, ob es gleich wohl seyn kann, daß einzelne Menschen durch dieselbe verletzt werden. Doch werden es wenige, und noch dazu lasterhafte seyn, welche es sich selbst beizumessen haben, daß es so ergeht, wenn sie z. B. bei einem unrechtmäßigen Gewinn ihre Rechnung fanden, welcher durch unsere strenge Ehrlichkeit ihnen entzogen wurde.

Wer recht denkt, den können unsere Tugenden nicht beleidigen; sie müssen ihn erfreuen! — nicht beschädigen, sondern ihm nützen. —

Aber auch wider einander streiten alle Untugenden und Laster. Wir gehen in die Gesellschaft. Hier erblikken wir Hochmüthige und Geizige, Falsche, Diebe und Betrüger, Unmäßige, Unkeusche, Lügner, Verläumder ꝛc. Alle diese Menschen leben gemischt unter Menschen von den verschiedensten tugendhaften Gesinnungen. Dies ist die Ursache, warum sie in der Gesellschaft bestehen können. Ein Laster kann sich selbst, daß ich so rede, ausweichen, d. h. der Hochmüthige kann dem Hochmüthigen, der Geizige dem Geizigen, der Betrüger dem Betrüger, ausweichen, wie sich dieses auch oft genug zeigt, indem Leute, die einerlei Lastern ergeben sind, absichtlich ihre Gesellschaft gegenseitig meiden, wenn nicht etwa irgend ein gemeinschaftlicher sinnlicher Genuß oder ein starkes gemeinschaftliches Interesse sie wieder zusammenführt, z. B. Trunkenbolde, welchen jedoch da, wo mehrere Gasthöfe sind, die Wahl übrig bleibt, um zu verhüten, daß sie zusammen stoßen. — Können sie einander nicht mehr ausweichen, hat irgend eine Leidenschaft sie dergestalt gegen einander entrüstet, daß sie sich aufsuchen und verfolgen, oder

oder sperret man sie mit einander ein, was wird daraus anders, als Elend und Unglück kommen? — So vertragen sich nicht Stolze mit ihren Brüdern. Beide wollen einander den Rang ablaufen, und sich gegenseitig erniedrigen; und siehe da, der beiderseitige Saame der Zwietracht ist ausgestreut! Denn keiner leidet von dem andern Geringschätzung, keiner gestattet dem andern die gesuchte eigne Erhebung. Und, doch haben beide einerlei Absichten, einerlei Interesse! Zugleich aber wollen beide etwas Widersprechendes! — Derselbe Fall trit bei Geizigen und Habsüchtigen ein. Der Habsüchtige begehrt immer und der Geizige läßt nichts aus seinen Händen. Man wird daher nicht finden, daß Geizige mit Geizigen vielen Umgnng haben. Lieber ist der Geizige da, wo Freigebigkeit herrscht, oder wo Ueppigkeit nnd Verschwendung die Menschen verleitet, auf ihre Vortheile wenig zu achten, wo er auf fremde Kosten sich güetlich thun kann, und wo man ihm die Gläser nicht zählt.

Der Falsche verträgt sich nicht mit seinen Brüdern, er liebt vielmehr den Umgang aufrichtiger Menschen. Diese kann er sicherer hintergehen, ohne befürchten zu dürfen, daß er von ihnen werde hintergangen werde. Ein Falscher warnt die Leute vor dem andern, und es ist lustig, so etwas in Gesellschaften, wenn man selbst nichts darunter verliert — wo die Falschheit und Verläumdungssucht den Vorsitz führen, anzuhören. —

Der Dieb und der Betrüger leben selten in gutem Vernehmen mit ihren Brüdern, wenn nicht beider Interesse gemeinschaftlich ist. Wie oft wird da der Neid rege! Wie oft werfen sie sich ihre Diebstähle vor, und dreisten selbst ihre Schande gegenseitig aus! Ja, sey auch ihr Vortheil gemeinschaftlich, wie bald gerathen sie mit einander in Streit über die richtige Vertheilung der Beute! Was kein Dieb und kein Betrüger andern zugesteht, die nicht von seinem Gewerbe sind, das verlangt er doch von seinen Genossen. Grechtigkeit soll unter den Söhnen der Ungerechtigkeit Statt finden. Sogar schwere Strafen setzen diese Menschen auf den kleinsten Betrug des einen gegen den andern. b) —

Wie leicht gerathen Trunkenbolde mit einander in Uneinigkeit! Nicht länger währt der Friede, als die Kraft des Getränks noch nicht völlig gewirkt hatte. Wo aber diese allererst das Gehirn beraubt und die Vernunft aus ihren Rechten gedrängt hat, da

b) S. den Räuberhauptmann im Spessart in F. W. A. Schmidts Almanach romantisch ländlicher Gemälde für 1798. S. 41.

da ist der Anlaß zum Streite sehr bald gefunden! Wo nehmen Streitigkeiten und Zänkereien häufiger ihren Ursprung, als bei vornehmen und gemeinen Trinkgelagen? — Wie oft enden jene mit körperlichen Verletzungen, oder gar mit dem Verluste des Lebens! — Und, sind es nicht die Mäßigen, welche dort den Frieden wieder herstellen müssen? —

Die Freunde der Unkeuschheit fallen sehr oft auf denselbin Gegenstand ihrer unreinen Triebe, sey es wissentlich oder gegen ihre Erwartung. Wie erbittert dieses die Gemüther gegen einander! Hier nahm so mancher harte Zweikampf seinen Ursprung! Hier wagte nicht nur, hier verlohr auch so mancher sein Leben! Kaum, daß man die erhitzten Partheien besänftigen konnte!

Der Lügner und die Verläumder haben vollends wenig Frieden mit einander. Da ist beständig Ursache zu Klagen, zu Beschuldigungen und zur Rache! Der Verläumder belügt und lästert seinen Bruder; und dieser thut dasselbe zur gerechten Vergeltung. Welche Zänkereien und Uneinigkeiten müssen hieraus entstehen! — Doch, was bedarfs einer weitern Entwickelung? — Die Geschichte der Klatschereien könnte fast aus jedem Hause jedes kleinen Orts reiche Beiträge erhalten. —

So lebt das Laster mit sich selbst im Streite, und muß der Tugend dadurch das rühmliche Zeugniß von ihrem hohen Werthe ertheilen. Das Laster mißbilliget sich selbst an andern, einzig an sich nicht. Es billigt die Tugend an andern, ohne sie doch selbst zu üben. Aber, es hält sich selbst bei weitem für so schlimm und verwerflich nicht. Daher hoffet es auch einst noch recht gut zu werden, und läßt für jetzt die Sache dahin gestellt seyn. — Nichts von dem allen bei der Tugend.

Wie schön stehen alle einzelne Tugenden mit einander im Bunde! Da bauet keine einzige ihr Lob und ihr Glück auf der andern Trümmern. Da sucht keine die andere in Schatten zu stellen. Da erhebet, da verschönert vielmehr die eine die andere.

(Die Schluß folgt.)

Anekdote.

Ein irländischer Matrose fiel kürzlich von der großen Stange eines englischen Schiffs, und polterte auf das Verdeck dicht neben dem ersten Lieutenant nieder. Jedermann glaubte, daß kein Knochen an ihm ganz geblieben sey; allein, er raffte sich auf und rieb seinen Arm als der Lieutenant schrie: „Was Henker, wo kömmst du her?“ „Erlauben Sie, Herr Lieutenant,“ erwiederte der arme Schelm und rieb seinen Arm, „ich bin aus Nordirland!“

Hannöverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 3ten November 1800.

Ist der Mensch zur Tugend und Glückseligkeit geschaffen?

(Schluß.)

Wie aus einer Gesellschaft von Hochmüthigen der Friede bald verschwindet, so werden wir mit Vergnügen bemerken, wie unter Demüthigen der tiefste Frieden herrscht. Woher sollte doch da der Anlaß zum Streite kommen? Die **Demüthigen verachten einander nicht. Der Demüthige kann es nicht nur ertragen, daß andere Vorzüge vor ihm voraus oder neben ihm haben, sondern er hält es auch für seine Pflicht, diese fremden Vorzüge zu rühmen und sie der Welt bekannter und nützlicher zu machen.** So fehlt da die Gelegenheit zum Neide; es entsteht vielmehr Gelegenheit zur gegenseitigen Werthschätzung, indem der eine sich um den andern verdient macht, und der eine diese Bemühung und die damit verbundenen redlichen Absichten des andern gern anerkennt. — Und, so giebt Demuth allererst allen unsern übrigen Tugenden den herrlichsten Glanz und die schönste Zierde.

Der Genügsame begehrt wenig. Daher bedarfs für ihn keiner reich besetzten Tafeln; und sein Interesse ist dem Interesse seines eben so genügsamen Bruders nicht hinderlich. Nicht Schmarotzer in irgend einer Art giebt er auch andern keinen Anlaß zu Beschwerden über seine Gierigkeit – und, wo eine Gesellschaft von Genügsamen zusammen kömmt, da ist in der That wahrer Lebensgenuß, der sich mit einer frugalen Mahlzeit besser, als mit üppigen Gastereien verbindet.

So wandeln freundlich die Aufrichtigen neben einander. Hier ist auf keiner Seite eine Spur von **Betrug und Täuschung. Wie sie denken und gesinnt sind, so seht ihr sie auch handeln. Und, dieses ist beiden angenehm. Dies verhütet manchen Verdruß, welcher aus Heuchelei und Verstellung hervorgeht. — Hiemit können Zurückhaltung und Verschwiegenheit wohl bestehen.** Jeder

hat seine Geheimnisse; und Aufrichtigkeit fordert nicht, daß man alles, was man weiß, sage, sondern nur, daß man dem, was man spricht, auch gemäß handle und nicht mit der Absicht irgend jemanden zu schaden, verschweige. So etwas wäre nicht Verschwiegenheit, sondern Falschheit.

So gesinnt ist auch der Redliche. Seinen Versicherungen könnt ihr fest vertrauen. Er denkt mit Ernst auf Erfüllung seiner Pflichten gegen andre Menschen. Weit entfernt von der Absicht, Jmandem im Geringsten Unrecht zuzufügen, bestrebt er sich vielmehr, jedermann, so weit er es vermag, recht zu thun und zu dem, was die Menschen als Recht von ihm fordern können, noch etwas aus Gefälligkeit und Güte hinzuzufügen. Wie? Sollte unter diesen Menschen so leicht Uneinigkeit entstehen können? Man gebe einmal Acht auf streitende Partheien, und man wird finden, daß in den wenigsten Fällen der Streit von Mißverständnissen, am häufigsten dagegen von der schlechten Gesinnung der einen Parthei herrührt. Und, wenn auch Mißverstand zum Streite den ersten Anlaß gab, so hielt sich doch ein Theil für beleidigt und beschädigt, — welches nicht so seyn soll. — Aus dieser, obwohl irrigen Meinung nahm der Streit zuerst seinen Ursprung.

Mäßige Menschen schließen sich an den Kreis der Genügsamen. Gewöhnt an natürlichen Genuß von Nahrungsmitteln sind sie sicher vor den Unordnungen und Gefahren, welchen sich die Unmäßigen aussetzen. Vermieden wird insbesondere die Gelegenheit zum Streite, welche dem Trunkenbolde überall sich in den Weg stellt, nachdem er sich seiner Vernunft und seines Bewußtseyns beraubt hat.

Eben so wenig sind sich die Keuschen im Wege. Sie alle haben vielmehr nur ein gemeinschaftliches Interesse — reine Freuden, welche gemeinschaftlich ohne Verkürzung des andern Theils genossen werden können. Sie suchen einander auf, um des großen Glücks ihrer bewahrten Unschuld sich mit einander theilnehmend zu erfreuen. —

Und, wahrhaftige Menschen lieben, wie aufrichtige, die Wahrheit. Vorsichtig im Versprechen halten sie das aufs pünktlichste, was sie versprochen haben. Und, da dieses auf beiden Seiten geschieht, so entfernen sie beiderseits jede Versuchung und jeden Anlaß zu mannichfaltigen Streitigkeiten, welche über unerfüllte Versprechungen nicht selten entstehen, und bis zu langwierigen kostspieligen Prozessen fortgeführt und ausgedehnt werden.

So gehen alle Tugenden Hand in Hand geschlungen neben einander; sie hindern in keinem Stücke ihr Interesse, sie befördern und befestigen daß

elbe vielmehr noch, wenn dagegen lle Laster einander widersprechen, ein- nder hindern und plagen. Der Friede unter ihnen ist von keiner lan- gen Dauer, und wird gebrochen durch chlechte Gesinnungen und Handlun- gen, wie er durch eine gute Denkungs- art und durch die noch übrigen guten Eigenschaften, welche sich bei Laster- haften noch finden, — nicht aber durch das Laster selbst — erhalten wird.

Noch ist eine Bemerkung übrig, welche hierzu gehört, indem auch sie den Beweis enthält, daß das Laster die menschliche Glückseligkeit zerstört, und hingegen einzig die Tugend sie be- fördert. Es ist dieser: in gewissen Fällen verträgt sich die Tugend weit eher mit dem Laster, als das Laster mit seinem Bruder. Ich nehme die Fälle aus, da eine Anzahl lasterhaf- ter Menschen einerlei Interesse hat, welches sie vereinigt erhält, und sie alle nöthigt, auf gewisse Weise ihre schlechten Eigenschaften zu unterdrük- ken, wie z. B. Diebe thun, wenn sie auf Raub ausgehen. Hier hält die Hofnung des Gewinnes und des Gelingens ihrer boshaften Unterneh- mungen gleichsam das Schwerd in der Scheide, weil sie jetzt durch Uneis ni keit selbst den gewünschten Erfolg ihrer Verbrechen hindern würden. Ist diese Absicht erreicht, wie bald kömmt es auch da zum Streite! Wie oft verräth ein Dieb den andern! — Wie wenig aber herrscht ausserdem Friede und Eintracht zwischen Laster- haften! Dies ist oben gezeigt wor- den. Noch eher, weit eher kann da, wo es seyn muß, der Tugendhafte mit dem Lasterhaften friedlich leben. Nicht etwa, als ob der große ewige Unterschied ihrer Gesinnungen aufhö- ren sollte. Nein; dieser soll, dieser muß ewig bleiben! Nicht selten aber muß der Tugendhafte mit dem Laster- haften in gewissen Verbindungen le- ben, welche sich nicht sofort auflösen lassen, z. B. im ehelichen und häus- lichen Verhältnisse, oder zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. — Hier ergehet es doch gewöhnlich besser, wenn nur der eine Theil gut gesinnt ist, als es ergehen würde, wenn bei- de Theile lasterhaft wären.

Der Demüthige erträgt weit leich- ter die Zurücksetzungen des Stolzen, als der, welcher selbst stolz ist. Hier liegt der Anlaß zum Streite stets be- reit und nahe. — Der Redliche er- trägt eher eine Ungerechtigkeit, als der Betrüger, der Geizige der Jäh- zornige und Unmäßige sie ertragen würden. — Der Friedfertige lebt weit leichter in Frieden mit dem Zank- süchtigen, als derjenige, der selbst zanksüchtig ist. — Und so in meh- rern Fällen! Wäre das nicht: so würde es weit übler um das Wohl- seyn der Welt und der Menschheit stehen. —

Da wir nun einmal unvollkommene Menschen und nicht Engel sind; so

haben wir Ursache, uns zu freuen, daß theils an allen Orten und in allen Gegenden die Bösen mit den guten Menschen gemischt leben, wodurch mithin die widrigen und schädlichen Folgen der Bosheit beträchtlich gemäßigt und aufgewogen werden, theils daß kein einziger Mensch so böse ist, der nicht noch einige, oder eine gute Eigenschaften an sich hätte, wodurch ebenfalls ihre Untugenden gemildert und unschädlicher gemacht werden.

So sollte es seyn; so mußte es seyn, nach dem Plane der weisen Vorsehung; und so ist es nach der Erfahrung. So können die Menschen, sobald sie nur ernstlich wollen, Glückseligkeit hienieden finden und genießen. Was gehört aber zur Glückseligkeit? Vor allen Dingen Frieden und Zufriedenheit. Ohne beide ist keine wahre Glückseligkeit denkbar.

Wie kann aber Frieden, wie kann Zufriedenheit da herrschen, wo nicht Tugend herrscht? Sie giebt ihren Verehrern innern Frieden und innere Zufriedenheit; und sie lehrt uns, friedlich mit jedermann, selbst mit denen leben, welche an Gesinnungen uns ungleich sind, ohne daß wir genöthigt wären, durch ihr böses Beispiel angesteckt zu werden. Ja; sie erwirbt uns selbst die Hochachtung derer, welche die der Tugend eigenthümliche Würde nicht suchen, und doch beim Anblicke derselben den Gefühlen der Ehrfurcht, welche sie einflößt, nicht zu widerstehen vermögen. —

Und nun können wir die Frage unserer Ueberschrift ohne Bedenken und mit Vergnügen beantworten: „Ja, der Mensch ist zur Tugend und Glückseligkeit geschaffen!“

Hassel

Müller.

Fortsetzung des Aufsatzes im 74sten Stück des hannöv. Mag. v. d. J. über den mindern Druck der öffentlichen Abgaben.

Ohne diesen kurzen Aufsatz noch lange viel zu rühmen, und dem Verfasser desselben einige Blumen zu streuen, die ihm ein jeder Patriot unsers lieben Vaterlandes selbst darbringen wird, fange ich sogleich an, meine Gedanken daran zu schließen und ihn fortzusetzen. Zu dem Ende sey es mir nur erlaubt, die letzten Zeilen jenes Aufsatzes anzuführen.

„Diejenigen Personen mögten also wohl am wenigsten Ursache haben, über drückende Last der öffentlichen Abga-

Abgaben sich zu beschweren, die die ersten Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens selbst gewinnen.

Auch der fleißige und geschickte Handwerker kann unmöglich gerechte Klage über das Drückende öffentlicher Abgaben führen, sobald er die Sache gehörig überlegt. Zwar kosten die Gesellen jetzt weit mehr zu unterhalten als ehemals, und die Zuthaten der Arbeit stehen in der gegenwärtigen Zeit in weit höhern Preisen als in der vergangenen; allein, welch eine Fertigkeit kann sich jetzt der Jüngling in der Arbeit erwerben, und wie weit mehr kann er daher auch verdienen? Ausserdem aber können ja auch die meisten Handwerker den Eigenthümern die Rechnung der Zuthaten vorlegen, und sie sich besonders bezahlen lassen; und nun bleibt ihnen sogar noch der Weg offen, sich die Arbeit nach ihrem eigenen Gefallen so theuer bezahlen zu lassen, als es die Billigkeit einigermaaßen zuläßt. Hierüber wird sie gewiß keiner zur Rede stellen, und einem geschickten Arbeiter giebt gewiß jeder einige Groschen mehr, weil er gute Arbeit liefert.

Die gewöhnliche Volssprache pflegt nun aber diese zu seyn: der arme Tagelöhner ist am meisten zu bedauern; wie will der noch durchkommen? Irret euch nicht, lieben Leute: ihr sorgt, wie man zu sagen pflegt, für ungelegte Eier; es wird ihm selbst noch nicht einmal schwul ums Herz; so lange er seine Hände gebrauchen kann, fehlt es ihm und den Seinigen nicht am Brodte.

Der sogenannte Diel- oder Himtendrescher steht sich gewiß sehr gut. Sein Herr mag viel oder wenig haben; sein Theil ist immer darunter; bekömmt er nicht viel, so ist das Wenige um desto mehr werth. Ohne die geringsten Sorgen, wie das Fuhrlohn, die Landpacht u. s. w. bezahlt werden wollen, hält er seinen Sack hin und empfängt seine reine Frucht.

Man kann es ihm auch wohl ansehen, wie sehr er sich empor schwingt und seinen Haushalt verbessert. Auch weiß er es sehr gut anzufangen, sein Tagelohn eigenmächtig zu erhöhen, und Eß- und Trinkwaaren zu fordern, die ihm ehemals nicht gereicht wurden.

Bei so bewandten Umständen liegt es doch wohl klar am Tage, daß nicht allein die öffentlichen Ausgaben der Ackerleute, der Handwerker und Tagelöhner mit ihrem Gewerbe in einem passenden Verhältnisse stehen; sondern daß diese Abgaben im Vergleich mit den vorigen Zeiten, sich vielmehr verringert haben, indem nicht allein das Geld durch seine vielfache Vermehrung einen beträchtlichen Theil seines Werths verloren hat, sondern auch Fleiß, Betriebsamkeit und Kultur der Länderei desto mehr gewonnen haben.

Weß

Wessen Lage ist denn nun aber unter solchen Umständen unter den Menschen die kummervollste? — Der Verfasser jenes Aufsatzes sagt es zwar nicht ganz wörtlich, indessen kann man seine Meinung hierüber leicht errathen; haben nemlich diejenigen Personen sich am wenigsten über den Druck der Abgaben zu beschweren, die sich die Nothwendigkeiten des Lebens erzielen, oder doch wenigstens ihre Arbeit nach eigenem Gefallen taxiren können; so sind doch wohl diejenigen Menschen in der entgegenstehenden Lage, die dies nicht vermögen, sondern vielmehr mit demjenigen geringen, bei Kleinigkeiten eingehenden baarem Geldgehalte zufrieden seyn müssen, der ihnen vielleicht schon vor mehrern hundert Jahren bestimmt wurde, und deren Berufsgeschäfte es gar nicht erlauben, einem andern Nahrungszweige nachzugehen. Zwar sind solche Personen von manchen öffentlichen Abgaben völlig frei; indeß Kriegssteuer und Kopfgeld geben sie vielleicht noch mehr, als mancher andere, der in seinem größten Wohlstande von seinen eignen Ländereien lebt. Manche andere Ausgaben, als Zehnten, Schoß u. s. w. können sie gar nicht geben, weil sie keine Ländereien haben.

Wie kümmerlich muß sich daher wohl ein solcher Mann nähren, der 60 bis 100 Rthlr. baare Geldeinnahme hat, und davon sich, seine Frau und 6 bis 9 Kinder zu versorgen hat, sich und die Seinigen noch dazu standesmäßig kleiden und erhalten muß; — wie manche heiße Thräne des Kummers und der drückenden Nahrungssorgen mag wohl in einer solchen Wohnung geweint werden, ohne daß man sie bemerkt! — Und wie blutet einem solchen Menschenfreunde, der gern helfen will und nicht kann, das Herz? —

Wem sollte wohl nicht bei dieser schwachen Schilderung eines Hülfsbedürftigen nicht sogleich der ehrliche und redliche Schulmann vorzüglich in der Stadt, und besonders in den kleinen Städten nicht einfallen? Gewiß ist ein solcher Mann nicht selten in der angeführten Lage.

Es giebt zwar noch mehrere andere Männer, die ebenfalls nur baare Geldeinnahmen haben: aber diese können immer noch eher auf eine andere Weise, als blos durch ihren Beruf, sich ihren Unterhalt erwerben; der Schulmann hingegen darf nicht andern Dingen nachgehen, wenn er im vollen Sinn des Worts Schulmann seyn und seinem Stande Ehre machen will. Seine Arbeiten erfordern durchaus Ruhe des Körpers, daher muß er sich aller körperlichen sauern Arbeiten gänzlich enthalten. Einige Arbeiten, die zwar wenig körperliche Anstrengung verlangen sind für ihn gar nicht, weil sowohl Kinder, als Erwachsene mehr auf ihn, als auf jeden andern sehen, und er daher leicht

leicht ein Stein des Anstoßes werden könnte.

Diese und mehrere andere hieher gehörende Fragen würde ich mir vielleicht selbst beantworten können, wenn ich selbst Schulmann wäre. Aber, der gütigen Vorsehung sey es Dank, daß ichs nicht bin, vielmehr lebe ich in meinem lieben Vaterlande ganz vergnügt ohne alle besondere Verbindung, und also ohne Amt u. Rang von meinem väterlichen Vermögen, und wirke demungeachtet doch zum Wohle der Menschheit so viel ich kann. Zu dem Ende dachte ich auch darauf, wie man wohl den Schulmännern und besonders denen, die von baaren Geldeinnahmen leben müssen, und die wirklich zur Bestreitung der höchstnöthigen Lebensbedürfnisse nicht hinreichend sind, ihr gewiß saures und undankbares Geschäft erleichtern, ihre Ruhe in Hinsicht drückender Nahrungssorgen befördern, und ihnen mehr Muth und Thätigkeit zur treuen Verrichtung desselben verschaffen konnte.

Von Seiten Königl. und Churfl. Landesregierung und Köntal. Consistoriums zu Hannover geschieht zwar sehr viel zur Verbesserung ihrer Schuldienste; aber zuletzt wird es den Kassen, aus welchen diese Collegia etwas bewilligen, zur Last, und die auf diese Art gethanen Verbesserungen reichen dennoch nicht zu, den drückenden Nahrungssorgen der Schulmänner abzuhelfen. Daher trage ich kein Bedenken, meine Gedanken über die am wenigsten drückende Art der Verbesserungen der Schulstellen, besonders in kleinen Städten und Flecken, in welchen die Lehrer gewöhnlich nur baare Geldeinnahmen haben, öffentlich bekannt zu machen:

1) Müßte aus der ganzen Gemeinde dem Schullehrer so viel Stroh gebracht werden, daß er sich eine Kuh halten könnte, welche Quantität einem jeden Mitgliede der Gemeinde nach der Länderei bestimmt werden könnte.

2) Könnte jedes Schulkind jährl. zwei Eier und ein halbes Pfund rein gemachten Flachs bringen.

3) Müßten ihm aus der Gemeinde 24 Hbt. Rocken geliefert werden.

4) Die Ackerleute müßten sich dahin vereinigen, ihm wechselsweise das nöthige Brennholz frei vor das Haus zu fahren.

Wenn man diese Vorschläge lieset, ohne dabei weiter etwas zu denken; dann scheint es, als wenn dieses eine drückende Auflage wäre; allein das ist es nicht, sobald man sie gehörig bedenkt. Was ist für den ein halbes Pfund Flachs und einige Bund Stroh der ganze Fuder einfahren läßt? Und wie wenig Rocken würde es jedem Mitgliede der Gemeinde bringen, um 24 Hbt. zu sammeln? Zeigt daher euren ächten Patriotismus durch eine solche

Stif-

Stiftung, es wird euch gewiß nicht gereuen. Vielleicht denken aber manche unter euch, wir haben selbst unsre liebe Noth, und die Zeiten werden für uns immer schlechter. Dies ist aber nicht so, sondern die Zeiten werden für euch immer besser, denn die Kultur und Betriebsamkeit vermehren sich immer mehr, aber für den Schulmann immer schlimmer, wenn er nicht unterstützt wird.

Diejenigen, welche vielleicht glauben, der Schulmann könne es bei seinen Arbeiten wohl aushalten, verweise ich geradezu auf das Lied im hannöv. Haushaltskalender von 1801 mit der Ueberschrift: der geplagte Schulmann.

An einigen Orten sind nun aber wohl zwei Schulmänner, und dann wäre es zu einer Diensteinnahme, deren Ertrag bei den jetzigen Zeitumständen nicht unter 160 Thl. seyn dürfte,

5) nöthig, daß vierteljährig von jedem Hause 2 bis 3 mgr. gegeben würden.

So wäre ich denn mit den Vorschlägen der Verbesserung der Einnahmen der kleinen Stadtschulen fertig. Sollten sie auch nicht alle anwendbar seyn, so ist es doch der eine oder der andere, und der Zweck kann daher dennoch erreicht werden.

G.

Nun fehlt noch der Vorschlag, durch welchen die Art und Weise bestimmt wird, wie die Leute dazu geneigt gemacht werden, den Gehalt ihrer Schullehrer zu verbessern. Meiner Meinung nach könnte dies folgendermaaßen geschehen. Der Prediger sowohl als die Magistratspersonen müßten die Sache gemeinschaftlich betreiben und sie den Gemeindevorstehern eröfnen; zugleich aber müßten sie die ihnen etwa gemachten Hindernisse aus dem Wege räumen, und auf diese Weise nicht eher ruhen, bis der Zweck erreicht ist.

Gewiß ist der vernünftige Theil der Bürger nicht so unbillig, sich dieser Verbesserung zu widersetzen, zumal wenn sie auch zugleich bedenken, wie auch sie sich alles dasjenige von ihrem Schullehrer bezahlen lassen, was sie von ihm für Arbeit zu fordern berechtigt sind.

Bei einer solchen Einwilligung der Erhöhung der Schuleinnahmen könnte es denn auch wohl den Bürgern erlaubt seyn, nun auch darauf zu bestehen, daß dafür ihre Kinder auch solche gemeinnützige Dinge in der Schule gelehrt würden, die man bisher überging, als z. B. Briefschreiben, Anweisung zur Rechnungsführung und dergl. wozu sich dankbare Lehrer gewiß geneigt finden würden.

G.

Hannöverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 7ten November 1800.

Ueber die Vortheile des Steinkohlenbrandes bei dem allgemeinen Gebrauch.

Vom Herrn Berginspektor Frölich zu Oberkirchen.

Schon längst hat die Erfahrung gelehrt, daß die Holzconsumtion in den mehrsten Ländern mit dem jährlichen Anwachse des Holzes durchaus in keinem Verhältnisse stehe, sondern im Gegentheile die successive Abnahme der Waldungen einen traurigen Blick für die Zukunft darbietet. Die größere Cultur der Länder, Fabriken, Menschenmenge, Luxus, und alle aus diesen Grundursachen entspringenden Nebenursachen haben seit einigen Jahrzehenden die Waldungen mächtig mitgenommen, und das Terrain und den innern Gehalt derselben so beschränkt, daß Holznoth in der Zukunft die gewisseste Folge hievon seyn muß.

Brennstoff ist ein unentbehrliches Stück zum menschlichen Leben, und wenn die Forstökonomen auch noch so sehr durch Anpflanzungen, bessern Betrieb der Waldungen und Einschränkungen des Holzbrandes zu würken suchen, so werden sie doch nie den gewünschten Zweck erreichen, und schnell den Anwuchs des Holzes befördern können, wenn nicht dem bisherigen Brennmateriale, dem Holze, ein Surrogat untergeschoben wird, das diese Lücke ausfüllt und den Forsten zur Erholung Spielraum läßt.

Zu einem solchen Surrogate wird aber erfordert, daß es nicht nur in Rücksicht der Wirkung und des Preises dem Holze vollkommen gleich komme, sondern auch alle diejenigen Dienste verrichte, wozu das Holz als Brennmaterial betrachtet bisher gebraucht worden ist.

Einem jeden wird in dieser Hinsicht die Steinkohle und der Torf einfallen, nur mit dem Unterschiede, daß der

Torf gewöhnlich in den Gegenden zu haben ist, wo bereits die Waldungen ihre Endschaft erreicht haben, und nach der Natur des Bodens nicht gut anzupflanzen stehen, die Steinkohlen hingegen noch in solchen Ländern zu finden sind, wo, wo nicht Ueberfluß, doch noch solcher Vorrath von Holze ist, daß der Bergbau mit Nutzen geführt und die Consumtion des Holzes beträchtlich eingeschränkt werden kann.

Ich werde also hier blos allein von den Steinkohlen reden, und nur denjenigen Ländern diesen Brand empfehlen, die noch einen ziemlichen Vorrath von Holze haben, und dadurch diesen nicht nur erhalten, sondern noch vermehren können, denn Länder, die bereits ihre Holzungen gänzlich abgetrieben haben, sind ohnedem gezwungen, sich nach Hülfsmitteln umzusehen, die ihnen die Lage und Wohlfeilheit der Gegend darbietet.

Es ist wirklich sonderbar, daß Länder, die Steinkohlenflötze und gangbare Steinkohlenbergwerke in der Nähe haben, nicht nur stets bei dem einmal gewohnten Holzbrande verbleiben, sondern auch ihre Fabriken damit betreiben lassen. Man bedenke welche ausserordentliche Menge von Holz in Stubenöfen, zu Salzwerken, Glasfabriken, Brantewein-brennereien und Bierbrauereien, jährlich verbraucht wird, und welche Vortheile den Forsten erwachsen würden, wenn diese jährliche Quantität des Holzes den Waldungen verbleiben, und durch Steinkohlen ersetzt werden könnte.

Die Ursach, warum man bis jetzt den Steinkohlenbrand noch nicht zum allgemeinen Brande eingeführt hat, glaube ich nicht so sehr in dem wohlfeilen Preise des Holzes, als in blossen Vorurtheilen zu suchen, indem man gewöhnlich sich einbildet, den Geruch der Steinkohlen für unangenehm und den Dampf derselben der Gesundheit für nachtheilig zu halten.

In gegenwärtiger Abhandlung werde ich mich nicht nur bemühen, diese Vorurtheile zu widerlegen, sondern auch den Nutzen des Steinkohlenbrandes in jeder Hinsicht begreiflich zu machen suchen.

Den Steinkohlen giebt man hauptsächlich Schuld, daß der Dampf derselben beim Brennen einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit habe. Um diesen Einwurf gehörig widerlegen zu können, will ich erstlich die Steinkohle in ihre eigentlichen Bestandtheile zerlegen, und nächstdem zeigen, daß der Dampf der Steinkohlen der Gesundheit gar nicht nachtheilig, sondern im Gegentheile mehr heilsam sey.

Wenn man die hiesigen Steinkohlen einer chemischen Zergliederung unter-

ter-

zerwirft, so erhält man 1) ein Phlegma, 2) ein flüchtiges Alcali, 3) ein flüchtiges Oel, welches nach und nach dicker wird und zuletzt dem Bergöle völlig gleich kommt, 4) eine Quantität Eisen, welche beim Verbrennen als Schlacken mit zurückbleibt, und ein bloßer eisenschüssiger Thon ist.

Führt die Kohle Schwefelkies bei sich, so erhält man auch mit unter einen flüchtigen Schwefelgeist.

Beim Verbrennen der Steinkohle selbst giebt dieselbe erst einen dünnen weislichen Dampf von sich, der nach und nach, ehe die Flamme zum Vorschein kommt, dichter, häufiger und fast ganz schwärzlich wird, und zuweilen mit gelben Strahlen vermischt ist. Bald darauf bricht die Flamme aus und der Rauch verliert sich, die Steinkohlen gehen in einander und blähen sich auf, wodurch oft die Flamme wieder unterdrückt wird, wenn man aber mit einem eisernen Haken die Kohlenschicht durchsticht, so brennt die Flamme ununterbrochen fort.

Man bemerkt bei der Zerlegung der Steinkohlen durchaus keinen Schwefel, denn wenn solcher in denselben vorhanden wäre, so müßte natürlich bei der Bearbeitung in einem verschlossenen Gefäße, sich ein sublimirter Schwefel zeigen, allein dieser zeigt sich nie, und ist von keinem Chemicker producirt worden. Der Schwefel selbst also, der einen so schädlichen Einfluß auf den menschlichen Körper haben sollte, ist in der Maaße nicht vorhanden, und kann folglich auch die ihm zugeschriebenen Wirkungen nicht hervorbringen, und der Glaube, daß wirklich Schwefel in den Steinkohlen vorhanden sey, beruhet blos auf dem Geruche und der Farbe des Dampfs bei dem Verbrennen der Steinkohlen.

Der Dampf vom brennenden Schwefel erstickt kleine Vögel, auch selbst wenn sie in der freien Luft demselben ausgesetzt sind, er macht auch eine widrige Empfindung auf die Lunge des Menschen, und erschwert das Athemholen ausserordentlich. Hievon wird man aber bei dem Verbrennen der Steinkohle nichts spüren. Wenn man auch die Röhre des Ofens verstopft und den Dampf der Steinkohlen in das Zimmer läßt, so wird man wohl einen unangenehmen Geruch wahrnehmen, allein weder Augen noch Lunge werden die geringste Unannehmlichkeit hievon bemerken. und wenn man selbst Thiere dem dichsten Dampfe derselben aussetzt, so werden sie weder dadurch beschwert, noch auf eine andere Art beschädigt werden.

Es ist bekannt, daß alles Silber, wenn es schwefelichten Dämpfen ausgesetzt wird, je nach der Stärke dieser

ser Dünste, roth, braun oder blos schwärzlich anläuft. Bei einem brennenden Steinkohlenhaufen ist dies aber nicht der Fall; das Silber bleibt unverändert, und nur, wenn es über die Flamme des brennenden Haufens gehalten wird, nimt es die schwärzliche Farbe an; dies rührt aber nicht von dem Schwefel, sondern von dem öligten und russigten Dampfe her, der dasselbe schwärzte. Denn, wenn man dieses dem Schwefel schuld geben wollte, so müßte auch bei dem Brande einer Oellampe ein beträchtlicher Theil von Schwefel vorhanden seyn, indem dieser nicht nur die Wände eines Zimmers, sondern auch jedes darüber gehaltene Stück Silber und Papier schwärzt.

Der Dampf von einem erhitzten Körper führt einen kaum sichtbaren Staub mit sich, welcher Ruß genannt wird. Dieser überlegt jeden ihm zu nahe gebrachten Körper, und kann leicht von demselben durch Reiben wieder abgebracht werden. Der Dampf vom Schwefel hingegen dringt in die Poren des in der Nähe befindlichen Metalls oder sonstigen Körpers hinein, und kann nur mit Mühe und durch lange anhaltendes Reiben wieder rein gemacht werden.

Sollte man aber behaupten, daß die schwefligten Dämpfe in dem Steinkohlenrauche so verdünnt wären, um bei diesen Versuchen merklich zu werden, so giebt man auch zu, daß solche wenigstens in Absicht ihrer Wirkung auf den Menschen unschädlich sind.

Es giebt freilich einige Arten von Steinkohlen, welche mit Schwefelkies stark versetzt sind; diese dünsten allerdings, und besonders bei dem Ausgange des Feuers, einen Theil von Schwefel aus, und sind zu vielen Geschäften, vorzüglich aber zu Schmiedekohlen ungeschickt, demungeachtet benimt dies denselben ihre Qualität zum Brennen nicht, indem aller Dampf bei einem gut eingerichteten Ofen durch die Röhren in die freie Luft zieht.

Wer den Dampf von solchen schwefligten Steinkohlen in seine Stube ziehen läßt, hat entweder die Röhre des Ofens nicht reinigen lassen, oder die Züge und der Ausgang der Röhren sind nicht gehörig angebracht, und er hat die nemliche Unbequemlichkeit, als wenn ein Ofen, der mit Holz geheizt wird, raucht; allein ich habe noch nie gehört, daß jemand aus der Ursache den Holzbrand abgeschafft wissen wollte, weil der Rauch desselben den Augen schädlich sey.

Es ist gewiß, daß die Schwefeldämpfe, wenn sie in der Nähe eingehauchet werden, unangenehm sind, und wenn sie sehr concentirt sind, erstik-

ken

ken können; allein wenn sie mäßig vertheilt sind, so sind sie der Gesundheit zuträglich, so, daß von vielen Aerzten die Versuche bestätigt und vorgeschlagen worden sind, die verdorbene Luft in Schiffen, Hospitälern und Gefängnissen mit schwefelichten, erdharzigten und andern dergleichen Materien durchzuräuchen und zu verbessern.

In Ländern, wo der Steinkohlenbrand der allgemeine Brand ist, findet man von allen den schädlichen Wirkungen, welche von Unkundigen den Steinkohlen schuld gegeben werden, keine Spur, ja es ist notorisch, daß die Einwohner zu Fahlum in Schweden, welche den Steinkohlendämpfen stets ausgesetzt sind, keine Brustkrankheit und Auszehrung kennen. — Auch in England sind diese Krankheiten seltener, wie in Deutschland, und diejenigen, die in diesem Lande mit dergleichen Krankheiten behaftet sind, haben es mehr ihrer Lebensweise, wie dem Brande der Steinkohlen zu danken; und wenn an allen diesen Beschuldigungen etwas Wahres wäre, so würden die englischen Aerzte schon längst darüber ihre Bemerkungen bekannt gemacht haben.

Auch bei den hiesigen Steinkohlenwerken findet man diese Krankheiten bei den Bergleuten äusserst wenig, und gewöhnlich sind dieselben von robustem Körperbau und erreichen ein beträchtliches Alter.

Es folgt also aus allem vorhergesagten, daß die Steinkohlen beim Brennen der Gesundheit unschädlich sind, ja, man hat Beispiele, daß Schwindsüchtige, die sich des Steinkohlenbrandes bedient, eine sehr merkliche Erleichterung gefunden haben.

Der Steinkohlenstaub ist eben so wenig schädlich; denn wäre dieses, so müßten die schädlichen Wirkungen am ersten von den Bergarbeitern empfunden werden, allein dies ist nicht der Fall, sondern man verspricht sich im Gegentheile ausserordentliche Vortheile von dem innern Gebrauche des Steinkohlenpulvers, so, daß man es hier herum häufig den Pferden bei verstopften Drüsen mit Nutzen eingiebt. —

Der Steinkohlenstaub, sagt man, macht die Zimmer schmutzig, überlegt die Meublen und hindert alle Reinlichkeit. Dieser Einwurf kann am besten durch England widerlegt werden, welches sicher unter allen Ländern Europens auf der höchsten Stuffe des Luxus steht. Man trift gewiß in keinem Lande ein prächtigeres Ameublement an, als das in den Zimmern der Engländer; ihr Linnenzeug ist fein und weiß, und man hört nie die geringste Klage in dieser

Rücksicht von ihnen, welches doch um so mehr der Fall seyn müßte, da die Steinkohle gewöhnlich in Kaminen gebrannt wird, und ihren Staub desto mehr verbreiten kann.

Freilich muß die Reinlichkeit genauer beobachtet werden, wie bei dem Holzbrande; wenn aber im 3ten St. des Modejournals vom Monat Mai dieses Jahrs Seite 142 gesagt wird, daß der Steinkohlenbrand ein abscheulicher Brand sey, der alles beschmutze und verderbe, und sogar den Teint ruinire, so kann dieses nur der Fall in einem Hause seyn, wo äusserst wenige Reinlichkeit herrscht; denn Lüttich und die Niederlande beweisen hinlänglich das Gegentheil, und wo kein schöner Teint ist, kann freilich die Steinkohle denselben eben so wenig verbessern, wie das Holz. Der Holzdampf überlegt die Körper mit einem gelben, der Steinkohlendampf aber mit einer schwarzen Farbe, und wenn an diesem wichtigen Einwurfe etwas Wahres wäre, so mögte ich die Kenner der Schönheit fragen: ob sie lieber ein quittengelbes oder ein schwarzes Gesicht leiden mögten?

Und wenn ferner in diesem Aufsatze angeführt wird, daß der Steinkohlenbrand zum Nutzen der Kammern nach und nach das Ländchen verzehre, und die Einwohner zu Gunsten ihrer leeren Geldbeutel den Schwefeldunst einathmen müßten, so lobe ich mir dergleichen Kammern, die so einsichtsvoll für das Interesse des Landes sorgen, und nicht ihre Forsten für den gegenwärtigen Augenblick benutzen, sondern für die Zukunft sparen, und deren Plane ein solcher Schreier gar nicht zu beurtheilen fähig ist.

Die Schädlichkeit des Steinkohlenbrandes in Rücksicht der Gesundheit wäre also hinlänglich widerlegt; ich komme aber nunmehr auf die Vortheile, die der Steinkohlenbrand in ökonomischer Hinsicht gewährt.

Vorerst ist der Transport der Steinkohlen viel bequemer, wie der des Holzes, indem in gleichem Raume ungleich mehr Nahrungsmittel für das Feuer sind, als wie in jeder andern brennbaren Materie.

Um den Brennstoff der Steinkohlen zum Holze näher zu bestimmen, will ich die Beobachtungen von J. A. Wildenhaus nach den Schriften der leipziger ökonomischen Societät herseßen, wodurch das Verhältniß einiger Holzarten unter einander und zu den Steinkohlen in Rücksicht ihrer Hitzkraft näher bestimmt wird:

Ein

Ein Kubicfuß Steinkohlen kommt an Hitzkraft gleich	$7\frac{6}{7}$	Kub. Fuß	Kiefern	Holz.
	$8\frac{19}{20}$	–	– Weiden	
	$13\frac{2}{5}$	–	– Pappeln	
	$7\frac{1}{6}$	–	– Birken	
	$7\frac{2}{3}$	–	– Erlen	
	$6\frac{1}{4}$	–	– Rothbüchen	
	$7\frac{1}{7}$	–	– Weißbüchen	
	$6\frac{1}{2}$	–	– Eichen	
	$11\frac{1}{2}$	–	– Aspen	

Hieraus ist ersichtlich, wie ungleich das Verhältniß ist, und welche Vortheile die Steinkohle in Betracht ihrer Hitzkraft gegen das Holz darbietet.

Zweitens nehmen die Steinkohlen weit weniger Platz ein wie das Holz, denn der körperliche Umfang des letztern ist wenigstens zehnmal grösser wie der der Steinkohlen, man braucht das Haus nicht damit zu beschweren, man braucht keine Böden, Holzställe und Magazine, wo dieselben aufbewahrt werden, sondern man läßt sie blos in freier Luft liegen, und können mit leichter Mühe von dem Orte, wo sie aufbewahrt, zu den Oefen gebracht werden.

Drittens ist man nicht so sehr in Gefahr einer Feuersbrunst. Ein jeder Hauswirth muß eine große Aufmerksamkeit auf sein Gesinde richten, daß dieses nicht mit einem Lichte oder sonstiger feuerfangender Materie den Holzställen zu nahe kommt; die mehrsten Unglücksfälle lassen sich daher leiten, vorzüglich wenn in den Küchen und um den Heerden Holz aufbewahrt wird. Dieser Fall trit aber nie bei den Steinkohlen ein; sie können freilich wohl in freier Luft entzündet werden, allein das Feuer kann sich nicht fortpflanzen, und ist bald wieder zu erlöschen.

Viertens, der Preis der Steinkohlen richtet sich nun zwar nach der Entlegenheit der Orte, wohin selbige gefahren werden; allein ich behaupte, daß die Entfernung von 12 bis 18 Meilen Weges von den Steinkohlenbergwerken keinen solchen beträchtlichen Unterschied in dem Preise macht, daß nicht noch ein ausserordentlicher Nutzen bei diesem Brande heraus kommen sollte.

Ich will jetzt einmal blos bei Hannover stehen bleiben, welches 5 Meilen von den hiesigen Steinkohlenbergwerken entfernt liegt; bis dahin kann die Balge Steinkohlen stets für 9 mgr. geliefert werden. Zur Heitzung einer ge-

gewöhnlichen Wohnstube wird nur eine solche Balge Steinkohlen erfordert, und wenn ich nun hiezu zur täglichen Anmachung des Feuers für 6 mgr. Holz rechne, so betragen die ganzen Kosten der Heizung wöchentlich 25 mgr.; gewiß ein solcher wohlfeiler Brand, daß das Jahr hindurch ein beträchtlicher Unterschied in der Haushaltungsrechnung verspürt werden muß. Oerter, die nun näher an einem schiffbaren Flusse liegen, können die Kohlen in noch geringerm Preise erhalten, und es würden sich auch sicher, wenn der Steinkohlenbrand erst der allgemeine Brand wäre, bald Leute anfinden, die hin und wieder Niederlagen von Steinkohlen etablirten.

(Der Schluß folgt künftig.)

Scharfsinnigkeit eines Pferdes.

Vor kurzem besuchte eine Gerichtsperson in England einen Nachbar. Sein ungefähr 16 Quartier*) hohes Reitpferd wurde in einen Stall gebracht, wo es bald darauf an zwei andern Pferden, welche dem Eigenthümer des Stalles zugehörten, Gesellschaft erhielt. Das Futter wurde auf einem Heuboden über dem Stalle aufbewahrt. Der Knecht holte etwas davon herunter und gab es seinen eignen Pferden in der Meinung, daß das fremde Pferd schon besorgt sey. Kaum war er aus dem Stalle, als dieses, unzufrieden mit der Partheilichkeit des Knechts, den Versuch machte auf den Heuboden zu steigen, um sich selbst zu helfen. Als es wieder gesattelt werden sollte, war es weg und kein Mensch konnte es finden. Endlich kam jemand auf den Einfall, daß es wohl auf dem Heuboden seyn könne, und siehe da — zum Erstaunen aller Zuschauer, wieherte es ihnen da entgegen. —

Der Boden hatte eine Treppe von mehreren Tritten über dem 9 Fuß hohen Stalle, und nur mit großer Schwierigkeit konnte man das Pferd wieder an die Erde bringen. Denn man sah sich genöthigt den Boden durchzubrechen, um es herunter zu lassen. —

*) Hand, ein Maaß von 4 Zoll.

Hannöverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 10ten November 1800.

Ueber die Vortheile des Steinkohlenbrandes bei dem allgemeinen Gebrauch.

(Schluß.)

Ein Haupteinwurf, den man gegen den Steinkohlenbrand machen könnte, wäre der, die Anschaffung neuer Oefen. Allein es braucht keiner von den alten Oefen von der Stelle verrückt zu werden, um Steinkohlen in denselben brennen zu können; man lasse nur eine Roste in den Ofen legen, eine Röhre auf denselben setzen, den untern Theil des Ofenloches bis auf das Aschenloch vermauern, und der Ofen ist zum Steinkohlenbrande eingerichtet. Je einfacher überhaupt der Ofen ist, desto mehr leistet er den gehörigen Effekt, nur muß er einen guten Zug haben, denn alle gekünstelte und zusammengesetzte Oefen, haben bis jetzt den versprochenen Nutzen nicht geleistet. Freilich, wenn man statt der platten Oefen, Potröfen erhalten kann, so sind diese jenen vorzuziehen, und man hat diese auf den Eisenhütten von solchen schönen Formen, daß sie zur wirklichen Zierde der Zimmer gereichen, ohne den Raum einzunehmen, den gewöhnlich die platten Oefen dem Zimmer entreißen.

Das Kochen bei Steinkohlen ist eben so wenig Schwierigkeiten unterworfen, wie die Stubenheitzung, und ungleich bequemer, wie das Kochen bei Holze, nur daß bei dieser Einrichtung die jetzigen Heerde gänzlich umgeformt werden müssen. Der ganze Herd muß mit Zügen versehen werden, über welche eine Roste gelegt wird, über diese Roste wird eine kleine Mauer geführt, auf welche eine eiserne Platte gelegt wird, welche mit so vielen Löchern versehen ist, als man für nothwendig hält, die erforderlichen Speisen verfertigen zu können. Die Züge werden mit Schiebern versehen, damit man dem Winde die Richtung

geben kann, die man verlangt. Die Löcher der eisernen Platte müssen verhältnißmäßig groß gemacht seyn, um die verschiedenen Töpfe, Kasserollen u. s. w. hineinsetzen zu können. Speisen, die eine größere Hitze erfordern setze man vorne auf den Heerd, und die eine geringere verlangen, hinten hin. Sind nicht alle Löcher mit Töpfen besetzt, so schiebe man vor die unbesetzten die Schieber vor, damit die Luft gezwungen wird, blos allein unter jene zu spielen. Will man die Kosten für die eiserne Platte sparen, so können die Löcher über der eisernen Roste von Backsteinen gemauert werden.

Es ist hier nicht der Ort, mich weitläuftiger hierüber auszulassen. Die Einrichtung ist einfach und zweckmäßig, und jede Haushaltung, die sich eines solchen Heerdes bedienen will, wird sicher den besten Nutzen hievon spüren.

Den letzten Einwurf, den man noch gegen den Steinkohlenbrand machen könnte, besteht darin:

Wenn auch alles Vorherangeführte für wahr angenommen wird, und die Vortheile gegründet sind, die der Steinkohlenbrand vor dem Holzbrande gewährt, so fragt sich's doch noch: woher soll man die in einem Haushalte so nöthige Asche nehmen, und auf welche Art ist das Räuchern des Fleisches zu bewerkstelligen? Leistet auch hier die Steinkohlenasche und der Steinkohlendampf die nemlichen Dienste, wie die Holzasche und der Dampf des Holzes?

Ich muß diese Frage gleichfalls mit ja beantworten, denn die Erfahrung hat auch hier bereits den Beweis geliefert. Zur Lauge beim Waschen des linnenen Zeuges wird man noch immer so viel Asche, als dazu hinlänglich ist, erhalten können; und wäre dieses auch nicht, so kann man andre alkalische Salze hiezu gebrauchen. Das Räuchern des Fleisches hingegen wird bei dem Steinkohlenbrande eben so gut verrichtet, wie bei dem Holzbrande, nur daß das Speck etwas gelblicher wird; das Fleisch selbst aber bleibt viel saftiger, trocknet nicht so sehr ein und bekömmt einen angenehmen Geschmack.

So viel von dem häuslichen Nutzen des Steinkohlenbrandes. Ich will jetzt nur noch kürzlich von denjenigen Fabriken reden, die füglich und mit dem größten Nutzen bei Steinkohlen können betrieben werden, und in vielen Ländern zum totalen Ruin der Forsten noch durch Holz gefeuert werden.

Dieses sind Salzwerke, Glashütten, Branntweinbrennereien, Kalk- und Ziegelöfen, Bierbrauereien, Eisenhämmer und dergl. Daß die Fabriken bei Steinkohlen können betrieben werden, bedarf wohl keines Beweis-

weises, denn die Erfahrung hat dieses hinlänglich in mehrern Ländern gezeigt; daß aber dergleichen Fabriken noch an vielen Orten mit Holz betrieben werden, ist um so weniger zu begreifen, da der Augenschein die Abnahme des Holzes an allen den Orten, wo diese Fabriken im Gange sind, zu deutlich zeigt. Vorurtheile treten aber auch hier gegen die gute Sache auf; blos allein geschärfte landesherrliche Verordnungen müssen hier durchgreifen, und der gute Erfolg wird bald eine Vorliebe für den Steinkohlenbrand bei jedem erwecken.

Hauptsächlich sind die Branntweinbrenner und Bierbrauer gegen diesen Brand eingenommen. Bald soll der Branntwein oder das Bier einen bösen Geschmack davon erhalten, oder die Blasen und Kessel werden zu geschwind vernichtet, oder das Feuer läßt sich nicht so gut regieren. Allein alle diese Ausflüchte werden nur von solchen Leuten vorgebracht, die nie diesen Brand selbst probirt haben, und bei dem Worte Steinkohle sich eine Wolke von Schwefeldampf denken.

Hier in der Gegend war dies der Fall auch, als die Steinkohlen zum Branntweinbrennen sollten angewendet werden. Jeder Branntweinbrenner äusserte lebhaft seine Vorliebe zum Holze. Widerlegungen fanden gar nicht Statt, und nur eine höhere Verordnung bewirkte das, was bisher durch alles Demonstriren nicht möglich war. Seit dieser Zeit denket kein Branntweinbrenner mehr an Holz; und ich glaube, wenn man denselben die Erlaubniß wieder geben wollte, mit Holz zu brennen, so würde es doch von den wenigsten geschehen, denn die Vortheile des Steinkohlenbrandes sind zu groß, und die Waldungen sparen dadurch wenigstens in der hiesigen Gegend jährlich an 3000 Klafter Holz.

Wo eine solche Quantität Holz jährlich erspart wird, müssen nothwendig die Waldungen wieder zunehmen, und wenn man hiemit nun eine industriöse Behandlung der Forsten verbinden, so werden unsere Nachkommen hinlänglich vor Holzmangel gesichert seyn, und uns nicht mehr den Vorwurf zu machen brauchen, Holzverschwender gewesen zu seyn.

Einfaches Mittel wider den giftigen Schlangenbiß.

Wenn auch der Bewohner nördlicher Erdstriche nach einem besonders strengen Winter über der mühsamen Anstrengung der Natur in ihrer Wiedergeburt oder unter den auffallenden Abwechslungen der Witterung eines ihn für das vergangene Ungemach nur wenig entschädigenden Sommers ungeduldig wird und den Bewohner südlicherer Gegenden beneidet; so pflegt doch fast immer, wenn mehrere über diesen gewöhnlichen Gegenstand sich unterhalten, einer so billig zu seyn, und als einige Entschädigung für manche Unfreundlichkeiten des nördlicheren Himmels in Anschlag zu bringen, daß wir wenigstens, wenn es die Witterung erlaubt, an dem Rande eines lieblich murmelnden Baches lesen oder unsern Gedanken nachhängen, oder für unsere Schönen Veilchen und Vergißmeinnicht pflücken können, ohne unsere Köpfe den Zähnen eines blutdürstigen Tigers, oder unsere Finger und Füße den Stichen giftiger Schlangen bloß zu geben.

Unsere Mäuse, Spinnen und Frösche machen allenfalls noch eine kleine Anwandlung von Schrecken oder Schwindel interessant; aber Tiger und Schlangen unter jedem Busche von Geisblatt oder Rosen; — nein, das wäre für unsere Schönen doch ein bischen zu ernsthaft!

Einsender dieses muß gestehen, daß, wenn er nicht aus schriftlichen und mündlichen Erzählungen wüßte, wie sehr theils Gewohnheit die Gefahr mindert, theils daß diese in den angebaueten Theilen wärmerer Gegenden in der That nicht so groß ist, als man sich gemeiniglich vorstellt; er allerdings, wenn es auf die Frage ankäme, ob er mit Vergnügen das deutsche Clima mit dem des südlichen Amerika, Asien oder Afrika verwechseln würde, allerdings solche kleine Besorgnisse ein bischen mit in die Wagschale legen würde. — Da er den Fall einer solchen Wahl, so viel ihn betrift, für immer entfernt halten darf; so ist es mehr reine Theilnahme am Menschen im Allgemeinen, und an manchem Freunde und Verwandten, welchen das Schicksal in jene fernen, in so mancher Beziehung schönen, in so mancher andern gefährlichen Länder führte, welche ihn kürzlich mit Vergnügen in einer englischen Zeitschrift: The universal Magazine of knowledge and pleasure, Sept. 1799. S. 156. ein sehr einfaches Mittel gegen den giftigen Biß einer Schlange finden ließ. Um so mehr, da von jeher besonders diese häßlichen Geschöpfe ihm die herrlichen Erdstriche, wo sie sich größtentheils aufhalten, zuwider gemacht haben: vielleicht aus dem geheimen Gefühle, daß man den Ueberfall eines reißenden Thiers mit guten Waffen, Muth

und

und Klugheit abweisen kann, jene bösen Insekten aber ihre Streiche heimtückisch ausführen, das Gift der kleinsten fast immer das schlimmste ist, und den Tod so schnell und unter den fürchterlichsten Nebenumständen bewirkt.

Jenes einfache Mittel ist — wie ein gewisser William Mackintosh, der wahrscheinlich Chirurgus zu Arcot ist, in einem von da an den Doctor und Generalmedicus James Anderson unter dem 13ten Novbr. 1797. meldet — kein andres, als das bekannte Eau de luce, a) oder auch, in dessen Ermangelung, Hirschhorngeist.

Der Fall, welcher von den beunruhigendsten Symptomen begleitet war, ist folgender:

Am 11ten November 1798. war ein Mann von dem 2ten Cavallerieregimente, etwa 400 Fuß von dem Hause des Herrn Mackintosh, beschäftiget, einen Zweig von einem Baume zu schneiden, als er an der auswendigen Seite des linken Beins ein bischen unter dem Knie von einer Schlange gestochen wurde. Er fühlte in dem nemlichen Augenblick, daß sich der Schmerz in dem Dickbeine hinauf zog. Binnen 10 oder 12 Minuten wurde er von heftigen Zuckungen über den ganzen Leib befallen und fiel, dem Anschein nach, ohne Bewegung und Besinnung nieder. Er wurde zu Herrn Mackintosch gebracht, welcher alle seine Gelenke ganz steif fand, seine Glieder stark ausgedehnt, harten Puls und die Kinnladen fest verschlossen.

„Da ich, (wir wollen Hrn. Mackintosh selbst reden lassen) kein Eau de Luce bei der Hand hatte; so vermischte ich einen Theelöffel voll Hirschhorngeist in einem Trinkglase mit etwas Wasser. Als ich darauf des Patienten Mund, jedoch nicht ohne Schwierigkeit, mit einem Schraubstocke geöfnet hatte, zwang ich die Arznei hinein; da aber das Vermögen zu schlucken ganz weg war; so fand nur weniges davon den Weg zum Magen. Nach 10 Minuten gab ich noch einen Schluck. Es kam wieder nur wenig in den Magen. Nach andern 10 Minuten gab ich eine neue Portion und durch die Lage, die ich dem Kopfe zu geben suchte, kam sie größtentheils hinunter. Der Patient fand sich hierauf wirklich erleichtert, und seine Gelenke wurden biegsamer. Ich bekam nun Eau de Luce und gab ihm binnen etwa 10 Minuten

a) Vielleicht weiß nicht jeder Leser des Magazins, daß dies bekannte Riechwasser von dem Apotheker Luce zu Lille in Flandern (!) erfunden worden ist. S. Krünitz ökonom. Encyclop. Theil X. S. v. u. Busch Handbuch der Erfindungen 1. Theil S. 236.

ten 25 Tropfen mit ein wenig Wasser vermischt, welches durch die Haltung des Kopfs alles in den Magen gelangte. Er bekam nun seine Besinnung wieder und gab auf Befragen durch Zeichen zu erkennen, daß er großen Schmerz in der Brust und im Kopfwirbel fühle. Eine halbe Stunde, nachdem ich die letzte Gabe ihm beigebracht hatte, wiederholte ich sie, und etwa 5 Minuten nachher befiel ihn ein heftiges Erbrechen, welches eine kleine Quantität grünen schleimigen Stoffes herausbrachte, welches ihn sehr zu erleichtern schien, denn er konnte nun um sich her sehn. Alle halbe Stunden wiederholte ich die Medicin, und nach jeder Gabe wurde er besser, so daß er um 9 Uhr mit geringer Hülfe im Stande war, nach Hause zu gehen; indem er kaum etwas mehr als eine gewisse Schwäche verspürte, und am nächsten Morgen fand ich ihn ganz hergestellt.

Während ich die Arznei innerlich gab, wurde die Wunde damit gerieben, und, wie es schien, mit gutem Erfolge. Die Schlange war nicht getödtet worden, ich kann also nicht sagen, von welcher Gattung sie war; nach den heftigen Wirkungen ihres Bisses muß sie inzwischen zu einer sehr gefährlichen gehört haben."

Da Einsender ein Laie in der Medicin ist; so muß er Kunstverständigen überlassen zu entscheiden, ob Mittel und Methode alt, neu, allgemein wirksam, bekannt oder unbekannt sind, und was die Theorie zu dieser Erfahrung sagt. Er erinnert sich wenigstens nicht, in irgend einer Reisebeschreibung, nach den Ländern zwischen den beiden Wendezirkeln, welche der Mittel gegen den giftigen Schlangenbiß so viele, wenn gleich meistens unzuverläßige, angeben, etwas ähnliches gefunden zu haben.

W — b — g — n.

Beantwortung der im 75sten Stück des hannöver Magaz. aufgeworfenen Frage: Ob gegen die Hühnerläuse ein erprobtes Mittel vorhanden sey?

Reinlichkeit ist überhaupt das beste Mittel, Läuse zu verhüten und wegzuschaffen. Werden Menschen und Thiere täglich, oder doch oft gereiniget, so, daß man die Haut derselben von dem Schmutze säubert, der sich darauf festsetzt, und daß man das Zimmer und den Stall, worin sie sich aufhalten, beständig rein hält; so wird man selten hören, daß Läuse sich daselbst

einquartiren. Versäumt man aber dieses, so nehmen diese unangenehmen Gäste sehr bald überhand.

Wenn also ein Hühnerstall auch noch so geräumig ist, ist aber nicht so angelegt, daß frische Luft hinein kommen kann, und man säubert ihn nicht fleißig von den Unreinigkeiten, welche die Hühner darin lassen, so hilft seine Größe nichts. Die Läuse werden besonders bei einer heißen Witterung doch darin hervor kommen, und so überhand nehmen, daß die Hühner davon sehr gequält und abgezehrt werden. Reinlichkeit und frische Luft ist daher auch das erste, was erfordert wird, wenn das Auf- und Fortkommen der Hühnerläuse verhindert werden soll.

Als ein zweites Mittel aber ist der Urin von den Kühen zu empfehlen, besonders wenn darin Wermuth und Läusekraut gekocht ist, damit muß sodann der ganze Stall, die Stangen und das Nest, worauf die Hühner sitzen, und worin sie ihre Eier legen, besprenget werden, und haben die Läuse schon sehr überhand genommen, so muß man selbst die Hühner einigesmal darin baden.

Der Geruch des Urins der Kühe ist den Hühnerläusen unerträglich, und sie verlassen den Ort, wo derselbe duftet, sehr bald.

Hierin hat die Gewohnheit der Bauern auch ihren Grund, daß sie ihren Hühnern fast immer den Platz über der Grope, oder da geben, wo der Urin der Kühe hinfließt und so lange stehen bleibt, bis er verdunstet oder in die Erde gezogen ist.

Man sorge also nur für frische Luft und Reinlichkeit, und wenn demungeachtet sich einige Läuse in dem Hühnerstalle einfinden sollten, so brauche man die angezeigte Feuchtigkeit, so werden die Hühner sehr bald von ihrer Qual, besonders wenn sie gut gefüttert werden, befreiet seyn.

Lehe G. J. Strackerjan, Pastor.

Nachtrag zu dem Aufsatze im 37sten Stück des hannöv. Mag. v. d. J. von einer Oelpflanze, Ruddick oder Rubbick genannt.

Dieses Gewächs wird auch in dem Amte Bruchhausen angebauet. Man nennt es daselbst Ruddick. Es gleicht in Ansehung der Blätter der Steckrübe am meisten.

Die

Die Zeit der Aussaat und die Verpflegungsart ist mit der in dem Aufsatze angegebenen einerlei. Der Anbau desselben wird aber allda nicht im Großen getrieben. Man benutzt es daselbst hauptsächlich im Frühjahre als Schnittkohl, weil man wenigstens vor mehr als 16 Jahren den braunen Kohl wenig bauete, welchem ich aber, als Kohl betrachtet, allerdings den Vorzug gebe. Er hat einen etwas strengen Geschmack, wie alle junge Kohlkräuter, dem man aber durch vorheriges Abkochen und Abgießen des Wassers etwas abhilft, alsdann wird dieser Kohl mit Butter oder Fett nochmals durchgeschwitzt. So zubereitet läßt er sich sehr gut essen.

Dem Hornvieh ist der Abfall ein sehr nahrhaftes Futter. Er wächst stark ins Kraut; nimt oft einen Umfang von 2 bis 3 Fuß ein; bleibt im Winter unterm Schnee immer grün und pflegt sich dicht an die Erde anzulegen, daher hat man auch Mühe, ihn unterm Schnee heraus zu suchen. Harten Frost mit begleitetem Sonnenschein kann er eben so wenig vertragen als andere Kohlarten.

Da man zum Gemüse blos die ersten Blätter braucht, so geht solcher demungeachtet nachher im Saamen in die Höhe, und setzt die Saamenschoten eben so, wie der Kohl an. Der Saame wird gleichfalls zur Gewinnung des Oels mit angewandt, welches man häufig zu Speisen verbraucht.

Der Boden in jener Gegend, und namentlich der des Dorfs Engeln, ist der Hauptbestandtheil Lehm, durch Düngungsmittel zur Gartenerde umgeschaffen.

In der hiesigen Marschgegend habe ich einen Versuch damit gemacht, habe aber den Anbau nicht so erheblich gefunden, daß er diejenigen Früchte, die hier gebauet und nach Hamburg zum Verkauf gebracht werden können, an Nutzbarkeit überwöge.

Kirchwerder

D. L. Meyer.

Rechnungsexempel.

Ein Herr verheirathete sich neulich in Yorkshire, welcher eine Fußreise von 8736 Meilen gemacht hatte, um den Gegenstand seiner Zuneigung zu besuchen. Di Dame, wird bemerkt, lebte 2 Meilen von ihrem Bewunderer entfernt, welcher ihr vierzehn Jahre hindurch ohne Ausnahme wöchentlich dreimal seine Aufwartung machte. Frage: ob diese Rechnung ihre Richtigkeit habe, und ob man dergleichen Beispiele von Beständigkeit viel finde? —

Neues Hannöverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 14ten November 1800.

Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im grösseren Publikum; besonders über die von J. Brown.

Vom Herrn Landphysikus Dr. C. C. Marthäi.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Medicin lehrt uns, wie immer eine Vorstellungsart über den Ursprung der Krankheiten und ihre Behandlung fast allgemein bei den Aerzten herrschend wär. Diese wurde sowohl auf den hohen Schulen, als in den Badestuben, wo noch immer ein Theil unserer Chirurgen leider gebildet wird, den Zöglingen in der Medicin gelehrt, als die einzig richtige, dem Menschengeschlecht Gesundheit bringende vorgetragen. Waren so erst alle Begriffe über Krankheit, Gesundheit, die Mittel jene zu heben, diese zu erhalten, bald feiner, bald gröber, mit einiger Gleichmäßigkeit bei allen bestimmt, vom Professor zum practischen Arzte, Chirurgen, Bader, Apotheker, Scharfrichter, und zu allen denen, die berufen oder unberufen, sich selbst oder andern medicinische Rathschläge ertheilen; so konnte es nicht fehlen, das nicht medicinische Publikum mußte bald auch zur Kenntniß der vorzüglichsten medicinisch-practischen Grundsätze kommen. Theils schriftlicher, theils mündlicher Vortrag der tonangebenden Aerzte brachte sie unter den gebildeten Theil des Publikums, dieser nach und nach unter den rohen ungebildeten Haufen.

Nach dieser herrschenden Vorstellungsart mußte jeder Practikant seine Begriffe modeln, wenigstens die Aeusserungen derselben, mußte seine Behandlung darnach einrichten. War auch ein Einzelner, der Scharfsinn und Unbefangenheit genug besaß, sich dem Joche entziehen zu wollen, das durchs Alter ehrwürdig gewordene Meinungen ihm über das Haupt ge-

worfen hatten, der einsah und es öffentlich zu äussern wagte, die jetzige Vorstellungsart passe nicht mehr für die beträchtlich zugenommene Summe von Thatsachen, von Erfahrungen, der sogar sich unterstand seine Kranken nach andern Grundsätzen, oft auf die entgegengesetzte Art, zu behandeln, so sah er sich bald von allen verlassen, seine Collegen nannten ihn einen Neuerungssüchtigen, die Nichtärzte einen Unwissenden. Wollte er nun nicht Hungers sterben, so mußte er mit den Wölfen heulen, unter denen er war.

Mittelmäßige Menschen sind gewohnt, jedermann nach sich selbst zu beurtheilen, die einmal ihnen wahrscheinende Vorstellungsart wie eine Norm anzusehen, nach der die übrigen Menschen sämtlich sich richten sollen. Und wie groß ist wohl die Zahl der Menschen, die sich über das Mittelmäßige erheben?

Gemeiniglich wurde die Anwendung der herrschenden medicinischen Voraussetzungen auf die Heilung der Krankheiten übertrieben. Man behandelte Kranke, diesen Voraussetzungen gemäß, auf eine Art, die der Krankheit selbst noch Waffen zum Verderben des Kranken darreichte. Ueber den Tod wunderte man sich nicht, ließ es sich auch nicht einfallen, Mißtrauen in die Grundsätze, nach denen die Behandlung entworfen, geleitet war, zu setzen; der Kranke war freilich gestorben, oder ein unheilbares Uebel plagte den unglücklichen Menschen nun sein Lebelang; indessen wer konnte dafür? hatte man doch den Kranken nach Grundsätzen und Vorschriften behandelt, die die größten Aerzte einstimmig als die einzig wahren aufgestellt hatten. So schlossen die Arzte am Sterbebette ihrer Kranken, und beruhigten sich dabei.

Wenn eine so allgemein herrschende Vorstellungsart durch die daraus unmittelbar herfließenden oder unrichtig daraus abgeleiteten practischen Grundsätze zu viel Unfug anrichtete, so standen gemeiniglich einige Männer von Kopf und Talenten auf, nahmen sich der geplagten Menschheit an, zeigten deutlich, auf wie schwachen Stützen das herrschende medicinische System ruhete, wie häufig es Thatsachen und Erfahrungen widerspräche, welche nachtheilige Folgen eine darnach eingerichtete Behandlung haben müßte, hätte.

Diese schlugen eine andere medicinische Theorie vor, die auf die gegenwärtige Summe von Thatsachen berechnet war, bestätigten sie durch Erfahrungen am Krankenbette, und machten es zur Thatsache der Moralität, dieser Theorie zu folgen.

Gerade die den bisherigen Grundsätzen entgegengesetzten wurden nun

als

als allein wahr vorgetragen, und die Erfinder und ersten Bearbeiter der neuen Theorie suchten eine Ehre darin, von dem alten Gebäude, ausser den brauchbaren Materialien nichts von der Form und Einrichtung beizubehalten. Alles schrie schrecklich, entsetzlich. Der lauteste Widerspruch erhob sich von allen Seiten. Doch drang bei einigen die Wahrheit durch, nach und nach folgten mehrere, und wenn erst eine Generation ausgestorben war, die übrigen alle.

Nun wurde diese Vorstellungsart und eine darauf sich gründende Behandlung herrschend. Sie ging denselben Weg vom Katheder herab in die niedrigste Hütte. Sie wurde in ihrer Anwendung und den Folgerungen übertrieben, zu Zeiten von dem Erfinder selbst, oder nachher gegen die Meinung desselben; und hatte am Ende dasselbe Schicksal; sie mußte, wenn die Summe der Thatsachen sich vermehrte, einer andern Platz machen, die dann zuletzt einer gleichen Zerstörung entgegen ging.

Die jemals herrschend gewesenen Vorstellungsarten der Aerzte über Gesundheit und Krankheit nur aufzuzählen, und einen allgemeinen Begrif davon zu geben, würde ein dickes Buch anfüllen, so häufig und verschieden sind sie gewesen. Hier begnügen wir uns der sich darauf gründenden Behandlungsarten in zwei Rücksichten zu erwähnen, in wie fern sie nemlich dem Körper Kräfte entzogen oder neue gaben. Es lassen sich sehr füglich alle jemals herrschend gewesenen Heilungsmethoden unter zwei Classen bringen.

1) Die schwächende Methode. Bei den Schriftstellern kommt diese Methode unter sehr mannigfaltigen Nämen vor, je nachdem sie sich verschiedene Grundsätze über die Ursachen der Krankheiten gebildet hatten. Am Ende haben sie doch sämtlich eine Würkung; sie vermindern nemlich die Summe der zur Unterhaltung des Lebens erforderlichen äussern und innern Einwürkungen, das heißt: sie schwächen durch unmittelbare Entziehung von nothwendigen Lebensreizen. Es gehören hieher: die kühlende, erschlaffende, entzündungswidrige (antiphlogistische) auflösende, den Darmkanal ausleerende (antigastrische) Methode und andere.

2) Die reizende Methode. Wo die Summe der zum Leben nothwendigen äussern und innern Einwürkungen vermehrt wird, wo also eine Vermehrung der Lebensthätigkeiten erfolgen muß. Wurde diese Vermehrung der äussern und innern Einflüsse nicht übertrieben, so, daß zuletzt eine Erschöpfung aus zu großer Anstrengung entstand, so wurden hiedurch eine unendliche Menge Krankheiten gehoben, die in einer Vermin-

derung der Lebensthätigkeiten bestanden, wegen vorhergegangener Verminderung der Summe der Lebensreize. War aber die Vermehrung der reizenden Einflüsse zu groß, so folgte unmittelbar auf die Zunahme der Lebensthätigkeiten eine Verminderung derselben. Denn die Eigenschaft des lebenden Körpers durch Reize in Thätigkeit oder Selbstwürksamkeit gesetzt zu werden, war durch die zu große Anstrengung beträchtlich vermindert. Da nun viele Ärzte einer falschen Theorie wegen, oder aus Mangel an Beurtheilungskraft, die Anwendung der reizenden Hülfsmittel übertrieben, so wurde der Körper statt gestärkt, geschwächt. Und es müßte daher ein Mißbrauch dieser Methode, unter die der ersten Classe gerechnet werden. Die Namen, unter den diese Methode vorkommt, sind: die erhitzende, schweißtreibende, gifttreibende, krampfstillende, belebende, stärkende u. s. w.

Es war eine Zeit, wo die Aerzte, besonders in Frankreich, sich einbildeten, und in ihrer Einbildung durch scheinbare und spitzfindige Gründe und Schlüsse sich befestigten; es läge bei allen Krankheiten versteckt oder deutlich eine Entzündung oder doch wenigstens eine Vollblütigkeit zum Grunde, und folglich wären Aderlassen und magere Diät die einzigen oder doch hauptsächlichsten Waffen, womit die Krankheiten bestritten werden müßten. Und wenn auch die Behauptung eines neuern Schriftstellers übertrieben ist, daß das Blutlassen in Krankheiten mehr Menschen erwürgt habe, wie die Massacren Carls des Großen, der Inquisition, der Kreuzzüge, der Bartholomäusnacht, der sicilianischen Vesper, wie die Erwürgung der zwölf Millionen unschuldiger Amerikaner, und der 40000 Irländer unter Carl dem Ersten ad majorem dei gloriam, so ist doch so viel gewiß, daß eine große Menge Menschen durch unzeitiges Aderlassen ums Leben gekommen oder doch in unheilbare Krankheiten gestürzt sind.

Le Sage schildert in seinem Gil Blas de Santilana den Zustand der damaligen Heilungsmethode sehr beissend und treffend. Der Doctor Sangrado will seinen Bedienten zum Arzt machen und giebt ihm folgenden Unterricht:

„Jetzt, sagt er, will ich dir den Grund der Heilkunst, die ich seit so vielen Jahren ausübe, mittheilen. Die übrigen Aerzte setzen ihn in tausend schwierige Wissenschaften, aber ich unterstehe mich einen so langen Weg abzukürzen, und dir die Mühe zu ersparen, Physik, Pharmacie, Botanik, Anatomie u. s. w., zu studiren. Wisse, mein Freund! daß man nichts nöthig hat, wie Blut zu

las-

sen und lauwarmes Wassertrinken zu verordnen. Hier liege das Geheimniß, alle Krankheiten in der Welt zu heilen."

Gil Blas ging nach diesem Unterrichte muthig in die Ausübung der Arzneikunst; einige Kranke starben auch würklich nicht, und bei denen, die starben, tröstete er sich nebst seinem Lehrer damit, daß die Kranken würden zu retten gewesen seyn, wenn sie mehr lauwarmes Wasser getrunken hätten, und öfterer und mehr Blut abgezapft wäre.

Wenn man nun auch nicht auf so leichtem Wege zur Kenntniß der Arzneikunde kam, wie der Schüler des Doctors Sangrado, so führten doch die mühsamsten Untersuchungen, der scharfsinnigste Aufwand von Gründen der Lehrer der Arzneikunde, mit einiger Einschränkung auf dasselbe Resultat. Man behandelte fast ohne Ausnahme alle Krankheiten mit diesen schwächenden Mitteln. Nicht dem blutarmen, matten Greise schonte man sein Blut; die geringsten Zeichen von Andrang des Bluts zum Kopfe, und man nahm die mörderische Lancette zur Hand; nicht das Kind an der Mutterbrust war sicher, Blutigel mußten den kostbaren Saft aus den Adern saugen.

Krankheiten von der entgegengesetzten Natur, Pest und wahre Entzündungskrankheiten, sollten durchs Blutlassen geheilt werden. Einzelne wurden durchgeschleppt, und man rief über die Vortreflichkeit der Methode; die Krankengeschichte wurde mit erläuternden Anmerkungen als Bestätigung der Theorie in die Welt geschickt. Die übrigen, die starben, oder deren Krankheiten in unheilbare Suchten übergingen, waren nicht zu retten; es war ja Blut genug gelassen, Wassersuppe genug genossen. Wie wäre es sonst zu erklären, daß unter tausend bekannt gewordenen Beobachtungen, nur äusserst selten ein unglücklicher Fall sich fand? Der Mißbrauch des Blutlassens war schrecklich, zerstörend, den Tod bringend, besonders unter den französischen und italiänischen Aerzten.

Endlich traten einige Männer auf, warfen sich dem blutigen Vorurtheil entgegen, schränkten die zu häufige Anwendung des Aderlassens ein, andere gingen noch viel weiter, verdammten es ganz. Die Gründe, die sie durch Erfahrungen am Krankenbette bestätigten, fanden nach manchem Zank und Widerspruch zuletzt Eingang. Nach und nach erhielt die Krankenbehandlung eine andere Richtung. Die Voraussetzung wurde herrschend, giftige, theils im Körper erzeugte, theils von aussen hineingebrachte Partikelchen, verunreinigten das Blut, verursachten das Uebelbefinden und unterhielten es. Das

Blut

Blut müsse von diesen Partikeln gereinigt werden.

Schweißtreibende, erhitzende Mittel entsprachen dieser Absicht. Der Schnepper wurde niedergelegt, man griff zu dem großen Apparat der erhitzenden Mittel. Aus dieser Zeit schreiben sich noch die große Menge giftreibender, herzstärkender Zusammengesetzungen (Alexipharmaca) her, von denen selbst unsere neuesten Apothekerbücher noch nicht frei sind. Die vorhergegangene so allgemein herrschende schwächende Krankheitsbehandlung hatte fast auf jeden einzelnen Menschen ihren verderblichen Einfluß geäussert. Selbst Gesunde glaubten sich dadurch gegen Krankheiten zu schützen, wenn sie von Zeit zu Zeit einen theil Bluts sich entziehen ließen, wenn sie eine Zeitlang, wenigstens des Frühjahrs, mager und knapp lebten. Wurde einer krank, und welcher Mensch ist dafür sicher, so wurde der Körper geschwächt, so, daß, wenn auch das Leben und das Freiseyn von Uebelbefinden bisweilen davon getragen wurde, doch noch lange Zeit hindurch eine Anlage zu Krankheiten, die sich auf Verminderung der Lebensfunktionen gründeten, übrig blieb.

Es war daher nur äusserst selten der Fall, daß eine Krankheit bei den geschwächten Menschen sich auf anhaltende Vermehrung der Lebensfunktionen gründete. Und geschah dies auch so bekam doch der Arzt nur selten solche Krankheiten zu behandeln, weil nur selten der Arzt Krankheiten zu sehen bekömmt, in denen noch überhaupt keine Hülfsmittel angewandt worden sind.

Da nun die Hülfsmittel, die man damals eigenmächtig, oder auf den Rath einer Frau Wase gebrauchte, immer solche waren, die mehr oder weniger schwächten, so wurden entzündende Krankheiten in der Geburt erstickt; die entgegengesetzten aber so beträchtlich vermehrt, daß der Kranke nun seine Zuflucht zu einem Arzte nahm. Daher kam es, daß unter hundert Kranken sicher neun und neunzig von der Art waren, daß eine schwächende Behandlungsart das Wesen der Krankheit vermehren mußte, wenn schon die gegenwärtigen Erscheinungen verschwanden.

Es traten sicher andere an deren Stelle und die Krankheit dauerte unter mancherlei abwechselnden Erscheinungen lange fort, bis entweder zufällig eintretende belebende Hülfsmittel sie hoben, oder bis unheilbare Suchten und zuletzt der Tod erfolgte.

So findet man nicht selten Beobachtungen aufgezeichnet, wo die Behandlung freilich die gegenwärtige Form der Krankheit hob, wo aber eine andere schlimmere erfolgte; und

der

der Kranke in einer zusammenhängenden Reihe beinahe alle Krankheitsformen durchmachte. Die neue Methode, die in Vermehrung der Reize bestand, war daher auch anfangs bei den meisten Kranken passend. Man sah die herrlichsten, auffallendsten und schnellsten Kuren. Kranke, die fast als rettungslos angesehen wurden, genasen nicht selten vollkommen und schnell.

Wie diese Heilungsmethode erst eine Zeitlang vollkommener geherrscht, sich über die größte Zahl der Menschen ausgebreitet hatte, so verminderte sich aus diesem Grunde die Zahl der Krankheiten, die sich auf Schwäche der Lebensfunctionen gründeten. Die kräftige Lebensart, der öftere Gebrauch reizender Arzneimittel veränderte die Anlage mehrerer Individuen zu Krankheiten von vermehrter Summe von reizenden Einflüssen.

Die reizende Methode war daher auch nicht mehr so allgemein passend, wie anfangs. Dazu kam, daß sie oft übertrieben wurde; der Apparat von erhitzenden Mitteln war zu groß, es folgte eine nicht selten tödliche Schwäche nach. Ohne Unterschied wurden nun auch Krankheiten von den entgegengesetzten Naturen mit diesen reizenden Mitteln behandelt.

Statt daß man sich mit dieser Behandlung auf Krankheiten, denen Schwäche zum Grunde lag, hätte einschränken sollen, breitete man sie auch auf Krankheiten von zu großer Stärke der Lebensfunctionen aus, z. B. Brustentzündung, Rose, Bräune, Blattern, Masern u. s. w. — Die Folgen waren, wie natürlich, mörderisch. Lange ließ man sich nicht schrecken.

Doch, wie es zu arg getrieben wurde, traten wieder einige Männer auf, zeigten die Blößen des herrschenden Systems, die Unhaltbarkeit der Stützen, worauf man es gelagert hatte. Die Unwahrheit der Folgerungen, die unmittelbar daraus flossen. Eine andere Theorie wurde angegeben, mit Gründen unterstützt, und der damaligen Denkungsart gemäß bestätigt. Gallichter, schleimichter Unrath im Darmkanal, Verstopfung in den kleinen und großen Gefäßen, waren nun die Begriffe, um welche man sich bei Erklärung der Krankheitsursachen drehete. Ausleerungen aller Art traten an die Stelle der erhitzenden Mittel.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Der Hopfen ist, der trocknen Witterung wegen, fast aller Orten mißrathen, und dazu wird er ins Ausland verfahren. Das macht ihn so theuer, daß die Bierbrauer einer benachbarten ansehnlichen Stadt, welche jetzt ohne dem nicht viel Vortheil haben, gar kein Auskommen finden können *). Man hat mich aufgefordert, ein der menschlichen Gesundheit unschädliches Hopfensurrogat anzuzeigen. Mir sind zwar mehrere, dieserwegen schon seit vielen Jahren öffentlich bekannt gemachte Vorschläge bekannt, auch weiß ich, daß man in England Bieberklee (Trifolium aquaticum officinale) statt des Hopfens gebraucht, allein ich weiß nicht in welchem Verhältnisse, und jenes Wissen hilft mir nichts, wenn nicht kostbare Versuche gemacht werden. Sollte nicht auch Quassia, oder Küchensalz, allenfalls mit etwas Ingwer vermischt, den Hopfen ersetzen können, oder was könnte man sonst noch für Dinge statt des Hopfens gebrauchen? Da ich solches für eine ganze, ohnedem jetzt sehr leidende Classe meiner Mitmenschen, zu wissen wünsche, und nicht für mich bitte, so ersuche ich Sachverständige, ihre Erfahrungen hierüber in diesen Blättern baldigst bekannt zu machen.

Hannover. G. F. Wehrs.

*) „Nichts, schreibt man unterm 17ten October dieses Jahrs aus Schwaben, „ist gegenwärtig hier theurer, als der Hopfen, weil er in diesem Jahre „beinahe ganz mißrathen ist. Die Reichsstadt Memmingen, die jährlich „gewöhnlich 3000 Centner desselben verkaufen konnte, hat kaum so viel „gebauet, als sie zu ihrem eigenen Bedürfniß gebraucht. Der Centner „Hopfen, der sonst 20 bis 50 Gulden galt, kostet jetzt dreihundert „Gulden, ein Preis, von dem man in diesem ganzen Jahrhundert kein „Beispiel hat." In Baiern, wo noch grössere Bierbrauereien, als selbst in Schwaben sind, ist der Hopfen gleichfalls mißrathen.

Neues Hannöverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 17ten November 1800.

Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im gröſſeren Publikum; besonders über die von J. Brown.

(Fortsetzung.)

Keine Methode ist wohl je so ausgebreitet gewesen, als die sogenannte antigastrische; keine ist wohl durch einen gröſsern Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn vertheidigt; keine durch so viele bekannt gewordene glückliche Kuren bestätigt. Auflösen und Abführen sind fast die einzigen Hauptbegriffe, die man noch jetzt in den Schriften unserer praktischen Aerzte findet. Man schlage nur jedes beliebige medicinisch-praktische Buch nach; man wird keine Krankheit beschrieben, keine Krankheitsgeschichte erzählt finden, bei der man nicht auf diese Verstopfungen und Darmunreinigkeiten Rücksicht genommen hätte, und in deren Verlauf nicht auflösende und ausleerende Mittel verordnet wären. Waren es hitzige Krankheiten, die einen kurz vorher noch gesunden Menschen ergriffen, so muſste verdorbene Galle u. Schleim den Grund des Uebelbefindens enthalten; waren es langwierige, so muſsten nothwendig Verstopfungen, Verhärtungen der Gegenstand der Behandlung seyn. Nie hat wohl eine Heilungsmethode so allgemeinen, so ungetheilten Beifall bei dem nicht medicinischen Publikum gefunden. Noch jetzt nennt ein gröſser Theil von Menschen die Arznei unwirksam, die nicht auslert auf irgend einem Wege, und es begegnet dem praktischen Arzte sehr oft, daſs der Kranke ihm mit der Nachricht entgegen kömmt: ich habe aber nicht nach der Arznei abgeführt.

Keine Methode ist wohl so allgemein von denen befolgt, die sich irgend mit der medicinischen Praxis befassen. Aerzte und Chirurgen geben sich nicht mehr die Mühe, den Zu-

kennen müßten. — Ein lobenswürdiges Beispiel. —

In großen Hospitälern wurden nach der neuen Theorie die Kranken behandelt, und man fand, wenn auch nicht geringere Sterblichkeit, doch einen weit schnelleren Ablauf der Krankheit, weit schnellere Reconvalescens, und weit weniger nachbleibende unheilbare Uebel; so in Wien, Pavia, in allen österreichischen Feldhospitälern, in Bamberg u. s. w. Es wurden einzeln Krankheiten geheilt, die man bisher in die Classe der unheilbaren zu rechnen gewohnt war.

Männer von Scharfsinn und Talenten, ein Röschlaub, Weikard, Frank und andere begründeten das System noch fester in seinen Fundamentalsätzen; erweiterten, erläuterten die Anwendung derselben auf einzelne Zustände von Uebelbefinden. Viele Aerzte legten die Geschichten von Krankheiten, die nach Grundsätzen der neuen Theorie behandelt waren, dem Publikum vor; theils sie selbst, theils andere zogen Resultate daraus, die überzeugend für die neue Theorie sprachen. Aber ein großer Theil der Aerzte hörte nicht auf die Stimme der Wahrheit.

Die Laien sahen den Streit als ein gewöhnliches Schulgezänk der Aerzte an, welches auf die Behandlung der Krankheiten wenig Einfluß zu haben pflegte, und achteten nicht darauf. Die Ausbreitung findet noch immer viele Hindernisse, die wahrscheinlich erst dann ganz gehoben seyn werden, wenn der Lauf der Natur eine Generation wird ganz fortgerissen haben.

Brown sah die Nachtheile sehr gut ein, die aus der allgemeinen Anwendung einer der oben bezeichneten herrschenden Methoden in Krankheiten entstanden waren. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte belehrte ihn, daß sowohl die schwächende als stärkende Methode oft ganz unrichtig angewendet, oft übertrieben wurden, daß eine aus beiden zusammengesetzte und auf einen speciellen Fall angewandte Heilungsart entweder im leichtesten Falle keinen Einfluß auf die Krankheit äußerte, weil die darnach gewählten Mittel sich selbst in ihren Wirkungen einschränkten, sich unter einander aufhöben; oder daß dadurch der Uebergang aus einer heilbaren allgemeinen, in eine unheilbare örtliche begünstigt oder verursacht würde. Die Fehler seiner Vorgänger zeigten ihm genau, welche Klippen er zu vermeiden habe, welchen Weg er einschlagen müsse, um zur überzeugenden Wahrheit zu gelangen. Er unterschied bestimmt die Fälle, in denen sich die gegenwärtige Art des Uebelbefindens auf vermehrte Stärke der Lebensfunctionen von denen, wo sie sich auf verminderte Stärke derselben gründete.

Die Behandlung war daher nach Brown bald schwächend, bald reizend.

zend; und da er den Körper als ein genau zusammenhängendes Ganze betrachtete, so konnte sie in keinem Falle zugleich stärkend und schwächend seyn. Er suchte die Wirkungsart der Hülfsmittel des Arztes genau zu bestimmen, jedem seinen eigenen Platz anzuweisen.

Daß Brown in manchen Fällen sich nicht genau genug ausdrückte, folglich mißverstanden wurde, daß er manches übersah manches falsch ordnete, sogar unrichtig erklärte, kann höchstens beweisen, daß Brown, trotz seines erhabenen Genies, ein Mensch war, der den Weg bezeichnete, nur Grundlinien zog, nicht alles entwikkeln und zur Evidenz bringen konnte. Wer aber einer falschen Folgerung selbst des Erfinders wegen das ganze System als unwahr, unnütz überflüßig, ja schädlich verschreien wollte, der würde sich dem Vorwurfe aussezzen: er habe die Wahrheit gesucht, sondern nur Erhaltung der einmal vorgefaßten wahrscheinenden Irthümer.

Brown hat lange noch nicht alle Untersuchung über medicinische Theorie erschöpft; er war wahrscheinlich nicht mehr zu leisten im Stande. Vielleicht hätte er länger gelebt, würde durch ihn die Lage der Sachen noch schwieriger und verwirrter geworden seyn, und seine eigenen Bemühungen hätten vielleicht mehr Verdunkelung, als Aufhellung der erfundenen Theorie zur Folge gehabt. Er ließ viele, sehr viele Lücken, die auszufüllen theils der Zustand unsers jetzigen Erfahrungswissens nicht erlaubt, oder die nur Brown nicht ausfüllen konnte, da jeder, auch der genievollste Mann, sich zu leicht gewöhnt, bei gelehrten Untersuchungen die Lage der Sachen nur aus einigen bestimmten Gesichtspunkten anzusehen, und dies um desto mehr, wenn der Untersuchungsweg noch nie vorher betreten war. Die Lücken ersterer Art auszufüllen, muß man der Zeit und den Bemühungen der Chemisten vorzüglich überlassen. Die Lücken letzterer Art suchen Männer von Kopf und ausgezeichneten Kenntnissen zu ergänzen. Mit Achtung nennt in dieser Hinsicht Deutschland einen Weikard und Röschlaub, die beiden Franks, Vater u. Sohn, Markus und andere.

Und woran liegt es, daß ein Lehrgebäude, das so fest begründet in seinen Vordersätzen, so bestätigend am Krankenbette sich zeigt, für das so mancher bekannte große Arzt sich erklärte, doch so langsam allgemeiner sich ausbreitet? Vorzüglich wohl in folgenden Umständen:

1) Von Seiten der Aerzte. Die Bemerkung ist sehr gemein, daß ein großer Grad von Selbstverläugnung, von Geduld und unbefangenem Untersuchungsgeist erfordert wird, wenn jemand eine Vorstellungsart, nach der er alle Erscheinungen auf seine Art befriedigend erklären kann, verlassen soll, um sich ganz in die Vorstellungs-

art

eines andern hinein zu versetzen. Männern, welche die obigen Eigenschaften nicht besitzen, ist es nicht um Wahrheit zu thun, nur um Beibehaltung ihrer wahrscheinenden Grillen. Ihr Geist ist nicht ruhig, oft freilich auch nicht scharfsinnig genug, den Gang der Untersuchung zu verfolgen, den ein anderer einschlug. Sie bleiben meistens bei den Resultaten stehen; prüfen diese nach den Grundsätzen, die sie als wahr erkennen, und finden sie so natürlich falsch. Sie fassen einen Irthum, eine schiefe Anwendung des Erfinders auf, beurtheilen darnach das Ganze und finden es abermals falsch. Sie suchen die Wahrheit aufrichtig und finden sie nicht, weil ihnen nur das Wahrheit ist, was in die dreißig Jahre gewohnte Vorstellungsart paßt.

Diese Gedanken auf das neue System der Medicin und die jetzigen Aerzte angewandt, so ist leicht einzusehen, warum der größte Theil der ältern Aerzte sich hartnäckig gegen die Annahme der Brownschen Grundsätze sträubt. Wie können solche Männer ein System verbreiten, das so schnurstracks allen ihrem bisherigen theoretischen Wissen entgegen läuft.

Kein Vorwurf trift häufiger und gegründeter die Menschen, als der einer fehlerhaften Selbstliebe. Der Wunsch ist so allgemein, ich mögte sagen, durch unsere Erziehungsart so tief in die menschliche Natur geprägt, seinen Nebenmenschen an Witz, Geschicklichkeit, Erfindsamkeit, Kenntniß und Ruhm zu übertreffen, daß warlich die Vernunft oft aller Anstrengung bedarf, um diesen Dünkel zu überwinden. Der Schuster, Schneider besteht ein Stück Arbeit, legt es kopfschüttelnd bei Seite; — dies ist deine Arbeit nicht, denkt und sagt er.

Schon lange behauptet man, dieser Selbstdünkel sey in keiner Classe von Menschen häufiger, als unter den Gelehrten, und die neuern Verhandlungen über das Brownsche System haben warlich diesen Vorwurf nicht beseitiget. Man sehe unsere medicinischen Bücher nach. Jeden will Erfinder seyn; will sich an die Spitze einer Parthei stellen. Wie oft entstand nicht schon der bitterste Zank, nicht ob eine Behauptung durch Thatsachen hinlänglich begründet, zweckdienlich, nützlich für Menschenwohl sey, sondern wem die Ehre der Erfindung gebühre?

Oft traten mehrere zugleich auf, bewiesen weitläuftig, sie hätten von der Erfindung des andern noch keine Kenntniß gehabt, oder sie hätten den neuen Gedanken, einige Tage früher durch den Druck der Welt mitgetheilt. Es sey also nicht zweifelhaft, daß nur ihnen allein die Ehre gebühre. Diese kindische Eitelkeit stiftete nicht selten die größten Feindschaften. Man wende diese Gedanken auf jedes neue System an, das sich auf alle bis dahin

hin bekannte Thatſachen ſtützt, folglich dem gegenwärtigen Zuſtande des Erfahrungswiſſens nach vollkommen wahr iſt. Wird die Ausbreitung hiedurch befördert werden können?

Männer, die einmal öffentlich ihre Gedanken geäuſſert haben, ſind gewohnt, dieſelben als eigene oder adoptirte Kinder anzuſehen. Dieſe ſind ein Theil ihres Selbſt, oder ſind doch lange von ihnen gehegt und gepflegt; wer ſie antaſtet, vergreift ſich an ihrer eigenen Haut. Sie ſtehen ihren Kindern bei, wenn dieſe auch an Leib und Seele verkrüppelt ſind. Wer wird es ihnen ſo verdenken, wenn ſie zum Schimpfen und Schelten ihre Zuflucht nehmen, da, wo die Waffen der gerechten Vernunft nicht ausreichen wollen? Wenn werden wohl gelehrte Streitigkeiten nicht mehr perſönliche Streitigkeiten ſeyn? —

Ein ſehr groſſer Theil der medicinischen Praktikanten begnügt ſich leider für ſeine Lebenszeit mit den Kenntniſſen, die er in der gelehrten Anſtalt, ſey es eine Univerſität oder eine Badeſtube, ſich zu eigen gemacht hat. Sie verachten alles als unnütz und ſchädlich, was nachher erdacht oder erfunden wurde. Dieſen iſt durchaus nicht zu helfen. Nur der Tod ſetzt andere an ihre Stelle, die nach neuern und richtigern Grundſätzen gebildet ſind. Aber auch dieſe gehören oft bald zu den Schlendrianiſten, die nur auf die Stimme des alten Lehrers, nicht auf die Stimme der Wahrheit und der Erfahrung hören.

Es giebt einige Aerzte, die jedes Syſtem zum Behuf der praktiſchen Medicin verwerfen; die ſogar jedes Theoretiſiren am Krankenbette für überflüſſig, ja für ſchädlich halten. Sie ſind der Meinung, man müſſe die Behandlung eines Kranken allein darnach einrichten, was unter ähnlichen Erſcheinungen ſich am öfterſten als nützlich gezeigt habe. Sie ſtemmen ſich folglich gegen jedes Syſtem. Sie täuſchen ſich aber ſelbſt.

Welcher Arzt iſt im Stande, jeden einzelnen Fall im Kopfe zu behalten, den er entweder ſelbſt beobachtete, oder den er bei andern Beobachtern geleſen hat. Er wird ſich bald genöthigt ſehen, mehrere Beobachtungen unter einem Geſichtspunkte zu vereinigen, um einen Erfahrungsſatz zu begründen. Wie wird er dieſen Erfahrungsſatz nennen? Er wird ſicher einen Theil ſeines Syſtems ausmachen. In einem gegebenen Falle muß er die gegenwärtigen Erſcheinungen unter einen höhern Erfahrungsſatz ſubſumiren; muß die Gründe, nach denen er dies thut, ſich vergegenwärtigen. Heißt dieſes nicht theoretiſiren? Ich ſollte glauben, da, genau genommen, jedes Denken theoretiſiren iſt.

Ein ſolcher Arzt nimt blos Analogie als die Richtſchnur ſeines Verfahrens an. Wenn man auch annehmen

men muß, daß diese Beobachtung, Kenntniß und Zusammenstellung ähnlicher Fälle die höchste praktische Ansicht ist, so muß man doch auch zugeben, daß ein System, das gerade hieraus deducirt ist, dem Arzte sehr zu statten kömmt, am Krankenbette, wo es ihm statt der Analogie, die es repräsentirt, dient, und oft dienen muß. Giebt es nicht zu Zeiten ein Zusammentreffen von Erscheinungen, wie sie noch niemand beobachtete, wenigstens nicht bekannt machte. Wie ist man im Stande, einen Kurplan zu entwerfen, mit der Ueberzeugung, dem Kranken nicht zu schaden? Das System muß uns hier statt der Analogie dienen.

Es giebt Formen von Krankheiten, die noch nie gehoben sind, und die beständig den Tod zur unmittelbaren Folge haben. Soll ich nun schließen diese Krankheit ist noch nie geheilt, folglich ist sie auch nicht heilbar; Oder muß ich nicht vielmehr eine andere Behandlung versuchen, und wornach soll ich die wählen, wenn es mir nicht erlaubt ist, die Folgerungen aus meinem System darauf anzuwenden? Sollten diese Aerzte einmal auf den Gedanken kommen, die Gründe öffentlich zu entwickeln, warum sie alle Systeme in der Medicin verwerfen; wir würden sehen, daß selbst die Darstellung ihrer Gedanken ein Theoretisiren wäre, daß sie auf jeder Seite Theorie aufstellen würden, um die Entbehrlichkeit aller Theorien zu zeigen. Ich kenne Aerzte, die alle Theorie verwerfen, und gerade die feinsten Theoretiker sind.

Gemeiniglich wird ein neues System auch in einer ganz neuen Sprache vorgetragen. Die alte Terminologie wird, oft voreilig, völlig verworfen, barbarisch klingende Ausdrücke kommen an deren Stelle. Es wird oft ein eignes Studium zum Verstehen dieser Ausdrücke erfordert. Begnügte man sich nur, neue Gedanken mit neuen Namen zu belegen, so ist dies nicht zu ändern. Aber man kleidet die bekanntesten trivialsten Kenntnisse in dies neue Kleid.

Dieser Vorwurf trift wenig Brown selbst, um desto mehr aber die neuern Vertheidiger und Erläuterer seiner Grundsätze.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Neues Hannöverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 21ten November 1800.

Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im grösseren Publikum; besonders über die von J. Brown.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der neuern Philosophie wird überflüßiger Weise in die Medicin übergetragen, statt daß man sich begnügen sollte, die Grundsätze derselben darauf anzuwenden. Dies erschwert das Verständniß der neuen Theorie einem großen Theile der Ausüber der Arzneiwissenschaft, besonders solcher, die nicht von Jugend auf wissenschaftlich gebildet sind. Wo findet man wohl ein Beispiel, daß ein Chirurgus das neue System studirt hat? Selbst Aerzten wird das Studium erschwert, deren Geschäfte es nicht erlauben, viel Zeit und Anstrengung darauf zu verwenden, und die sich dann lieber mit der Behauptung einiger ehemals tonangebenden Aerzte begnügen — das System ist unrichtig, einseitig, im Rausche erfunden, bringt Verderben über das Menschengeschlecht — daher ist auch eine vollständige, leichtverständliche Darstellung des neuen Systems ein dringendes Bedürfniß.

2) Von Seiten der Nichtärzte. Die Laien in der Medicin legen der Ausbreitung eines neuen Systems in so fern eine Veränderung in der bisherigen Behandlungeart der Kranken daraus folgt, sehr beträchtliche Hindernisse in den Weg. Die aufgeklärtesten Menschen können sich nicht von der Schwachheit los machen, über Gegenstände der angewandten Medicin entscheidend, aburtheilend zu sprechen, und man muß sich sehr freuen, wenn sie nur nicht vom Raisonniren zum Handeln übergehen. Die Ideen, nach denen sie dies medicinische Raisonnement bilden, entspringen aus zwei Quellen: aus der Lectüre medicinischer Volksschriften

berühmter praktischer Aerzte, eines Tissots, Hufelands, und aus der Beobachtung der Behandlungsart in ähnlichen Fällen der Aerzte, die um ihnen sind, und zu denen sie Vertrauen haben.

In einem einzelnen Falle von Uebelbefinden bei den Ihrigen führen Erinnerungen aus diesen beiden Quellen zu der Ueberzeugung, daß nur eine bestimmte Behandlungsart heilend für den Kranken seyn könne. Dem Ursprunge nach kann diese nun keine andere seyn, die nicht in Auflösen, Brechen, Abführen, oder in Aderlassen und Schwitzen besteht. Daher der Widerstand von Seiten des Kranken und der Umstehenden, wenn ein Arzt eine Behandlungsart vorschlägt, die keines der obigen Requisite mit sich vereiniget. Daher die Art vieler Kranken dem Arzte ihr Uebel zu klagen: ich bin erstaunlich verschleimt, meine Eingeweide sind verstopft, deswegen habe ich Kopfweh, Kolik, Magenkrämpfe; ich bitte, mir eine schöne auflösende Arznei zu verordnen. Läßt der Arzt sich gelüsten, andere Mittel, wie auflösende und abführende zu verordnen, und ein glücklicher Erfolg krönt nicht sofort die Behandlung, so fordert der Kranke aufs neue, und hilft dies nicht, so geht er heimlich, wenn der bisherige Arzt ein berühmter, öffentlich, wenn es ein weniger berühmter Arzt war, von einem zum andern, bis ihn ein Arzt nach seinen eingesogenen medicinischen Vorurtheilen behandelt, oder bis er unterdessen zufällig hergestellt wurde.

Ein Arzt, der nicht fest in seinen medicinischen Grundsätzen ist, läßt sich verleiten, in die Ideen der Kranken oder der Umstehenden hinein zu gehen; ein anderer, der nicht fest in seinen moralischen Grundsätzen ist, opfert die Wahrheit seinen politischen Vortheilen auf, behandelt den Kranken nach dem herrschenden Schlendrian und schleppt ihn so in eine andere Krankheit über, oder in einen Zustand einer anhaltenden Krankheitsanlage, die freilich nachher durch zufällige Einflüsse oft gehoben wird.

Beispiele von Aerzten, die solche Sünden selbst bekannten, es öffentlich in ihren Schriften äusserten, sind nicht ganz selten; und die Gründe, die sie dafür anführen können, werden das Unmoralische der Handlung nie abzulehnen im Stande seyn. Jeder praktische Arzt wird wissen, daß die Zahl solcher Kranken nicht gering ist, und daß oft viel Aufmerksamkeit und Kenntniß des Charakters des Kranken, oder der Umstehenden erforderlich ist, wenn man die Vorurtheile umgehen will, die die freie Wirksamkeit des Arztes behindern. Nur selten, es sey denn, daß die Lage des Kranken sehr lebensgefährlich oder sehr schmerzenvoll ist, wird die Ueberredung des Arztes, seine Gründe im Stande seyn, den Kranken oder dessen Gehörigen, andere Erwartungen

gen, andere Begriffe beizubringen. Die Umstände können so seyn, daß sie kopfschüttelnd schweigen müssen, für den Augenblick aber entspricht in dem nächsten Augenblicke nicht der Erfolg ihren Erwartungen, die an eine neue Methode immer weit größer sind, so wird das richtigste einleuchtendste Raisonnement als unwahr angesehen, und nicht weiter der Beolgung werth gehalten. Sollte es daher nicht Pflicht seyn, diejenigen Menschen, die eines weiteren Nachdenkens fähig sind, mit der Einfachheit und Wahrheit des neuen Systems der Medicin bekannt zu machen?

Diese angegebenen Umstände bildeten vielleicht allein die Ursache, warum neue Systeme sich immer so langsam ausbreiten. Selbst dann, wenn sie sich innerhalb den Gränzen des Erfahrungswissens hielten, sich auf unläugbare Thatsachen stützten, folglich in ihren Vordersätzen richtig begründet, und nach strenger Induction und Analogie auf die Anwendung in einzelnen Fällen geführt waren. Freilich endlich, aber erst nach einem oft erneuerten, wiewohl fruchtlosen Kampfe siegte die Wahrheit, der Irthum floh zurück, und alle huldigten nur einer Göttin, der Menschen nur allein huldigen sollten.

So ging es dem durch Kant und andere begründeten neuen Systeme der Philosophie, so dem durch Lavoisier und andere französische Chemisten eingeführten Systeme der Chemie, so geht es dem durch Brown erfundenen, in seinen Umrissen dargestellten, durch Röschlaub, Weikard, Frank und mehrere erläuterten, befestigten und noch mehr zu erläuternden Systeme der Medicin. Aber auch eben so wird der ungleiche Kampf endigen.

Jetzt will ich den Lesern dieses Magazins einige Bruchstücke über das Leben eines Mannes, den die Nachwelt sicher unter die erhabensten Genies des 18ten Jahrhunderts zählen wird, geben; nebst einer Uebersicht der Schicksale seines Systems bis hieher. Nach und nach werde ich auf eben diesem Wege sein System in der Gestalt seiner neuesten und richtigsten Veränderung faßlich und so kurz wie möglich unbeschadet der Deutlichkeit vortragen; und so eine Sache, die von den wichtigsten Folgen für die Menschheit seyn wird, zur näheren Kenntniß des großen Publikums bringen. Eine Arbeit, die, wenn sie auch sonst geringe Verdienste hat, doch ein nicht unbeträchtlicher Beitrag seyn wird, Wahrheit und Menschenwohl zu verbreiten.

Der Doctor Beddoes in London sammelte die Nachrichten von Browns Leben und Schicksalen so viel er ihrer habhaft werden konnte. Wie er die Anfangsgründe der Arzneiwissenschaft von Brown nach dessen Tode wieder neu auflegen ließ, wurde diese Lebensgeschichte vorgedruckt. Wenn schon

Beddoes sich alle mögliche Mühe giebt, die wenigen wahren aufgefundenen Nachrichten aufzuschmücken, um so ein etwas vollständiges Ganze aufzustellen, so ist die Lebensbeschreibung doch sehr dürftig ausgefallen. Die folgenden Data sind aus dieser Lebensbeschreibung genommen.

Browns Aeltern waren wahrscheinlich geringe Handwerksleute in einem Dorfe Buncle in der Grafschaft Berwik in Schottland. Sie bestimmten den Sohn zur Erlernung eines Handwerks, was gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn sie in einem höheren Stande gelebt hätten, da leider die Erfahrung lehrt, daß die Aeltern ihre Kinder fast immer zu höheren Ständen bestimmen, als in dem sie selbst leben; und daß sie sich oft schämen, wenn ihre Kinder weniger zu werden scheinen, wie sie selbst sind. Die einförmige Arbeit eines Leinewebers wollte dem jungen Brown nicht schmecken. Er lief aus der Lehre. Wahrscheinlich muß er schon damals Lust und Fähigkeit zu den Wissenschaften gezeigt haben, denn die Aeltern schickten ihn nicht nach dem Leinewe-ber zurück, sondern auf die lateinische Schule nach Dunse.

Dies geschah im Jahre 1751, wie Brown ungefähr 14 Jahre alt war. Ohne alle Vorkenntnisse kam er daselbst an, aber sein Fleiß, seine Anstrengung war so beispiellos, daß schon nach 2 Jahren Lehrer und Schüler ihn anstaunten, wie ein Wunder von Gelehrsamkeit. Er konnte um diese Zeit alle lateinischen und griechischen Classiker lesen.

Diese schnellen Fortschritte müssen uns eine sehr hohe Meinung von seinem Gedächtniß, Fleiß und Genie beibringen, da in den ersten 14 Jahren seines Lebens sein Geist überhaupt keine wissenschaftliche Richtung bekommen hatte.

Brown und seine Aeltern bekannten sich nicht zu der herrschenden Kirche, sondern zu einer Sekte der Separatisten, die man in Schottland Whigs nennt. Wahrscheinlich war religiöse Schwärmerei ein vorzüglicher Sporn, der ihn zu dem emsigen Studium der Wissenschaften antrieb. Er suchte ein gelehrter Vertheidiger der Grundsätze seiner Sekte zu werden. Auch brachte er es durch seine Anstrengung bald dahin, daß die Anhänger seiner Parthei ihn wie ein auserwähltes Werkzeug Gottes ansahen, ihre religiösen Grundsätze über eine große Anzahl von Menschen auszubreiten.

Seine politische Lage auf der Schule war sehr niederdrückend, fast durchaus ohne Unterstützung sowohl von Seiten seiner Aeltern, als auch seiner Religionsverwandten, die gleich arm waren. Woher sollte er nun die Mittel theils zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen, theils zur Fortsetzung des Studiums nehmen?

Sein

Sein Muth, seine gränzenlose Begierde zu den Wissenschaften überwanden alle Hindernisse. Er übernahm die Arbeiten eines Tagelöhners in den Zwischenstunden, die er aus der Schule blieb, und studirte des Nachts für sich. Seine sehr gute Leibesconstitution, die in den ersten 14 Jahren seines Lebens durch keine anstrengende Arbeiten des Geistes geschwächt war, wie bei der jetzigen Erziehungsart leider geschieht, half ihm diese doppelte Anstrengung ohne Nachtheil ertragen. Er selbst erzählte oft, daß er in einem Tage einen Weg von 11 deutschen Meilen zu Fuße zurück gelegt, nnd in dieser Zeit nur eine Mahlzeit eingenommen habe. Ein Beweis, wie sehr sein Körper auch ungewohnte Anstrengungen ohne Schaden ertrug.

Browns Neigung und sein Fleiß erhielten ganz andere Richtungen durch einen Vorfall, der seinen Stolz kränkte. Verleitet durch seine Mitschüler besuchte er eine Kirche, in der ein Geistlicher von der herrschenden Religion in Schottland predigte. Er blieb bis zu Ende des Gottesdienstes. Seine Glaubensgenossen konnten ein solches öffentliches Aergerniß nicht ungeahndet übergehen. Der junge Brown wurde vor ihre Versammlung citirt, und ihm hier eine strafende Buße auferlegt. War entweder die Strafe zu hart, oder zu schimpflich, war die Art und Weise der Auferlegung zu anmaßend, genug, der Büßende weigerte sich, die Strafe zu leiden, und Trotz und Eitelkeit verleiteten ihn wahrscheinlich kurz darauf, sich förmlich von seinen bisherigen Grundsätzen loszusagen und zur herrschenden Kirche überzugehen.

Wie er 6 Jahre auf der Schule gewesen war, verschafte ihm sein philologischer Ruf eine Hofmeisterstelle in einer ansehnlichen Familie in der Nähe von Dunse. Hier hielt er sich aber nicht lange. Wahrscheinlich machten ihn das pedantische Wesen der gewöhnliche Begleiter philologischer Gelehrsamkeit, die ihm noch anklebende Bigotterie bald überdrüßig, lächerlich, und verursachten seine Entfernung.

Er ging nun nach Edinburg auf die Universität. Seine Absicht war, Theologie zu studiren. Schon hatte er den philosophischen Cursus gemacht, und es in den theologischen Wissenschaften so weit gebracht, daß er mit vielem Beifall eine Vorlesung über einen biblischen Text im öffentlichen akademischen Saale hielt. Eine Uebung, die gemeiniglich kurz vor der Ordination zum Geistlichen herzugehen pflegt, als er plötzlich sein theologisches Studium aufgab. Vielleicht war Mangel an Unterstützung die Ursache dieses Entschlusses, wenigstens nahm er gleich darauf die Stelle eines Unterlehrers bei der Schule zu Duuse an. Von Martini 1758 bis dahin 1759. versah er mit Ordnung und Fleiß dies Amt; denn noch jetzt erin-

nerte

nern sich einige Männer seines damaligen gründlichen Unterrichts dankbarlich. Es wurde um diese Zeit eine Classe an der Schule zu Edinburg erledigt. Brown bewarb sich darum, mußte aber, nach angestellter Prüfung, einem andern weichen.

Browns schwärmerische Religiosität und Bigotterie hatten durch den Aufenthalt in Edinburg einen mächtigen Stoß erlitten. Die in der Kindheit eingesogenen Grundsätze hatte er aus Trotz verlassen; die übrigen stürzte der herrschende Ton unter den Edinburger Studenten, und die Sucht zum Sonderbaren zu Boden. Man fand bald seine Aufführung und seine Grundsätze auffallend frei, und späterhin gab er sich auch keine Mühe mehr, sie zu verbergen.

Brown nahm sich vor, die Arzneiwissenschaft zu studiren, nachdem er einmal die Theologie verlassen hatte. Aber woher sollte er die Kosten nehmen? Seine Fertigkeit im Lateinsprechen und Schreiben gab ihm ein Mittel an die Hand, seinen Plan durchzusetzen. Die medicinischen Prüfungen werden immer in lateinischer Sprache gehalten. Die Studenten sehen sich daher genöthigt, einige Zeit vorher Unterricht im Lateinsprechen zu nehmen. Brown rechnete darauf, daß er dieser Art Schüler bald eine Menge haben würde, da man sich mit ihm über medicinische Gegenstände besprechen könne, welches ihm den Vorzug vor jedem andern Sprachmeister geben würde. Auch suchte er einen Nahrungszweig in Uebersetzung medicinischer Disputationen, die die Candidaten gemeiniglich in englischer Sprache zu schreiben pflegen, aber doch lateinischen müssen drucken lassen. Für eine solche Uebersetzung werden gemeiniglich 30 Thlr. bezahlt, was für einen Geübten ein leichter Verdienst ist. Mancher muß sich sogar die ganze Disputation machen lassen, wofür denn gewöhnlich 60 Thlr. bezahlt werden. Auch hierauf rechnete Brown.

Bei seiner Ankunft in Edinburg schrieb er jedem medicinischen Professor einen lateinischen Brief. Alle gaben ihm darauf ein Freibillet zu ihren Collegiis. Die Uebersetzung und Ausarbeitung von medicinischen Dissertationen verschaften ihm hinlänglichen Unterhalt. Die übrige Zeit wandte er mit seinem gewöhnlichen Eifer und Anstrengung auf das Studium der Arzneiwissenschaft. Von den ersten 4 Jahren seines Aufenthalts in Edinburg ist weiter nichts bekannt.

Cullen, zu der Zeit der berühmteste theoretische Arzt, zog Brown an sich, indem er bald den Mann von ausgezeichnetem Genie erkannte. Er übertrug ihm das Amt eines Privatlehrers in seiner eigenen Familie. Das Verhältniß zwischen Cullen u. Brown wurde sehr vertraut. Der letztere erhielt von Cullen die Erlaubniß, eine Abendvorlesung zu halten, worin er

die

die Morgenvorlesungen sei es Lehrers wiederholte und mitunter erläuterte. Brown zeigte sich wie ein eifriger Lobredner Cullens in diesen Vorlesungen. Aber Freundschaften, die auf einseitigen Stützen ruhen, endigen zu leicht in Feindschaften. Cullens Protection mußte bald ermatten, und in eben dem Maaße Browns Dankbarkeit, da der letztere anfing, aus einem lobredenden Schüler ein Nebenbuhler zu werden.

Um diese Zeit war es, wie Brown, um sich besser fortzuhelfen, 1765. eine Frau nahm und einen öffentlichen Tisch anlegte. Seine Bekanntschaften unter den Studenten verschafften ihm eine hinlängliche Anzahl Kostgänger. Es hatte auch wirklich den Anschein, als wenn er hinlänglich auskommen könnte. Allein er lebte auf einen zu kostspieligen Fuß, und hielt überhaupt so schlecht Haus, daß er schon nach einigen Jahren bankerott machen mußte.

Seine Lage war nun wieder sehr drückend; indessen blieb er standhaft, trieb ununterbrochen sein medicinisches Studium, und besuchte die medicinischen Vorlesungen, wie er selbst versichert, 10 Jahre lang ununterbrochen. Er hoffte immer, durch die thätige Beihülfe des Professors Cullen eine sichere Versorgung zu erhalten.

Es wäre auch sicher Cullen ein leichtes gewesen, Brown fortzuhelfen; doch Brown mußte mit allen seinen überwiegenden Talenten persönlichen Rücksichten weichen.

Die Curatoren der Universität Edinburg wiesen ihn von einer Professur ab, ob er gleich am besten bestand, weil er von niemandem empfohlen war. Cullen, der gefragt wurde wegen Brown, besann sich erst einige Zeit, und dann sagte er in dem gemeinen Edinburger Dialekt hämisch: Eh! dies wird doch wohl nicht gar unser Hans seyn? Diese niedrige Antwort verfehlte ihren Zweck nicht. Brown wurde zurück gesetzt.

Diese Geschichte, wenn sie nemlich ohne andere Nebenumstände wahr ist, wirft warlich nicht das beste Licht auf Cullen. — Brown konnte nicht einmal in die physikalische Gesellschaft aufgenommen werden, und hieran soll sein Protector Cullen auch Schuld gewesen seyn, wenigstens behauptet er dies selbst.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Auf Erfahrung sich gründende Beantwortung der im 22. St dieses Mag. v. vor. J. geschehenen Anfrage: Wie man die lästigen Ameisen aus einem Altare vertreiben könne, ohne den Altar umreissen zu dürfen.

Als ich im Jul. des vorigen Jahrs meine hiesige Pfarrwohnung bezog, so hatten während der anderthalbjährigen Vacanz die Ameisen die eine kleine Stube gartenwärts an der Erde bisher bewohnt, und wollten mir, trotz aller angewandten Mittel, dieselbe nicht einräumen.

Ich klagte dieses einem meiner benachbarten Freunde; aber auch er wußte mir kein zuverläßiges Mittel zur Vertreibung dieser so ausserordentlich lästigen Einquartirung anzugeben. — Ich kam daher auf den Gedanken: ob man diese Thiere nicht vielleicht durch dieselben Mittel, wie die Wanzen, vertreiben könne.

Ich nahm eine gute Hand voll Roßmarienblätter, eben so viel Wermuth, Wallnußblätter, Geister- oder Pfriemenkraut, Cenista Linn., und zwei Loth zerstoßenen Kampfer, that dieses in einen ganz neuen irdenen Topf, und goß drei Quartier guten Weinessig darauf, setzte es hierauf auf das Feuer und lies es eine gute halbe Stunde kochen.

Wie diese Masse kalt geworden war, goß ich sie durch einen Durchschlag und träufelte den Saft von zwei Citronen hinzu.

Hierauf nahm ich einen neuen Besen, steckte solchen in die damit fleißig umgerührte Masse, und besprengte die Wände und den Fußboden, wo die Ameisen saßen, welche dann hierauf zu meinem größten Vergnügen binnen drei Stunden die Stube räumten, und sich auch den ganzen Sommer hindurch nicht wieder sehen liessen.

Auf diese Weise, glaube ich, könnte man auch den Altar, ohne selbigen abreissen zu dürfen, von den lästigen Ameisen befreien; man müßte nur das Altartuch abnehmen, und alsdann nach meiner angegebenen Methode den Altar mit jener Masse vorzüglich da, wo die Ameisen sitzen, einigemal besprützen, so wird man mit Vergnügen sehen, wie sich diese lästigen Geschöpfe bald entfernen werden.

E – h – n. W – d – n.

Neues Hannöverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 24ten November 1800.

Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im gröſſeren Publikum; besonders über die von J. Brown.

(Fortsetzung.)

Brown brach nun mit Cullen öffentlich. Wahrscheinlich war Erbitterung gegen Cullen ein vorzüglicher Grund, warum er nun allen Fleiß auf die Ausarbeitung seines Systems verwandte. Er gab auch bald darauf seine Anfangsgründe der Medicin heraus, in denen er das neue System vortrug, und kündigte Vorlesungen darüber an. Allein die Verbindung, in der die Studenten mit den alten Professoren zu stehen pflegen, verhinderte wohl vorzüglich, daß sie fleißig besucht wurden. Doch zog die einfache Wahrheit und logische Consequenz des neuen Systems mehrere der hellsten Köpfe ins Collegium. So wie hingegen auch der beleidigende Ton, in dem er von den andern Lehrern sprach, und seine unordentliche Lebensart, der gewöhnliche Begleiter einer hofnungslosen Lage, die unfleissigsten und unordentlichsten Studenten unter seine Fahne versammelte.

Hier lag auch der Grund, warum die neue Lehre samt dem Lehrer fortdauernd im schlechten Ruf standen; man schloß sehr unlogisch von dem Lehrer auf die Lehre, statt diese nach ganz andern Grundsätzen zu prüfen.

Bald war Brown mit allen übrigen Lehrern der Medicin in offenbarer Feindschaft. Sobald es über die Meinung seiner Gegner, besonders über Cullen, hirging, ließ er seiner lebhaften Phantasie den Zügel schiessen. Er schien eine Art von Rache darin zu suchen, auf die andern Professoren mit Worten loszuschlagen, da er reelle Kränkungen so mannichfaltig von ihnen glaubte erlitten zu haben, und auch wirklich erlitten hatte.

Seine Gegner gebrauchten hinwiederum alle mögliche Mittel, die Ausbreitung einer neuen Lehre zu hintertreiben, die ihr theoretisches Wissen, womit sie so lange einen hohen Ruf in der gelehrten Welt behauptet hatten, und womit sie sich die Thore der Unsterblichkeit geöfnet zu haben glaubten, zu Nichts machte.

Wie sehr man von beiden Seiten zu weit ging können folgende Geschichten beweisen:

Isaakson wurde von einem Fieber mit höchst gefährlichen Erscheinungen befallen. Die Doctoren Duncan und Monro waren die zu Rath gezogenen Aerzte. Der Doctor Jones, ein eifriger Anhänger des Brownschen Systems und ein genauer Bekannter des Kranken, suchte die Wärterin zu bereden, seinem Freunde heimlich stark reizende Arzneien zu geben. Wie Jones behauptet, wurden diese 24 Stunden lang gegeben, und thaten eine solche Würkung, daß die Aerzte den Kranken, den sie schon verloren gegeben hatten, nun ausser Gefahr erklärten. Aber noch an demselben Tage fiel der Kranke in ein mit Raserei verbundenes Irreden

Jones wurde zweifelhaft und wandte sich an seinen Lehrer Brown. Dieser ließ die Wärterin kommen, lobte sie wegen ihres Verstandes, erklärte ihr nach seinem System die Ursache der Raserei und rieth Fortsetzung der Behandlung. Der Kranke wurde wieder besser und vollkommen hergestellt.

Die Anhänger Browns priesen die Vortreflichkeit ihrer neuen Methode, die da noch Hülfe habe leisten können, wo schon berühmte praktische Aerzte den Zustand des Kranken rettungslos gefunden hätten. Sie brachten die Geschichte nicht ohne Bitterkeit gegen die insultirten Aerzte ins Publikum. Der Doctor Duncan erkundigte sich bei der Krankenwärterin, Herrn Isaakson und der Hauswirthin, und machte die Aussagen, die zum Theil vor Gericht geschehen waren, öffentlich bekannt.

Hieraus ergiebt sich, daß der Dr. Jones einige vergebliche Versuche gemacht hat, die Wärterin zu bereden, dem Kranken doppelten Rum und Opium zu reichen, und ihr sogar zwei Guineen dafür zu geben versprochen hat; daß die Wärterin aber nicht zu bereden gewesen ist. Hierauf hat Jones selbst einen Versuch gemacht, allein der Kranke schiebt die Tasse vor dem Munde weg und ruft: mein Gott! was ist das? das ist Laudanum, ich bin vergiftet. Darauf bittet Jones die Wirthin, dem Kranken gelegentlich die Arznei zu reichen. Sie versichert, dies sey nicht geschehen.

Wenn

Wenn auch die Umstände die Wärterin nicht frei sprechen, es also vielleicht seyn kann, daß der Kranke von der reizenden Arznei genommen hat, so wirft die Geschichte doch unstreitig ein sehr nachtheiliges Licht auf Brown und besonders auf Jones. Man würde sich in großer Verlegenheit befinden, wenn man die Sache rechtfertigen sollte. Der Sektengeist, eine der heftigsten Leidenschaften, würde freilich die Bewegungsgründe erläutern, aber nie rechtfertigen.

Duncan wollte die Sache gerichtlich anhängig machen, und sie mögte vielleicht nicht zum besten für Brown und Jones ausgefallen seyn. Aber Monro widerrieth es, weil die Verachtung des Publikums eine hinlängliche Strafe sey. Diese erfolgte auch. Browns Credit als Arzt, als Mensch, wurde beinahe gänzlich vernichtet. Alle Hofnung einer einträglichen Praxis unter seinen Landsleuten war nun dahin. So ein nachtheiliges Licht diese Geschichte auch auf Browns Charakter wirft, so darf man sich doch nicht verleiten lassen, das von ihm erfundene System in ein ähnliches Licht zu setzen, wie verschiedene neuere Gegner noch immer thun.

Wie kleinlich die Waffen der Gegner oft waren, sieht man aus folgender Anekdote:

Ein Student, Weimahn, citirte in seiner Doctordisputation eine Stelle aus Browns Anfangsgründen der Medicin. Monro verlangte das Durchstreichen dieser Stelle. Der Student weigerte sich und führte vernünftige Gründe für seine Weigerung an. Dies half aber nichts. Monro bestand darauf und setzte in einem Billet an den Studenten hinzu: „ich bin entschlossen, so etwas weder jetzt noch in Zukunft zu leiden." Da die Dissertation nicht ohne Monro's Erlaubniß gedruckt werden durfte, so mußte die ketzerische Stelle wirklich weggelassen werden.

Browns Gegner waren im Besitz des Rufs von Gelehrsamkeit, und hatten ihren politischen Verhältnissen nach vielerlei Mittel in Händen, ihren Gegner unter zu halten. Ihr Eifer gegen Brown kam also nicht zu so gewaltsamen Explosionen, wobei ihr Ruf hätte in Gefahr kommen können. Daß sie es übrigens bei der Wahl der Mittel gegen Brown nicht sehr genau auf Gerechtigkeit ankommen ließen, kann die obige Geschichte beweisen.

Browns Lebensart wurde mit jedem Tage unordentlicher. Er trank viel spirituöse Getränke, besonders Rum, und wenn der nicht mehr hinreichen wollte, seine Lebensgeister zu ermuntern, seine Phantasie zu entflammen, so nahm er Opium. Seine Finanzen waren endlich so zerrüttet, daß er Schulden halber ins Gefängniß ge-

setzt wurde. Hier setzte er indessen seine Vorlesungen fort, und sein Auditorium war nicht weniger zahlreich, wie vorher. Indessen kam er bald wieder frei. Häufige Anfälle von Podagra bestimmten ihn, eine zeitlang bloßes Wasser zu trinken. Da aber die Anfälle noch häufiger und weit heftiger zurückkehrten, so griff er wieder zu der Wein- und Rumflasche, und blieb ihr auch getreu bis in seinen Tod.

Browns Aussichten, in Edinburg ein hinlängliches Auskommen sich zu erwerben, wurden von Jahr zu Jahr schlechter. Eine zahlreiche Familie vermehrte seine Bedürfnisse und Ausgaben, und er fühlte sich nicht im Stande, eine neue Erwerbequelle sich zu eröfnen. Er ging daher 1786. nach London. Seine Unerfahrenheit und Mangel an Menschenkenntniß brachten ihn gleich anfangs in eine verdrießliche Lage, aus der er nur durch einen Zufall befreiet wurde, und der wie ein Beweis dienen kann, wie wenig Brown Hofnung hatte, in einer Stadt, wie London, fortzukommen.

Sein kurzer dicker Körper, die gravitätische Miene, der schwarze Rock, der Scharlach seiner Nase und Wangen, bildeten einen Aufzug, der die Aufmerksamkeit einiger vorübergehenden Herren auf sich zog. Sie redeten ihn in seinem vaterländischen Dialekt an. Man kam ins Gespräch und ging in ein nahes Weinhaus. Der Becher ging fleißig herum. Dabei sparten die Herren Lob und Schmeicheley nicht. Brown wurde immer vertraulicher. Endlich schlug man ein Spiel oder eine dem Hrn. Doc or sonst beliebigen anständigen Zeitvertreib vor. Browns Casse war aber selten gut besetzt. Er entfernte sich daher, um frische Baarschaft zu holen. Der Buchhändler Murray, zu dem er ging, öfnete ihm aber die Augen, und rettete ihn noch glücklich aus den Händen der Gauner.

Brown zeigte in London bei einer Gelegenheit eine Delikatesse, die man bei seinen so sehr traurigen Umständen kaum hätte erwarten sollen. Ein Mensch, der mit geheimen Arzneien handelte, glaubte, eine Zusammensetzung der kräftigsten Reizmittel unter dem Titel: Doctor Browns erregende Pillen, würde eine gute Finanzspeculation abgeben. Er bot Brown eine ansehnliche Summe gleich baar und einen Theil des Gewinnstes an, wenn er seinen Namen und seine Empfehlung dazu hergeben wollte. Allein Brown wies den Vorschlag mit Verachtung ab.

In London kündigte er auch Vorlesungen an; er hat sie aber nie zu Stande bringen können. Seine üblen Gewohnheiten legte er auch hier nicht ab, im Gegentheil nahm seine Neigung zum Trinken, wie dies gei

mei-

meistentheils der Fall ist, immer zu. Wie er zwei Jahr in London sich kümmerlich durchgeholfen hatte, starb er am 7ten October 1788. am Schlagflusse, nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, kurz vor dem Schlafengehen eine große Dosis Opium zu sich genommen hatte, im 52ten Jahre seines unglücklichen Lebens.

Browns neues System der Medicin fand anfangs wenig Anhänger. Sein erstes Buch, worin er dies System entwickelte, gab er in lateinischer Sprache unter dem Titel: Elementa medicinae, heraus. Sein Styl war, oft auf Kosten der Deutlichkeit, so kurz, gedrungen, zu Zeiten verwirrt, daß nur wenige Zeit und Anstrengung genug anzuwenden konnten, um ihn zu verstehen, daß viele bei aller Anstrengung ihn doch nicht verstehen konnten. Seine Schüler in Edinburg hatten einen Vortheil, den Entfernte nicht hatten. Er übersetzte nemlich in seinen Vorlesungen erst sein Compendium Wort für Wort, und erläuterte dann erst die darin enthaltenen Sätze. Er war so sehr davon überzeugt, daß seine Elementa medicinae ein neues und wahres System der Medicin begründen würden, daß er dies Buch eben so einrichtete, wie die schottische Bibel, nemlich oben den Text, den er in eine dunkle kurze Sprache einhüllte, und darunter eine Menge Noten.

Sein Buch sollte den Aerzten mit der Zeit eben das werden, was den Christen die Bibel ist, ein Inbegriff alles Wissens und aller Wahrheit. 1780. wurde dies Buch zum erstenmal gedruckt, und erst nach 7 Jahren konnte eine neue Auflagen erscheinen. Das damals fast durch ganz Großbritannien herrschende System von Cullen, selbst die entscheidende Stimme desselben gegen Brown, hinderte sehr die Ausbreitung des neuen Systems. Aber überhaupt machte diese Theorie in England nie das Aufsehen, wie in andern Ländern, denn die Folgen, die daraus flossen, und die die Behandlung bestimmten, waren nicht so auffallend, wie in andern Ländern, da man in England eine reizende Behandlungsart vieler Krankheiten schon gewohnt war.

Die oben erzählte Geschichte von Browns Betragen bei der Krankheit des Studenten Isaakson that der Ausbreitung des neuen Systems vielen Schaden. Sie gab Gelegenheit zu verschiedenen Schriften. Der Doctor Duncan klagte Brown und Jones vor dem Publikum an. Jones vertheidigte sich. Indessen muß man gestehen, daß die Handlung, selbst nach Jones Vertheidigung, noch Schatten genug auf Browns Betragen wirft.

Unter eben dieses Jones Namen kam ein Buch heraus, das voller Aus-

Wer eine Flor von Werth hat, wird lieber die nicht großen Kosten anwenden, als den Verdruß haben wollen, seine Zwiebeln gestohlen oder vertauscht zu sehen.

E.

Pünktliche Geschäftsführung.

Der amerikanische General Hamilton war als ein junger Mensch von 17 Jahren erster Schreiber bei einem angesehenen Kaufmann auf St. Eustache, in dessen Abwesenheit die Leitung der Comtoirgeschäfte jenem gewöhnlich anheim fiel. Als dies einst der Fall war, bringt man dem jungen Hamilton einen Brief. Er erbrach ihn in der Meinung, daß er Handelsangelegenheiten betreffe; aber wie groß war seine Verwunderung, als er fand, daß es eine Herausforderung für seinen Herrn war.

Als Geschäftsführer desselben beantwortete der junge Held das Cartel in dessen Namen und setzte Zeit und Ort zu Ausmachung der Sache fest. Hamilton fand sich auch Namens seines Herrn auf dem Platze ein, um, wie er sich ausdrückte, dessen Geschäft, da er abwesend sey, abzumachen, und wollte sich auf keinen Vergleich einlassen, als auf die ausdrückliche Bedingung, daß der Herausforderer schriftlich anerkenne, er habe gehörige Genugthuung von Herrn . . . erhalten — dieser sey ein Mann von Ehre u. s. w., und dann, daß seine (Hamiltons) Dazwischenkunft bei diesem Geschäfte nie bekannt werde. Der Ausforderer mußte diesen Bedingungen beitreten oder sich mit dem jungen Menschen schlagen. Er wählte das erstere und beide Theile gingen auseinander.

Nach einigen Monaten kam die Sache dennoch Hamiltons Prinzipal zu Ohren, auf welchen eine solche Großherzigkeit so tiefen Eindruck machte, daß er ihm freistellte nach dem festen Lande hinüber zu gehn, sich einen Beruf nach seinem eigenen Gefallen zu wählen und so hoch wie er wollte auf ihn zu ziehen. —

Vielleicht ist es diese Begebenheit, der Amerika einen Mann verdankt, welcher als Soldat, Finanzier und Staatsmann seines Gleichen sucht. —

Neues
Hannöverisches Magazin.
95tes Stück.
Freitag, den 28ten November 1800.

Ueber die Ausbreitung medicinischer Theorien im gröſſeren Publikum; besonders über die von J. Brown.

(Schluß.)

Italien war das erste Land, in dem die neue Lehre Anhänger erhielt, besonders unter den jüngern Aerzten, die ihre Vorstellungsart noch nicht so sehr an ein bis dahin herrschendes System gewöhnt hatten. Doch, die Einfachheit, Wahrheit, logische Consequenz machte groſſen Eindruck auch auf ältere Aerzte.

Moscati veranstaltete eine neue lateinische Ausgabe der Elementa medicinae, und setzte eine gut gedachte und schön geschriebene Vorrede hinzu, worin er die Aerzte Italiens warnte, nicht in ihren ausleerenden und schwächenden Heilmethoden das einzige Heil für ihre Kranken zu suchen, sondern fleiſsig, aufmerksam und anhaltend Browns Buch zu studiren. Bald darauf gab Rasori eine italiänische Uebersetzung des Brownschen Handbuchs heraus, mit einigen unbedeutenden Anmerkungen und einer gut n Vorrede.

Es wurde nun viel für und wider die Brownschen Sätze gestritten. Der berühmte, nunmehr verstorbene Corviniari in Pavia stritt unter dem angenommenen Namen Sacchi gegen die neue ketzerische Lehre. Joseph Frank trat wie ein eifriger, aber gut unterrichteter Vertheidiger derselben auf. Peter Frank, dessen Namen die gelehrte Welt mit Achtung und Bewunderung nennt, der sich durch seine vielen Schriften über mancherlei Gegenstände der Arzneiwissenschaft einen bleibenden Ruhm für die Nachwelt erworben hatte, war zu der Zeit, wie das Brownsche System anfing Aufsehen zu machen, Lehrer in Pavia,

und Aufseher des dortigen schönen Hospitals.

Ueberzeugt von der Wahrheit einer Menge der Brownschen Grundsätze, von der Unbestimmtheit seiner eigenen bis dahin gehegten, und verschiedentlich öffentlich geäusserten, war er redlich genug, einen Theil seines Ruhms der Wahrheit aufzuopfern, und sich mit einiger Einschränkung als Anhänger des Brownschen Systems zu bekennen. Die Ueberzeugung eines solchen Gelehrten war von den wohlthätigsten Folgen für das neue System.

Eine Menge der besten Köpfe studirten nun mit Eifer die Brownschen Schriften, und wurden Anhänger der darin vorgetragenen Grundsätze. Die Kranken wurden in dem Hospitale in Pavia nach diesen Grundsätzen behandelt, und mit auffallend gutem Erfolge. Die Kranken wurden schneller wieder besser; bei vielen wurde der Fortgang der Krankheit gehoben; alle hatten eine schnellere Reconvaleszens.

Die Nachricht von der Veränderung in den Grundsätzen des Peter Frank wurde in Deutschland, dem Vaterlande desselben, verbreitet: allgemein wurde widersprochen, bis endlich sein Sohn, Joseph Frank, die Heilungsart in dem Hospitale zu Pavia bekannt machte.

Der Vater schrieb eine meisterhafte Vorrede zu diesem Buche, aus der man sieht, daß die Einschränkungen, unter denen er das Brownsche System als wahr erkennt, nicht die Hauptsätze desselben betreffen, und die ausserdem durch neuere Untersuchungen gröstentheils bestätigt sind.

In Deutschland war Weikard der erste, der sich als Anhänger des neuen Systems erklärte. Ein Mann von Kopf und ausgezeichneten Talenten, der schon durch seine früheren Schriften einen nicht unbeträchtlichen Ruhm in der gelehrten Welt sich erworben hatte, gestand auf einmal, er habe sich in tausend Dingen geirret, Brown aber habe ihm die Augen geöfnet.

In einem nicht urbanen Tone trug er die neue Lehre in einem Buche: Entwurf einer einfachen Arzneikunst betitelt, vor; machte es oft den andern Aerzten zum Vorwurf, daß sie ihre Kranken nicht nach Browns Grundsätzen behandelt hätten, früher noch wie sie bekannt waren; ein Vorwurf, der ihn eben so gut treffen würde.

Es ist nicht zu leugnen, daß Weikard um die Ausbreitung des Systems bleibende Verdienste besitzt. Daß er im Stande ist, die meistens kurz und von Brown oft dunkel vorgetragenen Sätze in ein anderes Gewand zu kleiden, welches das Verständniß derselben erleichtert.

Peter

Peter Frank wurde als Vorsteher es ganzen österreichischen Medicinal- esens nach Wien berufen. Dies achte Epoche in der Ausbreitung der Brownschen Lehre in Deutschland. ine Menge junger Aerzte strömte us allen Gegenden Deutschlands ach Wien zu dem großen musterhaf- n Krankenhause, das nun auch un- r Franks Leitung stand. Hier hielt leser seine Vorlesungen am Kranken- ette im Brownschen Sinne. Die ngen Aerzte sahen sich genöthigt, as neue System zu studiren.

Man will aber die Bemerkung ge- acht haben, daß diejenigen, welche inmal in den Geist des Systems anz eingedrungen sind, zu sehr die infache Wahrheit desselben fühlen, m ihn wieder untreu werden zu önnen. Wie sehr Frank von der W hrheit und den wohlthätigen Fol- en des Systems überzeugt seyn muß, wird durch das neue Reglement be- lä igt, das für die Kaiserl. Königl. F l ärzte und Chirurgen 1796. er- chienen ist. Hier wird es ihnen zur Pf cht gemacht, die Kranken nach Brownschen Grundsätzen zu be- handeln.

Der Professor Marcus in Bam- berg, dirigirender Arzt des dortigen chön Hospitals, führte eine Be- handlung nach Brownschen Grund- ätzen ein. Der Professor Röschlaub daselbst, jetzt zweiter Arzt an dem Hospitale, trug wohl durch seine phi- losophische Darstellung und Entwik- kelung des neuen Systems am meisten zur allgemeinen und überzeugenden Verständlichkeit desselben bei.

Aber der Gegner des neuen Sy- stems sind noch weit mehr, wie der Vertheidiger. Fast alle Aerzte, die ehemals eine Stimme im medicini- schen Publikum hatten und noch ha- ben, konnten unmöglich von der ein- mal mühsam erlangten Höhe des Ruhms herabsteigen, um sich viel- leicht dann als Anfänger an die Ver- theidiger des neuen Systems zu schlies- sen. Männer, die sich ewig bleiben- de Verdienste um die Arzneiwissen- schaft erworben haben, wandten sich gegen Brown und seine Anhänger.

Das Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneiwissenschaft zeich- nete sich am meisten aus, durch die Heftigkeit, mit der die Gründe die andern gegen das Brownsche System vortrugen, wieder erzählt wurden. Girtanner trug in zwei großen Bän- den das Brownsche System umständ- lich vor, und bewies am Ende auf einigen Seiten, daß das ganze Sy- stem nichts werth sey. Er hatte folg- lich über einen werthlosen Gegenstand zwei dicke Bände geschrieben.

Beantwortung der meteoro-entomologischen Anfrage im 80ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von diesem Jahre.

Die meteoro-entomologische Anfrage im neuen hannöverschen Magazin, 80stes Stück 1800. Seite 1486, läßt sich sehr gut in drei Abtheilungen bringen.

1) War in England in dem verflossenen Sommer wirklich eine Verminderung der Insekten bemerkbar?

Als ich zuerst in den deutschen Zeitungen jene Nachricht las, hielt ich solches für ein Zeitungsmärchen, weil ich und alle Naturforscher wissen, wie sonderbar oft Uneingeweihte über Vorfälle in der Natur urtheilen; daher so manche Fabeln, besonders aus fremden Ländern, über Gegenstände der Naturgeschichte. Die Bemerkung, daß die englischen Entomologen von dieser Sache nichts bekannt gemacht haben, und daß die Biene, die doch zu den Insekten gehört, sich im Gegentheile sehr häufig vermehrt hat, bestärkten meine obige Meinung.

Wenn ich indessen auch annehmen muß, daß jenes Vorgeben nicht ganz ohne Grund seyn mag, und daß wirklich eine Verminderung der Insekten vorhanden war, so folgt hieraus die zweite Frage:

Was war hievon die Ursache?

Ich getraue mir, dieses aus eigener Erfahrung recht gut zu beantworten.

Als ich mich im Jahre 1794. in Erlangen aufhielt, beschäftigte ich mich mit der Aufsuchung der Insekten jener Gegend, indem ich im Begriff war, eine Dissertation über diesen Gegenstand zu bearbeiten. Den ganzen April jenes Jahrs hielt ich mich meistens, da es ohnehin in den Ferien war, auf dem Lande auf, um meinem damaligen Lieblingsgeschäfte emsig nachzugehen. Seit ganzen vier Wochen regnete es damals nicht; immer waren heitere warme Tage und ununterbrochener Sonnenschein ohne Nebel und Wind. Kurz, jenes Frühjahr glich im Ganzen dem heurigen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge Insekten damals vorhanden waren, unglaublich, welche große Sammlung ich machte; mit den meisten Entomologen Deutschlands konnte ich damals mit meiner Beute im Tauschhandel treten. In den folgenden Monaten konnte ich diesem Geschäfte nicht mehr so emsig nachgehen; indessen bemerkte ich doch auf eine

einzelnen Excursionen, eine auffallende Verminderung der Insekten, welches ich mir damals auf folgende Art erklärte:

So wie jede Pflanze ihre gewisse Blühezeit beobachtet, eben so gehet es mit den Insekten, in Betracht ihrer Entwickelungen aus dem Ei, oder der Puppe, das ist, ihrer Erscheinungszeit; jedes Individuum handelt nach sicheren Gesetzen der Natur. Wer indessen Blühezeit der Pflanzen a) und Erscheinungszeit der Insekten b) etwas aufmerksam beobachtet hat, der wird auch erfahren haben, daß die größere Frühlingswärme auf beides den sichtbarsten Einfluß hat, und hieraus ergiebt sich folgendes Resultat:

Die warme Witterung im diesjährigen Frühlinge lockte alle Insekten, und auch größtentheils diejenigen hervor, welche sonst erst in den Sommermonaten erscheinen, viele davon leben nur wenige Tage, andere höchstens etliche Wochen. Im April mußte also überall eine Menge Insekten vorhanden seyn, aber es wurde vielleicht nicht so auffallend bemerkt, weil man gewohnt ist, erst mit dem Mai das Land zu besuchen.

Gleichwohl heißt es in der Anfrage, „daß im April Miriaden kleiner Insekten in England vorhanden waren, die bei zunehmender Wärme starben," was gerade meinen Satz in mehreren Punkten bestätigt. Nun folgt hieraus ferner, daß, wenn jene Insekten, die sonst in den Sommermonaten erscheinen, schon im April da gewesen und gestorben sind, in den spätern Monaten eine wirkliche Seltenheit der Insekten eintreten muß.

Dieser wirkliche Mangel kann durch Thatsachen, scheinbar, noch grösser werden. Wenn nemlich die gelinde warme Frühlingswitterung den Insekten sehr zuträglich ist; so ist ihnen im Gegentheil die brennende Sonnenhitze sehr zuwider.

Viele Insekten fliegen nur Abends bei kühlem Wetter, und die Sammler der spanischen Fliegen müssen schon Morgens vor Sonnenaufgang ihre Beute von den Gestreuchen in unter gelegte Tücher herunter klopfen, oder solche doch wenigstens bei trübem Wetter sammeln; denn am Tage bei heiterm Sonnenscheine findet man keine mehr d).

Der Umstand, daß viele Insekten in halbfaulem Thierkothe, in dergleichen Aße u. s. w., leben, verdient auch noch in Betracht gezogen zu werden, weil bei großer Hitze eine schnelle Auf-

a) Vergl. Hoppens botan. Taschenbuch 1791. S. 5 u. f.
b) Dessen entomolog Taschenbuch 1796. S. 157.
d) Element. Insect. Erlang. P. 36.

trocknung dieser faulen Substanzen erfolgen muß, und die Insekten sich also bald verliehren, wenn ihre Nahrung verschwunden ist oder ihre Wohnörter zerstört sind.

Daß einige Insekten, z. B. die Prachtkäfer (Bupreſtes), sich besonders gerne in der brennenden Sonnenhitze aufhalten, ist mir wohl bekannt; indessen sind das nur einige Fälle, die in Rücksicht aufs Ganze nicht in Betracht kommen. Daß jene im April in England vorhandene Miriaden kleiner Insekten die Eier der übrigen Insekten verzehrt haben sollen, scheint nur eine Muthmaßung zu seyn und ist mir ganz unwahrscheinlich.

Die dritte Frage: ob auch in Deutschland die Seltenheit der Insekten in diesem Sommer bemerkt worden? kann ich nicht beantworten.

Ich habe mich vom April an bis zum August in den Hochgebürgen von Salzburg, Kärnthen und Tyrol aufgehalten, und bekanntlich giebt es in den Gebirgen, wegen der anhaltenden und gröſſern Kälte e), nur wenige Insekten, und dann mögten auch wohl meine etwanigen Erfahrungen im Gebürge keinen Schluß auf das flache Land zulassen.

Auch meine hiesigen entomologischen Freunde konnten mir keine gewisse Auskunft hierüber geben, weil sie durch Kriegsgefahren abgehalten wurden, Excurſionen auſſer der Stadt zu machen. Indessen zweifle ich gar nicht, daß es im Allgemeinen dieses Jahr, so wie im Jahr 1794., mag gewesen seyn, wie ich oben erzählt habe.

Regensburg. Dr. D. H. Hoppe.

e) Am 18ten Julius hatte ich bei Besteigung der Spitze des 12000 Fuß hohen Großglockners sehr warmes heiteres Wetter; gleichwohl hatte das Wasser während den Nächten um unsere Wohnung eine 3 Zoll dicke Eiskruſte.

Ueber das Moos auf den Bäumen.

Man hat bisher immer geglaubt, und der gröſte Theil der Städter und Landleute glaubt es noch, das Moos auf den Bäumen sey von der Natur wohlthätig denselben zugetheilet, um sich im harten Winter für die kalten Nordwinde zu schützen, weil man sich fälschlich einbildete, daß nur auf der Mitternachtsseite, und zwar nur allein im Pflanzenreiche, dasselbe anzutreffen sey.

Heute

Heutzutage räth man aber einem jeden wohlmeinend an, die Bäume von dieser Schmarotzerpflanze zu reinigen. Vorurtheile aber sind schwer auszurotten — also auch dieses. Denn da sagt man:

> Die Natur würde nicht gerade zur Mitternachtsseite dasselbe ansetzen, wenn sie uns nicht einen Wink geben wollte, daß es sehr zuträglich und ersprießlich sey; und den Winken der Natur hätten wir ja vieles zu danken.

In diesen wenigen Worten liegen folgende Behauptungen, ohne Beweis:

1) daß das Moos sich allein gegen die Mitternachtsseite;

2) allein bei den Bäumen ansetze; und

3) daß es dem Baume wenigstens von dieser Seite vortheilhaft sey.

Ich will diese Behauptung näher beleuchten. Es ist wider die Wahrheit, wenn man behauptet, daß erstlich das Moos sich nur an der Mitternachtsseite ansetze, und verräth, daß man nicht aufmerksam auf die Natur war.

Ich habe mehrere Bäume bemerkt, die bald auf der Mittags- bald auf der Morgen- bald auf der Abend- und am häufigsten auf der Mitternachtsseite mit Moos bedeckt waren. Sollten mehrere diese Bemerkung gemacht haben, so werden sie solche gefälligst durch diese Blätter bekannt machen. Andere aber, die diese Bemerkungen noch nicht gemacht haben, will man hiedurch aufmerksam machen.

Die zweite und dritte Bemerkung ist eben so unwahr als die erste; denn das Moos findet man nicht an den Bäumen, sondern auch an Steinen, an den Mauren und auf den Ziegeln, folglich kann uns die Natur dadurch keinen Wink geben wollen, daß es für den Baum, wenigstens von dieser Seite, nutzbar und heilsam sey.

Können die Steine in der Mauer und die Ziegel auf dem Dache durch das Moos zu ihrem Vortheil erwärmt werden?

Wäre das Moos eine Wohlthat der Natur für den Baum; so dürfte es demselben schlechterdings nicht schädlich seyn, dies gründet sich auf den Begriff der Wohlthat. Daß aber das Moos den Bäumen schädlich ist, darf ich nicht weitläuftig beweisen, da ein jeder die Erfahrung machen kann, daß beim Regenwetter das Wasser sich in dem Moos lange aufhält, und Fäulniß der Rinde des Baums bewirkt. Jede Fäulniß

aber

aber ist dem Baume ausserordentlich schädlich.

Eben so bleibt zur Winterszeit, bei Thauwetter oder im Frühlinge, wenn der Schnee weggeht, das beissende Schneewasser in dem Moose sitzen, und ist dem Baume höchst schädlich; auch dann, wenn es lange nicht regnet, setzen sich viele Würmer an, und das Moos verhindert sowohl das Transpiriren des Baums, als auch das Einathmen desselben; beides dient aber zur Gesundheit des Baums.

Es ist also wahr, das Moos ist dem Baume schädlich, wahr: ense rescindendum est, ne pars sincera trahatur. Qvid.

K. W.

Anfrage.

Im Frühjahre 1799. auch 1800. waren die Blüthknospen, besonders der Aepfelbäume, in der Zeit wie man sehen konnte, daß die Baumhaut, die hauptsächlich die Knospe umgiebt, sich öfnete, mit lauter kleinen grünen Insekten, die man Läuse nennt, umgeben; im Frühjahr 1799. war die Witterung kalt und regnigt, wie die Knospen aufgingen, die Insekten verlohren sich, und es gab sehr vieles Obst. Im Frühjahr 1800. war aber in eben der Zeit beständiger Sonnenschein, die Knospen öfneten sich, die Läuse zogen sich, so wie sie mehr öfneten, hinein, und in wenigen Tagen waren keine Knospen mehr zu sehen.

Wodurch werden diese Läuse erzeuget, und womit sind solche am besten zu vertilgen?

Ich habe den im 73ten Stück dieses Magazins von vor. Jahre angerathenen Versuch probirt, konnte aber die Masse nicht so flüssig erhalten, daß die Insekten darauf hangen blieben. Es war aber immer starker Sonnenschein, wie ich die Probe machte; war nun die Masse zu dünne, so war sie nicht klebricht genug, und machte ich sie dicker, so blieb sie nicht länger als etwa einen Tag tauglich zu ihrem Zweck. Zu dem täglichen Ueberpinseln fehlte mir aber die Zeit.

D. L. Meyer.

Hannöverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 1ten December 1800.

Dr. H. L. W. Völkers Beantwortung der Frage:

Unter welchen Umständen ist es rathsam, in einer Stadt die Meister eines Handwerks auf eine gewisse Anzahl einzuschränken? welche Vortheile und Nachtheile sind davon zu erwarten? und wie sind letztere zu vermeiden?

welche von der Königl. Großbritannischen Societät der Wissenschaften in Göttingen mit dem Preise gekrönt wurde.

Est modus in rebus.

Ich theile meine Beantwortung obiger Frage in 3 Abschnitte. Im ersten Abschnitte werde ich die Nachtheile, im zweiten die Vortheile, die sich aus einer Einschränkung der Meisterzahl im Allgemeinen erwarten lassen, entwickeln. Der dritte Abschnitt wird zeigen, wie sich in einem gesetzten Fall bestimmen läßt, ob die Einschränkung der Meisterzahl im Ganzen vortheilhaft oder nachtheilig ausschlagen werde, und wie eine geschlossene Zunftverfassung am zweckmäßigsten eingerichtet werden könne.

Erster Abschnitt.

Was können aus der Einschränkung der Meisterzahl bei einem Handwerke im Allgemeinen für Nachtheile entstehen? und unter welchen Umständen entstehen sie?

Wenn wir in diesem Abschnitt die Nachtheile, in dem folgenden die Vortheile einer geschlossenen Zunftverfassung untersuchen, so versteht es sich, daß nur diejenigen Vortheile und Nachtheile in Betracht kommen

können, welche einer geschlossenen Zunftverfassung, als solcher, eigen sind. Die übrigen Vortheile und Nachtheile, die eine geschlossene Zunft mit andern Arten der Zünfte gemein hat, liegen nicht in unserm jetzigen Gesichtskreise.

In dieser Hinsicht werde ich mich jetzt bemühen, die wichtigsten Nachtheile, die aus einer eingeschränkten geschlossenen Meisterzahl in einem Handwerke, in Bezug auf den Betrieb desselben, auf andere Mitbürger und Gewerbe, und auf den Staat als ein Ganzes betrachtet, entstehen können, zu entwickeln und darzulegen.

§. 1.

Erster Nachtheil.

Wenn eine größere Anzahl Meister eines Handwerks, die sich in einem mäßigen Wohlstande befinden, auf eine beträchtlich kleinere, durch Einführung einer geschlossenen Zunftverfassung herabgesetzt wird; und der Absatz und das Total des Einkommens des Gewerbes, das sich vorher unter mehrere Meister vertheilte, nun auf wenige concentrirt wird; und diese wenigen dadurch in einen überwiegenden Wohlstand und Reichthum versetzt werden: so wird es oft geschehen, daß die Circulation, welche von diesem Handwerke ausgeht, in einen trägeren Gang geräth; indem die übermäßig wohlhabenden Meister das Geld, das ihnen als Einkommen zuwächst, langsamer verwenden, und vielleicht auch einen größern Theil desselben für den Genuß ausländischer Produkte hingeben werden, als dies vorher bei der größern Anzahl Meister, die alle ein nur mäßiges Auskommen hatten, der Fall war. Das Handwerk wird demnach auf diese Weise im geschlossenen Zustande unter seinen Mitbürgern weniger Beschäftigung und Auskommen als ehedem erwecken.

§. 2.

Ein zweiter Nachtheil,

der aus der Einschränkung der Meisterzahl entspringt, und sich auf die Bevölkerung bezieht, ist der: daß sich die Ehen unter den Mitgliedern des Handwerks vermindern, und zwar in dem Grade vermindern werden, wie die Meisterzahl unter diejenige herab gesunken ist, die bei freier Concurrenz zum Meisterrechte Statt hatte. Dies wird um so mehr zutreffen, wenn unter der Gesellenklasse keine Heirathen Statt finden, weil sie entweder durch Handwerksstatuten verboten sind, oder der Gesellenlohn nicht zur anständigen Ernährung einer Familie hinreicht.

§. 3.

Ein dritter Nachtheil,

der sich als Folge einer zu sehr eingeschränkt wordenen Meisterzahl ereignen kann, besteht in der Verminderung

zung des auf den Betrieb des Handwerks, im Ganzen genommen, gewendet werdenden Capitals. — Wie entsteht aber dieser Nachtheil? Zu dem Betriebe eines jeden Handwerks ist nach Umständen ein größeres oder kleineres Capital erforderlich. Die Totalsumme des Capitals aber, womit an einem Orte ein Handwerk betrieben wird, ist zusammengesetzt aus den Capitalien aller Meister desselben: wird also die bestehende Meisterzahl vermindert, so wird auch (wofern die verkleinerte Meisterzahl nicht in andern Wegen, z. B. durch Anleihen ꝛc. ihr Capital vergrößert) das Total des Handwerkscapitals kleiner werden. — Geschieht aber dies, so muß, da der Umfang des Betriebes eines Gewerbes mit der Größe des in dasselbe gewendeten Capitals gewissermaaßen im Verhältniß steht, der Betrieb des Handwerks selbst sich in engere Gränzen zusammen ziehen. Das Handwerk wird nicht mehr so viel Producte, als vorher, liefern können. In so fern nun diese Gegenstände der Ausfuhr sind, wird sich diese vermindern; in so fern sie Gegenstände der Consumtion einer Stadt oder des Landes sind, und diese nicht befriedigt wird, kann sich die Einfuhr ausländischer Produkte vermehren — beides zum Nachtheil der Handelsbalance. — Der verminderte Betrieb eines Handwerks hat aber für die Landescirculation auch noch die nachtheiligen Folgen, daß das Handwerk mit seinen Arbeiten weniger Menschen beschäftigt und ernährt, und nicht mehr so viel inländische Materialien u. s. w. zum Nachtheil der Erzieler derselben consumirt.

§. 4.

Vierter Nachtheil.

Wenn bei Einführung einer geschlossenen Zunftverfassung die Meister auf eine beträchtlich kleinere Anzahl, als die bei freier Concurrenz zum Meisterrecht Statt hatte, herabgesetzt werden, so wird für den Gesellen und fremden Handwerksgenossen die Schwierigkeit, sich an dem Orte zu dem Stande eines Meisters zu erheben, sehr vergrößert.

Denn 1) hängt bei dieser Lage der Sachen der Eintritt des Gesellen in die Zunft nicht von seiner Kunstgeschicklichkeit und Willkühr, sondern von dem selten eintretenden Zeitpunkte ab, wo eine Meisterstelle vacant wird. Ereignet sich aber auch dies, so zeigen sich 2) neue Hindernisse, die vorzüglich dem minder Vermögenden den Weg zum Meisterrecht vertreten. Es wird nemlich unter den Gesellen um die vacante Meisterstelle (wegen der Vortheile, die sie verspricht, und wegen der seltenen Gelegenheit dazu) eine starke Concurrenz entstehen, welche, wenn der Staat nicht wirksame Vorkehrungen trift, auf vielfache Art die Erlangung des Meisterrechts vertheuert; und es wird dahin kommen, daß von den Concurrenten derjenige in

die ledige Meisterstelle einrückt, der das mehrste dafür bezahlen, oder den übrigen Meistern die besten Bedingungen zu leisten im Stande ist, — das ist — der Vermögendste — nicht der Geschickteste.

Wenn nun aber durch diese die geschlossene Zunftverfassung begleitenden Ereignisse der Gesellenklasse überhaupt, und insonderheit den ärmern Mitgliedern derselben, das Ziel ihres Strebens — die Erlangung des Meisterrechts — so sehr aus den Augen gerückt wird, so können daher verschiedene üble Folgen entstehen.

1) Wird, als eine unausbleibliche Folge, Muthlosigkeit bei dem Gesellen sich einfinden. Der in seinem Handwerke meisterhaft geübte Geselle, dem es an Vermögen fehlt, wird im Vertrauen auf seine erworbene Geschicklichkeit einen Ort verlassen, wo er nicht erwarten kann, sein Glück zu machen, und dies unter einem andern Himmel suchen, wo ihm der Weg dazu weniger beschwerlich gemacht wird.

Durch solche Auswanderungen, die dem Staate nützliche producirende Mitglieder entreißen, wird aber oft der vollkommene Betrieb des geschlossenen Handwerks selbst leiden. Es wird aus Mangel an geschickten Händen minder vollkommne Waare liefern, und dadurch seinen Absatz sich mindern sehen, — welcher Erfolg auch dadurch begründet werden kann, daß die ausgewanderten Kunsterfahrnen an dem Orte ihres jetzigen Aufenthalts ihr Handwerk zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit erheben, und von dieser Seite her mit dem geschlossenen Handwerke eine Concurrenz bewirken.

2) Ist an dem Orte, wo das geschlossene Handwerk besteht, Gelegenheit zu hinlänglich einträglichen Beschäftigungen und Arbeiten nicht sparsam vorhanden, so wird jene ungünstige Aussicht bei dem Handwerke sein Glück zu machen, welche die geschickten Gesellen zum Theil aus dem Orte trieb, auch andere junge Leute, die auf dem Punkte stehen, sich ein Brodgewerbe zu wählen, von der Erlernung des geschlossenen Handwerks zurück schrecken. — Daraus kann dem geschlossenen Handwerke ein Mangel an arbeitenden Händen entstehen, der dem ausgedehnten Betriebe desselben ähnliche solche Hindernisse, wie der Capitalmangel, entgegen setzt.

3) Endlich kann man bei jener Lage der Sachen vollends gar nicht sehr erwarten, daß sich vom Auslande her die Zahl der Handwerksgehülfen bei dem geschlossenen Handwerke ergänzen, oder vergrößern werde. Der Ausländer wird vielmehr einen Ort meiden, wo ihm das Meisterrecht so unzugänglich gemacht ist, und von dieser Seite wird nun abermals der

Fort-

Fortschritt des Gewerbes zu einer höheren Vollkommenheit verhindert, indem ihm so manche vortheilhafte Arbeitsmethoden und Handgriffe des Ausländers verborgen bleiben werden. — Dies ist insonderheit auch oft mit den feinern Arbeitern eines Handwerks für den höhern Luxus der Fall. Manche Stadt hat die Verfertigung derselben in ihren Mauern entbehren müssen, weil die geschlossene Zunft ein Etablissement der Ausländer, die dergleichen zu verfertigen verstanden, verhinderte. In diesen Umständen befand sich ehemals Hamburg in Rücksicht der feinern Tischlerarbeiten aus Mahagoni ꝛc.

§. 5.

Ein fünfter Nachtheil,

der durch die Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke begründet werden kann, ist: eine ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft der Meister zur Vergrößerung ihres Privatvortheils die Preise ihrer Waaren und Arbeiten zu erhöhen, oder dieselben in geringerer Vollkommenheit zu liefern.

Eine ausdrückliche solche Uebereinkunft wird durch Verminderung der Meisterzahl begünstigt, in so fern dieselbe der Natur der Sache nach unter einer kleinern Anzahl leichter zu Stande gebracht und genauer gehalten wird, als unter einer größern.

Eine stillschweigende Uebereinkunft wird begründet, in so fern durch die Einschränkung der Meisterzahl die Concurrenz auf Seiten der Meister vermindert, und so die Nachfrage relativ stärker wird. — Die Nachfrage geräth dadurch in einen gezwungenen Zustand, wo sie sich gefallen lassen muß, wenn das geschlossene Gewerbe, das seinen vortheilhaften Stand gar bald wahrnimt, ihr schlechtere oder theuerere Waare und Arbeit liefert.

Das geschlossene Handwerk wird aber in Verminderung der Güte und Erhöhung des Preises seiner Gewerbsprodukte um so weiter gehen können, je kleiner überhaupt oder im Verhältniß der Nachfrage die Meisterzahl ist, je unentbehrlicher seine Producte der Nachfrage sind, und je weniger diese dieselben gegen vortheilhaftere Bedingungen anders woher erhalten kann. (Ein großer Theil der um Lohn oder auf Gedinge arbeitenden Handwerker befindet sich in dieser Hinsicht in einer für sie vortheilhaften Lage, wenn sie eine geschlossene Zunftverfassung erhalten, und der Pfuscherei mit aller Strenge gesteuert wird; z. B. Zimmerleute, Maurer, Tischler ꝛc.)

Unter entgegengesetzten Umständen, wenn die Meisterzahl des geschlossenen Gewerbes immer noch beträchtlich groß ist, oder wenn bei einer Vertheurung oder Verschlechterung der Produkte desselben eine zu beträchtliche

Ab-

Abnahme des Absatzes durch Verminderung der Consumtion, durch Pfuscherei oder durch den Gebrauch ausländischer Produkte erfolgt, oder wenn der Privatvortheil der Meister mehr durch einen ausgedehntern Absatz, als durch Vertheurung und Verschlechterung der Producte begünstigt wird: werden jene nachtheiligen Uebereinkünfte der Meister eines geschlossenen Handwerks nicht leicht entstehen, oder wenigstens nicht von langer Dauer seyn.

Gesetzt aber, daß nun unter Begünstigung einer geschlossenen Zunftverfassung die Meister eines Handwerks es wirklich unternehmen, für ihre Waaren und Arbeiten einen höhern Preis anzusetzen, oder dieselben in schlechterer Beschaffenheit zu liefern, was werden davon die weitern Folgen seyn?

Den einheimischen Consumenten der Produkte des geschlossenen Gewerbes wird, durch die Erhöhung des Preises und Herabsetzung der Güte und Brauchbarkeit, der Gebrauch derselben verleidet und vertheuert. Befriedigt das Produkt des Handwerks ein nothwendiges Bedürfniß, dem auf andere Art kein Genüge geschehen kann, so wird dies für die Consumenten sehr drückend. Ist es Gegenstand eines minder wesentlichen Bedürfnisses, so werden viele dasselbe aus der Reihe ihrer Bedürfnisse ausstoßen, oder sich im Gebrauch desselben einschränken, und ein großer Theil derselben wird sich an andere Verfertiger, und ans Ausland wenden, wenn von daher die Waare in besserer Beschaffenheit, oder für einen billigern Preis gezogen werden kann. In diesem Wegen wird der Absatz der Waare des geschlossenen Handwerks im Einlande herabgesetzt. Auf ähnliche Art wird aber auch der Vertrieb derselben ins Ausland geschwächt, und im Gefolge davon eine Abnahme des Betriebes des geschlossenen Handwerks erfolgen. Alle diese Umstände zusammengenommen, sind aber theils für die Circulation, theils für die Handelsbalance einer Stadt und eines Landes sehr ungünstig; und dies noch um so so mehr, wenn das Produkt des geschlossenen Handwerks für andere inländische Gewerbzweige ein wichtiges Gewerbbedürfniß (z. B. Material) ist, und diese durch den erhöheten Preis oder verminderte Güte in Verlegenheit und Verfall gerathen.

Sind nun aber in einer Stadt bei vielen Handwerken geschlossene Zunftverfassungen eingeführt, und wird dadurch der Preis vieler Bedürfnisse widernatürlich erhöhet; so wird dadurch der Aufenthalt in einer solchen Stadt kostbar, der Arbeitslohn steigt, und mit ihm wankt der Bestand der Manufakturen und anderer Gewerbe, die ohne Wohlfeilheit der Arbeit menschlicher Hände nicht betrieben werden können.

§. 6.

§. 6.

Ein sechster Nachtheil,

der mit dem vorigen verwandt ist, liegt in den aus der Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke leicht entstehenden Uebereinkünften der Meister, den Preis der Materialien und anderer Gewerbhülfsmittel, so wie den Arbeitslohn, herabzusetzen.

Dergleichen Uebereinkünfte können auf ähnliche Art, wie diejenigen, von denen im vorigen §. die Rede war, entstehen; sie treten aber ebenfalls nicht jederzeit ein, indem ihrer Entstehung ähnliche Umstände, wie dort, entgegen wirken.

Aus einer statthabenden Herabsetzung des Preises der Materialien ꝛc. können aber vorzüglich alsdann, wenn die Erzielung oder Verfertigung derselben einen inländischen Gewerbzweig ausmacht, Nachtheile von nicht unbeträchtlicher Wichtigkeit hervorgehen.

Mit der Preisverminderung der Materialien wird der Profit der Erzieler derselben geschmälert, und ist diese Schmälerung beträchtlich, so wird ein großer Theil derselben von diesem Gewerbzweig abtreten, sich zu andern Beschäftigungen wenden, der Gewerbzweig zum Nachtheil des Ganzen sinken, und die Produktion desselben sich vermindern. Dieser letztere Umstand kann aber nun auf das geschlossene Gewerbe selbst, das sein Entstehen veranlaßte, auf eine für dasselbe nachtheilige Art zurück wirken. Er kann demselben einen Mangel an Materialien zuziehen, der sich nicht immer so schnell wieder heben läßt, wenn auch gleich das geschlossene Handwerk zur Beförderung der Materialerzielung wieder höhere Preise anbietet, weil sich die verminderte Zahl der Materialerzieler nicht so geschwind wieder ergänzen wird, da die erste Herabsetzung des Preises der Materialien die natürliche Besorgniß erregen muß, das geschlossene Handwerk werde über kurz oder lang eine ähnliche Operation vornehmen.

§. 7.

Siebenter Nachtheil.

Wenn aber auch eine geschlossene Zunftverfassung jene nachtheiligen Uebereinkünfte des 5ten §. nicht zur Begleitung hat, und die Produkte des Handwerks weder theurer noch schlechter werden, so kann sie doch immer noch den Nachtheil mit sich führen, daß die Meister in dem Bestreben nachlassen, ihre Produkte mehr zu vervollkommnen, oder für einen noch billigern Preis zu liefern, und dies aus dem Grunde, weil sie, vorzüglich wenn ihre Zahl unter dem richtigen Verhältniß zur Nachfrage steht, eines zuverläßigen Absatzes ihrer Produkte ohnedies versichert sind.

§. 8.

Ein achter Nachtheil

ist, daß durch geschlossene Zunftverfassungen dem Staate in mancherlei Hinsicht die richtige Gewerbleitung sehr erschwert wird. Ein Umstand unter vielen, der dies oft nach sich zieht, ist z. B. der, daß, wenn die Anzahl der Meister zu klein ist, die Pfuscherei sehr überhand nimt, welche von der Polizei, wegen des Bedürfnisses der Stadt, das durch die zu kleine Meisteranzahl nicht hinlänglich befriedigt wird, nicht mit Strenge verhindert werden darf, da sie dieselbe aber eben so wenig einer gesetzlichen Verfassung und Aufsicht unterwerfen darf, so verhindert dies überhaupt eine genaue Auf- und Uebersicht des Handwerksbetriebes im Ganzen.

Sind nun geschlossene Zunftverfassungen in einer Stadt bei vielen Handwerkern eingeführt, so erschweren sie es dem Staate sehr, diejenigen, die mit einem Gewerbzweig beschäftigt waren, der durch Zufälle, die im Gang der Handlung oder sonst entstanden sind, in das Stocken gerathen ist, und die nun ausser Brod gesetzt worden sind, in eine für sie und den Staat nützliche Thätigkeit von neuem zu versetzen, da dieselben bei alle den Gewerben, die eine geschlossene Zunftverfassung erhielten, nicht untergebracht werden können.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Recept zu einem Tischbiere.

Folgendes Recept zu einem angenehmen, gesunden Tischbiere wird in einem englischen Blatte sehr empfohlen: Nimm 4 Pfund rohen oder groben braunen Zucker, 3 Unzen Hopfen, 40 Quartier Wasser, (10 Gallons) koche es 3 Viertelstunden und laß es gähren wie gewöhnlich. Man muß es 8 oder 9 Tage liegen lassen, ehe es abgezapft wird. Nachher wird es täglich besser. — In England ist das Malz jetzt so theuer, daß ein Brau nach jenem Recept gegen einen Malzbrau sich wie 1 zu 3 verhält. —

Hannöverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 5ten December 1800.

Dr. H. L. W. Völkers Beantwortung der Frage:

Unter welchen Umständen ist es rathsam, in einer Stadt die Meister eines Handwerks auf eine gewisse Anzahl einzuschränken? welche Vortheile und Nachtheile sind davon zu erwarten? und wie sind letztere zu vermeiden?

welche von der Königl. Großbritannischen Societät der Wissenschaften in Göttingen mit dem Preise gekrönt wurde.

(Fortsetzung.)

§. 9.

Aus der Natur und Beschaffenheit der bisher im Allgemeinen angeführten Nachtheile wird sich ergeben, daß nicht alle zusammen immer nothwendige Begleiter von jeder Einschränkung der Meisterzahl seyn werden. Vielmehr tritt jeder dieser Nachtheile nur unter gewissen Umständen ein, und der größte Theil derselben vorzüglich nur dann, und in vorzüglichem Grade, wenn die Anzahl der Meister zu beträchtlich klein im Verhältniß zur Nachfrage ist. Dieses Mißverhältniß mag nun darin seinen Grund haben, daß man gleich bei Errichtung der geschlossenen Zunftverfassung die Meisterzahl zu niedrig ansetzte, oder daß sich die Nachfrage (z. B. durch Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes eines Orts) vergrößert hat.

Steht daher die Anzahl der Meister in einem bestimmten Fall bei einer geschlossenen Zunft im richtigen Verhältniß zur Nachfrage, so ist es sehr wohl möglich, daß keine oder nur Nachtheile von weniger Wichtigkeit sich zeigen, und schon in dieser Rücksicht ist das allgemeine Verdammungsurtheil, das man oft gegen die geschlossenen Zünfte aussprecht, zu hart und ungerecht. Dies wird es aber noch mehr, wenn man einen Blick

auf die Vortheile wirft, die unter gewissen Umständen eine Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke dem allgemeinen Wohl gewähren kann.

Zweiter Abschnitt.

Was können aus der Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke im Allgemeinen für Vortheile entstehen? und unter welchen Umständen werden sie entstehen.

§. 10.

Die Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke kann

1) Vortheile mit sich führen, in so fern dadurch die Nachtheile aufgehoben werden, welche oft entspringen, wenn die Anzahl der Meister und überhaupt derjenigen, welche sich mit dem Betriebe eines Handwerks beschäftigen, zu sehr über das Verhältniß der Nachfrage nach den Produkten desselben angewachsen ist.

Diese Nachtheile müssen wir etwas genauer betrachten, um die Vortheile, die die Einschränkung der Meisterzahl in diesem Fall leisten kann, genauer einzusehen.

Die Anzahl der Meister und Arbeiter bei einem Handwerke ist über das Verhältniß der Nachfrage angewachsen, wenn der Meister eines Handwerks an einem Orte so viele sind, daß sie durch die zu ihnen gelangende Nachfrage nach ihren Produkten nicht hinlänglich beschäftigt werden. Diese eingeschränkte Beschäftigung wird dann in der Regel auch ein nur spärliches Einkommen und Verdienst und einen kärglichen Wohlstand der einzelnen Meister zur Folge haben. Treten nun diese vollends, wie es oft geschieht, mit einander in Concurrenz, indem jeder sich bestrebt, durch wohlfeilere Arbeit vor andern einen größern Theil der Nachfrage an sich zu ziehen, so wird, wenn der wohlfeilere Preis nicht eine beträchtliche Vergrößerung der Nachfrage zur Begleitung hat, der Verdienst und der Wohlstand der Einzelnen noch mehr sinken.

Betrachtet man nun einen solchen Zustand der Uebervölkerung eines Handwerks mit Meistern und Arbeitern in Hinsicht auf den Staat und dessen Interesse, (und geht man hiebei von dem Grundsatz aus, daß der ökonomische Wohlstand einer Nation nicht sowohl auf einer übergroßen Bevölkerung, als vielmehr darauf beruhet, daß die vorhandene verhältnißmäßige Volksmenge eine hinlängliche Beschäftigung, und durch diese ein sicheres und zureichendes Auskommen habe) so wird derselbe, da er eine Dürftigkeit der Meister nach sich zieht, nicht in dem günstigsten Lichte erscheinen. — Der Staat wird bei jener großen, aber dürftigen Anzahl Meister des Handwerks nicht die sichere und starke Hülfsquelle finden, die ihm

eine

eine kleinere, mit der Nachfrage im Verhältniß stehende Anzahl, die eben deswegen einzeln ein hinreichendes Auskommen haben, gewähren würde.

Und wenn nun vollends andere Gewerbe einer Stadt oder eines Landes überhaupt die Anzahl arbeitender Hände, die bei einem mit Arbeitern überfüllten Handwerke im Uebermaaße vorhanden sind, entbehren, und daher nicht mit dem gehörigen Nachdruck betrieben werden können, so ist der Nachtheil für die Nationalproduktion und den Nationalwohlstand noch auffallender.

Wenn aber nun die schädliche Wirksamkeit dieser Nachtheile fürs Ganze eine Hinwegräumung derselben erheischet, da kann sich hiezu der Staatswirth der Einschränkung der Meisteranzahl des Handwerks, als eines schicklichen und wirksamen Mittels, bedienen. *)

Inzwischen darf man doch auch nicht zu rasch, und bei jedem nicht sehr beträchtlichen Uebergewicht, welches sich von Seiten der Meisterzahl über das richtige Verhältniß der Nachfrage ereignet, sondern in der Regel nur dann diesen Weg einschlagen, wenn jenes Uebergewicht zu beträchtlich wird, und eine anhaltende Dauer nebst den oben angeführten Folgen erwarten läßt. — Im vorzüglichen Grade ist aber die Herabsetzung der

*) Daß die übermäßig große Meisteranzahl in einem Handwerk schon von selbst im Gefolge des geschmälerten Einkommens der Meister auf eine kleinere verhältnißmäßigere Zahl herabsinken werde, läßt sich nicht immer und nicht so schnell, wie man gewöhnlich annimt, erwarten, weil durch mancherlei eintretende Umstände der Uebervölkerung in einem Handwerke sehr begünstigt und lange aufrecht erhalten werden kann, dergleichen sind z. B. Erziehung und Gewohnheit, welche dem Sohne eine gewisse Vorliebe für das Gewerbe seines Vaters, und die damit verknüpfte Lebensweise einflößen, und ihn bestimmen, dasselbe ebenfalls zu seiner künftigen Beschäftigungsweise zu wählen.

Ferner die wenige Kostspieligkeit der Erlernung, der Erlangung des Meisterrechts, und der Einrichtung der Gewerbwirthschaft eines neuen Meisters wird, wenn sie bey einem Handwerke statt hat, leicht ein Grund, daß aus den untern Volksklassen viele, die sich gern in den Handwerksstand empor heben wollen, zu jenem Handwerk hinzudrängen. — Endlich wird der an einem Orte obwaltende Hang zur Trägheit und Bequemlichkeit und die daher entstehende Abneigung gegen schwerere Arbeiten Ursache, daß solche Beschäftigungen, die diesem entsprechen, einen stärkern und anhaltendern Zufluß von Arbeitern erhalten, wenn sie gleich nur ein kärgliches Einkommen gewähren.

Meisterzahl mehrentheils ersprießlich, wenn die bei dem Handwerke im Uebermaaße vorhandenen Arbeiter auf eine vortheilhaftere Art bei andern Gewerben beschäftigt werden können, oder wenn durch den übermäßigen Zulauf zu einem Handwerke bei andern Gewerben eines Orts ein Mangel an arbeitenden Händen entsteht, der dem Betriebe derselben zu enge Schranken setzt. So könnte z. B. an manchen Orten der Landbau leicht einen schädlichen Mangel an Tagelöhnern erleiden, wenn man diesen den Uebergang zu manchen Handwerken nicht durch Verfügung einer Einschränkung der Meisterzahl zu erschweren suchte.

Im Gegentheil muß aber mit grosser Behutsamkeit und Vorsicht bei der Einführung geschlossener Zunftverfassungen zu Werke gegangen werden, wenn an dem Orte Gelegenheit zu Beschäftigung in sparsamen Maaße vorhanden ist, und daher die von einem Handwerke auf diese Art abgezogenen Arbeiter nur mit Schwierigkeit auf andere nützliche Gewerbe hingeleitet werden können.

Desgleichen darf man in kleinen Landstädten ebenfalls nicht so rasch an eine Einschränkung der, wenn gleich über das richtige Verhältniß angewachsenen Meisterzahl bei den in denselben bestehenden Handwerken schreiten, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Ist da die nachtheilige Folge der Uebervölkerung des Handwerks mit Meistern, — die Dürftigkeit derselben — nicht so sehr zu besorgen, weil die Handwerker an solchen Orten neben ihrem Handwerke gewöhnlich noch etwas Landbau als Subsistenzmittel zu betreiben pflegen. — Im Gegentheil werden 2) aus einer Einschränkung der Meisterzahl an solchen Orten nachtheilige Uebereinkünfte in Absicht der Güte und Wohlfeilheit der Handwerksprodukte desto mehr zu befürchten seyn, weil nach jener Operation in einer kleinen Stadt nur wenig Meister in einem Handwerke übrig bleiben würden.

Endlich muß man, bei vorübergehenden Mißverhältnissen der Meisterzahl eines Handwerks zur Nachfrage, eine Einschränkung der Meisterzahl ganz unterlassen, damit in der Folge, wenn die Nachfrage wieder zum Steigen kömmt, nicht Mangel an Arbeitern vorhanden sey, der es nicht erlaubt, daß das Handwerk der Nachfrage Genüge leisten kann. Diese Vorsicht ist insonderheit bei denjenigen Handwerkern nöthig, die für den ausländischen Handel arbeiten, weil hier die Nachfrage fast immer unregelmäßiger und schwankender ist.

§. 11.

2) Die Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke kann ferner vortheilhafte Folgen haben, in so fern dadurch die Meister in den Stand gesetzt werden, in dem Betrieb ihres

Ge-

Gewerbes vortheilhafte Einrichtungen zu machen, durch welche die Vollkommenheit und Wohlfeilheit ihrer Produkte befördert wird. Dieser Erfolg kann folgendermaaßen begründet werden. — Durch die Einschränkung der Meisterzahl wird die bisherige Nachfrage nach den Produkten des Handwerks, die sich vorher unter eine größere Anzahl Meister vertheilte, auf wenigere hingeleitet. Dadurch wird der Absatz jedes einzelnen Meisters stärker, und in ungefähr gleichem Grade auch sein Verdienst, welcher ihn dann in den Stand setzt, auf den Betrieb seines Gewerbes ein größeres Capital zu wenden. Beide aber, die Vergrößerung des Gewerbcapitals und der größere und sichere Absatz, sind die ersten Bedingungen, von denen viele vortheilhaftere Einrichtungen im Gewerbbetriebe abhängen. Sie sind es, die den Handwerker in den Stand setzen, ein vollkommneres Materiallager und theurere, aber die Güte der Waare und ihre Wohlfeilheit befördernde Werkzeuge und Maschinen anzuschaffen. Sie machen es ihm möglich, eine ins Große gehende fabrikmäßige Vertheilung der Arbeiten einzuschlagen, und mannigfaltigere Arten von Produkten zu fertigen, und auf dem Lager und in dem Laden zu halten.

Eine auf diese Weise durch die Einschränkung der Meisterzahl bewirkte vorzüglichere Güte und Wohlfeilheit der Handwerksprodukte erzeugt nun mancherlei Vortheile. Durch sie wird sich der Absatz des geschlossenen Gewerbes mehr verstärken, weil eine Waare mit jenen vortheilhafteren Eigenschaften im In- und Auslande immer mehr Liebhaber und Abnehmer findet.

Mit dem Steigen des Absatzes, und diesem zufolge erweiterten Handwerksbetriebe wird sich aber der Einfluß des geschlossenen Gewerbes auf die Circulation (durch Veranlassung mehrerer Beschäftigung) und auf die Handelsbalance (durch kräftigere Verhinderung des Geldausflusses oder Beförderung des Geldzuflusses, der für das Land in Absicht der Produkte jenes Handwerks Statt hat) vergrössern; und aus der erhöheten Vollkommenheit und dem wohlfeileren Preise eines Handwerksprodukts entsteht nun andern Mitbürgern, die es gebrauchen, eine bessere und wohlfeilere Befriedigung eines Bedürfnisses, welches für den Staat überhaupt vortheilhaft ist, insonderheit wenn jenes Handwerksprodukt zugleich andern einheimischen Gewerben als Material dient, und diese durch die vollkommneren Eigenschaften und Wohlfeilheit desselben in den Stand gesetzt werden, ebenfalls besser und wohlfeiler zu arbeiten, um auf diese Weise sich mehr empor zu heben.

Ich will jetzt noch einige Fälle als Beispiele anführen, in welchen die Einschränkung der Meisterzahl in der bis-

bisherigen Hinsicht vorzüglich gute Dienste leisten kann.

1) Wenn man in einer Stadt ein vorher noch nicht bestandenes Handwerk einführt, so sind die Kosten der ersten Einrichtung eines Meisters meist beträchtlicher, als an andern Orten, wo das Gewerbe schon längst im Gange ist; überdem zeigen sich auch meist noch andere Hindernisse, welche der wohlfeilen und vollkommenen Bereitung des Handwerksprodukts entgegen arbeiten. Unter diesen Umständen ist es mehr als sonst nöthig, wofern das Unternehmen gelingen soll, dem sich ansetzenden Handwerker rathsam zu unterstützen, wozu die Maaßregel, daß man nicht zu vielen Individuen auf einmal die Meisterschaft zugesteht, sehr dienlich seyn kann, weil die Gewißheit des Absatzes, die dadurch dem sich ansetzenden Meister entsteht, vortheilhafte Gewerbeeinrichtungen, die ihn für die ausserordentlichen Gewerbauslagen bei seinem Etablissement entschädigen, begünstigt.

2) Wenn ein Handwerk, welches eine beträchtliche Anzahl Meister beschäftigt, durch Concurrenz der Ausländer, welche wohlfeilere und bessere Waare liefern, oder durch andere Vorfälle, auf dem Punkte steht, in Verfall zu gerathen, da kann eine Einschränkung der Meisterzahl diesem drohenden Nachtheil vorbeugen, in so weit dadurch eine fabrikmäßigere, vollkommnere und wohlfeilere Fabrikation möglich gemacht und ausgeführt wird.

§. 12.

III. Wenn der große Umfang, in welchem ein Handwerk durch viele Meister betrieben wird, eine zu starke Consumtion derjenigen Dinge, die dasselbe als Material oder Hülfsmittel bei der Verarbeitung anwendet, veranlaßt, und dadurch ein Steigen derselben im Preise bewirkt wird, welches andern Mitbürgern und Gewerben, die dieselben Dinge als Lebens- und Gewerbbedürfnisse gebrauchen, in Verlegenheit setzt, und wohl gar ein Stocken mehrerer Gewerbzweige veranlaßt, da kann es ebenfalls sehr vortheilhaft werden, wenn eine Einschränkung der Meisterzahl in jenem Handwerke verfügt, und dadurch die zu starke Nachfrage des Handwerks nach jenen Dingen, welche der Grund des Uebels war, herabgesetzt wird.

In dieser Hinsicht hat man z. B. in mehrern Gegenden, insonderheit bei einem eintretenden Getreide- und Holzmangel, die zu einem schädlichen Uebermaaße angewachsene Zahl der Branntweinblasen vermindert.

§. 13.

IV. Ich habe oben im ersten Abschnitte als einen Nachtheil der Einschränkung der Meisterzahl aufgeführt, daß dadurch leicht vermittelst einer Uebereinkunft unter den Meistern eine Vertheurung des Handwerksproduktes hervorgebracht wird; allein unter gewis-

wissen Verhältnissen und in gewisser Rücksicht kann dieser Umstand aufhören, nachtheilig zu seyn, und sogar verdienen, als eine vortheilhafte Folge einer eingerichteten geschlossenen Zunftverfassung aufgeführt zu werden. Dies kann zum Beispiel der Fall seyn, 1) wenn der vorige wohlfeile Preis eines Handwerksprodukts eine zu starke einheimische Consumtion bewirkte, die den Absatz anderer einheimischer Produkte, deren Verfertigung fürs Ganze wichtiger ist, verminderte.

2) Geht der Vertrieb der Produkte eines Handwerks ins Ausland, so kann ein Steigen des Preises derselben ebenfalls vortheilhaft seyn, weil alsdann der Ausländer für eine gleiche Quantität zum Vortheil des Handwerks und der Handelsbalance mehr als vorher bezahlen muß; jedoch versteht es sich, daß der höhere Preis nicht eine zu starke Verminderung des Absatzes nach sich ziehen dürfe.

Auf ähnliche Art entsteht dem Staate ein Vortheil, wenn durch Verminderung der Meisterzahl in einem Handwerke, welches ausländische Materialien verarbeitet, die zu starke Concurrenz der Meister beim Ankauf derselben geschwächt wird, und dieses ein Sinken des Preises zum Nachtheil der Ausländer und zum Vortheil des geschlossenen Handwerks bewirkt.

Dritter Abschnitt.

Wie läßt sich untersuchen und bestimmen: Ob die Einschränkung der Meisterzahl in einem gesetzten Falle im Ganzen genommen vortheilhaft seyn werde, oder nicht? und auf welche Art kann dieselbe am zweckmäßigsten ausgeführt werden?

Wir wollen diese beiden Fragen einzeln nach richtigen Grundsätzen zu erörtern suchen.

§. 14.

A. Um gründlich zu bestimmen: ob in einem gesetzten Fall die Einschränkung der Meisterzahl bei einem Handwerke im Ganzen vortheilhaft seyn werde, oder nicht? muß man 1) vor allen Dingen untersuchen, welche von denen im ersten und zweiten Abschnitt im Allgemeinen angegebenen Nachtheilen und Vortheilen nach den verschiedenen Localumständen und Verhältnissen in dem gesetzten Falle eintreten. Ist dies mit der erforderlichen Genauigkeit geschehen, so muß man 2) die Wichtigkeit des Einflusses einer jeden eintretenden guten und schlimmen Folge in Hinsicht auf den Nationalwohlstand, welcher auf einer hinlänglichen, mit zureichenden Verdienst und Auskommen gebenden Gewerben beschäftigten Volksmenge beruht, sorgfäl-

fältig erwogen werden, in wie fern nemlich durch jede entstehende Folge die Auskommen gebenden Beschäftigungen und die Produktion im Lande befördert und erweitert, oder verhindert und eingeschränkt werden. Ueberwiegt nun bei Gegeneinanderhaltung des Totaleinflusses aller vortheilhaften Folgen, und des Totaleinflusses aller nachtheiligen, der erstere den letztern, so wird man die Einschränkung der Meisterzahl in dem bestimmten Fall als eine im Ganzen vortheilhafte Unternehmung ansehen können. Im umgekehrten Fall würde dieselbe für nachtheilig zu halten seyn.

Jedoch darf bei Ueberschlagung der Vortheile und Nachtheile einer projectirten Einführung einer geschlossenen Meisterzahl, zu Gunsten dieser Unternehmung nicht ausser Rücksicht gelassen werden, daß bei einer nach richtigen Grundsätzen eingerichteten geschlossenen Zunft manche Nachtheile, die bei der gewöhnlichen schlechten Organisation der geschlossenen Zunftverfassungen Statt finden, ausser bleiben, oder nur in geringem Grade schädlich werden.

Wenn aber nun auch gleich jene angestellte Untersuchung die Einschränkung der Meisterzahl in einem Handwerke für einen gesetzten Fall als vortheilhaft angiebt, so entschließe man sich doch nicht zu geschwind, und nicht ohne ein beträchtliches Uebergewicht der Vortheile, zur Ausführung, weil Neuerungen der Art fast immer eigne Schwierigkeiten bei der Ausführung zeigen, die man nicht erwartete, und nicht immer gut vorhersehen konnte.

Anmerkung.

Ich habe zwar oben im 2ten Abschnitt mehrere Fälle angegeben, in welchen die Einschränkung der Meisterzahl vorzügliche Vortheile verspricht. Dies ist aber immer nur als eine Regel anzunehmen, die ihre Ausnahmen hat, und obige Untersuchung ist daher auch für diese Fälle nicht überflüßig.

§. 15.

B. Auf welche Art die Einschränkung der Meisterzahl oder die Einführung einer geschlossenen Zunftverfassung am zweckmäßigsten eingerichtet werden könne? ist eine Frage von der größten Wichtigkeit; denn durch eine zweckmäßige Einrichtung einer geschlossenen Zunft lassen sich manche sonst entstehende nachtheilige Folgen abwenden, oder in ihrer schädlichen Wirkung schwächen. Ich werde daher in dieser Hinsicht unter folgenden Nummern die wichtigsten Punkte auf die bei einer zweckmäßigen Einrichtung geschlossener Zünfte vorzüglich Rücksicht zu nehmen ist, erörtern.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 8ten December 1800.

Dr. H. L. W. Völkers Beantwortung der Frage: Unter welchen Umständen ist es rathsam, in einer Stadt die Meister eines Handwerks auf eine gewisse Anzahl einzuschränken? welche Vortheile und Nachtheile sind davon zu erwarten? und wie sind letztere zu vermeiden?

(Schluß.)

§. 16.

I. Ein sehr beachtungswerther Gegenstand bei Errichtung geschlossener Zünfte ist: die Festsetzung der Dauer einer geschlossenen Zunftverfassung.

Der Staat kann die Meister eines Handwerks an einem Orte auf eine bestimmte Anzahl einschränken, entweder unbedingt für immer und ewige Zeiten, oder nur für einen bestimmten Zeitraum, dessen Dauer in dem Privilegio der geschlossenen Zunft z. B. nach Jahren festgesetzt, oder der Willkühr des Staats überlassen, oder von dem Eintreten einer gewissen Bedingung abhängig gemacht werden kann.

Es fragt sich nun, welche Art der Bestimmung der Dauer einer geschlossenen Zunftverfassung ist am meisten anzurathen?

In der Regel darf sich der Staat nie das Recht vergeben, die geschlossene Meisterzahl jederzeit aufzuheben, oder neben den zünftigen, auf bestimmte Zahl gesetzten Meistern einen oder mehrere Freimeister anzusetzen; denn die Lage der Sachen kann sich leicht in der Folge dergestalt ändern, daß die Fortdauer einer eingeschränkten Meisterzahl überflüßig, ja nachtheilig wird. Es kann dies z. B. der Fall werden, wenn der Zweck der Einführung der geschlossenen Zunftverfassung wegen eintretender wid-

§. 17.

III. Was sind für Grundsätze in Rücksicht der Aufnahme neuer Meister in die geschlossene Zunft (an die Stelle abgegangener) zu beobachten.

Die Polizei muß sich bei Aufnahme neuer Meister vorzüglich vor solchen Einrichtungen hüten, wodurch ein em großen Theil der Gesellenklasse, insonderheit dem unvermögendern, der Zutritt zum Meisterrechte erschwert und unmöglich gemacht, und das Eintreten der §. 4. angeführten nachtheiligen Folgen sehr befördert wird. Sie darf nicht dem Meisterssohn oder demjenigen, der eine Meisterstochter heirathet, ein vorzügliches Anrecht auf die Meisterschaft zugestehen. Sie darf nicht erlauben und veranlassen, daß der Eintritt in eine Meisterstelle durch zu große Unkosten erschwert wird, welches unter andern geschieht, wenn das Meisterrecht von dem Ankauf einer sogenannten Gerechtigkeit abhängt, die meist durch die Concurrenz sehr im Preise in die Höhe getrieben wird, oder wenn die Wahl eines neuen Meisters, durch den die bestimmte Zahl vollzählig werden soll, den übrigen Meistern überlassen wird, weil da zu befürchten ist, daß Bestechung der gewöhnliche und sicherste Weg zum Meisterrecht werde.

Durch solche zweckwidrige Einrichtungen wird nun noch überdies dem jungen Meister ein beträchtlicher Theil sein s Vermögens entzogen, welches derselbe mit Vortheil in sein Gewerbe hätte verwenden können, und so der Nachtheil des 3. §. begründet und verstärkt.

Zur bestmöglichsten Vorbeugung dieser Nachtheile, glaub ich, wird folgende Einrichtung in Rücksicht der Aufnahme eines neuen Meisters nicht zwecklos seyn.

Das erste Erforderniß eines, der in eine erledigte Meisterstelle einrücken will, ist der gehörige Grad von Kunstfertigkeit in seinem Handwerke; in dieser Hinsicht wird ein solcher einer Prüfung unterworfen, die unter Aufsicht der Polizei von den übrigen Meistern angestellt wird. Da aber, neben der erforderlichen Kunstgeschicklichkeit, zum Betriebe eines Handwerks ein gewisses Capital nöthig ist, so muß jeder Competent als zweites Erforderniß darthun, daß er eine nach der Natur des Handwerks zu bestimmende Capitalsumme in den Betrieb desselben verwenden könne. (Dieses Erforderniß darf insonderheit da nicht übersehen werden, wo die Meisteranzahl ziemlich klein ist, und daher ein bei dem Handwerke eintretender Capitalmangel, der dem Betrieb desselben zu enge Schranken setzt, zu besorgen steht.)

Sind mehrere Competenten zum Meisterrechte vorhanden, die die erforderlichen Eigenschaften besitzen, so kann

kann unter diesen entweder dem geschicktesten, oder, da sich dies nicht immer leicht ausmachen läßt, demjenigen, der am längsten als Gesell bei der Zunft gearbeitet hat, die Meisterstelle zuerkannt werden.

§. 18.

IV. Oft wird es auch nöthig und nützlich seyn, in Begleitung der bei einem Handwerke eingeführten geschlossenen Zunftverfassung auch Scheuanstalten und Taxen für die bei demselben verfertigt werdenden Waaren und Arbeiten einzuführen, vorzüglich alsdann, wenn nachtheilige Uebereinkünfte der Meister, zur Verthurung und Verschlechterung der Waare zu besorgen sind, oder wenn man die Einschränkung der Meisterzahl vorzüglich aus dem Grunde unternommen hat, daß dieselbe im Gefolge getroffener vortheilhafter Gewerbeinrichtungen ihre Waare wohlfeiler und besser liefern soll.

So viel als Auszug aus meiner ausführlichern Abhandlung, die ebenfalls bald im Druck erscheinen wird.

Wie alt wird nächstens der Titel: Römischer Kaiser?

Auf dem römischen Stuhle saß seit 795. Azuppi, ein gebohrner Römer, unter dem Namen: Leo der Dritte. Ungeachtet derselbe einmüthig gewählt war, brach doch vier Jahre nachher, im Jahre 799., eine Verschwörung gegen ihn aus. Paschalis und Campuli, zwei nahe Verwandte des letztverstorbenen Pabstes Adrian, standen an der Spitze derselben. Unbefriedigte Ehrbegierde war die wahrscheinliche Triebfeder dieser Unternehmung, den Pabst aus dem Wege zu räumen der Zweck, und der 25ste April der zu der Ausführung desselben ausersehene Tag.

Man pflegte an diesem Tage das Gedächtniß des heiligen Marcus durch öffentliche Processionen zu feiern. Der Pabst wollte solchen in Person beiwohnen, und begab sich zu dem Ende aus dem Lateran nach dem Kloster des heiligen Lorenz, woselbst sich die Clerisey versammelte. Auf dem Wege dahin begegnete ihm der Primicerius Paschalis, und zwar ohne Casul (Planeta) oder dasjenige Stück der Priesterkleidung, welches über die andere gezogen wird. Als ihm der Pabst hierüber seine Verwunderung bezeugte, entschuldigte er sich mit einer Unpäßlichkeit, welche ihm nicht er-

erlaube, diesmal dem Umgange beizuwohnen. Bald darauf erschien auch der Schatzmeister Campuli. Beide begleiteten den Pabst mit ausserordentlicher Ehrerbietung bis zum Kloster des heil. Stephan.

Hier sprang aus den benachbarten Häusern ein großer Haufen Bewaffneter mit vielem Geschrei hervor, zerstreuete das unbewaffnete Gefolge des Pabstes, riß diesen vom Pferde, warf ihn zu Boden, mißhandelte ihn aufs grausamste, und lies ihn, von Kleidern entblößt, und an den Augen und der Zunge verwundet, halb todt auf der Gasse liegen.

Paschalis und Campuli, die bis dahin bloße Zuschauer gewesen waren, jetzt aber befürchteten, daß das Volk dem Pabste zu Hülfe kommen mögte, schleppten ihn in die Stephanskirche, und sollen, dem Anastasius zufolge, ihn erst da an der Zunge verwundet und die Augen ausgestochen haben. Andern wahrscheinlichern Nachrichten zufolge, hat nur eine Verletzung beider Theile Statt gehabt, und die Sache ist vermuthlich deshalb übertrieben worden, um bald nachher, da der Pabst wieder sprach und sah, Mirakel rufen zu können.

In diesem bedaurungswürdigen Zustande lies man den Pabst vor dem Altare in seinem Blute liegen, bis man ihn, aus Furcht vor dem Volke, von da weg, in das Kloster des heiligen Erasmus bringen und daselbst gefänglich verwahren lies.

Indessen fand Albino, Cämmerling des Pabstes, mit Beistand des fränkischen Mißus, Wirund, Gelegenheit, den Abt des Klosters auf seine Seite zu bringen, und seinen Herrn aus dem Kloster zu befreien. Er ward des Nachts über die Klostermauern herab gelassen, und darauf glücklich in die Peterskirche gebracht.

Bald nachher rückte der spoletanische Herzog Winichis in Rom ein, nahm den Pabst in Schutz und führte ihn nach Spoleto. Von hieraus schrieb Leo an den fränkischen König, Carl den Großen, und ersuchte ihn, Anstalten zu treffen, daß er sicher nach Frankreich kommen könne.

Carl war eben im Begrif, mit seiner Armee nach Sachsen zu gehen, als er diese Nachricht erhielt. Er machte daher zwar Anstalt zu der sichern Ueberkunft des Pabstes, setzte aber seinen Marsch nach Sachsen fort, und erwartete den Pabst zu Paderborn. Dieser traf glücklich dort ein, und nachdem er den Zweck seiner Reise erreicht hatte, kehrte er, unter Begleitung verschiedener fränkischer Bischöfe und der nöthigen Escorte, zu Ende dieses Jahrs nach Rom zurück, woselbst er durch die ihm von Carln mitgegebenen königl. G sandten von neuem auf dem päbstlichen Stuhle bestätigt wurde. Einige der Anfüh-

rer

rer wurden gefangen genommen und zum König nach Frankreich gebracht.

Vermuthlich war zu Paderborn des Königs Reise nach Rom beschlossen worden, woselbst er im folgenden Jahre 800. am 24sten November eintraf. Seine erste Bemühung war, sowohl den im vorigen Jahre wider den Pabst ausgebrochenen Aufstand, als auch die wider denselben vorgebrachten vielen Beschuldigungen zu untersuchen. Worin diese Beschuldigungen bestanden haben, davon kann, in Ermangelung zuverläßiger Nachrichten, nichts gewisses gesagt werden. Die Historiker dieser Zeit tragen, nach ihrem eigenen Geständnisse, Bedenken, die Schandthaten, die man dem Pabste aufgebürdet, zu nennen, um der Kirche kein Aergerniß zu geben. Eben so wenig weiß man, weder, ob alles erdichtet, oder ob alles erwiesen worden. Das Resultat der Untersuchung war, daß der Pabst erklärte: er wolle, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, sich wegen aller ihm zur Last gelegten Dinge selbst reinigen. Dies that er, indem er, in Gegenwart sämmtlicher Erz- und Bischöfe, Aebte, der weltlichen fränkischen Grafen und einer großen Menge des römischen Volks, in der Peterskirche den Reinigungseid über dem Evangelienbuche ablegte.

Campuli und Paschalis waren von Carln, nebst einigen ihrer Mitverschwornen, zum Tode verurtheilt. Leo bat für ihr Leben, und Carl erfüllte diese Bitte um so viel lieber, da beide nahe Verwandten des verstorbenen Pabstes Adrian waren, den er so sehr geliebt hatte. —

Leo, der Rom beruhigt, den Aufruhr gestillt, die Rädelsführer bestraft, und sich aus diesem schlimmen Handel gezogen sah, war auf Dankbezeugung bedacht. Der König Carl führte bislang den Titel eines römischen Patricius; Leo glaubte daher seine Erkenntlichkeit nicht besser beweisen, als durch Carls Erhebung zur Kaiserwürde.

Als daher Carl der Große am ersten Weihnachtstage 800. in der Peterskirche, während der Messe, seine Andacht vor dem hohen Altare kniend verrichtete, näherte sich ihm Pabst Leo der Dritte mit einer kostbaren Krone, welche er ihm aufs Haupt setzte. Die ganze Peterskirche erscholl darauf von dem dreimaligen freudigen Zurufen des häufig darin versammelten römischen Volks: Langes Leben und Sieg dem frommen, großen und friedfertigen Carl, von Gott gekröntem Römischen Kaiser!

Carl ward hierauf nebst seinem Sohne Pipin, mit gewöhnlichem Gepränge, vom Pabste gesalbt, ließ sich auf einem erhabenen Stuhle oder Throne nieder, legte den ihm überreichten kaiserlichen Schmuck an, und kehrte sodann unter stetem freudigen

Zu-

Digitized by Google

Zurufe des Volks, aus der Peterskirche in seinen Pallast zurück.

Von dieser Zeit an legte Carl den Titel eines römischen Patricius ab, und führte dagegen den eines Römischen Kaisers; welcher Titel demnach am bevorstehenden ersten Weihnachtstage ein tausendjähriges Alter erreicht hat.

F. C. Beneke.

Celle

Nachricht für Freunde der englischen Küche.

Einige Engländer in Philadelphia [illegible] Monaten einen amerikanischen, nach ihrem Vaterlande segelnden Schiffscapitain, ihnen ein Stück Roast-beef mitzubringen. Dieser machte auch den Versuch, die Sehnsucht seiner Freunde zu erfüllen, und bediente sich dabei folgender Methode:

Das Stück Rindfleisch wurde gut gebraten und in einen Kasten von Blockzinn gesteckt. Warum rohes Zinn einen Vorzug dabei fand, weiß Erzähler nicht; vielleicht weil es wohlfeiler ist. Genug, es geschah nun einmal so. Der leere Raum im Kasten wurde mit Bratenfett ausgefüllt, und der Braten, bis er ganz damit bedeckt war, damit übergossen; dann wurde der Kasten (wahrscheinlich von dünnen Seitenwänden) [illegible] geschlagen und ringsum genau vermacht, so, daß weder Luft noch Wasser hineindringen konnte. — Der Versuch gelang. Das Roast-beef war bis zu seiner Ankunft in Philadelphia, also einen Zeitraum von 1 bis anderthalb Monaten, vortrefflich geblieben, und konnte beinahe nur auf die Schüssel gelegt und aufgetragen werden.

Wer in einer ähnlichen Angelegenheit mit seinem Correspondenten in England in Unterhandlung zu treten Lust hat, kann sich auf Nro. 6661. des St. James Chronicle von diesem Jahre gefälligst beziehen.

Hannöverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 12ten December 1800.

Ueber das Einquellen des Getreides.

Eine ökonomische Untersuchung.

In dem Reichsanzeiger Nr. 158. vom Jahre 1797. wurde den praktischen Oekonomen vom Doktor Böhrens eine Zusammensetzung von Ingredienzien zum Einquellen des Getreides empfohlen, wodurch eine Fruchtbarkeit in das Saamenkorn gelegt werden könnte. Die Bestandtheile von diesem Einquellungsmittel des Getreides sind: Kalk, geglühetes Salz, Asche und Mistlauge.

Gegen dieses fruchtbar machende Mittel der Saamenkörner, wurde in eben diesem Jahre nach Nr. 255. des Reichsanzeigers folgende Erinnerung gemacht:

1) Die Mistlauge enthalte als Urin nichts anders als Phosphorsäure und flüchtiges Alcali, das durch den Kalk ätzend und gasartig wird. Aber schon in den übrigen Ingredienzien wären Phosphorsäure und flüchtiges Alcali schon im Kleber oder der Colla des Getreidekorns. Wie ist es möglich, daß der unendlich kleine Theil von dieser Einweichung, den das Saamenkorn einschluckt, so viel Nahrung für die Pflanze geben kann, daß sie diese von ihrem Keime an bis zur Reife spürte? und wird die Fruchtbarkeit, wenn ja das Einweichen dem Saamenkorn welche ertheilt hätte, nicht mit der Auflösung desselben seine Endschaft erreichen, und also der jungen Pflanze noch ferner nützen? Wenn das eingeweichte Saamenkorn keine materiellen Nahrungstheile in der Erde, in die es gesäet wird, findet, so wird es gewiß kärglich gedeihen.

2) Sollte man behaupten können, daß ein durch das Einweichen be-

fruchtetes, und dadurch zum Keimen disponirtes Saamenkorn früher seinen Keim entwickelt, als es in der Erde Wurzel fassen und daraus seine ferneren Nahrungstheile ziehen kann, gänzlich verlohren gehen müsse? — Denn der den Keim entwickelnde Kleber ist einmal zerstört und das Saamenkorn zur Vegetation zu Grunde gerichtet und ganz verlohren, weil es keinen neuen Keim schlagen kann.

Ferner hatte Dr. Böhrens gesagt, man könne statt des Kochsalzes zum Kalk auch Vitriol nehmen.

Auch gegen diesen Vorschlag wurde diese Erinnerung beigesetzt: aber diese Mischung wäre der vorigen ganz entgegen, der Kalk zerlege den Vitriol sogleich, und daraus entstehe Gyps und Eisenkalk. Ersterer sey im Wasser höchst schwer, letzterer aber gar nicht auflöslich. Das Kochsalz hingegen werde vom Wasser leicht aufgelöst und vom Kalk nicht zersetzt.

Bis jetzt habe ich diese Einwendungen wider das Böhrensche Einweichungsmittel des Getreides nirgends beantwortet gefunden, und doch ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob man dem Böhrenschen Fruchtbarkeit befördernden Mittel nach dieser chemischen Untersuchung allen Werth absprechen könne oder nicht.

Man könnte schon voraussetzen, daß Herr Dr. Böhrens werde für sein Einquellen des Getreides nach seinen angegebenen Ingredienzien aus Erfahrung gesprochen haben, daß wirklich diese Ingredienzien seinen eingequellten Saamen fruchtbar gemacht haben. Weil eben die Erfahrung den besten Beweis von der Kraft und Wirkung eines angewandten Mittels abgeben kann, und überhaupt dieselbe in der Feldökonomie eher zur Lehre uns ist aufgestellt gewesen, als die Chemie.

Können wir auch bei andern Arten von Einquellungsmitteln so ganz sicher von ihren Nutzen und Wirkungen durch die Erfahrung uns belehren lassen, so hat dann die Chemie nicht das Vorrecht vor jener, darum, weil sie im Stande ist, die wesentlichen Materialien, welche an den Ingredienzien enthalten sind, durch ihre Kunst zu entdecken, auch zugleich hiemit schon die Entdeckung von ihren Kräften auf eine andere Materie angeben zu können, sondern es bleibt da immer die Frage noch übrig: Was kann eine Phosphorsäure und flüchtiges Alcali auf die Bestandtheile des Klebers, oder der Colla des Getreides würken? Kann es etwa dem flüchtigen Alcali im Kleber neuen Zusatz bringen, und also den Faserstoff vermehren oder vermindern? — Diese Frage aber findet man in den

Er-

Erinnerungen gegen das Einquellen des Getreides, das uns Herr Doctor Böhrens empfiehlt, ganz unberührt. — Diese Frage suche ich jetzt zu beantworten.

Um diesen Zweck nicht zu verfehlen, so müssen wir die Erinnerungen etwas genauer in Betrachtung nehmen.

Die erste Erinnerung war, daß Mistlauge als Urin nichts anders als Phosphorsäure und flüchtiges Alcali in sich enthalte, das durch den Kalk ätzend und gasartig wird. — Ist es nun hiemit schon erwiesen, daß eine Zusammensetzung von Mistlauge und Kalk in gewisser Quantität gebraucht, so ätzend seyn werde, daß es dem Saamenkorne Schaden verursachen müßte? Niemand wird daran zweifeln, wenn man ungelöschten Kalk mit Urin löschen, und eben bei dieser Behandlung, so lange das Feuer des Kalks währt, Saamenkörner hinzuthun wollte, daß nicht die Keime durch die Hitze des Kalks ihrer Vegetationskraft beraubt werden sollten. Aber auf diese Art sollen wir ja nicht mit dem Einquellungsmittel verfahren, wir sollen ja dann erst dies Einquellen anfangen, nachdem alle besagte Ingredienzien durch die Mistlauge in eine Verbindung gesetzt worden sind, daß die gehörige Quantität von Mistlauge dem Kalk seine Aetzung gehörig vermindert haben könne. Pflegen doch noch immer so viele Oekonomen ihren Saamenweizen mit Kalk und Mistlauge theils zu beitzen, theils ganz darin aufquellen zu lassen; und sie wissen aus der Erfahrung, daß durch dieses Mittel ihr Weizen nicht so am Keim leide, daß derselbe sich nicht entwickeln könnte, vielmehr werden sie durch Erfahrung belehrt, daß der Weizen auf diese Art eingeweicht, sich an Fruchtbarkeit besser auszeichne, als der unbeitzte, unter einerlei Beschaffenheit des Bodens, der Lagen und des gegebenen Düngers.

Hier wird der Urin nur allein in Erwegung gebracht, der sich in der Mistlauge befindet, und doch ist Mistlauge nicht ganz Urin, sondern eine Auflösung, oder vielmehr eine Lauge von den Excrementen der Hausthiere durch Regenwasser mit dem Beisatz des Urins von besagten Thieren; beide Ingredienzien, Urin und Excremente der Thiere, kommen aus dem vegetabilischen Reiche, und diese sollten nicht als homogene Elemente, welche in ihnen enthalten sind, mit den Elementartheilen im Kleber gemeinschaftlich auf den Keim und Wurzel wirken können, und bei dieser Vereinigung unter sich nicht stärkere Würkung auf den Keim zu thun vermögend seyn?

Eben das Homogene im Kleber, mit dem Homogenen im Kalk, geglühten Salz und Asche, muß uns

schon bei dem Gedanken festhalten, daß durch diese Vereinigung von Kalk, geglühten Salz und Asche vermittelst der Mistlauge dem Kleber im Korne mehr Zusatz von vegetabilischer Säurestoff und Alcali beibringen werde.

Um der Aetzung halber dürfte demnach zur Mistlauge kein Kalk hinzugethan werden. Wie? kann denn diese Aetzung nicht ihre gehörige Temperatur erhalten? und zur Vermehrung der vegetabilischen Kraft wegen der Luftsäure oder den mineralischen Säuregas wohl unnöthig seyn?

Wie kommt diese Erinnerung eben so vor, als wenn man die Chemie verdächtig zu machen suchte, ihre durch Feuer und andere Ingredienzien herausgezogene Luftsäure wäre zum Bleichen des Leinewands unbrauchbar, weil selbige sehr ätzend sey; oder man wollte behaupten, der Braunstein wäre nicht nöthig, ihn den übrigen Ingredienzien zur Verfertigung der Luftsäure durchs Feuer beizusetzen. Wie aber der Braunstein das Seine mit zugiebt, so liefert auch der Kalk von seinem Eigenthum, welches zur vegetabilischen Kraft in Verbindung anderer Ingredienzien mitwirkt, wenn die Anwendung auf den Kleber gemacht werden soll, wie ich in der Folge es durch ein anderes Beispiel und Versuche beweisen werde.

Wie nun nach der chemischen Untersuchung der Ingredienzien in dem besagten Einquellungsmittel daraus weiter kein Resultat für die Fruchtbarkeit des eingeweichten Saamens für die Zukunft gezogen, welche eben doch das wichtigste in der ganzen Untersuchung ist, in wie fern durch dieses Mittel homogene Theile in den Kleber gebracht, und in ihn Fruchtbarkeit könnte gesetzt werden, und wie man diese Fruchtbarkeit zu erklären habe, damit nicht eben durch einen falschen Begriff von der Fruchtbarkeit, die in den Kleber durch diese Ingredienzien soll gebracht worden seyn, der ganze Nutzen des Einquellens von Getreide verwerflich gemacht werden dürfte; so hat sich der Herr Verfasser obiger Erinnerungen aus einigen scheinbaren Gründen die Sache als unmöglich vorgestellt, daß durch die Einweichung des Getreides für die ganze Lebenszeit der Pflanze ein Gewinn entstehen sollte.

Denn so war uns die Unmöglichkeit auf diese Art vorgelegt, wenn gefragt wurde: wie ist es möglich, daß der unendlich kleine Theil von dieser Einweichung, den das Saamenkorn einschluckt, so viel Nahrung für die Pflanze geben kann, daß sie diese von ihrem Keime an bis zur Reife spüre? —

Hat sich der Herr Verfasser dieser Einwendung gegen das Böhrensche

Ein-

Eirquellungemittel, diesen und keinen andern Begriff von dem Worte Fruchtbarkeit festgesetzt, so mögte man von den Böhrenschen Ingredienzien eben das halten dürfen, was man von eben denjenigen Universalmedicamenten hält, welche auf wenigen Dosen beruhen, und doch auf lange Zeit, und bis in das höchste menschliche Lebensalter, dem Menschen, der sich selbiger bedient hat, die neuen Lebenskräfte erhalten müssen, nemlich daß man ihnen mehr Lob und Werth beilegt, als sie verdienen, und mehr zuschreibt, als sie leisten können.

Durch Eirquellungemittel will man eben nicht diese Art von Fruchtbarkeit verstanden wissen, daß durch dieselben Ingredienzien, wovon das Korn viele Theile in sich schlucke, eine Nahrung für die Pflanze gegeben werden soll, die sich vom Keime an bis zur Reife spüren lasse. Man will vielmehr durch das Eirquellen das Getreide in den Stand setzen, daß es in Zukunft ein gutes Wachsthum haben könne.

Also will man durch das Einquellen das Wachsen nicht selbst befördern, sondern in das Saamenkorn einen Grund legen, auf welchem das künftige Wachsthum besser von Statten gehen werde, oder könne. Man stelle sich die Sache unter einem Beispiele so vor, wie man es in dem animalischen Reiche findet: die Mutter empfängt den Embryo und giebt ihm Nahrung, aber auf diese beruhet doch so oft die Festigkeit des zukünftigen Lebens, ob die Mutter den noch in sich geschlossenen Embryo gute oder schlechte Säfte zufließen lasse. Hat derselbe vom Anfange seiner Wirklichkeit ungesunde oder gistartige Säfte erhalten, so ist ja dadurch ein Grund zu vielen Fehlern in Rücksicht des Wachsthums und der Gesundheit gelegt worden.

Wer aber dieses eingesteht, der wird zugleich zugeben können, daß man durch die erste Nahrung, die der Embryo im Mutterleibe bekommt, eben dadurch andere Nahrungsmittel, wenn er von der Mutter entnommen ist, nicht unentbehrlich machen wolle, denn es sollen die Mutterfäfte dem Embryo, nur so lange derselbe als Embryo zu wachsen hat, als Nahrung dienen, aber als Kind wird er schon andere Nahrungsmittel antreffen, durch welche der erste schon gelegte Grund von Wachsthum ferner fortgesetzt werden muß.

Es mag durch das Eirquellen des Getreides wohl allerdings nur ein kleiner Theil von den Ingredienzien dem Saamenkorne mitgetheilt werden; so wird dieser wenige Theil doch gewiß auf den Keim wirksam werden, und zwar in dem Stande, da er sich entwickeln soll, so, daß sich die Ingredienzientheile mit dem Keim, mit der ersten Wurzel und Feder fixiren und zu einem Ganzen bilden können.

Ich

Ich will jetzt, um mich deutlicher zu erklären den Fall annehmen, daß durch das Einquellen dem Kleber noch mehrere homogene Vegetationskräfte beigebracht werden sollten; so müssen diese, zum Beispiel, wenn der Saame von Kernobste wäre, sich in beide Kernstücke vertheilt haben, und also könnte, wenn das neue vorkommende Pflänzchen nur noch einige Kernstücke hätte, auch nur die Hälfte von Vegetationskraft empfangen haben, und mithin könnte das Wachsthum der Pflanze mit einem Kernstücke versehen, nicht so stark ausfallen, als bei einer Pflanze mit zweien Kernstücken.

Dieser Schluß wird auch durch Versuche seine Bestätigung erhalten. Zum Beispiel nehme man zwei Bohnen von einerlei Sorte, und von gleicher Stärke und Alter, lege selbige ins nasse Moos in eine Theetasse; sobald sich die Wurzel gebildet, und die beiden Kernstücke sich aus einander begeben, darf man der einen Bohne ein Kernstück behutsam wegnehmen, so, daß man weder Wurzel noch das zarte Pflänzchen beschädige. Man lasse nun beide Bohnen in dieser Tasse wachsen, gebe denselben täglich frisches Wasser, doch nur daß das Moos feucht erhalten wird. Dann wird man in Zukunft sehen, ob nicht der Vegetationstrieb von der Bohne mit zweien Kernstücken noch einmal so stark ist, als in der andern mit einem Kernstücke, und zwar wird man es sowohl an der Dicke des Cylinders am Stengel, als der Höhe derselben wahrnehmen können. Nach einigen Wochen fallen die Lappen von selbst ab, und doch gehet immer noch das Wachsthum der einen Pflanze mit zweien Kernstücken besser fort, als bei einer mit einem Kernstücke. Also kann diese Verschiedenheit nicht in einer Nahrung gesetzt werden, die die Bohnen durch den Kleber erhalten hätten, die sich bis zur Reife zeigen müsse, sondern in der verschiedenen Quantität von Vegetationskraft, welche dem entwickelnden Keime beigelegt wird.

Nach diesem Begriffe, den wir uns von dem Einquellen des Saamenkorns machen, erhält also die Fruchtbarkeit keinesweges ihre Endschaft, sondern wird vielmehr dadurch das eingequellte Saamenkorn zur künftigen Fruchtbarkeit vorbereitet, und eben diese Vorbereitung muß sich dann auf die junge Pflanze sehr wirksam zeigen können.

Endlich wurde noch diese Erinnerung gemacht: Wenn das eingeweichte Saamenkorn keine materiellen Nahrungstheile in der Erde, in die es gesäet wird, finder, so wird es gewiß kärglich gedeihen.

Daß dieser Satz nicht in dem Umfange von mir kann angenommen wer

werden, ja daß derselbe das Einquellen als unnütz zu machen vermögend wäre, wie ihn der Herr Verfasser will angenommen haben, dazu habe ich Gründe, die ich eben schon zum Theil angegeben; denn wenn man sich von dem Einquellen eine bessere Fruchtbarkeit im Getreide versprechen will, so will man dadurch im geringsten nicht in Zweifel ziehen, als ob in der Erde nicht auch der Pflanze Nahrungstheile zugeführt werden sollten.

Es können in der Erde, sowohl bei eingequellten als uneingequellten Saamen, materielle Nahrungstheile liegen, und doch können selbige nicht der Pflanze beigebracht werden, und wenn sie von der Pflanze nicht können gefunden und genossen werden, so wird sowohl das eingeweichte als uneingeweichte Saamenkorn in diesem Falle nicht wohl gedeihen. Wir haben Jahre, wo der aufs beste gedüngte Acker in Korn und Weizen umschlägt, und der ungedüngte dagegen gute Früchte liefert.

Durch das Einquellen will man sich nicht eine solche Fruchtbarkeit versprechen, daß die Bergäcker den Aeckern im Grunde in der Menge es an Schocken gleich thun sollten, oder daß ein ungedüngter guter Acker mit gequellten Saamen besäet, eben so viel an Schocken liefern sollte, als ein gedüngter guter Acker, der mit ungequellten Saamen ist besäet worden. Vielmehr siehet man bei dem eingequellten Saamen blos darauf, daß man bessere, stärkere Halme und Körner erhalten werde, als wenn man auf einem ungedüngten Acker kleine Halme, kleine Aehren und kleine Körner erhalten würde, und in Rücksicht dieses Verhältnisses zeichnet sich der Acker ungedüngt, aber mit gequellten Saamen besäet, vor einem andern ungedüngten, doch an Güte, des Bodens und Lage jenem ganz gleich, welcher mit uneingequellten Saamen ist besäet worden, vortrefflich aus.

Zu diesem Gedeihen wird allerdings erfordert, daß es kein unfruchtbares Jahr seyn werde, wenn wir uns eine solche gedachte Fruchtbarkeit versprechen wollen. Denn fruchtbare Jahre würken auf Wurzeln in der Erde, auf Blätter, Halme und Blüthen, durch Regen und Sonnenschein zugleich.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Eine Nachsicht alter Urkunden hat zu folgenden Wahrnehmungen Gelegenheit gegeben:

1) Es enthält

a) eine sehr deutlich geschriebene, mithin einer Mißdeutung unfähige

ge Urkunde de 1269. den passum: „emerunt decimam in Ekker„ckessen apud Magelsen"

b) In einer andern vom Jahr 1409. kömmt der Name eines Ortes

Erghensen

vor.

c) Eine dritte vom Jahre 1412. erwähnt eines Orts

Egghekessen.

d) Nach einer vierten vom Jahre 1453. hat Walterus Senior und das ganze Kapitel der Kirche zu St. Andreä in Verden über den Dienst von Vier Höfen zu Eggersen in gewisser Maaße disponirt.

Der Umstand, daß diese Dokumente sich in eines Besitzers Händen befinden, giebt die Vermuthung, daß in allen von einem und ebendemselben Orte die Rede sey, und noch mehr wird diese Vermuthung durch die Verbindung der Urkunden a. und d. begründet, indem jene das genannte Ekkerckessen in das jetzige Amt Heya versetzt, wo noch dermalen Magelsen zu finden, die in d. beschriebene Dienstüberlassung aber von der Art ist, daß der Dienst dem Acquirenti nur unter Voraussetzung jener Localität nützlich und brauchbar seyn konnte.

Da unter den bemerkten Benennungen jetzt kein Ort in der Gegend von Hoya angetroffen wird, so fragt es sich:

welches sind die Schicksale dieses Orts gewesen, der nicht unbedeutend gewesen seyn kann, weil blos eine Gutsherrschaft vier dienstpflichtige Höfe daselbst gehabt hat?

2) Eine Urkunde de 1395. bestimmt den Werth einer Sache zu zwei Mark, die Mark zu vier Pfennig, dreizehn Schilling guter Bremer schwerer Pfennige gerechnet.

Es frägt sich:

was für Pfennige und Schillinge sind hier gemeint?

3) Eine Urkunde ist datirt 1486. am Avende Sante Johannis Evangelisten ghenomed vor der gülden Porten.

Es frägt sich:

was bedeutet dieser besondere Zusatz zu dem bezeichneten Apostelntage?

4) Eine Urkunde de 1562. redet von Joachimsthalern des Schlages darauf der Salvator mit dem bloßen Arme gebildet.

Es frägt sich:

hat dies Gepräge einen besondern Werth gehabt, und welches ist der Unterschied gegen den Werth der nicht so bezeichneten Joachimsthaler?

H. J.

Neues Hannöverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 15ten December 1800.

Ueber das Einquellen des Getreides.

Eine ökonomische Untersuchung.

(Schluß.)

Die zweite Haupterinnerung gegen das Böhrensche Einquellungsmittel des Getreides war diese: Man sollte behaupten können, daß ein durch das Einweichen befruchteres, und dadurch zum Keimen disponirtes Saamenkorn welches früher den Keim entwickelt, als es in der Erde Wurzel fassen, und daraus seine fernern Nahrungstheile ziehen kann, gänzlich verlohren geben müsse. — Denn der den Keim entwickelnde Kleber ist einmal zerstört, und das Saamenkorn zur Vegetation zu Grunde gerichtet und ganz verlohren: weil es keinen neuen Keim schlagen kann.

Diese Erinnerung beruhet auf einem Mißverständniß, sowohl von dem Keime als von der Einquellungsart, durch welche Kleber und Keime verlohren gehen müssen.

Vielleicht hat der Herr Verfasser dieser Erinnerung, den Keim, als die erste Wurzel, nicht untersucht, und nachgeforscht ob wirklich bei einem eingequellten Saamenkorn der Kleber schon zerstört worden sey. Keimen heißt, wenn der Saame durch Aufschwellen und Heraustreibung des Schnäbelchens zuerst seine Lebenskraft äussert, und eben in dieser Zeit ist keineswegs der Kleber zerstört. Man will dann von einem eingequellten Saamen nichts mehr aussagen, als: ein in eine Lauge, eingequelltes Korn *) entwickelt

*) Wenn das Korn nicht sogleich vom Stocke eingeweicht wird, so setzt es, wenn es gegen 14 Tage an der Luft gelegen, dann sogleich mit den ersten Tagen

wickelt in 24 Stunden schon seine feste Wurzel, und es kommt bald darauf auch die erste Blätterspitze aus der Hülle zum Vorschein. Denn beides geschiehet durch das Einquellen des Saamenkorns.

Es wirket die Feuchtbarkeit sowohl auf die Wurzel als auf die Blättergruppe. Schon wenn die Wurzel nur 1 bis 2 Linien lang ist, so hat sie schon so viel Organe in sich, daß sie die anziehende Nässe dem Blätterkeime zuführen kann, und so lange das Korn in der Lauge liegt, so lange ist die kleine Wurzel hinlänglich mit Feuchtigkeit umgeben, also daß der Blätterkeim sich in dem Laugegefäße entwickeln kann, ohne daß die Wurzel noch zur Zeit in die Erde ist gebracht worden. Unter diesen Umständen kann auch die schon entstandene neue Wurzel dem Blätterkeime Nahrung zuführen, ohne Gefahr, daß derselbe müsse verlohren gehen. Freilich wird man es nicht mit dem Einquellen so weit kommen lassen, daß die wirkliche Entwickelung der ersten Wurzel und des Blattkeims schon in dem Laugegefäße erfolgen könnte. Denn auf diese Art würde man seine Aussaat nicht glücklich ausführen können. Wurzel und Blattkeime würden im Sacke durch das Ein- und Ausschütten in denselben, in der Hand des Säemanns, und endlich bei dem Eggen viel leiden müssen, und der grötzte Theil abgebrochen werden.

Doch stellet man sich die Einquellung des Saamens so vor, daß das Saamenkorn nur so lange in der Lauge liegt, bis es ganz aufgequollen ist, um es alsdann sogleich aussäen zu lassen. Wenn dieses nicht geschehen soll,

Tagen, als die Wurzeln wachsen, schon die Haarwurzeln in Menge an, und die übrigen Wurzeln, die aus den Augen entstehen, bilden schon am ersten Tage die Seitenhaarwurzeln, in 12 Stunden wächst die erste Wurzel schon auf ½ Zoll lang, die zweite Wurzel auf 4 Linien und die dritte auf 2 Linien.

Die Haarwurzeln sind breite Bänder, an welchen sich die Erdklumpen anfetzen, sie drehen sich wie die Bärter am Haber, und an beiden Seiten falten sie sich auch zusammen. Kommen viele zusammen, so machen sie ein breites Band, oder eine runde Gestalt, daß es scheint, als wäre es eine wirkliche Aehre.

Am ersten Tage, wenn die Wurzel hervorkommt, kann man die Gestalt der Haarwurzeln am besten bemerken. Sie sind aber noch so weich, daß, wenn sie nur an einander stossen, sie sich sogleich mit einander verbinden, und einen Cylinder von ½ Linie breit vorstellen, alsdann aber sich nicht ganzen wiederum von einander begeben.

Digitized by Google

soll, oder wegen der Regenzeit, die einfallen kann, nicht geschehen könnte, so wird dann das eingequellte Korn ganz dünne ausgebreitet, damit es nicht etwa im Haufen anfange zu keimen. Hernach pflegt man es nicht noch einmal anzufeuchten mit der besagten Lauge, sondern es wird dürre ausgesäet. Bei der letztern Art hat man den Vortheil, daß man schon weit vor der Bestellzeit diese Arbeit des Einquellens besorgen, und dann die besten Säetage benutzen kann, weil es auf diese Art einem nicht an eingequellten Saamen fehlt.

Stellet man sich auf diese Art das Einweichen des Getreides vor, so fallen jene Behauptungen von selbst weg, daß durch die frühzeitige Hervorlockung des Keims, ehe die Wurzel in die Erde schlagen könne, der Keim selbst zerstört würde.

Auch so liegt in dem beigefügten Beweise ein Mißverständniß, da gesagt wurde: denn der den Keim entwickelnde Kleber ist einmal zerstört, und das Saamenkorn zur Vegetation zu Grunde gerichtet und ganz verlohren, weil er keinen neuen schlagen kann.

Der Satz, für sich betrachtet, ist und bleibt ein wahrer Satz, daß ein zerstörter Kleber, ehe sein Keim entwickelt ist, nicht wiederum könne aufs neue hervorgebracht werden, und in diesem Falle ein Saamenkorn mit zerstörtem Kleber ganz unbrauchbar sey; aber will man denselben als Beweis gegen die Einquellungsart des Saamenkorns gebrauchen, dann verliehrt er seine Stärke wegen einer falschen Anwendung auf die Thatsache, die doch nicht bei dem Einquellen eintreten soll.

Es kann sich allerdings zutragen, daß der Kleber modericht werden kann, entweder in der Scheure oder auf dem Kornboden, besonders bei altem Korn, wenn öfters auf den Kornboden Regenwasser gekommen ist. In diesem Falle ist die ganze Mehlmasse zur Vegetation zu Grunde gerichtet. Daher ist es noch keinem Oekonomen in den Sinn gekommen, ob man nicht einer verdorbenen Mehlmasse im Korn einen neuen Keim verschaffen könne, oder ob es möglich sey, daß ein verdorbener Kleber einen neuen Keim schlagen könne.

Aber die ganze Behandlung vom Einquellen des Saamenkorns zielt nicht dahin, daß man den Kleber oder Keim zerstören wollte, sondern um in den erweichten Kleber mehreren Faserstoff einzulegen, welcher sich von selbst darin mit der Zeit organisiren werde, ohne daß er die Mehlmasse zur Vegetation des Keims zu Grunde richten oder zerstören sollte.

In Ansehung des Mehls und Klebers beziehe ich mich auf die Beschreibung eines Grens im zweiten Theile seines systematischen Handbuchs der gesammten Chemie, §. 1180. Seite 142 f. zweite Auflage.

(Die Saamen der Getreidearten geben durchs Zermalmen und Durchbeuteln das bekannte Mehl. Um die Bestandtheile desselben kennen zu lernen, wollen wir das Weizenmehl zum Gegenstande unserer Untersuchung nehmen. Dieses läßt sich mit warmem Wasser verdünnen, oder damit zu einem Breie machen, der sehr viel Aehnlichkeit mit einem Pflanzenschleime zu haben scheint; indessen gewährt das Mehl mit dem Wasser keine klare und durchsichtige Auflösung.

§. 1181. Wenn man Weizenmehl mit kaltem Wasser erst zu einem festen Teige knetet, und diesen zwischen den Händen oder zwischen Leinewand so lange durch darauf fließendes Wasser wäscht, bis das Spülwasser nicht mehr milchicht und trübe, sondern klar und helle abfließt, so bleibt eine gelbgraue, zähe, contractile Materie übrig die, so lange sie noch naß und feucht ist, beim Breiziehen glänzend und gewissermaaßen wie eine Membrane aussieht, und sich weder im Wasser noch im Weingeiste auflösen läßt, folglich kein Schleim und auch kein Harz ist, sondern als ein eigner nährender Bestandtheil des Pflanzenreichs angesehen werden muß.

§. 1182. Man nennt diesen Bestandtheil Kleber (colla) Leim (glumen) oder gluminösen Stoff der Gewächse (materia gluminosa) thierische vegetabilische Materie. Er erhärtet in der Wärme zu einer braunen, hornartigen Materie, gerinnet im kochenden Wasser und verliert von seiner Zähigkeit und Contractilität. Die Säuren lösen ihn auf, und auch selbst die Essigsäure, obgleich in geringer Menge. Durch Verdünnung mit Wasser läßt er sich wieder aus den concentrirten Säuren zum Theil und in flockigter Gestalt scheiden.

§. 1183. Ein trocknes Stück des Klebers, in die Flamme gehalten, knistert, blähet sich auf, schmelzt und brennt mit einem Rauche, der ganz den Geruch verbrennender Federn oder Haare hat. Bei der trocknen Destillation liefert er nicht wie die meisten Pflanzenstoffe, ausser dem brennbaren und kohlensauren Gas, einen sauren Geist, sondern Ammoniak in flüssiger und fester Gestalt, nebst einem empyreumatischen Oele. Die rückständige Kohle ist äusserst schwer einzuäschern, und behält keine Spur eines feuerbeständigen Alcali, sondern phosphorsaure Knochenerde.

§. 1184. Die Salpetersäure wirkt mit vieler Heftigkeit auf den Kleber des Mehls, erzeugt damit sehr viel Salpetergas, und löset sich auf.

Aus

Aus der Auflösung erhielt Berthold crystallinische Sauerkleesäure. Die Schwefelsäure und Knochensalzsäure lösen diesen Stoff ebenfalls auf.

§. 1185. Dieser Kleber macht den vorzüglichen nährenden Theil im Weizenmehl aus, und kommt mit dem fadenartigen Theil des Bluts überein. In dem Mehle anderer Getreidearten, wie im Rockenmehle, Gerstenmehle, ist er in geringerer Menge vorhanden. In den mehlichten Wurzeln hingegen, wie z. B. in Kartoffeln, ist er in kaum zu bemerkender Menge. Sonst aber macht er in andern Pflanzen und ihren Theilen einen Bestandtheil aus, nur daß er sich nicht so leicht und rein daraus scheiden läßt, wie aus dem Weizenmehle. Die Schwämme bestehen vorzüglich daraus, und überhaupt enthalten ihn wohl alle solche Gewächse oder deren Theile, die bei der trocknen Destillation Ammoniak geben.

§. 1187. Das zum Abwaschen des Mehls, nach der eben beschriebenen Art, gebrauchte kalte Wasser, wenn es ruhig steht, läßt einen weißlichen Bodensatz fallen, welches Stärke, das Stärkenmehl, Kraftmehl, Salzmehl (amylum) genannt wird, das nach dem Trocknen unschmackhaft und geruchlos ist, im kalten Wasser sich nicht auflöst, mit kochendem Wasser aber den Kleister giebt, der gewissermaaßen einem Pflanzenschleime gleicht.

§. 1188. Wenn das Wasser, aus welchem sich das Salzmehl abgeschieden hat, gelinde abgeraucht ist, ehe es noch sauer zu werden anfängt, so bleibt eine braungelbe, zähe, pechartige Materie zurück, welche einen schwachen zuckerartigen Geschmack besitzt, und der schleimicht zuckerartige Bestandtheil des Mehls. — Sie macht den geringsten Antheil im Weizenmehle aus; die Stärke den größten.)

Bei der Vegetation des Keims und dem Wachsthum der neuen Pflanze besorgt die Natur selbst die Zerstörung des Klebers in der Erde, ohne daß es dem Keime nachtheilig wird. Denn die Zerstörung gehet nicht vor der Entwickelung des Keims vor sich, sondern erst nach und nach, nachdem die neue Pflanze ihren Nahrungssaft durch die neue in die Erde geschlagene erste Wurzel erhalten kann. Der weise Schöpfer bezeichnet uns selbst diese Organisation, wenn er sagt: Es sey denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es alleine; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte; oder wie uns Paulus diese Wahrheit vorstellet: das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn, und das du säest, ist ja nicht der Leib, der wer-

werden soll, sondern ein blos Korn, nemlich Weizen oder der andern eins.

Eben so ist es in denjenigen Körnern beschaffen, welche mit Kernstücken versehen sind. Durch das Einquellen werden dieselben keinesweges zerstöhrt, sondern aufgequollen, daß solche nach und nach eine grüne Farbe und Blattfigur von dicker Art annehmen, sich aus der Erde erheben und ihre in sich verschlossene Lymphe der Wurzel mittheilen.

Hier haben wir also keine Zerstöhrung bei der Organisation der neuen Wurzel und der neuen vorkommenden Pflanze zu befürchten. Denn die Kernstücke verändern sich nur und organisiren ihre innern Theile zu dem Endzweck, wozu sie der Schöpfer bestimmt hat.

Drittens hatte Hr. Dr. Böhrens gesagt: Man könne statt des Kochsalzes zum Kalk auch Vitriol nehmen.

Gegen diese Abänderung in den Ingredienzien zur Einweichungsmasse wurde diese Einwendung gemacht: „Aber diese Mischung wäre der vorigen ganz entgegen. Der Kalk zerlegt den Vitriol sogleich, und daraus entsteht Gyps und Eisenkalk. Ersterer ist im Wasser höchst schwer, letzterer aber gar nicht auflöslich. Das Kochsalz hingegen wird von Wasser leicht aufgelöst und vom Kalk nicht zersetzt."

Diese Einwendung trift eigentlich nicht auf das Einweichungsmittel des Herrn Dr. Böhrens.

Wir können alles, was in dieser Erinnerung gesagt ist, zugeben, ohne zu befürchten, daß das Umtauschen des Salzes und des Vitriols dem Einweichungsmittel schädlich werden könnte. Denn es muß ja erst bestimmt und festgesetzt werden, ob man die Vegetationskräfte in den schon aufgelösten Mineralien noch suchen wolle, oder ob sie vielmehr aus den Mineralien abzusondern seyn mögten? und dies letztere behaupte ich; daß aus den zusammengesetzten Ingredienzien von Kalk, geglühetem Kochsalz, oder, an dessen Statt, von Vitriol und Asche, mittelst der Lauge, eine neue Lauge soll bereitet werden, in welche die vegetabilischen Kräfte aus den Mineralien herausgezogen und mit der Mistlauge verbunden worden sind.

Ist das der Endzweck, warum wir uns eine solche Lauge bereiten, sodann wollen wir ja aus dieser Lauge wiederum die Vegetationskräfte auf die Saamenkörner übertragen, ohne uns zu bekümmern, was übrigens aus den Mineralien selbst nach Auslaugung ihrer vegetabilischen Kräfte werden könne, ob dieselben zum Theil

sich

sich zerlegen lassen oder nicht. Denn der Zweck gehet nicht dahin, daß wir die zusammengesetzten Theile des Kalks in seine Ur-Theile zurückbringen und zerlegen wollen; wäre das unsere Absicht, so würden wir freilich dieselbe nicht erreichen, wenn wir Kalk und Vitriol mit einander zersetzen wollten, und wir bekämen dagegen eine neue Composition von Gyps und Eisenkalk.

Allein kann es nicht geschehen, daß bei Umwandlung des Kalks und des Vitriols in Gyps und Eisenkalk zugleich die vegetabilischen Kräfte durch die Mistlauge diesen entzogen, und der Mistlauge zum Eigenthum gemacht werden? Dann haben wir ja unsern Zweck erreicht, und die ausgelaugte Asche und andere mineralische Theile betrachten wir nur als ein Residuum zu andern Gebrauche, der von dem Einquellen des Saamenkorns ganz verschieden seyn kann.

E. C. L. Wdm.

Etwas über Kuhpocken.

Herr Hufeland wünscht in und für sein Journal der praktischen Heilkunde fernere Erfahrungen und Beobachtungen über die Kuhpocken und über die Impfung derselben; die ich aber aus Patriotism, und besonders für das Publikum, wofür ich eigentlich verpflichtet bin, doch lieber hier gebe; es findet sich vielleicht ein oder anderer zweifelnder oder unschlüssiger Vater darin, der nun auf mein Wort inokulirt; und denn bin ich für meinen Federstrich hinlänglich belohnt.

Es sind in den beiden Städten Münder und Springe und im Amte Springe nun bereits über hundert Kinder, gesunde und kränkliche, in jedem Alter, von den ersten Wochen ihres Lebens an, bis zum Jünglings- und Mädchenalter hinauf, mit Kuhpockenmaterie, die ich der Güte und für die gute Sache so warmen Herrn Hofchirurgus Stromeyer verdankte, mit gewöhnlichem Erfolge, das heißt, mit gewöhnlichem Glücke, geimpft, und wahrscheinlich wird in hiesiger Gegend nicht leicht ein Kind ungeimpft bleiben. Die Sache ist von unnennbarem Werthe; ist eine der größten und wohlthätigsten Erfindungen des scheidenden Jahrhunderts; aber aus den Händen der Aerzte muß sie ganz heraus, wenn sie allgemein, wenn sie Sache des Volks, wenn sie das werden soll, was sie werden kann.

kann, muß: — „Extinction der Blatternempfänglichkeit selbst!" Die Aerzte müssen in ihren Wirkungskreisen mehr im Allgemeinen auf ihr Publikum wirken wollen, als auf jedes Individuum insbesondere; sie müssen Grundsätze, Lebensordnungen und so weiter aufstellen, Eingang verschaffen, verbreiten, bei welchen man am seltensten krank, am häufigsten wieder gesund wird; müssen dadurch der Gesundheit nachtheilige Vorurtheile, Gewohnheiten u. s. w. verdrängen, und mit der Peitsche der Satyre verfolgen. Doch, ich brauchte nicht zu weit auszuholen, um hier nur noch zu sagen: daß jeder Vater sein, jede Mutter ihr Kind selbst inokuliren muß.

Nach diesen Maximen handelte ich, als ich hier die Kuhpocken einführte; ich leitete Väter, mit der Lanzette in der Hand, dazu an, und traf auf einige Männer, die für alles Gute, wenn's gleich neu ist, warm werden können; deren Namen hier öffentlich zu nennen ich aber keine Erlaubniß habe. Diese impften ihre eigenen Kinder und andere, verbreiteten dadurch die gute Sache und wurden Wohlthäter bei vielen. Ich danke diesen Patrioten und Menschenfreunden hier öffentlich.

Krank war von diesen Geimpften keins, ich möchte denn Grämelei und etwas Indisposition Krankheit nennen wollen; indessen war diese kleine Unpäßlichkeit doch hinlänglich, den Charakter derselben kennen zu lernen. Das Nervensystem der Kinder war hier offenbar afficirt; sie hatten einen kapriziensen Puls, und so war auch ihre Laune; sie waren äusserst empfindlich, und die meisten sonderten eine Menge Urin ab; — Diese Beobachtung ist neu, ich mache sie zuerst — bei einigen sah ich einen ausserordentlichen Frohsinn, bei andern Trübsinn; lauter unverkennbare Merkmale einer leichten Nervenkrankheit, also dem Charakter der natürlichen Blattern ganz analog.

Neues Hannöverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 19ten December 1806.

Erfahrungen eines praktischen Forstmannes über den Anbau des unächten Acacienbaums. (Robinia pseudoacacia Linn.)

Der vielfache Nutzen dieses Baumes wird uns zwar durch das vortrefliche Journal des Hrn. Regierungsrathe Medikus, unächter Acacienbaum betitelt, wovon in der letztverwichenen Michaelismesse schon des 4ten Bandes 6tes Stück erschienen ist, hinlänglich bekannt gemacht; ich schmeichle mir aber doch, daß die Erfahrungen, die ich seit 6 Jahren über diesen Baum gemacht habe, den Lesern des hannöverischen Magazins nicht ganz unwillkommen seyn werden. Da indessen in gedachter Zeitschrift des Hrn. Regierungsrathe Medikus fast aus allen Gegenden Deutschlandes Beiträge gesammelt sind, so bemerke ich noch, daß ich mich blos auf meinen hiesigen, im Göttingischen befindlichen Wirkungskreis einschränke.

Die Behandlungsmethode, diesen Baum zu ziehen, ist wohl unter allen eine der vorzüglichsten, wobei indeß unendlich viel darauf ankömmt, daß die Pflanzen in den Saamenschuten gut behandelt werden; denn wenn sie bis zu der Zeit ihrer Verpflanzung an die bestimmte Stelle, in gesundem Wachsthum erhalten werden, so mag man sie nachher in guten oder schlechten Boden pflanzen, ihr künftiger Wachsthum wird immer von gutem Erfolge seyn. Den Saamen in Wälder zu säen, habe ich oft versucht, und gefunden, daß diese Methode nicht überall gut sey, weil dabei erstlich sehr viel auf die Lage und das Erdreich ankömmt; denn der aufkeimende Saame verlangt Sonnenwärme, die er im Walde nicht gut haben kann; zweitens sind die jungen Pflänzchen dem Hasenfraß sehr ausgesetzt; denn diese beissen sie ab und wiederholen dies, so wie sie wiederwachsen. Man gewinnt zwar bei der Waldsaat an Mühe und Unkosten, jedoch ist diese Methode, aus obigen Gründen, nicht überall anwendbar.

Denn obgleich der Acacienbaum schon sehr lange in Deutschland bekannt ist, und fast als einheimisch betrachtet werden kann, so bin ich doch vollkommen überzeugt, so viel auch in neuern Zeiten von berühmten Forstmännern darüber gesagt und geschrieben worden ist, daß er sich wenigstens in Rücksicht der Aussaat nicht als Forstbaum behandeln läßt. Auch ist die Mühe, die man ausserdem hat, gar nicht in Anschlag zu bringen, und ein jeder Forstmann oder Oekonom kann gewiß in seinem Garten so viel Land, als er, diesen Saamen darauf zu säen, braucht, entübrigen. Ein gut gegrabenes Gartenbeet, worauf man einige Jahre vorher Gemüse gebaut hat, ist zur Aussaat dieses Saamens am schicklichsten, wobei man jedoch auf die Lage eines solchen Beetes Rücksicht nehmen muß. besonders muß man es durch eine Mauer und dergleichen vor strenger Nordluft schützen, und dahin sehen, daß die Sonne den ganzen Tag ununterbrochen darauf wirken kann.

Ich habe meinen Acaciensaamen, nachdem ich gedachtes Beet zubereitet hatte, einige Jahre hindurch theils in Reihen oder Linien gesäet, (welche ungefähr 1 Zoll tief und 2 Zoll breit waren) und den Saamen mit fetter Mistbeeterde bedeckt; theils aber auch auf dem Beete ausgestreuet und mit einem Siebe etwas gute Erde darüber hergebreitet. Erstere Methode ist zwar zu empfehlen; allein der Saame darf nicht zu dicht gesäet werden, damit nicht eine Pflanze der andern die Nahrung entziehe und zurück bleibe. Auch ist dieses Liniensäen in solchen Gegenden nicht rathsam, wo es viele Erdkrebse (Gryllotalpae) giebt; denn diese heben, wenn sie in einer solchen Linie fortlaufen, den Saamen empor, und hindern den Keim in der Entwickelung. Der Nutzen bei diesem Liniensäen hingegen ist, daß die jungen Stämmchen, wenn sie in einer Linie stehen, den ersten Winter vor dem Erfrieren geschützt werden können. Man legt nemlich etwa 1 Fuß hoch von der Erde an beiden Seiten der Linie Stäbe an, und bindet sie zusammen, damit die jungen Stämmchen aufrecht erhalten werden. Sodann legt man Baumlaub, das aber bis zum Gebrauch unter einem Obdach trocken gehalten werden muß, etwa 1 Fuß hoch in den Zwischenraum der Linien, so, daß der Boden und die Stämmchen zugleich bedeckt werden. Dieses kann im October oder November geschehen, je nachdem die Witterung ist; und wenn die Kälte im Winter sehr streng seyn sollte, so kann man auf das schon vorhandene noch mehr Laub anhäufen. Dies ist eins der wichtigsten Geschäfte, damit der Frost, besonders im ersten Jahre, von der Wurzel abgehalten wird.

Diejenigen Stämmchen, deren Saame auf die Beete ausgestreut worden ist, wachsen zwar im ersten Jahre un-

gleich mehr als erstere; allein es ist damit, in Rücksicht der Winterbedekkung, viel unangenehmes verbunden; denn wenn man gedachtes Laub zur Winterdecke zwischen dieselben legt, so trift es oft, wenn man auch noch so vorsichtig dabei zu Werke geht, daß viele Stämmchen, besonders wenn sie etwa zu dicht aufgegangen sind, von dem Laube umgedrückt werden, (welche dann größtentheils einen ungleichen Wuchs erhalten, und in der Folge zu geraden Waldbäumen untauglich sind) oder wohl gar unter der Laubdecke zu Grunde gehen, welches man bei denen, welche in Reihen oder Linien gesäet werden, ganz und gar nicht zu fürchten hat.

Die jungen aufgehenden Pflänzchen verlangen sorgfältige Pflege, besonders müssen sie fleißig vom Unkraut gereinigt und bei heißen Tagen, des Morgens und Abends, begossen werden. Deshalb muß man das Saamenbeet in der Nähe haben, und ist daher ihr bester Platz im Küchengarten, wo die jungen Pflänzchen eine dichte Pfahl- oder Herzwurzel austreiben.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die frühe Aussaat dieses Saamens nicht zu empfehlen ist. Ich säete im Frühjahre 1795. ein halbes Pfund Acaciensaamen, und zwar zu Ausgang des Monats März, wo der Schnee in hiesiger Gegend schon ziemlich geschmolzen war, auf ein gut gegrabenes Gartenbeet. Die Witterung war im April zum Aufkeimen des Saamens ziemlich günstig; allein den 15ten Mai fiel ein starker mit Schnee begleiteter Nachfrost in hiesiger Gegend ein, der Weinstöcke und andere zarte Gewächse zu Grunde richtete, und auch meine jungen Acaciepflänzchen sämmtlich verheerte.

Ich säete hierauf noch in demselben Monat wieder Saamen nach, der auch in einigen Wochen, aber so einzeln aufging, daß ich glaubte, er wäre taub und zum Aufgehen untauglich gewesen. Demungeachtet ließ ich das Beet ungestört liegen, und die einzeln aufgegangenen Pflänzchen wuchsen in einem schwelgerischen Wuchse heran. Ich bedeckte das Beet den folgenden Winter hindurch mit Laub. Im folgenden Frühjahre 1796. führte der Wind dasselbe von einigen Plätzen hinweg, und da ich die entblößten Stellen betrachtete, fand ich zu meinem größten Vergnügen viel aufkeimenden Acaciensaamen, der den ganzen Winter hindurch in der Erde gelegen hatte, und erst zu der Zeit, wo ich ihn nicht erwartete, zum Vorschein gekommen war. Ich nahm sogleich das Laub von dem Saamenbeete behutsam weg, besprengte dasselbe bei warmer Witterung und erhielt noch viele junge Pflänzchen.

Diesen Erfolg schreibe ich folgender Behandlung zu: Ich begieße die Pflanzen, wenn sie aufgegangen und

etwa 6 Zoll herangewachsen sind, nur im höchsten Nothfall, weil ich gefunden habe, daß das viele Begießen im hiesigen Erdreich, das vielen Tuffsand enthält, sehr schädlich ist und Fäulniß der Wurzeln zur Folge hat. Der erst im folgenden Frühjahre nach der Aussaat hervorkeimende Saame war entweder zu alt, oder er lag zu flach in der Erde; letzteres ist wahrscheinlicher, weil er unter der Tuffsandkruste, die gemeiniglich durch das Begießen und heißen Sonnenschein entsteht, nicht Feuchtigkeit genug zum Aufkeimen erhalten, und erst durch die Winterfeuchtigkeit und warme Laubdecke zu keimen angefangen hatte. Daher rathe ich, daß man, wenn man bemerken sollte, daß wenig oder gar kein Saame zum Vorschein kömmt, nicht sogleich die Hofnung aufgebe, und etwa das Beet wieder umgrabe, sondern dasselbe bis zum künftigen Frühjahre ruhig liegen lasse.

Der aufkeimende Acaciensaame ist, besonders in hiesiger Gegend, noch einer Gefahr unterworfen. Der Erdfloh nemlich geht die jungen Pflänzchen so stark an, daß mir oft dadurch ganze Aussaaten verunglückt sind. Er hält sich nicht allein an den Blättern auf, sondern er nagt auch an den zarten Stämmchen und jede Wunde, die er denselben macht, bringt schadhafte Flecke.

Dieses schädliche Insekt zu vertreiben, habe ich schon mancherlei Versuche angestellt, allein immer ohne den erwünschten Erfolg, bis ich mich endlich folgender Methode bediente: ich begieße nemlich bei heißen Tagen die Pflänzchen Abends nach Sonnenunter- und Morgens vor Sonnenaufgang. Sobald dieses geschehen ist, bedecke ich das Saamenbeet mit Strohmatten, die ich etwa 1 Fuß von der Erde über die Pflanzen durch querliegende Stäbe erhöhe, so daß die brennende Mittagssonne sie nicht treffen kann, weil diese Insekten zu der Zeit den mehrsten Schaden verursachen. Dieser Bedeckung bediene ich mich nur so lange, bis die Pflanzen 8 bis 10 Zoll hoch sind, wo sie nachher durch den Wind bewegt und von den Erdflöhen gereinigt werden können. Die Bedeckung, wenn man sich ihrer länger bedienen wollte, würde den jungen Pflanzen schaden; denn diese lieben in der Jugend mehr Sonnenschein als Schatten, daher sie denn auch nicht wohl unter Bäume gesäet werden dürfen.

Dieses Beschatten der jungen Pflanzen halte ich für das sicherste Mittel gegen den Erdfloh. Einige sind zwar der Meinung, daß, wenn sie die Pflänzchen den Tag über im heißen Sonnenschein öfters begössen, dadurch die Erdflöhe vertrieben würden; nach meiner Meinung ist aber diese Methode sehr gefährlich.

Diejenigen Pflanzen, die ich mit Gips bestreuet, und die von den Erdflöhen

stöhen verschont geblieben waren, wuchsen zwar den Sommer über nicht stärker, als die ich bedeckt hatte; allein ihr junges Holz gelangte eher zur Reife als ersteres, und war ungleich härter, weil die Spitzen den Winter hindurch nur 1 bis 2 Zoll, jene aber auf 4 bis 6 Zoll eingeschrumpft waren; daher glaube ich, daß das Ueberstreuen des Gipses, besonders in naßkaltem Boden, diesen Pflanzen sehr nützlich seyn mag.

Ich lasse meine Acacienbäume zwei Jahre in dem Sonnenbeete stehen, wiewohl sie zum öftern in einem Jahre so hoch wachsen, daß sie recht gut verpflanzt werden könnten; allein weil ich, wie gedacht, aus Erfahrung weiß, daß im zweiten Frühjahre noch Saamen aufgeht, so lasse ich das Saamenbeet ein Jahr ungestört liegen, sodann hebe ich sowohl große als kleine Pflanzen aus, und versehe sie an die für sie bestimmten Stellen.

Die schicklichste Zeit, einen Acacienbaum anzupflanzen, ist im Frühjahre. Dabei muß man sich jedoch nach der Witterung und überhaupt nach dem Clima richten; denn obgleich dieser Baum später als andere Bäume zu treiben anfängt, so thut man doch nicht wohl, ihn später, als zu Ausgang des März, oder höchstens im April zu verpflanzen. Denn weil öfters im Mai und Jun. trockene Witterung einfälle, so muß er, um diese aushalten zu können, schon angewachsen seyn. Sollte man demungeachtet bemerken, daß die Würzeln noch keine junge Keime gebildet haben, und die Witterung ist anhaltend trocken, so muß man die Mühe noch daran wenden und dieselben begießen; jedoch ist dieses in trockenen oder hitzigen Erdarten mehr nöthig, als in fettem Moorboden.

Bei der Anpflanzung dieses Baums muß man Rücksicht auf die Lage der Gegend nehmen. In tiefliegendem flachem Lande kann man die Bäume mehr zu Kopfbäumen oder zu hohen Waldbäumen ziehen, weil sie daselbst den Windstößen nicht so sehr ausgesetzt sind; hingegen auf Höhen oder in bergigten Gegenden sind sie zu Busch- oder Schlagholz weit schicklicher. Im ersten Fall wählt man aus den Pflanzschulen diejenigen Stämmchen, welche einen geraden Wuchs haben. Wenn dieselben ausgehoben werden, muß man dabei vorsichtig seyn, daß die Pfahl- oder Herzwurzel nicht beschädigt werde; auch darf dieselbe bei dem Einpflanzen derer, welche zu den hochstämmigen Bäumen bestimmt sind, nicht abgeschnitten werden. Ferner verträgt dieser Baum nicht wohl, daß man seine Zweige, besonders in der Jugend, abschneide, weil da, wo die Wunde durch den Schnitt gemacht wird, Wulste entstehen, und daselbst wieder junge Zweige in Menge hervorkommen, die doch, um den Baum in die Höhe zu bringen, immer wieder abgenommen werden müssen, und zuletzt dem

dem Stamme schadhafte Flecken zuziehen. Daher kann der Baum, so wie man ihn aus der Saamenschule nimt, ohne daß ein Schnitt daran gethan wird, an die bestimmte Stelle gepflanzt werden; denn er putzt sich, so wie der Nadelholzbaum, von selbst.

Der Eigenschaft dieses Baums zufolge, kann man auch die jungen Stämmchen nahe an einander pflanzen. Einige setzen zwar dieselben von einem Baume zum andern, 10 bis 12 Fuß weit aus einander, wahrscheinlich weil sich die Krone dieses Baums weit umher ausbreitet; es ist aber unrecht, und weil man dadurch viel Land verliert, wo doch hier und da auch ein Baum stehen könnte, nicht vortheilhaft. Nach meiner Erfahrung ist eine Entfernung von 6 bis 8 Fuß hinreichend; auch müssen die Bäume wegen der Windstöße so viel wie möglich geschlossen stehen, und da es nicht schwer hält, aus dem Saamen viel Pflanzen zu gewinnen, so ist der Verlust auch nicht beträchtlich, wenn einige erstickt werden; auf jeden Fall ist es besser, wenn man sie nicht an einander pflanzt, als wenn sie einzeln gesetzt und nachher von dem Winde beschädigt werden.

Die ersten 2 bis 3 Jahre nach der Verpflanzung der jungen Bäumchen verlangen die Wurzeln schlechterdings den Winter über gegen Frost geschützt zu werden, und dieses kann am besten durch Baumlaub geschehen. Eine Decke von Dünger wäre zwar ungleich vortheilhafter, aber welcher Oekonom wird denselben dieserwegen seinen Feldern entziehen? Liegt die Anlage des Acacienwaldes an einem Orte, wo der Wind sehr wirken kann, und das Laub hinweg führt, so können Tannen- oder andere Zweige darauf gebreitet werden, bis sich das Laub vom Regen festgesetzt hat, und der Wind dasselbe nicht mehr wegwehen kann.

Die Hasen fressen die jungen Stämmchen nur bis ins dritte, höchstens ins vierte Jahr an, wo sodann die Rinde fest wird. Diese nun davon abzuhalten, ist das sicherste Mittel, wenn man Baumrinde von Fichten oder Birken um die Stämmchen eine Elle hoch, oder so hoch ein Hase reichen kann, anlegt. Ein Stück Baumrinde von 3 bis 4 Zoll breit, ist zur Bedeckung solcher Stämmchen hinlänglich. Sie wird einige Tage vor dem Gebrauch ins Wasser gelegt, damit sie sich biege, nachher in große Stücke geschnitten, und um die Bäumchen mit einer Weide befestigt. Diese Schaale kann man einige Jahre zu diesem Behuf gebrauchen.

Daß der Acacienbaum einen sehr schnellen Wuchs hat, auch fast in jedem Boden gut gedeihet, ist schon hinlänglich bewiesen, und bedarf hier nicht angeführt zu werden. Er scheint von der Natur mehr zum Brenn- als

Bau-

Bauholze bestimmt zu seyn. Jedoch hat auf letzteres die Lage und die Erdart, in welche er verpflanzt wird, ungemein viel Einfluß; denn im magern Boden wird sein Holz ungleich fester, und erhält eine weit feinere Politur, als im fetten Erdreiche; allein in letzterm erhält dieser Baum einen weit mastigern Wuchs. Ich weiß aus der Erfahrung, daß er als Brennholz vor folgenden einheimischen Bäumen, nemlich: der Espe oder Zitterpappel, (Populus tremula L.) der gemeinen Linde, (Tilia europaea L.) und dem Rüster oder Ulmbaum, (Ulmus campestris L.) viele Vorzüge hat; denn ich kaufte im Jahre 1793 von einem Landmann der hiesigen Gegend einen ziemlich dicken, noch sehr gesunden Acacienbaum, den derselbe in seinem Hofe stehen hatte, und ließ denselben im folgenden Frühjahre fällen, damit das Holz bis zum Herbst gehörig trocknen konnte; dann verbrannte ich dasselbe separat, und fand, daß das Acacienholz nicht allein mehr Hitze von sich gab, sondern auch länger Kohlen hielt. Demungeachtet aber sind andere einheimische Bäume nicht zu verwerfen, und es kömmt bei ihrer Anpflanzung sehr viel auf das Verhältniß und die Lage einer Gegend an. Z. B. Seestädten sind Weiden, Ellern und andre fast unentbehrlich; denn die zwei ersten Gattungen werden zu Fischreusen, Körben u. s. w. so wie zur Befestigung der Dämme gebraucht. Ob nun gleich solche Gegenden größtentheils aus sumpfichtem oder feuchtem Erdreiche bestehen, in welchem der Acacienbaum, wie durch Versuche gründlich erwiesen ist, gut fortkömmt; so glaube ich doch, daß man besser thut, daselbst statt seiner, Weiden, Ellern und Pappeln anzupflanzen, und ihn nur in solchen Gegenden zu ziehen, wo gedachte Bäume nicht zu andern Sachen nöthig sind, sondern nur als Brennholz gebraucht werden.

(Der Schluß folgt.)

Ueber das Versetzen der jungen Bäume im Frühjahre.

Man hält zwar gemeiniglich den Herbst für die beste Zeit zum Versetzen junger Bäume, allein mir will die beste Zeit dazu im Frühjahre zu seyn scheinen, wenn die Säfte anfangen, sich zu bewegen, oder kurz vor dem Aufsteigen derselben. Meine Gründe hiezu sind folgende:

1) Es

1) Hat mich die Erfahrung gelehret, daß die im Frühjahr um die Zeit der ersten Safteberwegung oder kurz vorher versetzten Bäume eher fortkommen und schneller wachsen, als die, deren Versetzung im Herbst geschah.

2) Erkläre ich mir durch physikalische Gründe die Sache so: im Winter hat der Baum bei seinem schwachen Leben die genaue Verbindung seiner zarten Saugwurzeln mit der Muttererde sehr nöthig. Wird diese Verbindung vor dem Winter durch Zerreißung der zarten Wurzeln aufgehoben, so wird er den Winter hindurch in einen noch todtern Zustand versetzt, als in den ihn die Natur versetzte. Dadurch muß der Baum schlechterdings sehr leiden, und entweder gar ersterben, zumal wenn der Herbst trocken ist, oder wenigstens eine Lebensschwäche bekommen, die er so bald vielleicht nicht wieder verwindet. Aber wenn er im Winter unverletzt bleibt, und im Frühjahre zeitig [illegible] der [illegible] Sonne seine Lebenssäfte in Bewegung bringt; so werden sich diese nicht so sehr verdicken können, daß dadurch Krankheit und Tod entstehen könne.

Die Löcher aber, in welche die Versetzung geschehen soll, werden im Herbste gemacht; und zwar dergestalt, daß jedes Loch wenigstens im Durchmesser 1½ Elle hat. Zuerst wird der Rasen oben fladenweise abgestochen; sodann wird die untere Erde einen guten Spadenstich tief herausgegraben. Ist dieses geschehen, so wird der Boden des Loches mit dem ausgestochenen Rasen verkehrt belegt, so daß das Gras unten kömmt; die unten ausgegrabene Erde aber bleibt neben dem Loche liegen. So bleiben die Löcher den Winter hindurch, wo der unten gelegene Rasen in Fäulung übergeht, und dem Baume einen guten Boden giebt. Die entblößte Erde wird auch den Winter hindurch durch Schnee und Frost fruchtbar gemacht, so daß der im Frühjahre dahin versetzte Baum sehr gut wächst.

Kann man bei dem Heraushohlen der Bäume etwas Muttererde an den zarten Wurzeln lassen, so ist dies sehr gut. Könnte dieses aber nicht geschehen, so schone man wenigstens die zarten Wurzeln so viel wie möglich; presse diese sodann beim Setzen nicht zusammen, sondern breite sie auseinander. Dies macht man so: wenn man den Baum in das Loch gestellt und etwas klare Erde hinein geworfen hat, so holt man mit der Hand die zusammengedrückten zarten Wurzeln wieder heraus und breitet sie auf der Erde auseinander und nun die übrige Erde darauf. Um den Baum herum macht man keine Erhöhung, weil sonst der Regen abfließt, sondern das Loch muß flach bleiben. Kann man es nun mit Laub, Baumrinde oder Strohmist belegen, so ist dies sehr gut. Der Regen zieht dadurch in die Erde, und die Fruchtbarkeit kann von der Sonne nicht aus der noch lockern Erde so leicht wieder ausgezogen werden.

Neues Hannöverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 22ten December 1800.

Erfahrungen eines praktischen Forstmannes über den Anbau des unächten Acacienbaums. (Robinia pseudoacacia Linn.)

(Schluß.)

Da die Wurzeln des unächten Acacienbaums sich weit umher ausbreiten, so kann man sich seiner auch zur Befestigung der Ufer oder Dämme bedienen, und seine Anpflanzung ist sowohl in schwerem, lehmigtem und thonigtem, als in leichtem Sandboden anwendbar. Im ersten Fall kann man die Stämmchen von 2 bis 3 Jahren schon gebrauchen, die man etwa eine halbe Elle über der Wurzel abschneidet, damit sie viele Seitenzweige austreibe und alsdann zu Schlagholz gebraucht werden kann, d. h. sie werden alle 3 bis 4 Jahre abgeschlagen, damit sie nur Sträucher bilden. Bei dieser Anpflanzung in schwerem Boden ist es nöthig, daß man den jungen Pflänzchen sogleich die Pfahl- oder Herzwurzel abnimt, damit die übrigen Wurzeln nur unter der Oberfläche fort laufen, wodurch das Ufer mit der Zeit sehr befestigt wird. Die Herzwurzel zu nehmen, ist aus dem Grunde nöthig, weil dadurch mehrere Seitenwurzeln entstehen, die vermögend sind, den Strauch ohne Pfahlwurzel bei heftigen Windstößen fest zu halten.

In leichtem sandigem Boden hingegen muß diesen Bäumchen die Pfahlwurzel gelassen und nicht abgeschnitten werden, damit dieselbe tief in den Boden eindringen, und den Strauch in Zukunft gegen die Wirkung des Windes schützen könne, da auch der sandige Boden, besonders wo Flugsand ist, leicht nachgiebt und durch den Wind und das Wasser von den Seitenwurzeln abgeführt wird, wodurch dieselben hie und da entblößt werden, so muß die Rinde oder Schaale dieser entblößten Wurzeln geklopft werden, daß dadurch eine Wunde entstehe, auf welcher sich dann in kurzer Zeit ein Wulst bildet, und viele junge Zweige hervorschiessen.

Dies wiederholt man, so oft sich eine Blöße zeigt, wodurch zuletzt der Damm dergestalt befestigt wird, daß weder Wind noch Wasser vermögend ist, etwas daran zu verletzen. In dieser Rücksicht hat der Acacienbaum vor der Weide beinahe den Vorzug.

Im Frühjahre, wenn die Acacienbäume an solche Dämme gepflanzt werden, kann man einige Pflanzen von der Busch- und Erdweide, (Salix Triandra Linn.) oder lappländische kriechende Weide, (Salix herbacea L.) dazwischen setzen, bis die Acacienbaumpflanzen völlig bewurzelt sind; dann wachsen diese über jene empor, und bedürfen weiter keiner Wartung, als daß sie oft abgeschlagen, und die entblößten Wurzeln geklopft werden. Beides muß im Frühjahre und zwar im April geschehen, damit die Wurzeln sogleich wieder frische Zweige austreiben und einen dichten Busch bilden können.

Wenn die Stämmchen gepflanzt werden, so muß man sich anfangs die Mühe nicht verdrießen lassen, besonders wenn die Lage eines solchen Dammes gegen Süden ist, und der Boden aus hitzigem Sande besteht, auch anhaltende trockne Witterung einfälle, sie einigemal zu begießen; denn diese Mühe wird gewiß in Zukunft durch einen festen Damm belohnt. Ich habe zwar diese hier angeführte Methode nur im Kleinen versucht, glaube aber, daß sie auch im Großen anwendbar ist, und der Erwartung entsprechen wird.

Im Reichsanzeiger vom J. 1796. sind verschiedene Aufsätze erschienen, die theils den Nutzen, theils aber auch die unangenehmen Eigenschaften dieses Baums enthalten. Ich führe hier bloß den Auszug eines Aufsatzes von Nr. 88. an, worin der Verfasser sagt: daß in Schlesien fast jeder Gutsbesitzer und Oekonom sich mit dem Anbau des Acacienbaums beschäftige, jedoch rathe er, daß man damit im Großen nicht zu voreilig seyn solle, weil glaubwürdige Forstmänner, Gärtner und Oekonomen dasselbe aus 20 bis 30jährigen Erfahrungen widerriethen, jedoch zugeben, daß dieser Acacienbaum durch seine fortlaufenden Wurzeln, welche hier und da frische Zweige austreiben, besonders im Sandboden einen dichten Busch bilde. Auch behaupten sie: „daß die Birke, Espe u. s. w. dem Acacienbaume im Wachsthum nicht nachstehen dürften, daß sie im Gegentheil nicht so zärtlich als letzterer wären, und daß die Birke ein glattes und sehr gutes Brenn- und Schierholz sey; da hingegen die Acacienstaude durch ihre Stacheln das Holzspalterlohn erhöhete. Sie empfehlen endlich, um dem Holzmangel zu steuern, die Abschaffung der Hutung in den Wäldern.“

Daß die Birke und Espe in Rücksicht des Wachsthums vor dem Acacien-

cienbaum den Vorzug habe, bezweifle ich fast; jedoch kömmt hiebei sehr viel auf den Boden und die Lage an.

Den Vorzug des Acacienbaums vor der Espe als Brennholz betrachtet, habe ich schon oben erwiesen.

Daß der Acacienbaum wegen seiner Stacheln dem Holzspalter schwer zu verarbeiten wird, ist gewiß; allein ich kenne Gegenden, wo man sich verschiedener Dornsträuche, als: Rosa canina, Prunus spinosa, Crataegus oxyacantha etc. zur Feurung bedient, die doch nicht minder stachlicht und beschwerlich im Bunde zu verarbeiten sind, als der Acacienbaum. Wenn man nun diese beiden gegen einander stellt, und den schnellen Wuchs des letztern mit in Anschlag bringt, so glaube ich doch, daß dieser Acacienbaum, ungeachtet seiner Stacheln, nicht zu verwerfen, sondern vielmehr dem Forstmann wie dem Oekonomen zum Anbau sehr zu empfehlen sey.

Einiges zur Beantwortung der Anfrage im 91sten Stück dieses Magazins von diesem Jahre.

Bei dieser, von mir geschehenen Anfrage und Bitte um Mittheilung eines der menschlichen Gesundheit völlig unschädlichen Hopfensurrogats, war es nicht meine Absicht, ein dergleichen Surrogat als ein Arcanum an mich zu kaufen, sondern ich wünschte, wie auch in jener Anfrage deutlich gesagt ist, daß derjenige, dem eine unschädliche und dabei wohlfeile Sache, die statt des, gegenwärtig in so ausserordentlich hohem Preise stehenden, ja kaum einmal mehr für Geld zu habenden Hopfens, beim Bierbrauen gebraucht werden könne, bekannt sey, solche zum Besten allerjetzt so sehr leidenden Brauer in diesen Blättern baldigst anzeigen möge. Daher kann ich denn auch von den beiden mir für 10 und 20 Dukaten angestellten Recepten, Bier ohne Hopfen zu brauen, keinen Gebrauch machen, und muß es lediglich dem Patriotismus der Herren Anstellen jener Recepte überlassen, ob sie solche öffentlich mittheilen wollen oder nicht.

Daß Quassia allerdings ein sehr gutes und gesundes Hopfensurrogat abgebe, sagte mir noch neulich ein hiesiger sehr erfahrner Chemiker.

Herr Hauptmann Köhne zu Knesebeck, der schon vor mehrern Jahren unser Magazin durch so manchen

praktischen ökonomischen Aufsatz zierte, schreibt mir unterm 26ten November d. J. folgendes:

„Auf Veranlassung Ihrer Anfrage im 91sten Stück des neuen hannöverischen Magazins, melde ich Ihnen, daß der Bast von Weidensträuchern oder Reisern das Bittere des Hopfens an sich hat, und daher zum Bierbrauen genommen wird. Es giebt bekanntlich verschiedene Arten Weiden; alle haben was Bitteres an sich, jedoch giebt die Kopfweide unter allen dem Hopfen am wenigsten nach.“

„Daß der Saft vom Weidenbast der Gesundheit schaden könne, ist nicht zu vermuthen, wenigstens sagte mir einst ein Arzt, daß solcher auch in der Medicin gebraucht werde ꝛc.

Vielleicht ist es vielen Lesern dieses Magazins nicht bekannt, daß schon längstens in Amerika ein sehr bitteres Bier ohne allen Hopfen, Fichtenbier (spruce-Beer) genannt, gebrauet wird. Heinr. Ellis in seiner Reise nach Hudsons Meerbusen im 2ten Theile Seite 224. der deutschen Uebersetzung, in dem ersten Theile der göttingischen Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen in 8. meldet uns die Verfertigung dieses Biers, und sagt, die Engländer, welche um Hudsonsbay wohnten, erhielten sich wider den Scharbock durch den beständigen häufigen Gebrauch des Fichtenbiers. Dieses wird so gemacht: Man nimt die Spitzen oder Enden von Fichtenzweigen, oder, wenn diese fehlen, von kleinen Tannen, so viel als beliebig, kocht selbige in Wasser so lange, bis sie gelb werden und die Rinde abgeht; da sie denn wieder heraus genommen werden. Zu ungefähr 4 Quartieren dieses abgekochten Wassers wird ein halbes Nösel Sirup gethan. Hiermit wird es noch einmal gekocht, bis sich ein Schaum darauf setzt. Darauf wird es in ein Faß geschüttet, worin vorher der 6te Theil kaltes Wasser gegossen worden. Wenn das Faß voll ist, brennt man eine Flinte, die doch nur mit sehr wenig Pulver, auch ohne Pfropf geladen, in das Spundloch los, wodurch eine Gährung hervorgebracht wird, die das Bier innerhalb 24 Stunden zum Gebrauch gut macht. Daß unsere deutschen Fichten und Tannen ein eben so gutes Fichtenbier liefern, wie die amerikanischen, ist längst durch Versuche bestätigt, und bedarf keines weitern Anführens. Jeder kann sich durch einen Versuch im Kleinen davon überzeugen. Man nehme 24 Maaß flüssiges Wasser, so bald solches kocht, werfe man eine Hand voll oder beinahe ein Maaß frischer klein geschnittener Blätter und Spitzen von Fichten, wie auch einen dergleichen Zapfen hinein. Nachdem dieses mit ein wenig dazu gethanem geröstetem Brod und Weitzen eine Stunde lang ge-

gekocht hat, seihe man es durch einen Durchschlag ab und lasse das Dekoct etwa 3 Stunden lang stehen, bis es geschickt wird, den Hefen zu bekommen. Alsdenn werden einige Löffel voll derselben mit einem Viertel Mösel Sirup hinein gethan, worauf es allmählig in Gährung geräth.

In Waldgegenden wäre das Fichtenbier gewiß das wohlfeilste und schicklichste Getränk, welches noch ausserdem die gute Eigenschaft an sich hat, daß es nicht sauer wird.

Schließlich sey es mir noch erlaubt, hier die schon vor mehrern Jahren in einigen öffentlichen Blättern, und aus selbigen auch in diesem Magazin bekannt gemachte Art und Weise wieder in Erinnerung zu bringen, wie die Engländer und Schweden schon seit länger als hundert Jahren ihren in wohlfeilen Jahren in Deutschland aufgekauften Hopfen durch Einpressung mehrere Jahre aufbewahren, sich dadurch bei hohen Preisen gegen Hopfenmangel schützen, und jederzeit wohlfeilen und dabei guten Hopfen haben.

Wenn der Hopfen, wie solches in Deutschland allgemein geschieht, um ihn aufzubewahren, auf den Boden, oder allenfalls in Hopfenkammern geschüttet wird, so wird er sehr geschwind und leicht durch die Luft ausgezogen, weil seine Kraft größtentheils aus einem harzigen flüchtigen Salze besteht. Schon im dritten Jahre ist solcher frei hingeschütteter Hopfen wie bloße Spreu beschaffen, und man verspürt einen Abfall von der Stärke des Biers.

Die Engländer und Schweden kaufen bei wohlfeilen Preisen in Deutschland jährlich viele tausend Scheffel Hopfen auf, und lassen solche in Ballen einpressen, wodurch sie bei Mißjahren in beständigem Vorrath bleiben. Das Einpressen geschieht auf folgende Weise:

Sobald der Preis des Hopfens wohlfeil ist, wird jedes Jahr, wenn auch noch Vorrath da wäre, eine Parthei fein reifer gelbbrauner und harzigter Hopfen in langen und starken Häuptern eingekauft. Ich sage, die Häupter müssen fast Fingers lang seyn, gelbbraun und so fett, daß, wenn man eine Hand voll zusammen faßt, es sich wie Pech zusammen drückt. Es darf auch nicht einmal ein Blatt von den grünen Ranken darunter bleiben. Hiernächst wird von 4 Zoll dicken eichenen Bohlen oder Dielen ein viereckter Kasten ohne Boden, 2 Ellen ins Gevierte breit und hoch, mit Riegeln gemacht, worin von grober Packleinewand mit Bindfaden genähete, akkurat viereckigte Säcke gefertigt, allezeit angeklemmet, und dann mit diesem Kasten unter eine große Presse gestellt werden. Diesen Sack schüttet man voll Hopfen, legt eine große viereckigte

kigte Bohlenplatte darauf, und preſſet es ſcharf zu, ſo bleibt der Hopfen auf dem Boden nur fingerdick; damit wird fortgefahren, bis der Sack voll iſt, welchen man ſofort zunähet, den Kaſten abnimt und aufs neue die Procedur mit einem andern Sacke anfängt. Dieſe Ballen Hopfen werden nur auf den Boden über einander gelegt und bis zum Verkauf aufgehoben. Auf dieſe Art behält er alle ſeine Kraft, und man kann wohl 30 Schfl. in ſo einen kleinen Ballen preſſen. Nun iſt bekannt, daß ein Scheffel Hopfen beinahe 6 Pfund wiegt, wenn alſo z. E. zu einem Gebräude 6 Schfl. Hopfen nöthig waren; ſo wird ein Ballen an einer Ecke aufgemacht, und von dieſer, einem braunen Peche ähnlichen Maſſe, an welcher kein Hopfenblatt mehr zu ſehen iſt, mit einem ſcharfen Beile 36 Pfund abgehauen, und in der Braupfanne, wie anderer Hopfen, traktirt. Wenn man etwas davon in den Mund nimt, iſt die Kraft und Delikateſſe gar deutlich zu merken. Das Bier wird beſſer und der Eigenthümer hat jederzeit wohlfeilen Hopfen.

Hannover G. F. Wehrs.

Rettung durch die Treue eines Hundes.

Ein junger hypochondriſcher Gelehrter faßte, da er bei dem Gefühl körperlicher Schwäche, und bei trüben Ausſichten in die Zukunft allen Geſchmack am Leben verloren hatte, den Entſchluß, ſein irdiſches Daſeyn zu vernichten. An einem ſchönen Sommerabend ging er daher, begleitet von ſeinem Pudel, zu einem benachbarten Strohme, um darin ſeinen Tod zu ſuchen. Er wählte einen Ort, wo das Waſſer ſehr tief war, und, nachdem er rings umher geſchauet hatte, ob auch etwa ein menſchliches Auge ſein Vorhaben entdecken mögte, ſprang er vom Ufer in die Flut hinab. Aber ſein Pudel vertrat jetzt die Stelle eines mitleidigen Freundes. Schnell, ſobald ſein Herr verſchwunden war, ſprang er ihm nach, entzog ihn der Tiefe und brachte ihn glücklich wieder auf die Oberfläche des Waſſers. Sehr unwillig und aufgebracht über den unzeitigen Dienſt ſeines Hundes, ſtieg er wieder heraus, prügelte ſeinen Retter derbe durch und warf, ihn fortjagend, den Stock hinter ihm her. Jetzt ſtürzte er ſich wieder kopfüber in den Strohm; doch eilends lief der Hund herbei und holte ihn von neuem herauf. Das kühle Bad hatte ſeine ſchwachen Nerven aufgefriſcht

frischt und die hypochondrische Laune verscheucht. Das mit der Licht der sich zum Untergange neigenden Sonne, und rings um ihn die grünen Fluren, fingen wieder an, einigen Reiz für ihn zu gewinnen und Lust zum Leben in ihm anzufachen. Er warf sich zwischen Wiesenblumen am Ufer hin, und nach allmälig zurückgekehrter Besonnenheit verabscheute er ein Verbrechen zu verüben, wozu er kurz vorher so fest entschlossen war. Seinen Hund, der freudig und mit dem Schwanze wedelnd ihn umhüpfte, streichelte er mit der Hand und liebkosete ihn als seinen Erhalter. Da sich in der Folge die moralischen Grundsätze, so wie auch die Lage und Gesundheit dieses jungen Mannes verbesserten, dachte er nicht anders, als mit Scham und Reue an diese unglücklichen Augenblicke seines Lebens zurück; seinen Pudel aber verpflegte er mit aller der zärtlichen Sorgfalt, die man einem biedern Freunde schuldig ist, bis derselbe vor Alter starb.

G. F. K.

Heldenmuth eines Frauenzimmers.

Als der tapfere Graf Szrinyi im Jahre 1566. mit 2500 Mann die Festung Sigeth wider den türkischen Kaiser Süleymann, welcher mit einem Heere von 164,000 vor derselben stand, vertheidigte, wurde die kleine Besatzung genöthigt, gegen die überlegene und andringende Macht des Feindes einen Ausfall zu thun. Der Befehlshaber ermunterte seine Krieger zu dieser kühnen Unternehmung, und alle waren zum Streit und zum Tode bereit und entschlossen. Einer war unter diesen, der den ausserordentlichen Entschluß faßte, seine Frau, die aus adelichem Geschlecht abstammte, jung, schön und liebenswürdig war, mit eigner Hand zu tödten, damit sie nicht eine Beute der Barbaren werden mögte. Die Frau merkte den unmenschlichen Vorsatz ihres Mannes, und suchte ihn durch mancherlei Vorstellungen davon abzubringen. „Warum, sagte sie unter andern, willst du mir gewaltsam die Gelegenheit rauben, dir in die letzte Todesgefahr zu folgen? Laß das Schicksal, laß einen gemeinschaftlichen Tod das Band der Liebe zerreißen, das uns im Leben so fest umschlungen hielt.“ —

Hierauf legte sie Mannskleider an, ward von ihrem Mann mit Waffen versehen und zu seiner Lin-

ken

ken gestellt. Die Thore wurden geöffnet, die Zugbrücken niedergelassen, und von beiden Seiten begann ein blutiger Streit. Die schöne Heldin, die an Tapferkeit keinem Manne wich, verlohr den Ihrigen an ihrer Seite. Aber sein Tod, statt ihren Muth zu vermindern, befeuerte ihre Kräfte zur Rache. — Endlich wurde sie tödlich verwundet, und, nachdem sie viel Blut vergossen hatte, gab auch sie ihren heldenmüthigen Geist auf.

Matthias Füeßli, ein bekannter Maler des siebzehnten Jahrhunderts, der durch sein Genie der Kunst und seiner Vaterstadt Zürich damals Ehre machte, war sehr sinnreich in Erfindung solcher Mittel, wodurch er seine Einbildungskraft in die für die vorhabenden Arbeiten gehörige Stimmung versetzte. Einst arbeitete er an einem Gemälde, das in gewissen Figuren die äusserste Bestürzung, Furcht, Schrecken und Entsetzen darstellen sollte. Als ihm nun mehrere Versuche nicht nach Wunsch gelingen wollten, suchte er seine Einbildungskraft durch wirkliche Anschauung des Ausdrucks jener starken Gemüthsbewegungen zu unterstützen und in Feuer zu setzen. Einen großen blinkenden Schweizerdegen entzog er der Scheide, und lief damit, gleich einem wirklich Wüthenden, in das Zimmer, wo seine Schüler, deren Zahl nicht gering war, bei einander über ihrer Arbeit saßen. Er trieb diese eine Weile in dem Zimmer umher, und da sie glaubten, er wolle sie im Ernst alle zusammenhauen; so zeigten sich auf ihren Gesichtern und in ihren Mienen die Affekten, welche Füeßli zu sehen wünschte. Er betrachtete sie in diesen Momenten sehr genau, sprach ihnen darauf wieder guten Muth ein, und entdeckte ihnen die Absicht dieses verstellten Ueberfalls.

Hannöverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 26ten December 1800.

Herrn Alof Swartz

Bemerkungen über die Naturgeschichte der weißen Ameisen oder Termiten (Termes L.)

Aus dem Kongl. Svenska Vetensk. Acad. Nya Handlingar Tom. XIII. p. 228 – 238. im Auszuge übersetzt vom Herrn Eisenhüttengehülfen J. G. L. Blumhof.

Es sind keine Wunderwerke der Natur größer, als gerade die kleinsten. Mit Recht bewundern wir die vortreffliche Haushaltung der Bienen, die Arbeit und Schlauheit der Ameisen, das Bautalent der Wespen, die Zusammensetzung des Gewebes der Spinnen, die Vorsichtigkeit der Ameisenlöwen, die Begattung der Wasserjungfern od. r Libellen, und tausend andere Sachen im Reiche der Insekten.

Unser Zeitalter ist zu seiner Ehre reich an Entdeckungen in diesem dunkeln und nicht selten verachteten Theile der Naturwissenschaft.

Allein diese werden auch den zukünftigen und eben so forschenden Zeitaltern nicht fehlen. Wie oft werden wir nicht gewahr, daß wir bloß ins Vorzimmer des Heiligthums der Natur eingedrungen sind!

Erst seit etwas über 10 Jahre entdeckte der Engländer Smeathmann das bewundernswürdige Verhalten eines bereits lange, aber fast bloß dem Namen nach, bekannten Insektengeschlechts, der weißen Ameisen oder Termiten.

Dieses Geschlecht, Linnees Termes, kömmt in Afrika weit häufiger als in den übrigen Theilen der heißen Zone vor a); auch sind dort die ersten wah-

a) Ueber diese Thiere haben Aviedo, de la Caille, Rochefort, du Terten, Dopper, Kolbe, Bosmann, Labat, Hughes, Ligon, Kämpfer, Smith, Sloane, Adanson, Chauvellan, Moore, Browne, Long, Porskål,

wahren Untersuchungen darüber gemacht worden.

Smeathmans Andenken wird von der naturforschenden Nachwelt dankbar verehrt werden, wenn fernere Erfahrungen seine Entdeckungen, welche bereits den 71ten Band der Abhandlung der Königl. englischen Societät zieren, bestätigen werden.

Auch werden die Bemühungen des ruhmlosen und nur allzu früh vermißten Königs auf seinen malabarischen Reisen, die dunkle Geschichte dieser Thiere aufzuklären b), unvergeßlich bleiben.

Ich selbst habe in Westindien oft die Lebensart der Termiten zu bewundern Gelegenheit gehabt, besonders der Art, welche auf den amerikanischen Inseln unter den Namen von Wood-Lices, White-Ants, Poux de Bois und Fourmis blanches bekannt ist.

Diese Thiere machen, gleich den Bienen und Ameisen, ein Ganzes oder eine Gesellschaft von mehreren verschiedenen Arten aus, die zu ihren verschiedenen Verrichtungen bestimmt sind. So findet man hier eine Monarchin, die gemeinschaftliche Mutter des Ganzen, ein oder einige wenige Männchen, den größten Theil Arbeiter und eine geringere Anzahl Beschützer oder Soldaten.

Die Arbeiter sind nächst den Soldaten die kleinsten an Größe, mannigfach kleiner als das Weibchen. Diese bereiten den wunderbaren Bau, in welchem sich die Gesellschaft verbirgt, sie pflegen die zarte Brut und warten der allgemeinen Mutter auf.

Die Soldaten (von Smeathman so genannt) sind von den vorigen in Rücksicht der Gestalt merklich unterschieden, auch weniger zahlreich, wie 1 zu 10. Ihre Beschäftigung scheint zu seyn, die Verrichtungen der erstern zu ordnen, sie anzuführen und Gewalt mit Gewalt zu begegnen.

Männchen und Weibchen sind auch von den vorigen sehr verschieden und mehrfach größer; sie sind anfänglich beide geflügelt, und können nicht eher, als bis sie für eine Gesellschaft ausgewählt worden, unterschieden werden.

In

Sparrmann de Geer, Fabricius und v. Linne, welcher die Zurückkunft des Herrn Schmeathmans aus Afrika nicht erlebte, beschrieben. Die Angaben finden sich in Phil. Transact. 1781. p. 139. Tab. VII. VIII. IX. X. worauf sich aufgeführt.

b) Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. Band IV. S. 1. Tab. I.

In einer gewissen Jahrszeit (im Anfange der Regenzeit) trift man dieses geflügelte Ungeziefer in großer Menge in ihren Wohnungen an; aber bald verlassen sie solche; vielleicht daß sie das Schicksal des Männchen in den Bienenstöcken erfahren, daß sie mit Gewalt herausgetrieben werden. Man findet sie alsdann in unzählbarer Menge herumschwärmen und endlich ohne Flügel, kommen sie durch mannichfache Unglücksfälle, den geflügelten Ameisen nicht ungleich, nachdem das Fest der Begattung aufgehört hat, um. Bloß einige wenige haben das Glück, ihr Schicksal zu überleben, und zufälligerweise von einem streifenden Haufen Arbeiter bewahrt zu werden, welche sie beschützen, und ihnen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit Häuser bauen und so eine neue Kolonie gründen.

Ob neben dem Weibchen mehr als ein Männchen im Hause zugelassen wird, kann ich nicht sagen. Es ist gewiß, daß unter gewissen Arten nicht mehr als ein einziges von jedem gefunden wird c). In den westindischen Holzameisenhaufen trift man gleichsam mehrere Haushaltungen in besondern Abtheilungen an, und jede von diesen hat ihr Weibchen.

Dieses aber wird jetzt unsichtbarer als eine von den andern. Eingesperrt in ihre eigne Stelle in der Wohnung, scheint sie kurz nach der Wahl ihre Hochzeit gehalten zu haben, und erleidet bald eine sonst in der Natur rare und seltne Verwandlung.

Bloß die unter der Haut sich einnistelnde Floß und die Cochenille folgen dieser Gewohnheit. Der hintere Theil des Körpers (Abdomen) fängt bald an sich zu einem so ungeheuren Umfange auszudehnen, daß er bei einem alten Weibchen tausendmal größer seyn kann, als der übrige Körper. Es bekömmt alsdann eine länglichte Gestalt, und wird mit unzähligen Eiern angefüllt, welche mit ausserordentlicher Geschwindigkeit abgehen d). Diese Eier werden augenblicklich durch die zahlreichen Diener des Weibchens, die Arbeiter, in nahe liegende Kammern gebracht, wo sie ausgebrütet und aufgebracht werden, um nachdem endlich an den Geschäften des Ganzen Theil zu nehmen.

Alle Arten von diesem Geschlecht scheinen nicht einerlei Bautalent zu haben. Sie bauen nicht alle mit derselben Ordnung; vermuthlich ist sie für einige von ihnen zu umständlich.

c) Termes bellicosus, Smeathman.

d) Smeathman zählte 60 in einer Minute.

Einige bauen in die höchsten Bäume, andere tief in die Erde und noch andere oben auf derselben. Die Gebäude haben daher auch nach ungleichen Arten ein verschiedenes Ansehen, entweder kugelförmig, oder wie ein Pfeiler, andere wie große Höhen, umgeben mit Pyramiden oder Thürmen.

Auch die Baumaterialien sind ungleich. schwarzer Thon, rothe Erde, Holzpartikeln, die sie mit gummigen und zähen Holzsäften zusammenfügen. Diese Substanzen werden im Maule des Thiers bearbeitet, und mit einer aus seinem Körper hervorgehenden Feuchtigkeit zusammengeklebt, und machen eine harte Masse aus, welche sie inwendig auf eine mehr oder weniger künstliche Weise bilden.

Sie sind als die gefährlichsten Nachbarn anzusehn, welche in kurzer Zeit alles, was sie im Hause kriegen können, so wie das Haus selbst, verzehren e).

Bei diesem verheerenden Vornehmen brauchen sie gleichwohl die größte Vorsicht. Vom Fundament des bewohnten Hauses steigen sie unter bedeckten Gängen, welche sie selbst von gesammeltem Lehm, Erde oder Holzmaterie formiren, oben auf die Balken hinauf, und fressen sich unter ihrem Schutze längs den Fibern des Holzes bis zum First des Hauses, lassen aber immer die Oberfläche unbeschädigt, damit sie, ohne entdeckt zu werden, ihre Streifereien ungehindert fortsetzen können. Auf die Art bauen sie oft ihre Nester oben auf den Dächern. Plötzlich findet man Balken und Riegel so verzehrt, daß sie nur durch einen geringen Stoß umfallen oder abgebrochen werden.

Auch abgestorbene oder absterbende Bäume in Wäldern, zu denen sie ihre Minen führen, verzehren sie inwendig ganz, durchbohren aber die Borke nicht. Doch machen sie sich an keine junge Bäume; sondern es ist klar, daß diese Raubthiere auch dazu bestimmt sind, die Auflösung solcher Gewächse, deren Lebensdauer bereits verstrichen, und die sonst durch ein langsames Absterben der Oberfläche der Erde nachtheilig werden würden, zu beschleunigen.

Daß sie sich auf eine so behende Weise zu bedecken wissen (denn sie sind selten am Tage sichtbar, ausser wenn sie geflügelt herumschwärmen), scheint für die Erhaltung des Geschlechts eine besondere Vorsicht zu seyn.

Die

e) Vergl. Drury's Illustrations of natural history. Vol. III. Lond. 1782. 4. Mackintosh's Travels in Europe, Africa and Asia. London 1782. 8. Vol. I. p. 284. Uebers. Leipz. 1785. 8. Th. I. S. 208.

Blumhof.

Die mancherlei Arten von Ameisen, womit die warmen Klimate überhäuft sind, sind ihre abgesagten Feinde. Sie bringen die Termiten ohne Schonung um. Und ausser diesen werden sie noch von zahlreichen Eidechsen, Vögeln und mehreren Insekten, welche an ihnen eine vorzügliche Nahrung finden, eben so von gewissen Völkerschaften in Afrika sowohl als in Ostindien, verfolgt. Je zahlreicher sich ein Geschlecht in der Natur findet, desto mehrere Mittel sind verordnet, um seine Ueberlegenheit zu verhindern f).

Man findet auch in den Haufen zuweilen eine große Anzahl mit noch unvollkommnen oder unentwickelten Flügeln. Diese haben gewöhnlich eine bleichere Farbe.

Was die Arbeiter und Soldaten anbetrift, so zweifle ich sehr, ob sie einmal eine Verwandlung erleiden, so wie die Neutri bei den Bienen und Ameisen g).

Die ungleiche Farbe, welche die Flügel der geflügelten Holztermiten haben, so wie auch der ganze entweder bleichweiße oder schwärzliche Körper, dürfte von Alter und Geschlecht herrühren. In ihren Theilen habe ich keinen Unterschied finden können.

Unter den dem westindischen Geschlecht zugehörigen Arten habe ich keine mit den sowohl von de Geer h), als König und Smeathman gezeichneten hervorstehenden Kinnladen gefunden, sondern statt dessen die zuletzt unter den Namen der Soldaten be-

f) Die hier folgende systematische lateinische Beschreibung von Termes arborum lasse ich weg, weil ich wohl voraussetzen darf, daß den wenigsten Lesern damit gedient seyn würde.

Blumhof.

g) Smeathman glaubt hingegen, daß sie wirklich verwandelt werden, aber ohne hinlängliche Gründe. Er sagt: Sein Soldat von Termes bellicosus sey eine Stuffe seiner Vollkommenheit näher, indem er größer als die Arbeiter sey. Der meinige hingegen ist kleiner, müßte also nach seiner Meinung ein minder vollkommnes Insekt seyn, welches sich selbst widerlegt. Der Unterschied der Arten scheint auch nicht gegen die Natur zu streiten. Man kann ja an den Eiern der Bienen und Ameisen, Sexus und Neutri, wieder erkennen.

h) Mem. des Insect. Vol. VII. p. 51. 7. 37. Weil aber der Autor seine Specimina von Surinam durch Solander erhalten hatte, so giebt mir dieses Anlaß zu glauben, daß sich unter den westindischen Breiten mehrere Arten finden.

beschriebene Art, welche sich durch ihren nach vorn herausstehenden spitzigen hornartigen Rüssel deutlich von den übrigen unterscheidet. König hat ebenfalls eine solche gezeichnet, aber unter den Namen einer besondern Art oder Termes monocéros i).

Smeathmans Abbildung eines sogenannten Soldaten vom Termes arborum k) scheint auch meine Behauptung zu bestätigen, aber die Undeutlichkeit derselben, nebst seinem Stillschweigen bei der kurzen Beschreibung dieser Art, macht, daß ich ihn nicht mit Sicherheit anführen kann. — —

In Westindien nimt man die vollen Nester dieser Termiten aus, um junge Gänse und Enten damit zu füttern, welche sehr begierig darnach sind, aber man muß bemerken, daß sie mit besonderer und vermuthlich ihnen angebohrner Genauigkeit alle die kleinen schwarzköpfigen Soldaten vermeiden, deren Genuß ihnen sonst das Leben kosten würde; besonders sollen sie sich in den Eingeweiden derselben befestigen. Diese kennen auch die Neger und können sie so wie die Weibchen unterscheiden, denn sie sagen, daß sie viel seltner sind, als die übrigen.

In den innern Höhlen der Nester der Holztermiten trift man zuweilen die sogenannte zweiköpfige oder Silberschlange (Anguis Lumbricalis L.) an, welche vermuthlich mit ihrer Gesellschaft in besserm Einverständniß lebt, als gewöhnliche Schlangen in Ameisenhaufen l).

i) Beschäft. der Berl. Gesellsch. Naturf. Freunde a. a. O. Th. I. S. 2.

k) Phil. Transact. l. c. Tab. X. Fig 24.

l) Herr Hofrath Blumenbach in Göttingen hat in seinen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, 1tes Heft, Göttingen 1796. 8. Tab. 9. eine Zeichnung vom Termes fatalis, und Tab. 10. eine Abbildung des Gebäudes der Termiten aus Guinea nach dem 71ten Bande der Philos. Transact. geliefert. Herr Swartz redet hier eigentlich von den westindischen Termiten, welche er nach Smeathman Termes arborum (Holztermiten) nennt, und welche sonst noch nirgends beschrieben und abgebildet sind.

Blumhof.

Bes

Bemerkung über einen wenig bemerkten Uebelstand beim Wärmen am geheizten Ofen.

Vom Herrn Doctor G. J. F. Möldeke, praktischen Arzt in Oldenburg.

So viel Gutes auch mit Recht von jener wohlthätigen Erfindung zu rühmen ist, durch welche die despotische Strenge des Winters gemildert, Familien zur intimen Geselligkeit näher gerückt, und jedem Theilnehmer ein erhöhtes Gefühl von Behaglichkeit mitgetheilt wird: so werden doch von der andern Seite alle diese trefflichen Wirkungen durch die nachtheiligen Einflüsse, welche dieselbe Erfindung auf die Gesundheit äußert, wenn nicht überwogen, doch reichlich aufgewogen. Allein, wenn auch schon das Verzeichniß der Nachtheile bei weitem das der Vorzüge jener Erwärmungsanstalt übersteigt, so möchte doch ein großer Theil von ersteren wohl auf Rechnung eines unvorsichtigen Gebrauches derselben gehören, und letztere sich nur um so mehr bewähren.

Keineswegs aber sind gegenwärtige Bemerkungen dahin gemeinet, dem Sammelplatz und Brennpunkt so mancher Winterfreuden seine Gönner zu entziehen; denn ich selbst gehörte längst zur Zahl seiner aufrichtigen Verehrer und Anhänger; sondern einzig und allein bestimmt, behutsamen und deswegen heilsamen Gebrauch zu lehren.

Jedermann kennt die unangenehmen Empfindungen, welche ein rascher Uebergang aus einer niedern in eine hohe Temperatur der Luft hervorbringt. Der ganze Körper verräth durch seine veränderte Physiognomie, wie heftig alsdann das System der Adern und selbst der Nerven afficirt wird. Dieselben Gefäße, in welchen der Frost mit Gewalt das Blut nach dem Mittelpunkt des Körpers zurückdrückte, werden durch plötzliche Erwärmung genöthigt, ihre Blutmasse nach dem Umfange desselben, und sogar in solche hinein zu treiben, welche ganz andere Säfte zu führen bestimmt sind. Wenn dort (beim Uebergange aus Wärme in Kälte) Gefahr des Todes von innerer Blutanhäufung und Stockung ist, so findet hier (beim Uebergange aus Kälte in Wärme) dieselbe aus innerer Blutentleerung (kenoangia interna) und peripherischem Andrang Statt; in welchem letztern Falle das Nervensystem wahrscheinlich eine bedeutendere Rolle als im ersten spielt. Es ist daher leicht einzusehen, daß ein solcher Wechsel der allgemeinen Naturatmosphäre gegen die der Kunst der im schlimmsten Falle schleunigen Tod zur Folge hat, im gelindern nicht ohne

ohne manche, der Gesundheit nachtheilige Folgen seyn werde. Ich darf hier nur an die äusserst lästige Winterkrankheit, die Frostbeulen, erinnern, welche, so wie manches andere Uebel, eher abzuwenden a), als zu heilen b) ist.

Daß diese durch ein unvorsichtiges Wärmen am geheitzten Ofen ausgebrütet werden, ist eine bekannte Erfahrung. Weniger bekannt aber, oder doch weniger benutzt, mögte die von mir mehrere Male gemachte Beobachtung seyn, daß allein aus dieser Quelle manche quälende Hämorrhoidal-Beschwerden ihren Ursprung haben. Ich sage: manche. Denn bei weitem die **mehrsten** fließen aus den zur Winterzeit reichlichern und substanziellern Genüssen aller Art. Dagegen aber sind mir Kranke vorgekommen, bei denen durchaus kein Luxus Zutritt fand; die gleichwohl mehr im Winter als im Sommer von Hämorrhoiden litten. Unter solchen Umständen beargwöhnte ich bald als Hauptquelle des Uebels eine verkehrte Methode sich am geheitzten Ofen zu wärmen. Die Gründlichkeit dieses Argwohns zeigte nicht lange nachher die darauf berechnete, glückliche Behandlung, welcher das Uebel wich.

Ein großer Theil Menschen, welche sich der Winterluft ausgesetzt haben, kommen nicht so bald in erwärmte Stuben, als sie auch schnurstracks dem Ofen zueilen, den Rücken an seine glühende Fläche stellen, und dessen erwärmenden Einflüssen am meisten diejenigen Theile, oftmal mit zurückgeschlagenen Rockschößen, aussetzen, welche der Hauptsitz der güldenen Ader sind. Die Wirkungsart einer solchen, mehr Männern als Weibern eigenen, Unart ist aus der Angewohnheit erklärt sich aus dem oben gesagten von selbst.

Ich füge nur noch den Wunsch hinzu, daß die Leser dieser Blätter, wenn ihnen die Sorge für ihre Gesundheit am Herzen liegt, obigen Wink beherzigen, und durch dessen Befolgung sich vor einer Quelle vieler Beschwerden hüten, oder, wäre sie schon entstanden, dieselbe verstopfen mögen. Denn bei verminderter Krankheitsgefahr verliert auch der strengste Winter nicht **wenig** von seinen übrigen Schrecknissen.

a) Als ein sehr gutes Mittel zur Verhütung des Frostes in Händen und Füßen hat sich mir das Waschen dieser Theile mit einer Auflösung von rohem Alaun in fließendem Wasser empfohlen. Man nehme von jenem 2 Quentchen zu einem Pfunde von letzterm, und setze das Waschen damit Morgens und Abends mehrere Wochen hindurch fort, mit Vermeidung alles Warmwaschens besagter Theile.

b) Vor allen andern Mitteln hat mir zur Heilung der Frostbeulen und Hautschrunden die neapolitanische Salbe, zumal mit etwas Rö di versetzt, ausgezeichnete Dienste gethan. Ich lasse jeden Abend einer Wallnuß groß, am Feuer flüssig gemacht, einreiben, die kranken Theile mit Wollentuch bedecken, und sie am Morgen mit lauwarmen Seifenwasser reinigen.

Hannöverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 29ten December 1800.

Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1799. bis 1800.

Bei dem gegenwärtigen, pflichtmäßigen und feierlichen Rückblick auf ein zurückgelegtes Jahrhundert, danket nicht nur der Angesehene und Reiche, sondern auch der Geringe und Arme im Volke der allgütigen Vorsehung für ihren mannigfaltigen Segen, womit sie unser Vaterland beglückt hat

Schon aus den frühesten Zeiten der hiesigen Stadt, sind noch bis auf den heutigen Tag Stiftungen und Denkmäler vorhanden, die wie sie das alte Daseyn der Stadt, also auch die Wohlthätigkeit und Milde unserer Vorfahren beweisen, und die Nachkommen zu gleich edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen aufmuntern müßten, wenn nicht Milde gegen den Dürftigen, ein bleibender und herrschender Zug in dem Charakter der Hannoverischen Bürger wäre, wenn nicht bei jeder Gelegenheit, wo ihre Mildthätigkeit mit der an auswärtigen Orten in Einem Gegenstande zusammentrift, die hiesige so auszeichnend und ehrenvoll auswärtige überträfe.

Die allgemeine Stimme der Unterthanen in unserm geliebten Vaterlande preiset den Allherrscher, der ihm in dem vergangenen Jahrhunderte drei wahrhaft väterlich gesinnte Regenten gab, und durch deren weise, gerechte und milde Regierung unser Land so vorzüglich beglückte. Wie sehr hat nicht auch insonderheit der Arme im Volk Ursache, in diesen Dank einzustimmen? Denn durch Ihre weisen Gesetze wurde der angebohrnen Milde des Hannoveraners für den Dürftigen eine wahrhaft zweckmäßige, weise Richtung gegeben. Wie viel haben wir insonderheit in dieser Hinsicht der Weisheit und Landesväterlichen Gnade unsers jetzt regierenden Allergnädigsten Königs und Herrn Majestät und unserer hohen Landesregierung zu verdanken. Die Verwendung bereits älterer, die Anlage neuer wohlthätiger Stiftungen zur Erziehung und Bildung der Kinder armer Aeltern, zu künftigen guten Bürgern der Erde und des Himmels, giebt unserm Zeitalter und unserm Vaterlande einen so bedeutenden Vorzug vor der Vorzeit und dem Auslande, den auch noch der späteste Enkel innigst verehren wird.

Hiezu kommen noch die ausserordentlichen allerhuldreichsten Verwilligungen, womit in der neuesten Zeit die hiesigen Armenanstalten beglückt sind.

Seit dem Jahre 1797 haben unsers allergnädigsten Königs und Herrn Majestät auf den Antrag hiesiger hohen Königl. Churfürstl. Landesregierung geruhet, ausser dem, aus allerhöchst Ihro hiesigen Cassen bereits vorhin erfolgenden beträchtlichen jährlichen Beitrage, annoch vorerst auf sechs Jahre lang

eine Beisteuer von jährlich 500 Thaler allerhuldreichst zu bewilligen.

Die hochlöbliche Calenbergische Landschaft hat den bisherigen Quartalbeitrag zur hiesigen Armencasse von 40 auf 50 Thaler erhöht.

Nach dem, unter Sr Königl. Majestät unmittelbarer, allerhöchsten Genehmigung, von hoher Königl. Churfürstl. Landesregierung festgesetzten Regulativ, soll das Schulgeld für die Kinder der dürftigen Einwohner beider Städte aus ihren geistlichen Aerarien, von jeder, für ihre armen Einwohner, zu ihrem Theil, in Zukunft gestanden werden. Da, nach der Landesherrlichen Armenordnung d. d. Hannover den 6ten Dec. 1702 (in den Calenbergischen Landes-Ordnungen Theil I. Seite 951 u. 52) bei einem jedem Einwohner auch Hausgenossen zur Versorgung der Armen wöchentlich gesammelt werden, und die Sammler nicht allein die herrschaftlichen Eingedrungen, Bürger und Hausesitzende Leute um solche Allmosen ansprechen sollen; sondern auch bei den einquartierten Officieren und denjenigen, die sich bei einem und andern eingemiethet, auch insonderheit in den Wirthshäusern bei den Fremden und Durchreisenden sich desfalls zu melden angewiesen sind; so ist von hoher Königl. Churfürstl. Landesregierung das hiesige Publikum, durch ein gedrucktes Avertissement, an verhältnißmäßige Bewilligung und Vermehrung der bisherigen freiwilligen Beiträge im Jahre 1797. erinnert.

Die gegenwärtigen menschenfreundlichen Herren Aerzte, welche die unentgeldliche Medicinalpflege besorgen, bemühen sich rühmlichst, durch Verordnung möglichst einfacher Arzneimittel die Möglichkeit der Erweiterung der so wohlthätigen Armenmedicinalpflege zu erleichtern, wozu von den hiesigen drei Apotheken durch die möglichst billigen Preise alle thunliche, rühmliche Beförderung dermalen geleistet wird.

Der überzeugendste Beweis davon ist die Vergleichung der Kranken Anzahl des letzteren Rechnungsjahrs

1180 Personen

mit dem Kostenertrage für Arznei und chirurgische Hülfe

1674 Thl. 3 mgr 4 pf. Cass. M.

In dieser Hinsicht hat sich auch im abgewichenen Jahre der hiesige Hr. Doct. Nolte, dermalen der älteste unserer Armenärzte bei der unentgeldlichen Medicinalpflege, durch die Herausgabe einer Armenapotheke zum Gebrauch bei den hiesigen Armenanstalten verdient gemacht, welche Schrift unter gnädiger Genehmigung hoher Königl. Landesregierung herausgekommen ist, und vielen Abgang findet.

Eine wohlthätige Gesellschaft hat im verflossenen Jahre wieder, wie in dem vorhergehenden, der dürftigen Classe hiesiger Einwohner auf Alt- und Neustadt, darin sich menschenfreundlich angenommen, daß überhaupt über 40 Personen, und darunter 16 von den unter unserer nähern Obhut stehenden Registerarmen, in Hinsicht des Unterhalts, Quartiers und Zuhrlohns bei dem Linder Schwefelbade frei gehalten worden sind.

Für dieses alles sey den Wohlthätern der Armen der herzlichste Dank geweiht.

Bei diesen neuen rührenden Beweisen der Allerhöchsten Landesväterlichen Hulde, der hohen Vorsorge Königl. Churfürstl. Landesregierung und menschenfreundlicher Milde unserer vermögenden Mitbürger, dürfen wir, unter dem Göttlichen Beistande hoffen, die seit dem Jahre 1799. eingetretene ansehnliche Erweiterung der Armenpflege nicht wieder einschränken zu müssen, sondern fernerhin bestreiten zu können.

Uebrigens wird bei dem hiesigen Armenwesen nach folgenden Grundsätzen gehandelt:

Diejenigen, welche sich auf eine beglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde; sei-

nem der hiesigen Armen wird eine höhere Unterstützung als 2 Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget. Dagegen wird den Kranken freie Cur und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher, auch Kleidung, sobald sie zur Schule gehen. Wem es an Arbeit fehlt, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet; nothdürftige Reisende bekommen, da die Strassenbettelei nicht geduldet wird *), eine nothdürftige Gabe von den Armenanstalten, zur Fortsetzung ihrer Reise. Rechnet man hiezu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779 angelegten Arbeits- und Erziehungshauses, worin bereits 1085 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zur Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Belang dadurch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der ganzen Stadt angeordneten Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtigt wird, und die allgemeine Armenmedicinal- und chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwand für Arzneien, zum Besten dürftiger Kranken dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den sieben Districten der Stadt, in welche man diese unentgeldliche Arzneipflege vertheilt hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und eben dadurch, die Wohlfahrt des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armuth vorzüglich zwo der ganz besondern Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirection bedürfen, nemlich die Classe der Kranken und die der unerzogenen Kinder, weil diese beide die Hülflosesten und Hülfe-

*) Um das sogenannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungszettel an den Thoren, von dem wachthabenden Unterofficier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Passe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bei ihrer Abreise, an dem Thore, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungszettel für Handwerker:

Vorzeigter dieses von gebürtig, und von Profession ein ist dato zum Thore hereinpassirt, und denselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bei harter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brodt enthalte, nirgends anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach 5 Uhr, von Ostern bis Michaelis nach 6 Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder weg zu begeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen in dem Thore, wo er herauspassiret, wieder zurück und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bei Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf den Straßen sind unter der Aufsicht des Armenobervogts und dessen Gehülfen Armenvögte nach bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Bettelei und Einführung der dabei betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 210 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armencasse den Unterbedienten, ausser ihrem übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armendirection zum Verhör und Bestrafungsverfügung sistiret, und in der Wohnung des Armendirectoriums ist von Morgens 6 bis Abends 10 Uhr ein Armenvogt gegenwärtig, um die in einem Privathause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

sebedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Arzneikosten

Im Jahre 1795. – 1344 Thl. 8 mgr. 6 pf.
= = 1796. – 1344 = 8 = 6 =
= = 1797. – 1036 = 20 = 4 =
= = 1798. – 1335 = 24 = 5 =
= = 1799. – 1593 = 4 = – =
= = 1800. – 1674 = 3 = 4 =

und die

a) der Alimentation armer Kinder unter 2 Jahr alt:

Im Jahre 1795. — 180 Thl. 6 mgr.
= = 1796. — 131 = 9 =
= = 1797. — 84 = 18 =
= = 1798. — 40 = 12 =
= = 1799. — 51 = 15 =
= = 1800. — 49 = 24 =

b) so wie der nothdürftigen Kleidung sämmtlicher armer Kinder bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre 1795. – 665 Thl. 27 mgr. 1 pf.
= = 1796. – 798 = 13 = 7 =
= = 1797. – 699 = 30 = 3 =
= = 1798. – 794 = 2 = 4 =
= = 1799. – 871 = 22 = 3 =
= = 1800. – 1066 = 25 = 7 =

Durch diese letztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflege-Aeltern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Die Einrichtung der hiesigen wöchentlichen Sammlung auf Bücher ist diese: die ganze Stadt Hannover, Alt- und Neustadt, ist in 92 Districte von 15 bis 20 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilt. Ein jeder District sammelt unter sich, statt der monatlichen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünscht, daß so, wie in andern großen Städten, es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth, selbst besorgt werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimmt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quittirt. Ein jeder, sowohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben. Der Ertrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre 1783. – 6633 Thl. 24 mgr. – pf.
= = 1784. – 6675 = 21 = – =
= = 1785. – 6137 = 14 = 3 =
= = 1786. – 5990 = 5 = 7 =
= = 1787. – 5895 = 23 = 7 =
= = 1788. – 5449 = 18 = 4 =
= = 1789. – 5300 = 5 = 3 =
= = 1790. – 4978 = 17 = 1 =
= = 1791. – 4921 = 13 = 1 =
= = 1792. – 4781 = 8 = 2 =
= = 1793. – 4681 = 9 = 7 =
= = 1794. – 4420 = 16 = – =
= = 1795. – 4189 = 6 = 1 =
= = 1796. – 4341 = 25 = 3 =
= = 1797. – 4663 = 29 = – =
= = 1798. – 4808 = 22 = 4 =
= = 1799. – 4872 = 9 = – =
= = 1800. – 4628 = 15 = 7 =

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn, welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit nähere Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Hauptarmencasse von Michaelis 1799. bis 1800. beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannove
mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) " Hofjuwelirer Wilhelmi.
3) " Registrator Prieser.
4) " Goldarbeiter Hinrichs.
5) " Kaufmann Paxmann, jun.
6) " " Detert.
7) " " Prieser.
8) " Gerichtschr. Stoffregen.
9) " Materialieninspector Borchers.
10) " Senator Schmidt
11) " Bürgercorporal Schick.
12) " Buchbinder Liebermann.
13) " Hofgürtler Bökeler.
14) " Bürgercorporal Masch
15) " " Buchholz.
16) " Schneideramtsmeister Marxhausen.

Röbelingerstraße.

1) Hr. Chirurgus Schnath
2) " Maueramtsvorsteher Schilling.
3) " Bürgercorporal Schnäbel.
4) " Hokenamtsvorsteher Stolze jun.
5) " Krameramtsvorsteher Schädler.
6) " Bürgercorporal Mezler.
7) " Gürtler Bökeler, jun.
8) " Bürgercorporal Voß.
9) " Schusteramtsmeister Greve.
10) " Diaconus Paxmann, sen.
11) " Knochenhauer Ernst.
12) " Schusteramtsmeister Albrecht.
13) " Ausmeister Hunstock.
14) " Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) " Tischler Rotermund.
16) " Uhrmacher Sebaum.
17) " Klempner Just jun.

Marktstraße.

1) Hr. Senator Schär.
2) " Bürgercorporal Strübel.
3) " Kaufmann Stalemann.
4) " Diaconus Seger.
5) " Brauer Hornemann.
6) " Kaufmann Hildebrand.
7) " Schneider Grobe.
8) " Schusteramtsmeister Beckmann.
9) " Stadtchirurgus Mohrmann.
10) " Registrator Meyer.

Aegidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Ifland.
2) " Soltmann.
3) " Bürgercorporal Jüchling.
4) " Tischler Frischgesell.
5) " Büchsenschäfter Reiß.

Osterstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Stolze.
2) " Hufschmidt Manngold.
3) " Brauknecht Warneke.
4) " " Schmidt
5) " Sattleramtsvorsteher Marten.
6) " Maurergeselle Meyer.
7) " Schneider Buchten.
8) " Braumeister Lampe.
9) " Kramer Wolters.
10) " Bürgercorporal Ahrens.
11) " Senator Wedekind.
12) " Zimmergeselle Ahrens.
13) " Diaconus Droste.
14) " Hokenamtsgenosse Hofmann.
15) " Hofkupferschmidt Krüger.
16) " Brauerwalter Bode.
17) " Brauergildevorsteher Wägener.

B. In der Neustadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Hasse.
2) " Zinngießer Taberger.
3) " Hofschuhmacher Wetzig.
4) " Knochenhauer Walter.

Wallstraße.

1) Hr. Schusteramtsmeister Seegers.
2) " Bürgercorporal Griese.

Bockstraße.

1) Hr. Kaufmann Tacke.
2) " Bürger Wynecke.

Bergstraße.

1) Hr. Schneideramtsmeister Bertram.
2) " Goldschmiedeamtsvorsteher Eckard.

Backerstraße.

1) Hr. Diaconus Meyer.
2) " Kaufmann Hormann.
3) " Hokenamtsvorsteher Mensing.
4) Hr. Senator Hätzel.
5) " Gastwirth Wolperding.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) " Kaufmann Bünning.
3) " Stadtchirurgus Hischbeck.

Brandstraße.

1) Hr. Hofbauschmidt Otten.
2) " Hofofensetzer Lüders.
3) " Schmidt Seelmeyer.
4) " Registerschreiber Hause.
5) " Böttcher Hormann.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Zeugschmidt Pelz.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Hildebrand.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekind.

Bi- über Einnahme der Hannöverischen Armencasse,

Einnahme.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Ueberschuß von vorigem Jahre —	885	13	4
II. Einkünfte:			
1) aus Cassen,			
A. Seiner Königl. Majestät,			
1. aus der Rentcammer, — —	600	—	—
ausserordentlicher Zuschuß — —	400	—	—
2. aus der Klostercasse — —	600	—	—
ausserordentlicher Zuschuß — —	100	—	—
3. aus der Invalidencasse — —	240	—	—
4. = = Kriegscass — —	200	—	—
5. = = Licentstrafcasse — —	50	—	—
6. = = Hofküchstube wegen des Fürstenhofes —	52	—	—
B. Calenbergischer Landschaft — —	200	—	—
C. Cämmerei,			
a. der Altstadt — —	50	—	—
b. der Neustadt — — —	20	—	—
2) an eingegangenen Capitalien — —	143	12	—
3) an Zinsen — — —	365	11	3
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Landesherrlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmosenbüchern —	4628	15	7
B. in Kirchen —	761	1	1
C. aus Büchsen in Jahrmärkten, Wirthshäusern und sonst — — —	36	16	3
D. beim großen Umgang der Armen Ostern und Michaelis *) — — —	276	5	3
5) an Hausmiethe — — —	57	18	—
6) an wiedererstattetem Schulgelde bürgerl. Kinder —	251	31	—
7) an wiedererstatteten Auslagen für Bücher	49	27	7
8) Insgemein, aus einzelnen milden Zuflüssen, und verwechselter schlechter Silber- und Kupfermünze —	178	7	2
9) an Restanten — —	44	28	6
Summa der Einnahme —	10190	8	4
Hievon die nebenseitige Ausgabe ab mit —	9817	13	5
Ist in diesem Jahre Ueberschuß —	372	30	7

*) Dieses Jahr ist nur ein Umgang zu berechnen, weil der zweite nach Michaelis gefallen.

lance
und Ausgabe
von Michaelis 1799. bis dahin 1800.

Ausgabe.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre — —	—	—	—
II. Austheilungen an Arme; welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen			
1) an einheimische:			
a. im Civil, an 301 Personen —	2723	20	—
b. im Militair, an 71 Personen — —	686	12	—
2) an Durchreisende — — —	163	7	4
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus — —	507	35	6
2) zu Verpflegung und Erziehung 91 armer Kinder —	742	24	—
3) Schulgeld für 292 arme Kinder — —	319	33	—
4) für Kleidung — — —	1066	25	7
5) = Bücher — — —	53	20	2
6) = Arznei und chirurgische Hülfe, 1180 Personen —	1674	3	4
7) Begräbnißkosten —	36	3	—
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 210 Bettler, und Belohnungen der Armenvögte, die sie eingeführt haben —	114	22	4
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armenanstalt:			
1) Besoldung:			
a. für fünf Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungsofficialen und 2 Armenbücheraufseher, —	648	—	—
b. für 2 Obervögte, 1 Pensionairobervogt und 10 Armenvögte —	696	—	—
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Träger der Büchsen beim halbjährigen großen Umgange der Armen, dieses Jahr für einen Umgang —	10	—	—
3) Copialien — — —	35	35	4
4) Schreibmaterialien — — —	20	21	—
5) Insgemein, worunter die aus den Kirchen und sonst bei der Armencasse eingegangene, jedoch nach der Absicht der Wohlthäter sofort an dürftige Personen wieder verabreichte milde Gaben, ausserdem auch die wegen der dem K. Armencollegio zustehenden beiden Häuser vorgefallenen Reparationskosten ꝛc. mit begriffen sind —	318	1	6
V. Belegtes Capital — —	—	—	—
Summa der Ausgabe —	9817	13	5

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen voriges Jahr.

In der Einnahme sind minus:

An Ueberschuß	—		67	Thl.	4 gr.	2 pf.
Aus der Hofküchstube	—		1	=	— =	— =
An eingegangenem Capital	—		790	=	— =	— =
= Zinsen	—	—	24	=	9 =	5 =
Aus den Almosenbächern		—	243	=	29 =	1 =
= dem Umgange	—	—	260	=	8 =	4 =
An Schulgelde	—	—	17	=	22 =	4 =
Für Bücher	—	—	2	=	20 =	5 =
Insgemein	—	—	109	=	25 =	— =
		Summa —	1516	Thl.	11 gr.	5 pf.

Dagegen sind plus:

An Sammlungen aus Kirchen —	13	Thl.	20	gr.	1 pf.
Aus Büchsen in Jahrmärkten ꝛc. —	10	=	24	=	7 =
An Hausmiethe —	11	=	18	=	=
	35	=	27	=	— =

Abgezogen, bleibt in der Einnahme minus — 1480 Thl. 20 gr. 5 pf.

In der Ausgabe sind minus:

Aus Arbeitshaus —	—	592	Thl.	— gr.	2 pf.
Schulgeld —	—	11	=	25 =	— =
Für Bücher —	—	34	=	32 =	2 =
= Unterhaltung der Bettler —		4	=	24 =	— =
= Büchsenträger —	—	10	=	— =	— =
= Copialien —	—	34	=	33 =	4 =
= Schreibmaterialien —		10	=	16 =	2 =
Belegtes Capital —	—	933	=	12 =	— =
	Summa —	1631	Thl.	35 gr.	2 pf.

Dagegen sind plus:

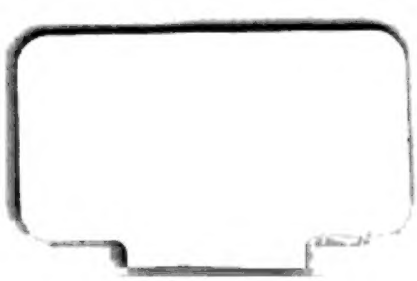
An Civilarme —	146	Thl.	31	gr.	4 pf.
An Militairarme	57	=	30	=	— =
= Durchreisende	41	=	24	=	— =
Für Verpflegung armer Kinder —	134	=	—	=	— =
Für Kleidung —	105	=	3	=	4 =
= Arznei und chirurgische Hülfe	80	=	35	=	4 =
Begräbnißkosten —	2	=	18	=	— =
Insgemein —	24	=	34	=	6 =
	663	=	38	=	2 =

Nach der Vergleichung bleibt minus Ausgabe — 968 Thl. 2 gr. — pf.

Das Minus der Ausgabe von dem Minus der Einnahme abgezogen, bleibt minus Einnahme — 512 Thl. 18 gr. 5 pf.

Digitized by Google

Digitized by Google



Forrestal
ANNEX
Fall, 1984

Digitized by Google

Digitized by Google